Thomas und Karl August West's
Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Erste Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

BIBLIOTECA
DE LA
UNIVERSIDAD

Bilder aus dem Leben.

Von

Thomas und Karl August West.

Erster Theil.

Vorwort.

Oeffentliche Blätter haben eine Sammlung der zum Theil noch ungedruckten Schriften von West angekündigt, ohne zu bemerken, daß der Schriftsteller, welcher sich dieses Namens bedient, eine Art von Doppelgänger ist, und bald Thomas bald Karl August West genannt wird. Thomas West, der ehemahlige Aktuar der stillen Gesellschaft, — eines humoristischen Vereins, dessen sich einige Leser aus der Zeit des Sonntagsblattes vielleicht noch erinnern, — ist seit achtzehn bis zwanzig Jahren nicht mehr öffentlich als Schriftsteller aufgetreten. Dieser Name bezeichnet übrigens einen Charakter, der in den nachfolgenden Le-

bensbildern und satyrischen Streifzügen als handelnde Person erscheint. Dagegen ist der Name Karl August West nicht mehr und nicht weniger, als eine gewöhnliche Schriftsteller-Etiquette, mit welcher der Verfasser seine neueren Druckschriften auf den Büchermarkt schickte, und die er auch bei seinen künftigen beibehalten wird.

Was die nachstehenden: Bilder aus dem Leben insbesondere betrifft, so sollte es kaum nöthig seyn zu bemerken, daß zwar der Stoff derselben aus der Beobachtung der wirklichen Welt genommen ist, daß man aber den Personen und Begebenheiten, welche darin geschildert sind, in der eigenen Geschichte und den Umgebungen des Verfassers vergebens nachspüren würde. Die Wahrheit, welche diese Lebensbilder etwa enthalten mögen, ist die allgemeine

der menſchlichen Natur; das Individuelle darin gehört der Dichtung an. Obwohl dieſe kleinen Gemälde hier nur zufällig an einander gereiht erſcheinen, wird man doch einen gewiſſen Zuſammenhang unter ihnen wahrnehmen. Es ſind Segmente aus dem Panoram des Lebens, wie ſich daſſelbe dem Auge des Verfaſſers in verſchiedenen Zeit- und Geſichtspunkten darſtellte. Eine andere gegenſeitige Beziehung wird man in der Form und dem Inhalte dieſer Lebensbilder und der, gleichzeitig erſcheinenden, Streifzüge des Verfaſſers bemerken. In den letzteren hat der Verfaſſer ſein Urtheil über die deutſche Literatur, die er ſeit dreißig Jahren aus dem Standpunkte eines unparteiiſchen Zuſchauers beobachtet, mit derſelben Unbefangenheit dargelegt, wie in den erſteren ſeine Anſichten des Weltlaufes. Dieſe beiden Abtheilungen ſei-

ner Schriften erklären und ergänzen ſich wechſelweiſe; daher er auch wünſcht, daß ſie als Theile Eines, wiewohl nur fragmentariſchen, Werkes betrachtet, und als ſolche geleſen und beurtheilt werden.

I.

Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte.

Eine Episode

aus dem Roman seines Lebens.

(1820.)

1.

»Die Achse hält den Weg noch zweimal aus,« schrie Paul, »macht nur den Riemen geschwind zurecht, daß wir fortkommen!« — »Ei, wenn Er's besser versteht,« brummte der Schmied, »meinetwegen!«

»Was gibt's denn, Paul?« sagte ich, aus der Kalesche zurückschend. — »Unnöthigen Aufenthalt,« erwiederte Paul: »der Schaden könnte längst ausgebessert, und wir schon auf der Station seyn, wenn der wunderliche Mann nicht so viele Bedenklichkeiten hätte.« — »Nun, nun, wir haben so große Eile nicht,« sagte ich, indem ich aus dem Schlage stieg; »mach' Er seine Sache fein ordentlich, Meister Schmied!« — »Das ist etwas anders!« hörte ich jetzt Paul brummen; »sonst währt dem Herrn gleich Alles zu lange.«

Ich ließ meinen Paul stehen, und ging in den Hof der Dorfschenke, wo ich ein hübsches, ziemlich wohlgekleidetes Mädchen mit der Wir-

thin sprechen sah. Das Mädchen trug einen kleinen Bündel unter dem Arme und schien ihren Weg, den sie dem Ansehen nach zu Fuße gemacht hatte, eben fortsetzen zu wollen. »In anderthalb Stunden,« hörte ich die Wirthin zu ihr sagen, »können Sie auf der Station seyn: ob Sie aber den Postwagen noch antreffen werden, weiß ich nicht; er geht gewöhnlich früher durch.« — Das Mädchen erwiederte einige Worte, die ich nicht verstehen konnte, und kehrte sich dann mit dem Gesichte gegen mich. Ich war überrascht, denn jetzt erst sah ich, wie schön sie war. Mehrere junge Leute, die sich an einem Seitentische bei schlechtem Weine lustig machten, schienen, nach ihrer Art, nicht weniger Wohlgefallen an dem Mädchen zu finden. Zwei von ihnen waren aufgestanden, und machten Miene, sich dem schönen Kinde zu nähern. Sie hatte es bemerkt, und suchte ihnen auszuweichen: aber die muthwilligen Bursche vertraten ihr den Weg, und Einer faßte sie ziemlich tölpisch an. Unwillig riß sie sich los, und verdoppelte ihre Schritte, um über den Hofraum zu kommen. Als sie an mir vorbei ging, sah ich Thränen in ihren großen blauen Augen; ihre Wangen

glühten: sie wandte das Gesicht hinweg, als schäme sie sich, einen Zeugen der ihr widerfahrenen Beleidigung zu haben. Unwillkührlich folgte ich der anziehenden Erscheinung, die durch das Thor an meinem Wagen vorbei eilend, meinen Blicken bald entschwand. Paul, als er sie gewahr wurde, stuhte und sah schalkhaft lächelnd nach mir um. »War's das? Ja, dann freilich!« hörte ich ihn murmeln, als ich ihm näher kam.

»Nun, ist der Wagen fertig?« fragte ich. — »Das geht so geschwind nicht, Herr! Aber der Meister macht es recht ordentlich.« — »Sieh, wo der Postillon ist,« erwiederte ich ernsthaft. Paul ging, mit drollig-bedenklichem Kopfschütteln. — Ich sah mich nach den zwei Burschen um, deren ungeschliffenes Betragen das schöne Mädchen erröthen gemacht, und mir, ohne ihr Verdienst und Wissen, einen so reizenden Anblick verschafft hatte. Sie waren zu ihrem Tische zurückgekehrt, und riefen lärmend die Wirthin. Nach kurzem Wortwechsel warfen sie Geld auf den Tisch, und taumelten an mir vorbei, denselben Weg einschlagend, auf dem sich das Mädchen entfernt hatte. Sie schienen ziemlich betrunken; ihre erhitzten Gesichter hatten einen

Ausdruck von Rohheit, der mir sehr widrig auffiel.

»Wo bleibt denn der Postillon?« rief ich meinem Paul entgegen, indem ich in die Kalesche stieg. — »Er kommt schon, Herr! und der Meister Schmied ist auch bald fertig, wie ich sehe. Wir holen die flinke Dirne schon noch ein.« — »Ich glaube, du träumst, Alter?« sagte ich: »aber mach fort! Hier ist Geld; und knickere mit dem Schwager nicht! Er soll fahren, wie recht ist.« — Es war angespannt. Paul schwang sich, mit etwas steifer Hastigkeit, auf den Siz des Postillons, und fort rollte der Wagen, in der Richtung hin, welche »das flinke Mädchen« und die zwei wilden Bursche genommen hatten.

2.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die untergehende Sonne übermalte den leichtbewölkten Himmel mit ihren schönsten Farben. Die fruchtbare Landschaft, von Hügeln und Thälern durchschnitten, ruhte, wie ihre Bewohner, von dem Geräusch und den Mühen des Tages. An beiden Seiten der Straße lagen, in ziemlicher

Ferne, einige Dörfer, zu denen die Heerden, und hin und wieder einzelne Arbeiter, zurückkehrten. Kein Fuhrwerk war auf der Straße zu sehen, kaum von Zeit zu Zeit ein Fußgänger. Wir fuhren eine Anhöhe hinauf, deren bewachsene Spitze der Anfang eines ziemlich beträchtlichen Waldes ist. Als wir die Höhe erreichten, und die Straße selbst durch das dichter werdende Gehölz bedeckt wurde, sah Paul etwas besorgt zurück. — »Fahr zu, Schwager!« rief ich, Pauls besorgtem Blicke gleichsam antwortend. Die Rosse liefen bergab, was sie konnten.

Jetzt lichtete sich das Gehölz; ein Theil der Straße wurde sichtbar. Mir däuchte, ich erblicke die Gestalt, die mein unruhiges Auge suchte: aber Baumgruppen deckten die flüchtige Erscheinung wieder. Bald schien mir, ich sähe die Gestalt noch einmal, nicht weit von uns, und die zwei rohen Gesellen hinter ihr. — »Sie sind's!« schrie Paul, als wir sie beinahe erreicht hatten. — Die Bursche mochten den Wagen bemerkt haben; sie blieben ein wenig zurück, desto rascher ging das Mädchen vorwärts. Ich rief dem Postillon zu, seine Pferde etwas anzuhalten, was ihm aber nicht sogleich gelang.

Als wir an dem Mädchen vorbeifuhren, schien sie mich und Paul zu erkennen; sie verdoppelte ihre Anstrengung, um uns nachzukommen. Da wendete sich der Weg, und ein Gebüsch verbarg sie uns auf's neue.

Plötzlich vernahmen wir einen Schrei hinter uns. Der Postillon hatte die Pferde eben zum Stillstehen gebracht. Ich sprang aus der Kalesche, und flog dem Orte des Angriffes zu, den mir ein wiederholtes Zuhülferufen bezeichnete. Als ich durch das Gebüsch gedrungen war, sah ich das Mädchen mit den zwei Buben ringen. Meinen Knotenstock in der Faust, stürzte ich auf die Elenden los. Sie wurden mich nicht gewahr, bis meine wiederholten Streiche sie aus ihrer brutalen Zerstreuung aufweckten. Die Schurken waren im Begriff, sich zur Wehre zu setzen, als ich sie plötzlich von einem panischen Schrecken überfallen, und entfliehen sah. Paul, mit meinen Pistolen bewaffnet, und der Postillon, waren mir zur Seite; drohend und lärmend setzten sie den Flüchtigen nach. Das Mädchen, jetzt erst seiner Rettung gewiß, warf sich in heftiger Bewegung an meinen Hals. Wie aufgelöst von Angst und Freude, lag sie einen

Augenblick in meinen Armen; aber schnell schien sie sich zu besinnen, und, indem sie, über und über erröthend, sich aus meiner Umarmung wand, drückte sie meine Hand an ihre glühenden Lippen.

Paul und der Postillon kamen lachend auf uns zu. Sie hatten die Flüchtlinge nicht erreichen können, und mußten sich begnügen, sie waldeinwärts verjagt zu haben. Das Mädchen ward nun erst ihren zerstörten Anzug gewahr; verschämt entfernte sie sich von uns, um ihn ein wenig zu ordnen, und ihren zerstreuten Bündel zu suchen, der etwa funfzig Schritte zurück am Wege lag. Paul sah ihr mit innigem Vergnügen nach, und der Postillon, dessen glotzende Augen der schlanken Gestalt gleichfalls nachstarrten, murmelte schmunzelnd: »Blitz! 's ist eine hübsche Dirne!« — »Ich dächte, Herr!« sagte Paul, »wir hingen dem lieben Kinde Ihren Staubmantel um; sie scheint sehr erhitzt, und könnte, bei dem kühlen Abend, sich im Fahren leicht erkälten.« — »Du meinst also, Paul —?« —, »Daß Sie das Mädchen nicht in Nacht und Wald schutzlos zurück lassen werden, wohl mein' ich das, oder ich müßte Herrn

Samuel Brink nicht mehr kennen. Ich will nur gleich vorausgehen, und den Staubmantel aus dem Magazin hervorsuchen.« — »Thu' das, guter Paul! und Du, Schwager, sieh zu deinen Pferden; ich komme gleich nach.« — »Heißa, Schwager!« rief Paul, ihn mit sich fortziehend, »jetzt gibt es eine lustige Fahrt und Extra-Trinkgeld!«

Ich ging dem Mädchen, das sich langsam näherte, einige Schritte entgegen und bot ihr meinen Arm. Sie hatte sich ziemlich gefaßt, und nahm meinen Antrag, sie auf die nächste Station zu führen, mit bescheidenem Danke an. Paul stand schon mit seinem Staubmantel da, als wir zu der Kalesche kamen, und nöthigte ihn meiner Begleiterin ohne Umstände auf. Dafür nahm er ihr das Bündelchen ab, und brachte es in dem Wagensitze unter. Von dem Postillon hörten wir jetzt zum großen Schrecken des Mädchens, daß die Diligence, auf welcher sie einen Platz nach der Hauptstadt hatte nehmen wollen, schon vor mehreren Stunden weiter gefahren sey; sie war um so mehr bestürzt darüber, weil sie ihren Koffer vorausgesendet hatte, und dieser, wie sie fürchtete, verloren seyn möch-

te. — »Das wird sich alles finden,« rief Paul in bester Laune; »wer weiß, Mamsellchen, wozu der kleine Unfall gut ist!« Hierauf hob er sie zierlich in den Schlag, und hüpfte selbst ganz behende auf den Kutscherbock. Der Postillon trieb seine Pferde an, und blies ein munteres Stückchen dazu.

3.

Der Vollmond stieg aus dem Waldesgrund empor, und erhob die Abenddämmerung zu einem zweifelhaften Tageslichte. Ich lehnte behaglich in meiner Wagenecke, aus der ich von Zeit zu Zeit einen Blick auf meine schöne Nachbarin warf, welcher ihr Staubmantel den Reiz einer drolligen Vermummung gab. Da ich darüber scherzte, sah sie sich flüchtig an und lachte sehr anmuthig ein paar Mal auf. Allmälig ward sie heiter und ziemlich gesprächig. Ich erfuhr nun, daß sie Margarethe Berger heiße, und die Tochter eines Forstbeamten auf den Gütern des Grafen von ** sey, wo sie bis in ihr vierzehntes Jahr eine recht glückliche Jugend verlebt habe. In diesem Alter habe sie ihren Vater, und, ein Jahr später auch ihre Mutter

verloren, ohne daß ihre Aeltern ihr einiges Vermögen hinterlassen hätten. Die Schwester ihrer Mutter, selbst Witwe eines herrschaftlichen Rentmeisters, habe sie dann zu sich genommen, und ihre Erziehung mit Liebe und Sorgfalt vollendet. Da jedoch ihre Tante selbst nur von einer geringen Pension gelebt, und mit den Verwandten ihres verstorbenen Mannes in Erbschaftsstreitigkeiten verwickelt worden, habe sie Gretchen, zu ihrem besseren Fortkommen, in einem anständigen Hause der Hauptstadt unterbringen wollen. In dieser Absicht habe die Tante vor vierzehn Tagen mit ihr die Reise nach der Residenz angetreten, sey aber auf halbem Wege in eine gefährliche Krankheit verfallen, und in dem nahen Landstädtchen, wo sie liegen geblieben, am siebenten Tage gestorben.

Ein Strom von Thränen unterbrach hier Gretchens Erzählung. Sie verbarg das Gesicht an der Seite des Wagens, und weinte eine Zeitlang heftig. »Verzeihen Sie, mein Herr!« sagte sie dann; »ich besitze die Kunst noch nicht, mich vor Fremden gehörig zu benehmen. Wiewohl eine vater- und mutterlose Waise, fand ich doch in dem Hause meiner Tante die müt-

terliche Nachsicht und Zärtlichkeit wieder; ich durfte weinen, und mich laut freuen: — unter fremden Menschen, weiß ich wohl, schickt sich das nicht.« — »Was ein so gutgeartetes Geschöpf empfindet,« sagte ich, indem ich Gretchens Hand ergriff, »darf es auch äußern. Und bin ich Ihnen denn fremd, liebes Kind? Mir sind Sie es nicht mehr.« — Mein Ton oder meine Worte mußten Gretchens Herz getroffen haben, denn sie sah mir mit ihren großen blauen Augen so mild und vertrauensvoll in's Gesicht, daß ich versucht war, das holde, hülfebedürfende Wesen an meine Brust zu drücken. Aber ich bezwang mich, indem ich sie fragte, warum sie nach dem Unglücke, das ihr begegnet, nicht in ihre Heimath zurückgekehrt sey, wo sie doch noch einige Bekannte haben müsse? — »Keine, die etwas für mich thun könnten oder wollten,« erwiederte Gretchen. »Die Verwandten meines Oheims kamen, auf die Nachricht von dem wahrscheinlichen Tode der Tante, in dem Städtchen an, wo diese krank geworden, und eben gestorben war. Sie ließen die Leiche schnell begraben, und legten Beschlag auf den Nachlaß der Verstorbenen. Mir wurden meine wenigen

Kleider und ein karges Reisegeld verabfolgt. Was blieb mir übrig, als nun allein den Weg nach der Residenz anzutreten, wo ich einige Hoffnung habe, in dem Hause aufgenommen zu werden, für das meine gute Tante mich bestimmt hatte?«

Ich fragte um den Namen der Familie, an welche sich Gretchen in der Residenz wenden wollte. Sie nannte mir eine Frau v. Reichard, Banquiers-Witwe, welche ich einige Mal gesehen, und von der ich viel Gutes gehört hatte. »Das Haus hat den besten Ruf,« sagte ich; »vielleicht, Gretchen, finden Sie da einen Theil dessen wieder, was Sie verloren haben. Ich will Sie in die Stadt bringen, liebes Kind; seyn Sie guten Muthes!« — Die lebhafteste Freude glänzte in Gretchens Augen; sie drückte fühlbar meine Hand, und war im Begriff, sie noch einmal gegen ihre Lippen zu führen. Das verwirrte mich; mit einiger Hast zog ich meine Hand zurück, so, daß Gretchen mich betroffen ansah. Ich glaube, ich ward roth; unwillkührlich schlug ich die Augen nieder. Zum Glücke fuhr der Wagen eben in das Posthaus, und Paul stand schon vor dem offenen Schlage. —

»Wir bleiben doch hier?« sagte er, indem er mir heraushalf. — »Ja, Paul; besorge ein abgesondertes Zimmer für Mamsell Berger.« — »Kommen Sie, Mamsellchen!« rief der Alte; »wir wollen uns gleich nach Ihrem Koffer umsehen.« — »Sie werden doch nicht böse, Herr,« setzte er leise mit einer Schalksmiene hinzu, »wenn auch ich ein wenig mit dem hübschen Mädchen charmire?« — »Geh, Narr!« sagte ich, ziemlich verdrießlich, daß der Alte meinen Empfindungen so nahe auf der Spur war.

Ich spazierte über den Hof zum Thor hinaus, um mich noch ein wenig im Freien zu ergehen. Es war inzwischen Nacht geworden. Der Arktur stand am nordwestlichen Himmel, im Zenith funkelte die Lyra, und ostwärts strahlte, wie zu ihr aufschwebend, der Adler. Aber vor mein Gemüth traten zwei milde Augensterne, und meine Blicke wandten sich, von dem Glanz der Himmelslichter, dem sanften Scheine des irdischen Gestirnes zu, das mir so unvermuthet aufgegangen war. »Wie steht es mit dir, Samuel?« sagte ich zu mir selbst. »Bist du nicht zu Jahren gekommen, und halb und halb ein Philosoph? Doch hier unten, wie dort oben,

wirkt die Natur nach ihren ewigen, einfachen Geſetzen. Die Bahn der Geſtirne altert nicht, eben ſo wenig der mächtige Trieb der Herzen. Was haben wir voraus mit unſerer Erfahrung und Weisheit, als die Fähigkeit, unſere Wünſche und Neigungen früher zu verſtehen, und — darüber zu lächeln? — Bedenke deine Jahre, Samuel! bedenke deine Jahre!« —

Als ich langſam gegen das Poſthaus zurückging, kam mir Paul daraus entgegen, um mir zu ſagen, daß Gretchen mit dem Eſſen auf mich warte. Sie wendete ſich mit großer Heiterkeit zu mir, da ich in's Zimmer trat. Ihr Anblick ergriff mich auf's neue. Das Herz ſchlug mir merklich; ich winkte Gretchen neben mir Platz zu nehmen, und ſetzte mich ſelbſt geſchwind, um meine Unruhe weniger auffallend zu machen. Das harmloſe Mädchen erzählte mir ſehr vergnügt, daß ſich ihr Koffer gefunden habe, was ihr beſonders ihrer Papiere wegen lieb ſey. Ueberhaupt ſprach ſie gern und lebhaft, auch von der Stadt, von deren Verhältniſſen ſie ziemlich unterrichtet ſchien, denn ihre Tante war dort geboren und erzogen worden. Ich hörte meiſt ſchweigend zu, während ich ziemlich eifrig

aß, und mich mehr und mehr in das Anſchauen der lieblichen Geſtalt vertiefte. Da ich abgeſpeiſt hatte, und Gretchen mich eine Weile ſtill ſitzen ſah, ſtand ſie auf, um ſich zu entfernen. — »Morgen um vier Uhr die Pferde, Paul!« fuhr ich endlich aus meiner Zerſtreuung auf. — Mit einem freundlichen: »gute Nacht, lieber Herr!« ſchlüpfte ſie aus der Thür. »Gute Nacht, Gretchen!« rief ich ihr nach.

»Bedenke deine Jahre, Samuel!« ſagte ich noch einmal zu mir ſelbſt, nachdem ich meinen Paul ſtumm verabſchiedet, und mich halb ausgekleidet auf das Bett geworfen hatte, worin endlich der Schlaf meinen umherſchwärmenden Gedanken ein Ziel ſetzte.

4.

»Wie viel iſt die Uhr, Paul?« fragte ich, indem ich aus dem Bette ſprang, ſo leicht wie ein Fahnenjunker, der die erſte Parade beziehen ſoll. — »Gleich ſechs, Herr!« ſagte Paul. — »Was?« rief ich. »Und warum haſt du mich nicht um vier Uhr geweckt, wie ich dir befahl?« — »Ei, Herr!« erwiederte Paul, »Sie ſchliefen ſo wunderfeſt, daß ich Sie noch vor einer Stunde

nicht wecken mochte, wo ich schon zum zweiten Male hereinkam.« — »Ich glaube, Du treibst deine Kurzweil mit mir, alter Träumer!« — »Ich träume nicht, Herr!« — »Da schläft wol Gretchen auch noch,« fuhr ich nach einer Weile fort, indem ich meine übernächtige Figur im Spiegel betrachtete. — »O!« sagte Paul, »die treibt sich schon seit anderthalb Stunden im Garten, im Hühnerhof, und draußen im Felde herum; das Mädchen ist lauter Leben, und die Wirthschaft scheint recht ihr Element zu seyn. Das wäre ein anderes Ding, Herr, als unsere alte Sibylle im Hause.« — »Meinst Du?« sagte ich zerstreut. »Aber laß das Frühstück bringen, Paul! und bitte Gretchen, dazu herauf zu kommen.«

Ich hatte große Lust, mir selbst in's Gesicht zu lachen, wie ich so vor dem Spiegel da stand, — sobald Paul aus der Thür war. »Das hat ein Liebhaber von zwei und funfzig Jahren vor einem von zwanzig voraus,« sagt' ich, »daß er mit Appetit essen, und, wenn's glückt, seine acht oder neun Stunden schlafen kann. Ich hätte das gestern kaum gedacht, als ich da unten dem Arktur mein Herz eröffnete.«

Das Frühstück kam, und Gretchen trippelte herein, mir einen guten Morgen bietend. Sie sah aus, wie der Morgen selbst nach einer erfrischenden Sommernacht. Fand ich sie gestern lieblich und anziehend, so erschien sie mir heute in dem vollen Glanze des blühendsten Jugendreizes. — »Es ist doch eine köstliche Gottesgabe um ein Alter von achtzehn Jahren!« dacht' ich, oder sagt' es vielmehr laut. »So alt sind Sie wohl eben? Nicht wahr, Gretchen?« — »Bald neunzehn,« erwiederte sie. — »Kommen Sie, Kind! Ich will mir einmal einbilden, ich wäre, was das betrifft, Ihresgleichen. Setzen Sie sich zu mir! Sie müssen die Conversation der Stadtherren doch ertragen lernen; ich will Ihnen eine Probe davon zum Besten geben.«

Das gute Kind wußte nicht, was sie von meiner Laune denken sollte; aber ich ließ mich nicht irre machen. Ich schwatzte, lachte, tändelte, mit so viel Anstand und natürlicher Lebhaftigkeit, daß Gretchen endlich selbst mit fortgerissen wurde. Lachend und schäkernd begleitete sie mich zu dem Wagen, in welchen dießmal ich sie hob, zum sichtbaren Verdrusse Pauls, der sich diese Galanterie nicht wollte nehmen lassen. Meine

Stimmung dauerte die halbe Station über, zu Gretchens nicht geringem Ergetzen. Ein wenig verliebte Geckerei, mit etwas wahrer Empfindung verſetzt, unterhält die Weiber immer, die unerfahrenſten wie die klügſten; denn ſie iſt ein Tribut der Ueberlegenheit, welche ihnen die Natur in dem Verhältniſſe der Geſchlechter über uns einräumte. — »Herr Brink kann recht liebenswürdig ſeyn,« hörte ich Gretchen mit vieler Unbefangenheit ſagen, als mache ſie die Bemerkung für ſich.

Nach und nach verrauchte indeß der galante Humor, der mir mit Gretchens Eintritt an dieſem Morgen, wie ein leichter Champagner-Rauſch, zu Kopfe geſtiegen war. Ich wurde ſtiller, bemerkte auch wieder was ſonſt außer uns vorging, und vertiefte mich endlich in die Betrachtung der herrlichen Landſchaft, durch die wir hinfuhren. Gretchen hatte ſchon früher viel Antheil an den Gegenſtänden gezeigt, welche uns umgaben. Sie bemerkte die Verſchiedenheit des Bodens und der Wirthſchaft, in Vergleichung mit denen in ihrer Heimath, und verbreitete ſich dabei recht ſinnig und lehrreich über die Eigenheiten des Gebirgs- und Forſtlebens. Ich fing

an, Intereſſe an dem Geiſte des Mädchens zu nehmen, deſſen Geſtalt und Schickſal mich ſchon ſo ſehr angezogen hatten. Ueberall verrieth ſie eine lebhafte Auffaſſung und eine Reife des Verſtandes, welche ihrem Alter und ihrer einfachen Erziehung vorauszueilen ſchienen. Zwar kannte ſie manches gute Buch, deſſen beiläufig erwähnt wurde, aber ihre Urtheile waren auf eigene Anſicht und Ueberlegung gegründet. Wir unterhielten uns auf ſolche Weiſe ſehr angenehm und ungezwungen von nahen und entfernteren Dingen; ich erfuhr immer mehr von Gretchens früherer Geſchichte, und das Vertrauen, welches mir das liebenswürdige Mädchen bewies, ſchien nach und nach erſt das rechte Verhältniß zwiſchen uns herzuſtellen.

So kam der Mittag heran, den wir in einem wohleingerichteten Gaſthofe, auf dem halben Wege unſerer Fahrt nach der Hauptſtadt, zubrachten. Ich ſpeiſte mit Gretchen an dem Wirthstiſche. Es gefiel mir wohl, die Augen der Gäſte öfters auf meine ſchöne Nachbarin gerichtet zu ſehen, welche in ihrem einfachen, faſt ärmlichen Anzuge, als die Königin der Tafel erſchien. Ein junger Officier, der uns ge-

genüber saß, suchte sie endlich in's Gespräch zu ziehen. Ich bewunderte die Gewandtheit und den feinen Takt, womit Gretchen den nach und nach zudringlich werdenden Fragen und Anspielungen des jungen Kriegsmannes auszuweichen wußte, ohne sich durch ein verlegenes oder auffallend frostiges Betragen zum Augenmerk der Gesellschaft zu machen. Als wir von der Tafel aufstanden, und ich mich nach einem, abseits liegenden Zeitungsblatte umsah, trat der Officier ganz dreist zu Gretchen, und begleitete seine Anrede mit einer ziemlich vertraulichen Geberde, indem er sie zierlich an beiden Ellenbogen anfaßte. Sie zog sich mit einer Achtung fordernden Miene zurück, worüber der junge Herr, leicht auflachend, sich in die Brust warf. Ich war indessen zwischen sie getreten, und sah den Officier ernsthaft an. — »Steht die junge Person vielleicht unter Ihrem Schutze?« fragte er spöttisch, »Ihre Frau oder Tochter scheint sie nach dem Aeußeren nicht zu seyn.« — »Wenn es darauf ankommt, sie gegen Zudringlichkeiten sicher zu stellen,« antwortete ich in entschlossenem Tone, »so steht das junge Frauenzimmer allerdings unter meinem Schutze; das kann erfah-

ten, wer dazu Luſt hat.« — »Gehorſamer Diener!« ſagte er, etwas verblüfft, und wandte mir den Rücken zu. — Ich nahm Gretchen unter den Arm, und ging mit erhobenem Haupte langſam durch den Saal, mich nach beiden Seiten umſehend, ob Jemand hier ſey, der gegen meine Erklärung etwas einzuwenden habe.

5.

Wir ſaßen wieder in unſerem Wagen. Der kleine Aerger hatte mein Blut in Bewegung gebracht, und ich ſah es gern, daß der Schwager, ein munterer Burſch, ſeine Pferde in ſcharfem Trabe laufen ließ. Die Straße zog ſich durch einen üppigen Getreideboden hin, deſſen hochſtehende Saaten von einem friſchen Winde bewegt wurden. Ich überließ mich dem angenehmen Spiele der Vorſtellungen, welches einen ſolchen Anblick gern begleitet, und ſaß längere Zeit ſchweigend neben meiner Reiſegefährtin, die ſeit dem Auftritt in dem Speiſeſaale ſelbſt ſehr ſtill und nachdenkend geworden war. Als ich ſie, aus meiner zurückgelehnten Stellung, ſeitwärts anſah, begegneten ihre Blicke den meinigen. Sie ſchlug die Augen nieder, in denen ich

den Ausdruck einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit gelesen zu haben glaubte. »Woran denken Sie, Gretchen?« fragte ich, mich zu ihr neigend. — »An die großen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen habe,« erwiederte sie, nach kurzem Besinnen, leicht erröthend. — »Sie rechnen doch den lächerlichen Auftritt mit dem jungen Bramarbas nicht dazu?« sagt' ich scherzend. — »In der That, das thu' ich,« antwortete sie ernsthaft; »dieser junge Officier hatte etwas unbeschreiblich Beleidigendes in seinem Blick und seinem ganzen Wesen. Mein Innerstes empört sich, wenn ich nur daran denke.« — Ich hielt Gretchens Hand, welche in der meinigen zu zucken schien; über ihre Wangen flog der Wiederschein einer inneren Aufwallung von Scham und Unwillen, der mich auf eine seltsame Weise ergriff. Es war ein Reiz von ganz eigener Art, worin alle Zauber der Weiblichkeit vereinigt schienen.

»Es kann Ihnen,« sagte ich mit merkbarer Beklemmung, »im Guten wie im Schlimmen, nicht an Gelegenheit gefehlt haben, den Eindruck zu beobachten, welchen Sie auf Männer von dem verschiedensten Charakter machen müs-

ſen.« — Gretchen hörte mir etwas zerſtreut zu; ſchien aber die Folge meiner Rede zu erwarten. — »Hat man Ihnen nie geſagt,« fuhr ich zögernd fort, »daß Sie — ein ſchönes Mädchen ſind?« — Sie lächelte, als hätte ich etwas ſehr gleichgültiges geſagt. »Das wohl,« erwiederte ſie; »aber ich habe eben nicht viel darauf gehört.« — »Hatten Sie nie einen Liebhaber, Gretchen?« fragte ich lebhafter. — »Was man eigentlich ſo nennt, — nein!« — »Gretchen!« ſagt' ich, indem ich einen Kuß auf ihren Arm drückte; »Sie wiſſen nicht, wie unendlich liebenswürdig Sie ſind!« — Sie wurde roth, und zog ihren Arm zurück. — »Gretchen!« wiederholt' ich leiſe, ihr näher rückend —

»Haben Sie donnern gehört?« rief Paul, indem er ſich herum wandte; »wir bekommen ein ſtarkes Ungewitter.« — »So wollt' ich —!« — »Wie meinen Sie, Herr?« — »Es iſt gut!« fuhr ich ihn an; »Du fürchteſt doch den Donner nicht?« — »Ich nicht, aber die Mamſell vielleicht.« — Gretchen verſicherte, »daß ſie das Gewitter vielmehr liebe.«

In dem Augenblick hörten wir den Donner von ferne rollen. Mächtige Wolkenmaſſen ent-

wickelten ſich auf der ganzen Fläche des Horizontes; der Wind wehte ſtärker, und jagte Staubwolken über die jetzt lebhaft befahrene Landſtraße. In Kurzem war der Himmel ringsum bedeckt, und ein zuckendes Wetterleuchten durchlief das düſtere Grau der Wolken. Einzelne Regentropfen fielen auf und neben dem Wagen nieder, da ſchlängelte ſich ein Blitzſtrahl weithin durch das Gewölbe des Himmels; rauſchend ſtrömte der Regen herab, und ein paar ſchmetternde Donnerſchläge hallten mit dumpfem Gerolle aus weiter Ferne wieder.

»Iſt's ſo recht?« fragte Paul Gretchen. — »Es wird!« erwiederte ſie, indem ſie mit ſinnigem Ernſt in die wohlthätig aufgeregte Natur hinausblickte.

Das große, allmälig ſich entfaltende, Schauſpiel der bewegten Außenwelt brachte den kleinen Aufruhr in meinem Innern zum Stillſtand. Als die erſte Aufwallung vorüber war, lächelte ich ſelbſt über die ſeltſame Unterbrechung, die meiner unvorſichtigen Zunge, gerade noch zu rechter Zeit, Schweigen auferlegt hatte. Meiner ſelbſt wieder völlig mächtig, genoß ich ruhig des zwiefachen herrlichen Anblicks, der

vor mir aufgethan war, und beobachtete mit wechselnder Theilnahme bald die prächtige Naturerscheinung auſser uns, bald Gretchens liebliches Angesicht, woraus diese in gemildertem Lichte zurückstrahlte.

»Das thut doch nicht gut,« sagte Paul, sich noch einmal zurückwendend; »es regnet gar zu toll! Das Wasser schlägt in die Kalesche. Ich will das Spritzleder herablassen, Herr!« — Er that es, eh' ich es mit Anstand hindern konnte. Es war, als ob mich Paul oder der Zufall necken, und meine Standhaftigkeit auf die Probe setzen wollte.

Die Kalesche war von allen Seiten geschlossen. Das schwache Licht, welches durch ein paar handgroſse Fensterchen in den schmalen Raum des Wagens fiel, reichte eben hin, mir Gretchens Gestalt in einem magischen Helldunkel zu zeigen. Der Wiederschein der Blitze erhöhete von Zeit zu Zeit den wunderbaren Reiz dieser Beleuchtung. Wir saſsen so enge, daſs ich nicht die geringste Bewegung machen konnte, ohne ihren Arm, ihren Fuſs, die schwellende Fülle ihres jugendlichen Wuchses zu berühren. Ich glaubte, sie athmen zu hören; die Luft, die ich einsog,

schien von dem Hauche ihres Mundes durchwürzt. Es war, als sah' ich Funken zwischen uns hin und her gehen, den elektrischen Entladungen ähnlich, welche außerhalb unserer kleinen Welt die Atmosphäre erschütterten. — —

»Ich will,« sagte ich, nach einem ziemlich langen Kampfe, zu mir selbst, »ich will dieser reizenden Versuchung nicht unterliegen!« — und indem ich mich in meinem Winkel zusammen schmiegte, schloß ich die Augen, mit dem festen Vorsatze, sie nicht eher wieder zu öffnen, bis sich das Wetter in und außer mir völlig abgekühlt hätte, und ich mich ganz so ruhig fühlte, als in dem Augenblicke, wo Paul das verwünschte Spritzleder herabgelassen hatte.

— »Das thaten Sie wirklich, Herr Samuel Brink?« — »Mit Ihrer Erlaubniß, lieber Leser! ja, das that ich; und wenn Sie in meinen Fall kommen sollten, so rathe ich Ihnen, dasselbe zu thun. Es ist ein einfaches Mittel und hilft gewiß, wenn es Ihr Ernst ist, es zu rechter Zeit anzuwenden.« — »Und was that Gretchen während der angenehmen Unterhaltung, die Sie ihr in der verschlossenen Kalesche machten?« — Vermuthlich das Nämli-

che, wiewohl aus einer anderen Urſache. Denn als Paul, bei unſerer Ankunft auf der Station, die Kaleſche aufmachte, fand ich ſie, in ihre Wagenecke gelehnt, ſo ſanft ſchlafend, als das liebe Kind, ſeitdem ſie aus der Wiege kam, nur jemals geſchlafen haben konnte.

6.

Wer auf einer ſchlüpfrigen Bahn ſich einige Mal glücklich aufrecht erhalten, und an einer beſonders gefährlichen Stelle die Beſonnenheit nicht verloren hat, ſetzt endlich ſeinen Weg mit Zuverſicht und ſogar behender fort, als wenn er ſich auf einem ganz ebenen, ſicheren Boden befände. Der Reſt unſerer Reiſe ging ſchnell und ruhig von Statten, ohne ſolche kleine Unfälle und Fährlichkeiten, als ich bisher zu berichten hatte. Es war beinahe Nacht, da wir bei meinem Hauſe in der Stadt ankamen. Ich hatte bei mir ſelbſt überlegt, daß es wol ſchicklicher ſeyn würde, Gretchen in einem benachbarten Gaſthauſe unterzubringen, als ſie in meine Junggeſellenwirthſchaft aufzunehmen. Gretchen ſelbſt erwartete nichts anderes; denn als wir ausgeſtiegen waren, dankte ſie mir ſehr herzlich für

die Güte, sie bis hierher geführt zu haben, und bat Paul, ihr den kleinen Bündel zu geben, den er in Verwahrung genommen; ihren Koffer wolle sie morgen früh abholen lassen.

»Die Mamsell,« sagte Paul, »wird doch nicht in eitler Nacht herumwandern sollen, um eine Schlafstelle in der großen fremden Stadt zu suchen? Da ist ja das ledige Bett in Jungfer Brigittens Zimmer, worin sie die Nacht recht gut zubringen kann.« — »Paul hat Recht,« unterbrach ich Gretchen, die etwas erwiedern wollte; »ich dachte nicht gleich daran. Sie dürfen den Vorschlag nicht ablehnen, Gretchen; die Anständigkeit selbst könnte gegen eine Schlafstelle in dem Zimmer meiner alten Haushälterin nichts einzuwenden haben.« — »Aber —« meinte Gretchen. — »Keine weiteren Umstände, Kind!« sagte ich, und faßte ihre Hand, um sie die Treppe hinauf zu führen: »morgen früh wollen wir dann sehen, wo Sie etwa sonst wohnen können, wenn es Ihnen in dem Hause eines ehrbaren alten Junggesellen nicht länger gefällt.

Jungfer Brigitte machte große Augen, als ich mit Gretchen in die Wohnung trat. »Ich bringe Ihr Gesellschaft, Brigitte,« sagte ich:

„Mamsell Berger wird heute Nacht in Ihrem Zimmer schlafen; sorge Sie für ein reines Bett und eine freundliche Aufnahme.“ — Die Alte schielte das holde Mädchen von der Seite an, mit einer Miene, die wenigstens die letztere nicht versprach: aber Gretchen schloß sich mit einer so gemüthlichen Unbefangenheit an die mürrische Hausregentin an, daß sich die Wolken auf der runzeligen Stirn nach und nach verzogen. Meine Einladung zum Nachtessen lehnte Gretchen bescheiden ab, weil sie mit Jungfer Brigitten auf ihrer Kammer zu bleiben wünsche. Die Frauenzimmer verließen mich, bald auch mein alter Paul, der noch eine Menge Dinge für unsere schöne Hausgenossin zu besorgen hatte.

So hatte ich denn, beinahe ohne mein Zuthun, das liebenswürdige Geschöpf unter meinem Dache, mit dem ich seit zwei Tagen so lebhaft beschäftigt war! Die Vorstellung hatte etwas überaus Anmuthiges für mich, ungeachtet des kleinen Beisatzes von Schwermuth, der sie begleitete. „Morgen,“ sagte ich still zu mir selbst, „morgen geht sie hin, sich ihrer künftigen Herrschaft zu zeigen. Man wird sie annehmen; wer thät' es nicht mit Freuden? — Gut, dann

ist alles vorbei, — die Erinnerung ausgenommen, die, wie angenehm sie auch ist, mich hoffentlich nicht im Schlafe stören wird.« —

Am andern Morgen erzählte Paul, als er mir das Frühstück brachte, daß Mamsell Gretchen schon ausgegangen sey, ihren Besuch bei Frau von Reichard zu machen. Es verdroß mich fast, daß sie weggegangen war, ohne mir zuvor »guten Morgen« zu sagen: aber ich besann mich, daß dieß jetzt ohnehin aufhören müsse. — Paul störte hier und da in meinem Zimmer herum und konnte nicht fortkommen. Das ist seine Art so, wenn er etwas auf dem Herzen hat.

»Es ist doch Schade,« fing er endlich an, daß so ein liebes, gutes Mädchen bei wildfremden Leuten dienen soll.« — »Man dient meist bei fremden Leuten,« sagte ich; »es ist ein anständiges Haus, und ein ziemlich leichter Dienst, wie ich von Gretchen selbst weiß; sie wird mehr zur Gesellschaft einer schon erwachsenen Tochter, als zur Bedienung, in dem Hause sein.« — »Wer weiß,« fuhr Paul fort, »was für eine widerwärtige Zierpuppe das ist! Sonst freilich könnte sie von Gretchen lernen, wie sich ein junges Mädchen zu betragen habe, um Gott

und aller Welt angenehm zu seyn.« — »Dir wenigstens, Paul,« erwiederte ich lächelnd, »ist das Mädchen wirklich sehr angenehm, wie es scheint.« — »Ei, das gesteh' ich!« war seine Antwort: »Und Ihnen, Herr, ist sie's auch; das merkt man wohl. An Ihrer Stelle ließe ich das liebe Kind gar nicht mehr aus dem Hause.« — »Aber was willst du denn, Paul, daß ich mit dem Mädchen anfange? Ich werde doch in meinen Jahren nicht noch eine Gouvernante für mich aufnehmen sollen?« — »Es wäre vielleicht so übel nicht,« erwiederte er lachend; »so eine hübsche, junge Gouvernante käme mit uns alten Knaben wol auch noch zurecht.« — »Ernsthaft, Monsieur Paul, wenn ich bitten darf!« — »Und die Wirthschaft; fuhr er fort, »versteht sie aus dem Fundament. Fragen Sie nur Jungfer Brigitten, die sonst nicht leicht einem anderen Frauenzimmer, besonders einem so jungen und hübschen, Gerechtigkeit widerfahren läßt.« — »Ich soll doch nicht etwa Brigitten wegschicken, um Gretchen an ihrer Statt zu behalten? Hat das die wackere alte Person um uns verdient, Paul?« — »Das will ich eben nicht sagen,« erwiederte Paul; »aber sehen Sie, Herr! da

hätte ich einen andern Gedanken. Draußen auf Ihrem Gute ist doch keine rechte Aufsicht, in der inneren Wirthschaft, meine ich, was Haus, Küche, Milchkammer, Hühnerhof und dergleichen betrifft. Ihr Vetter, der junge Herr Max, den Sie als Oekonomen hinausgesetzt haben, ist wol ein tüchtiger Mensch: aber der treibt sich den ganzen Tag in Feld und Wald herum; da thut denn indessen das Gesinde, besonders das weibliche, eben was es will. Nun meine ich, wenn Sie Gretchen draußen zur Beschließerin machten, so wäre dem Uebel abgeholfen; und wenn wir dann von Zeit zu Zeit hinauskämen, so brauchten wir Brigitten nicht mitzunehmen, und hätten dort die angenehme Gesellschaft noch in den Kauf oben drein.«

»Sieh, sieh, was der Paul für artige Projekte macht!« sagte ich, dem Einfall nachsinnend, und ging zur Thür hinaus, um einige Bekannte in der Stadt zu besuchen.

7.

Als ich an den ausgeschmückten Kaufmannsbuden vorüberging, fielen mir einige Läden mit

Modewaaren und Stoffen zur weiblichen Kleidung, mehr als sonst, in die Augen. Ich blieb dabei stehen und betrachtete manches Stück genauer, um seine Bestimmung zu errathen, oder seinen Werth näher kennen zu lernen. — Es wäre doch eine Artigkeit, dachte ich, und könnte dem lieben Mädchen gerade jetzt wol auch gelegen kommen, wenn ich einige nützliche und hübsche Sachen für sie einkaufte, und ihr ein Geschenk damit machte. — In dieser Absicht trät ich in ein Gewölbe, und suchte allerlei aus, mit dem Auftrag, es in mein Haus zu bringen. Es war so ziemlich alles, was zu einem vollständigen weiblichen Anzuge gehört; als ich aber gleich darauf an einem eleganten Schuhladen vorbei kam, fiel mir ein, daß ich dieses interessante Kleidungsstück vergessen hatte. Unerwartet machte ich die, mich selbst belustigende Bemerkung, daß ich mir einbildete, das Maß ihrer niedlichen Füßchen, welches ich nur beim Aus- und Einsteigen in den Wagen etwas näher erwogen hatte, bestimmt genug zu kennen, um die passendsten Schuhe für sie herauszufinden. Auf die Gefahr, es recht getroffen zu haben, ließ ich einige Paar Schuhe und das zierlichste Paar

Pantöffelchen zusammenpacken, und nahm sie gleich selbst mit mir.

So beladen machte ich geschwind meine Besuche, zum Glück nur bei ein paar Männern, denen so etwas weniger auffällt. Einer von ihnen, ein Herr, der in der schönen Welt gelebt hat, konnte sich dennoch nicht enthalten, das Packet, welches neben meinem Hute lag, in der Zerstreuung des Gespräches etwas näher zu untersuchen. Er fuhr mit unterdrücktem Lachen zurück, als er den Inhalt gewahr wurde. — »Es ist richtig!« hörte ich ihn bei Seite murmeln. — »Was ist richtig?« fragte ich ziemlich barsch; denn ich hatte zugleich seine unschickliche Neugierde bemerkt. — »Daß Sie eine Liebste von der Reise mitgebracht haben,« antwortete er lachend; »man hat mir das heute schon am frühesten Morgen erzählt.« — »Ueber die Krähwinkler!« rief ich aus. »Ich wette, es steht morgen schon in allen Unterhaltungsblättern. Wenn Sie wissen wollen, was es mit dieser Liebsten für eine Bewandtniß hat, so speisen Sie diese Tage bei mir; da will ich Ihnen die große Stadtneuigkeit vom Anfang bis zum Ende erzählen.« Mit diesen Worten nahm ich

mein Packet, und ging unwillig meines Weges.

Ich kam gegen Mittag noch ziemlich ärgerlich nach Hause, und erfuhr, daß Gretchen indessen da gewesen sey, und dem ehrlichen Paul, auf sein Andringen, mit großem Leidwesen entdeckt habe, ihre Hoffnung, bei Frau v. Reichard angenommen zu werden, sey vereitelt. Die näheren Umstände würde sie mir selbst sagen, wenn sie wiederkäme. Jetzt sey sie auf die Polizei gegangen, um ihren Paß vorzuzeigen, und eine Sicherheitskarte zu erhalten, was man ihr als nothwendig zu ihrem längeren Aufenthalt vorgestellt habe. — Paul jubelte beinahe, als er mir Gretchens Unfall erzählte. »Ich wußte ja,« rief er, »daß es so kommen müßte! Gretchen kann gar niegends bleiben, als bei uns; das war da oben schon vom Anfang her so bestimmt.« — »Seltsam!« sagte ich, halb für mich: »fast möchte ich es selbst glauben. Aber das würde einen schönen Lärm in der Stadt geben!« — »Possen!« fiel mir Paul in's Wort; »was brauchen wir uns um das Gerede der Stadt zu bekümmern? Ist sie etwa kein ehrbares Mädchen? Für die legte ich die Hand in's Feuer.« — »Das thät' ich nöthigen Falls auch, Paul! Nun,

wir wollen sehen! — Da, lege dieß Packet zu den übrigen Sachen, die indessen gekommen seyn müssen.« — »Ja wohl sind sie gekommen,« sagte Paul mit lachendem Munde: » aber wissen Sie, Herr, was geschah? Brigitte hat die schönen Zeuge und Bänder gesehen, und gleich vermuthet, daß sie für Mamsell Gretchen bestimmt wären. Das hat denn gewaltig böses Blut gemacht, wie ich merke. Sie hätte dem Mädchen ihr artiges Gesicht allenfalls verziehen, aber die hübschen Hauben und Bänder verzeiht sie ihr in ihrem Leben nicht.« — »Das mag sie, Paul! Laß es gut seyn.«

Es währte lange, ehe Gretchen zurückkam. Endlich trat sie ein, sichtbar verstört, und bat, mit mir allein reden zu dürfen. — »Was ist geschehen?« fragte ich besorgt, als wir allein waren. — »O, mein Herr!« erwiederte sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen, »ich bin sehr unglücklich; — ich muß fort von hier, und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll.« — »Wie das? Reden Sie, liebes Gretchen!« — Sie erzählte mir nun, Frau v. Reichard habe sie zwar gütig empfangen, ihr jedoch gesagt, daß der Zweck, zu welchem sie Gretchen hätte in das

Haus nehmen wollen, aufgehört habe, indem ihre Tochter in wenig Wochen heirathen würde, hiervon habe sie auch Gretchens Tante schon vor vierzehn Tagen benachrichtigt, aber der Brief sey während der Reise der letztern wahrscheinlich verloren gegangen. Auf Gretchens Bitte, sie einer anderen Dame zu empfehlen, habe Frau von Reichard sie an eine Madam Miller gewiesen, welche viele Bekanntschaften in der Stadt habe, und sich mit solchen Geschäften abgebe. Mad. Miller habe ihr gerathen, sich für's erste mit einer Aufenthaltskarte zu versehen, und dann wieder bei ihr anzufragen. Sie sey deshalb auf die Polizei gegangen, wo man ihr jedoch erklärt habe, der Aufenthalt in der Stadt könne ihr nur gestattet werden, wenn sie sich über die Mittel ihres Erwerbes und eine anständige Beschäftigung hinlänglich ausweisen könne. Man habe ihr Mißtrauen blicken lassen, und ihr endlich unverholen gesagt, daß sie die Stadt innerhalb dreier Tage längstens wieder verlassen müsse. Sie habe es nicht gewagt, mit dieser Nachricht zu Mad. Miller zurückzukehren, und getraue sich auch nicht, die kleine Stube in der Vorstadt zu beziehen, die ihr Jungfer Bri-

gitte empfohlen habe; denn auf dem Wege hierher sey sie von zwei Männern verfolgt, und sehr zudringlich um ihre Wohnung gefragt worden; sie fürchte sehr, diese Herren führen nichts Gutes gegen sie im Schilde.

»Das wäre leicht möglich,« sagte ich lächelnd. »Sein Sie ruhig, Gretchen! Das Alles hat wenig zu bedeuten. Ihre Sache bei der Polizei nehme ich auf mich. Sie sollen die Stadt nicht verlassen, wenn Sie nicht selbst wollen; dafür steh' ich Ihnen.«

8.

Dießmal mußte Gretchen meinen Willen thun, und tête-à-tête mit mir speisen. Sie war zu muthlos, um auf ihrem Verlangen, bei Brigitten bleiben zu dürfen, lange zu bestehen. Ich that, was ich vermochte, um sie aufzuheitern. Paul, der sich bei'm Aufwarten um uns geschäftig machte, und so einen Theil von Gretchens Besorgnissen erfuhr, unterstützte mein Vorhaben aus allen Kräften. Er spottete gutmüthig über ihre Furchtsamkeit, und machte sich besonders über die Herren von der Polizei lustig, die sich auf der Straße so angelegentlich

um Gretchens Wohnung erkundigt hatten. »Solcher Polizeispione,« sagte er, »haben wir zehn bis zwölf Tausend hier, deren Hauptgeschäft es ist, hübschen Mädchen auf allen Wegen und Stegen nachzuspüren. Ja, Mamsellchen! die machen Ihre Wohnung ausfindig, und wenn sie in einem Winkel der schmutzigsten Vorstadt versteckt wäre.« — Gretchen wurde feuerroth; sie errieth, daß sie die Absicht der beiden Männer mißverstanden habe, und fing an, sich ihrer zu großen Aengstlichkeit überhaupt zu schämen. Allmälig wurde sie ruhiger, doch blieb immer noch eine Spur von Nachdenken und Sorglichkeit auf ihrem schönen Gesichte.

Als uns Paul auf einige Augenblicke verließ, machte ich ihr den bestimmten Antrag, noch einige Tage in meinem Hause zu bleiben, wo sie vollkommen sicher wäre. In der Zwischenzeit fände sich vielleicht eine andere Aussicht, wobei ja auch Mad. Miller zu Rathe gezogen werden könnte. Gretchen hörte mir mit gesenkten Blicken zu; endlich sah sie auf, und mit dem Ausdrucke großer Innigkeit, worin sich einige Wehmuth mischte, sagte sie: »Was soll ich Ihnen antworten, theurer Herr? Ich kann Ihre Güte

nicht entbehren, und ich muß fürchten, ſie ſchon gemißbraucht zu haben. Alles was mir ſeit Kurzem begegnet, ſcheint darauf abgeſehen, mein ganzes Schickſal in die Hände eines großmüthigen Mannes zu legen, dem ich vor zwei Tagen noch völlig fremd war. In allen Dem iſt etwas ſo Außerordentliches, daß ich mich nicht zu faſſen weiß, und vor dem Glücke, welches mich Sie finden ließ, beinahe nicht weniger erſchrecke, als vor den Unfällen, die mich betroffen haben.« — »Wie, Gretchen!« ſagte ich, »ſollten Sie mir mißtrauen?« — »Ich Ihnen mißtrauen?« rief ſie. »Wäre ich dann noch Ihres Schutzes, und der ſichtbaren Vorſorge des Himmels werth, der Sie mir, in meiner größten Trübſal, als einen ſeiner Engel geſandt hat? Aber ach, mein Herr! es iſt ein ſo drückendes Gefühl, ſo ohne alle Selbſtſtändigkeit, und bloß von fremder Hülfe abhängig, in der Welt zu ſeyn!

Ich wollte antworten; da brachte Paul den Kaffee, welchen mir Gretchen einſchenkte. Während ich zerſtreut da ſtand, und meine Taſſe ſchlürfte, war ſie an das Fortepiano getreten, und machte ſtehend ein paar Gänge auf den Taſten. »Wie?« rief ich: Sie ſind muſika-

lisch?« — »Ein wenig,« war ihre Antwort; »meine Tante liebte die Musik, und gab mir selbst Unterricht darin.« — »O, spielen Sie doch dem Herrn etwas vor,« sagte Paul, ihr einen Stuhl setzend; »er hat das gar zu gern.« — Sie spielte einige bekannte Melodieen mit vieler Präcision und Leichtigkeit. Ich schlug eine Sonate auf, die eben auf dem Pulte lag. — »Das ist wol etwas schwer?« sagte sie, lächelnd zu mir aufsehend, »aber ich will versuchen, wie weit ich darin fortkomme.« — Sie machte, vorspielend, einige Passagen, fing dann die Sonate, zuerst etwas unsicher an, kam aber bald in den Gang, und überraschte mich endlich durch die Richtigkeit und den Ausdruck ihres Spieles, das besonders am Ende einige recht glänzende Momente hatte. »Bravissimo!« rief Paul. — »Wirklich, sehr brav!« sagte ich; »aber Sie kannten die Sonate schon früher?« — »Nein,« gab sie zur Antwort; »von neuer Musik bekamen wir selten etwas zu sehen. Meine Tante hielt mich vorzüglich an, die Werke von Bach, Scarlatti und Mozart zu spielen, die sie noch von ihrer Jugend her besaß.« — »Nun, Gretchen,« sagte ich, »mit diesem Talent schon allein

sind Sie hier nicht ohne Stütze. Fassen Sie Muth, liebes Kind! Sie sind nicht so hülflos und abhängig in der Welt, als Sie sich vorstellen.«

Dieser Gedanke schien besonders wohlthätig auf Gretchens Gemüthsstimmung zu wirken. Die letzte Spur von Trübsinn war aus ihren Gesichtszügen verschwunden. Sie blätterte unter meinen Musikalien herum, und legte Einiges davon bei Seite. Wenn ich es erlaube, sagte sie, wolle sie Abends noch ein paar Stücke durchspielen. Darauf machte sie mir ihren anmuthigsten Knix, und hüpfte zur Thür hinaus.

»Charmantes Mädchen!« murmelte Paul, und ich mußte mir Gewalt anthun, um es nicht laut zu wiederholen. — »Wissen Sie, Herr!« fuhr er, sich vertraulich zu mir wendend, fort, »was ich ausgedacht habe?« — »Nun?« — »Ich habe den Frauenschneider aus dem oberen Stockwerk herabbestellt, um die schönen Sachen zu übernehmen, die Sie für Gretchen gekauft haben. Er versprach mir, in der Nacht aufzusitzen, damit der Anzug bis morgen fertig werden könne.« — »Welch ein Einfall!« sagte ich halb unwillig; »es ist jetzt nicht Zeit, von dieser Arm-

ſeligkeit mit Gretchen zu reden.« — »Sie ſoll es ja noch gar nicht wiſſen,« antwortete er haſtig; »das iſt eben das Feine von der Sache. Ich habe dem Schneider das Kleidchen gewieſen, das Gretchen geſtern Abends auszog, er braucht nun weiter kein Maß zu nehmen, wie er ſagt.« — »Nun, wenn's ſo iſt!« — »Ja wohl, Herr! Und ich will die Sachen nur gleich ſelbſt hinauftragen, ſo merkt die Alte nichts davon; die verdürbe uns ſonſt den ganzen Spaß.«

Ich ſetzte mich an Gretchens Stelle an das Fortepiano, und durchlief, nicht ohne ſympathetiſche Empfindung, die Taſten, die ihre Finger berührt hatten. Ein Satz aus der Sonate, welche ſie geſpielt hatte, wurde unvermerkt das Thema, worüber meine Phantaſie ſich in unregelmäßigen Variationen ergoß. Die Ideen ſtrömten mir in ungewöhnlicher Fülle und Klarheit zu; ich habe vielleicht nie ſo gut geſpielt, wenigſtens nicht mit ſo lebendigem Ausdruck. Als ich von ungefähr aufſah, glaubte ich im Spiegel Gretchens Köpfchen, mit ſchalkhafter Neugierde durch die Thür horchend, wahrzunehmen. »Warte, Schelm!« rief ich, mich umwendend. Sie war es wirklich, zog ſich aber ſchnell zu-

rück, und ſchlug die Thür zu. Nun war es um mein ruhiges Phantaſieren geſchehen. Ich ſprang auf und ergriff meinen Hut, um meinen aufgeregten Gefühlen durch einen Gang im Freien Luft zu machen.

9.

Es war ein ziemlich heißer Tag. Das Gewühl in den Straßen ſchien mir läſtiger als gewöhnlich. Ich ſtieg in einen Fiaker, der am Wege ſtand. »Wohin, Ew. Gnaden?« fragte freundlich der Kutſcher, den Schlag offen haltend. — »Ja ſo! — Wohin Du willſt. In den S**iſchen Garten meinetwegen!«

»Wohin Du willſt,« ſagte ich, in den ſanft ſchaukelnden Wagen zurückgelehnt, »wohin Du willſt, freundlicher Fährmann, Zufall! Hab' ich denn einen anderen Weg, als den Du mich führteſt bis hierher, und der jetzt lockender als je, durch blumige Auen und friſchbelaubte Hügel ſich hinzieht? Wo das Ziel iſt; ob wir's erreichen: ich weiß es nicht. Aber ihm zu folgen, ſo weit Natur und Unſchuld uns begleiten, — wer könnte ſich's verſagen?«

Der Garten war beinahe leer von Men-

schen. Ich schlenderte, mich meinen Gedanken überlassend, in den schattigen Gängen umher, und setzte mich endlich vor einem blühenden Rosengebüsche, welches ein Kranz von Pinien umfaßte. Die sinnige Zusammenstellung, welche in ihrer symbolischen Bedeutung den Reiz des Lebens durch den Ernst der Betrachtung zu erhöhen schien, machte, wiewohl kein neuer Gedanke der Gartenkunst, Eindruck auf mich, und däuchte mir Beziehung auf meine und Gretchens Lage zu haben.« Die Rosen gedeihen in dieser Nachbarschaft,« sagte ich zu mir selbst; »sie finden Schutz unter dem befreundeten Baume, dessen melancholischen Ernst sie erheitern, und der, nach oben strebend, der Luft und dem Lichte Zugang zu ihnen läßt, aber nicht den Stürmen und der brennenden Hitze des Tages.«

»Warum, wenn ihr unbefangenes Herz der Neigung nicht widerstrebt, die still und mächtig mich zu ihr hinzieht, warum wär' es denn Thorheit, dem süßen Hange zu folgen? Will ich nicht ihr Glück, und besitz' ich nicht, was es ihr sichern kann? — Die Jugend? — Elender Nothbehelf der Gemeinheit! Wird sie vermissen, wovon ihre reine Seele nichts ahnet? — Und

bin ich denn ein Greis? Klopfen dieſe Pulſe nicht oft noch allzu raſch? trag' ich mein ungebleichtes Haupt weniger frei und aufrecht, weil es nicht ſo leer an Urtheil und Erfahrung iſt, als der ſchwindelnde Kopf eines Jünglings? — Laß uns den Zweck der Weisheit nicht verlieren, Samuel, aus eitler Furcht vor der Thorheit! Nicht erzwingen will ich das Glück des Lebens, nicht mit Liſt und Mühe erjagen; aber es fröhlich hinnehmen, wenn es von ſelbſt ſich mir darbietet.«

Raſch erhob ich mich und ging auf das Roſengebüſch zu, um die jüngſte und ſchönſte der erſt entfalteten Knospen zu pflücken, und ſie zum Andenken dieſer Stunde an meine Bruſt zu ſtecken. Mit munteren Schritten durchſtreifte ich noch einmal die verſchiedenen Parthien des Gartens; da ſtieß mir unvermuthet ein alter Bekannter auf, der, wie ich wußte, vor Kurzem eine Frau genommen hatte. Der Mann iſt wenig jünger als ich, und ich habe ihn ſtets für einen recht verſtändigen Menſchen gehalten. Er erzählte mir, wie glücklich er in ſeinem neuen Stande ſey, fragte nach meiner ländlichen Beſitzung, und war ſehr verwundert, daß ich ſo

selten dahin käme; er, seines Theils, versicherte er, habe keinen sehnlicheren Wunsch als den, seine übrigen Tage mit seinem jungen Weibchen auf dem Lande zubringen zu können. — Wir trennten uns nach einer ziemlich langen Unterhaltung, welche für mich mehr Interesse hatte, als mein Gesellschafter wußte, oder vermuthen konnte.

Es war beinahe Abend, als ich nach Hause kam. Paul, der mir in der Thür begegnete, gab mir lächelnd ein Zeichen, daß ich ohne Geräusch in mein Zimmer treten möge. Ich that es, und sah Gretchen an meinem Schreibtische sitzen. Leise näherte ich mich, und faßte sie sanft an den Schultern. Sie sah etwas erschreckt zurück, lächelte aber, als sie mich erkannte, so anmuthig zu mir empor, daß ich nicht umhin konnte, einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. »Darf ich wissen, was Sie schreiben, liebes Kind?« sagte ich. — Sie reichte mir das Blatt hin. Es war ein Brief an den Gerichtshalter ihrer Heimath, der, wie ich erfuhr, zugleich ihr Vormund war, aber sich stets sehr wenig um sie bekümmert hatte. Der Brief betraf die Erbschaftssache ihrer Tante; er war

zweckmäßig und mit einer sehr zierlichen Hand geschrieben. »Sie könnte,« bemerkte ich, »Schreib- und Musikmeisterin seyn, sobald sie wollte.« — »Glauben Sie wirklich,« sagte sie vergnügt, »daß ich geschickt genug wäre, als Lehrerin oder Gouvernante in einem kleinen bürgerlichen Hause einzutreten?« — »Hätten Sie denn Neigung zu einem solchen Geschäfte?« erwiederte ich. »Es ist eben nicht das harmloseste.« — Auf ihre Neigung, meinte sie, komme es hierbei wol nicht an; diese habe sie auch nicht in die Stadt geführt; sie wäre lieber auf dem Lande geblieben: aber sie müsse für ihren Unterhalt sorgen, und man habe ihr gesagt, auf diese Weise könne es hier vielleicht am ehesten geschehen.

»Wie aber,« sagte ich nach einigem Stillschweigen, »wenn sich eine Stelle für Sie fände, frei von den lästigen Rücksichten, welche den Aufenthalt in den sogenannten guten Häusern oft so unangenehm machen, mit einer einfachen, Ihrer ehemaligen Lebensweise angemessenen Beschäftigung, wobei Sie zugleich mehr von sich selbst als von Anderen abhängig wären, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande, und in einer der schönsten Gegenden, die man sehen

kann?« — Gretchen wurde sehr aufmerksam. »Und worin bestände diese Beschäftigung?« fragte sie. — »In der Aufsicht über das Innere einer kleinen Landwirthschaft,« antwortete ich, »die — einem meiner Freunde gehört; einem Manne ungefähr von meiner Art und meinem Alter, der Sie mit der größten Achtung behandeln, und Ihre Einsamkeit selten oder nie durch seine Gegenwart stören würde, es wäre denn, daß Sie es selbst wünschen sollten.« — Das liebe Mädchen ward abwechselnd blaß und roth; sie schien meine Gedanken zu errathen, und auch wieder zweifelhaft darüber zu werden. »Und glauben Sie,« sagte sie, »daß es sich für mich schickte, diese Stelle anzunehmen?« — »Wie ich das Haus und die Gesinnung meines Freundes kenne, allerdings!« war meine Antwort. — Sie sah eine Zeitlang still vor sich hin. — »Nun, Gretchen?« sagte ich, indem ich sie leicht umfaßte. — »Muß ich mich sogleich entschließen, mein väterlicher Freund?« fragte sie, mit kindlichem Vertrauen zu mir aufblickend. — »Nein Liebe! Sie sollen es überlegen.« — »Tausend Dank!« erwiederte sie schnell; »und nun gute Nacht, lieber Herr!« — »Schon fort? und keinen

herzlicheren Abschied von Ihrem — Freund?« — Unbefangen reichte sie mir die Wange hin. Meine Lippen suchten die ihrigen. Es war eine geistige Berührung, rein und innig. — Sanft machte sie sich los, und, mit einem holdseligen Blick auf mich, eilte sie aus dem Zimmer. — »Gute Nacht, Gretchen!« rief ich ihr nach. — »Gute Nacht!« hört' ich, kaum vernehmbar.

10.

»Wo bleibst du, Paul?« rief ich meinem Alten am andern Morgen entgegen; »ich habe schon dreimal geschellt.« — »Herr, es ist noch nicht fünf Uhr; ich bin erst aufgestanden.« — »Warum nicht gar?« sagt' ich, und sah nach meiner Uhr. Sie stand still; ich hatte vergessen sie aufzuziehen. — »Was befehlen Sie, Herr?«

»Nun, wenn es noch so früh ist! — Ich wollte dich fragen, ob der Schneider Gretchens Anzug gebracht hat.« — »Nein, Herr! Doch, ob er fertig ist, kann ich gleich sehen; er ist gewiß wach, und sitzt an seiner Arbeit.« — »Laß seyn, Paul! es könnte Aufsehen im Hause machen.« — »Nicht im geringsten! Brigitte war schon auf den Beinen, und wollte eben ausge-

hen, als ich herein kam. — Hören Sie? Die Hausthür wird auf- und zugeschlossen. — Die Alte ist fort, und Gretchen sitzt vermuthlich bei ihrer Nähterei; die merkt nicht auf uns. — Ich bin gleich wieder da, Herr!«

Ich warf mich geschwind in einen Ueberrock. Die Thurmuhren schlugen fünf. Lächelnd trat ich vor meine Spieluhr, und zog sie auf. »Wenn wir die Zeit vergessen,« sagte ich, »sind wir am glücklichsten. Sollten wir sie aber vergessen?« — Die Rose fiel mir in die Augen, die neben der Uhr in einem Glase Wasser stand; sie war über Nacht frisch aufgeblüht. Unwillkührlich neigte ich mich zu ihr herab. »Es ist der Hauch ihres Mundes,« sagte ich, und meine Lippen berührten leise die zarten Blätter, — »aber es ist nicht ihre Seele, was mir darin begegnet!«

Paul kam voll Freude mit dem fertigen Anzuge. »Soll ich ihn ihr bringen?« fragte er hastig. — »Ja Paul! Aber nimm dort das feinste Paar Schuhe dazu; sie werden ihr passen, denk' ich. Sag' ihr, ich ließe sie bitten, dieß zu meinem Andenken zu tragen, und, wenn es ihr nicht unbequem wäre, die Schuhe sogleich anzu-

ziehen.« — »Das soll sie wohl, Herr!« erwiederte Paul, und eilte davon.

Nach einer kleinen Weile erschien Paul wieder unter der Thür, die er offen ließ, mir heimlich und vergnügt zuwinkend, daß ich herauskommen und ihm folgen möchte. Er ging vor mir her mit großen Schritten, aber auf den Zehen, und gab mir drollig zu verstehen, es ihm nachzuthun. So kamen wir vor Gretchens Kammerthür, welche gleichfalls offen stand. »Sehen Sie einmal,« flüsterte er mir zu, »das liebe Mädchen schläft noch. Ich habe ihre alten Kleider weggenommen und die neuen dafür hingelegt; nun muß sie wol die unsrigen anziehen.« — Sie lag, den schönen Kopf etwas zurückgebeugt, züchtig in ihre Decke eingehüllt, in gerader Stellung, nur das rechte Knie ein wenig heraufgezogen, wodurch, unter der straff anliegenden Hülle, die zierliche Form ihres Beines sichtbar wurde. Ich warf einen fast eifersüchtigen Blick auf den Alten, der das reizende Schauspiel mit mir theilte. — Jetzt schien sie sich zu regen; schnell ergriff ich Pauls Hand, und, indem ich ihn mit mir fortzog, schloß ich die Thür ziemlich laut hinter uns. In dem Au-

genblick hörten wir ein Geräusch in der Kammer, und schlichen auf den Zehen davon, wie wir gekommen waren.

»Du magst sehen,« sagt' ich etwas ernsthaft, »wie du deinen Einfall bei Gretchen gut machst; denn schwerlich wird sie auf eine angenehme Weise davon überrascht seyn. Sobald sie sichtbar ist, melde ihr, welchen Auftrag ich dir gab, und daß alles Uebrige deine eigene Erfindung war.« — »Ei,« erwiederte Paul ziemlich trotzig, »das will ich schon noch ausfechten, war es doch in allen Ehren gemeint.«

»Ob nicht der kleine Teufel Asmodi in den alten Kerl gefahren ist?« sagte ich zu mir selbst, als er fort war. »Was er seit drei Tagen thut, scheint ganz darauf angelegt, mich Hals über Kopf in ein Meer von Liebe hineinzustürzen, während ich nichts anderes im Sinne hatte, als an seinen blumigen Gestaden, in aller Unschuld und Freiheit, zu lustwandeln. Wenn ich dieß unruhige Herzklopfen recht verstehe, so mengt sich etwas in meine Empfindungen, wogegen meine horazische Weisheit schwerlich wird Stand halten können. Nimm dich in Acht, Samuel! nimm dich in Acht! Ich fürchte, du

wirſt bald gar nicht mehr wiſſen, wie es an der Zeit iſt; deine Jahre haſt du ſchon halb und halb vergeſſen.«

»Nun, Herr, alles iſt gut!« rief Paul, als er, nach geraumer Zeit, munter hereintrat. »Aber Sie hatten Recht; Gretchen fand meinen Einfall gar nicht fein. Mit genauer Noth hab' ich verhindert, daß ſie unſere neuen Kleider wieder ablegte, ſobald ſie die ihrigen zurück erhalten hatte. Bloß die Vorſtellung, welche Freude es Ihnen machen würde, ſie in dem Anzuge zu ſehen, ſchien ſie nach und nach zu beſänftigen. Sie wird kommen, glaub' ich, Ihnen für das Geſchenk zu danken. Nu, ich will nichts verrathen: aber ſie ſieht aus — wunderſchön! und die Schuhe paſſen auf ein Haar; darnach hab' ich gleich geguckt.«

»Asmodi!« murmelte ich zwiſchen den Zähnen, — »hebe dich hinweg, Verſucher!« Da ging die Thür auf, und Gretchen trat mit dem Frühſtück herein. Meine unſicheren Blicke glitten von der reizenden Geſtalt ab, und blieben am Boden haften, ſo, daß die netten Füßchen das erſte waren, was mir in die Augen fiel. Paul hatte Recht; die Schuhe paßten, wie angegoſ-

sen. — Gretchen lispelte einige Worte von Dank. Ich sah auf und fühlte, daß mir das Blut in's Gesicht stieg, während sie selbst über und über glühte. »Ich danke Ihnen, Gretchen,« stotterte ich, »daß Sie meinem Wunsche nachgegeben haben; wenn ich jedoch ganz zufrieden seyn soll, so bitte ich Sie, dieser unbedeutenden Sache nicht mehr zwischen uns zu erwähnen.«

»Mamsell Gretchen! Mamsell Gretchen!« rief Brigitte durch die halb geöffnete Thür. — »Was gibt's denn, Jungfer Brigitte?« brummte Paul. — »Es ist ein Frauenzimmer hier,« sagte die Alte gar freundlich, »das mit Mamsell sprechen will. Kommen Sie doch heraus, liebes Kind!«

»Liebes Kind!« äffte Paul der Alten nach, als sie mit Gretchen fort war. »Haben Sie das Fratzengesicht gesehen, Herr, das die alte Trude dazu machte? Ich bin doch begierig, was das für ein Besuch ist.«

Paul ging, und kam nach einiger Zeit sehr übellaunig zurück. Eine Mad. Miller sey da, erzählte er, und schon eine gute Weile mit Gretchen eingeschlossen. Nach Brigittens Aeußerungen, welche sehr vergnügt scheine, vermuthe er,

daß von einem Dienſtantrage für Gretchen die Rede ſey. Er wolle wetten, die ganze Sache ſey von der Alten angeſtiftet, und ſtehe mit ihrem heutigen frühen Ausgange in Verbindung. Sie werde auch nicht ruhen, ſetzte er hinzu, indem er wieder wegging, bis ſie das liebe Mädchen aus dem Hauſe vertrieben habe.

Pauls Vermuthungen ſchienen nicht ungegründet. Nach einigen Minuten trat Gretchen ſelbſt in mein Zimmer, etwas nachdenklich, und, wie ich mit Verwunderung bemerkte, zum Ausgehen bereitet. Sie beſtätigte mir, daß Mad. Miller da geweſen, und ihr einen Dienſt angeboten habe; zugleich habe ſie ihr gemeldet, daß Frau v. Reichard ſie noch dieſen Vormittag zu ſprechen wünſche. — »Und was werden Sie thun, Gretchen?« fragte ich, nicht ohne Beſorgniß. — »Hören, was mir die gnädige Frau zu befehlen hat,« erwiederte ſie ganz ruhig. — »Und wegen des Dienſtantrages?« — »Ich habe der Mad. Miller geſagt, daß ich ihr noch keine beſtimmte Antwort geben könne.« — »Gutes, liebes Gretchen! Sie dachten alſo meinem Vorſchlage nach?« — »War es denn wirklich Ernſt damit?« ſagte ſie, mit lächelnd prü-

fender Miene. — »So vollkommen Ernſt, liebes Kind! daß Sie Ihre Stelle antreten können, ſo bald Sie wollen.« — »Und der Herr, dem die Wirthſchaft gehört, wird er auch ſo viel Vertrauen in mich ſetzen, als Sie, und kann ich es — in ihn?« — »Ich denke, ja!« — »Wenn das iſt,« ſagte ſie nach kurzem Beſinnen; »ſo beſtimmen Sie über mich, wie Ihnen gut däucht,« — und fort war ſie.

»Sie iſt ein Engel!« rief ich, — »und iſt dein, Samuel! dein! Haſt du das verdient, Ungläubiger?« — — Ich klingelte Paul, um mich vollends anzukleiden; denn ich wollte einen Gang durch die Stadt machen. »Gib Acht,« ſagte ich zu ihm, »was Brigitte etwa Neues ausheckt; das Erſte, worüber ſie brütete, waren Windeier.« — »Wiſſen Sie das ſo gewiß, Herr? Die alte Katze ſieht mir ſo lauernd und unheimlich aus; ich glaube, die ärgſten Tücken hat ſie noch im Hinterhalt.« — »Bah! bah! Was können ihre Tücken uns am Ende ſchaden?« — »Uns nicht, aber dem armen Gretchen! Ich bleibe dabei: Sie ſollten die Mamſell auf Ihr Gut ſchicken; da wäre ſie auf einmal geborgen.« — »So! — Höre, Paul, du haſt doch Gret-

chen nicht von deinem Projekte vorgeplaudert?« — »Bewahre! Sie weiß kaum, glaub' ich, daß wir ein Gut haben.« — »Desto beſſer!« ſagt' ich, ihn lächelnd auf die Schulter klopfend. »Adieu, alter Projektmacher!«

11.

Ich trieb mich eine halbe Stunde in der Stadt herum. Als ich wieder zu meinem Hauſe zurückkam, ſah ich den Baron S** im Thore ſtehen, einen alten Wüſtling, der mir zuweilen die Ehre erweiſt, mich »ſeinen lieben Freund« zu nennen. — »Eh, lieber Freund!« rief er mich an, da er mich auf die Treppe zugehen ſah, »ſind Sie in dem Hauſe bekannt?« — »So ziemlich. Was ſteht zu Dienſten, Herr Baron?« — »Sagen Sie mir, liebſter Freund,« erwiederte er mit einem vertraulichen Lächeln, »kennen Sie das wunderhübſche Mädchen, das hier im Hauſe wohnt? Sie iſt, wie ich höre, erſt vor ein paar Tagen angekommen, und ſoll einem alten Grillenfänger Geſellſchaft leiſten, der vermuthlich gar nicht weiß, was er an ihr hat.« — »Wie ſieht das Mädchen ungefähr aus?« fragte ich, an mich haltend. — Er be-

ſchrieb mir Gretchen ganz genau. — »Und wo haben Sie das Wunderkind geſehen?« fragte ich. — »Hier auf der Straße, Freund! ſchon zweimal: aber ſie iſt mir immer ſo ſchnell entwiſcht, daß ich nicht entdecken konnte, in welchem Stockwerke ſie wohnt.« — »Ich kenne das Mädchen, Baron,« ſagte ich trocken; »und, um es kurz zu machen, der Grillenfänger, dem ſie Geſellſchaft leiſten ſoll, bin ich. Verlangen Sie ſonſt noch etwas, mein Herr?« — »Liebſter Freund!« rief der Geck mit erzwungenem Lachen, »ich bitte tauſendmal um Vergebung! Das war dumm, ich geſteh' es, aber auch drollig; wie? — Ha, ha, ha!« — Ich ließ ihn mit einem verächtlichen Blicke ſtehen, und ging raſch die Treppe hinauf.

Das Erſte, was ich bei'm Eintritte in meine Wohnung hörte, war, daß Herr v. Ebert, derſelbe, welcher mir den Poſſen mit Gretchens Schuhen geſpielt hatte, ſich zum Mittagseſſen habe anmelden laſſen. — »Sind denn heute alle Narren und Pflaſtertreter in Bewegung,« rief ich zornig, »um mich aus den Thoren zu treiben? Geh ſogleich hin, Paul, und ſage Herrn v. Ebert, daß ich heute unmöglich die Ehre ha-

ben könne, ihn zu bewirthen.« — »Wenn er aber nicht zu finden iſt, und geraden Weges herkommt?« — »So — verwünſcht! — ſo — beſtelle Pferde, Paul! Pferde! — Wir gehen auf's Land, Alter!« — »Juchhe! So iſt's recht!« rief Paul. »Gleich will ich Ihre Aufträge beſorgen, die Pferde zuerſt. Sehen Sie indeß, Herr, wie Sie das liebe Mädchen tröſten können, das in ihrem Kämmerchen ſitzt und weint.« — »Sie weint, Paul? Was hat man ihr gethan?« — »Ich weiß nicht; aber ich ſagte Ihnen wohl, Herr, daß die alte Katze Brigitte ihre ärgſten Tücke noch im Nacken hätte.«

An Brigitten vorbei, die eben herausging, eilte ich in Gretchens Zimmer. Sie kam mir mit einer freundlichen Begrüßung entgegen; aber ihre Augen und Wangen zeigten die friſche Spur von Thränen. »Sie haben geweint, theures Gretchen!« ſagte ich. »Verhehlen Sie mir nichts! Was iſt geſchehen?« — »Nichts, was mich erniedrigen, oder das Vertrauen, das Sie mir einflößen, mindern könnte,« erwiederte ſie mit großer Ruhe, — »Alſo doch etwas, das darauf abgeſehen war? Sprechen Sie, liebes Kind; ich beſchwöre Sie!« — Sie erzählte mir nun, daß

Frau v. Reichard sie Anfangs mit einer befremdenden Rückhaltung und Feierlichkeit aufgenommen, sie an ihre brave Tante erinnert, und den Antheil, welchen sie an Gretchen nehme, durch die freundschaftliche Verbindung, worin sie mit der Tante gestanden, gerechtfertigt habe. Hierauf habe sie verschiedene Fragen über Gretchens Bekanntschaft mit mir, und über die Verhältnisse meines Hauses, an sie gestellt. Da ihr Gretchen alles umständlich und aufrichtig erzählt, was sie selbst davon wisse, sey Frau von Reichard nach und nach zutraulicher, und endlich recht freundlich und offen geworden. Die Dame habe meinem Rufe und Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie aber doch ermahnt, gegen die Männer überhaupt auf ihrer Huth zu seyn. Zum Schlusse habe ihr Frau v. Reichard unverhohlen gesagt, man habe ihr Gretchens Aufführung verdächtig machen, und sie als Werkzeug zu ihrer Entfernung aus meinem Hause gebrauchen wollen; sie halte es für ihre Pflicht, das allzugünstige Zeugniß zurück zu nehmen, welches sie der Mad. Miller ertheilt habe, auch müsse sie Gretchen vor einer andern Person warnen, die dabei hauptsächlich im Spiele sey.

»Abscheulich!« rief ich: »die boshafte Brigitte!« — »Verzeihen Sie der Verblendeten,« erwiederte Gretchen; »ich habe ihr verziehen. Sie fürchtet wahrscheinlich, durch mich von ihrer Stelle verdrängt zu werden, und fürchtet es vielleicht mehr aus Anhänglichkeit für Ihre Person, als aus Eigennutz.« — »Die Elende!« sagte ich; »was hat ihr Küchenregiment mit Ihnen und mit den Absichten gemein, welche ich in Betracht Ihrer haben kann? Es gibt nur eine Stelle in meinem Hause, die — doch, an diesem Orte nichts davon! Kommen Sie, edles Mädchen! Wenigstens soll der Rang, der Ihnen in meiner Meinung gebührt, nicht länger durch eine niedrige Umgebung zweifelhaft gemacht werden. Sie haben mir Vertrauen bewiesen; ich will zeigen, daß ich dessen werth bin.« — Mit diesen Worten führte ich sie aus Brigittens Zimmer in das meinige, worin ich sie bat, sich bequem zu machen, indessen ich in meinem Cabinette einige Schreibereien zu besorgen hätte.

Paul kam zurück, mir zu melden, daß er meinen Auftrag bei Herrn v. Ebert ausgerichtet habe, und daß der Wagen in einer Stunde längstens hier seyn werde. »Laß geschwind etwas

zum Eſſen richten,« ſagte ich, »dann packe das Nöthigſte zuſammen, was wir zu einem kurzen Sommeraufenthalte nöthig haben. Den Brief hier trägſt du zu meinem Freunde, dem Doctor Morbach; ich werde künftige Woche auf ein paar Tage in die Stadt kommen, um das Weitere mit ihm zu beſprechen.« — »Gut, Herr!« — »Heh, Paul! Kein Wort zu Gretchen; und vergiß nicht, ihre übrigen Sachen aus meinem Schranke mitzunehmen, auch — die Pantöffelchen!« — Ich glaube, der alte Kerl lachte, wie mir das Wort entwiſchte: aber er nickte ſo treuherzig zurück, daß ich es gut ſeyn ließ.

Das Mittagseſſen war bald vorüber. Ich beſchäftigte Gretchen am Klavier, bis Paul mir einen Wink gab, daß angeſpannt ſey. »Liebes Kind,« ſagte ich, »wenn Sie es zufrieden ſind, ſo fahren wir jetzt nach dem Landſitze meines Freundes. In dritthalb Stunden ſind wir dort. Gefällt es Ihnen nicht, ſo bringe ich Sie heute noch in die Stadt zurück.« — Sie war überraſcht, aber, wie ich zu bemerken glaubte, auf keine unangenehme Weiſe. »Ich habe mich in Herrn Brinks Hände gegeben,« ſagte ſie mit Anmuth und Würde, »und will ſeinen Planen

nicht entgegen seyn.« — In drei Minuten saßen wir in dem Wagen, und fuhren, ohne uns nach Jungfer Brigitten, die ganz bestürzt am Fenster stand, noch nach den Gaffern auf der Straße umzusehen, zu dem Stadtthore hinaus.

12.

Ein froherer Emigrantenzug, als der unsrige, ward nicht leicht gesehen. Mir ging das Herz auf unter dem freien, heiteren Himmel; Gretchens liebliche Gesichtszüge wurden immer sprechender und lebendiger, und Paul lachte, und gesticulirte auf dem Kutscherbock, als ob er unklug werden wollte. — Der Weg wendete sich von der Hauptstraße ab, gegen das Gebirg zu, an dessen Fuße er eine geraume Strecke hinläuft. Zwischen zwei Bergrücken, die von ferne sich zu decken scheinen, öffnet sich seitwärts der Eingang in ein breites Thal, in dessen Tiefe meine kleine Besitzung liegt. Die Landschaft wird, wie man weiter hineinfährt, von hundert zu hundert Schritten romantischer und bilderreicher, bis der Eingang des Thales sich wieder zu schließen scheint, und man sich in einem Kessel von terrassenförmigen Wiesengründen und wal-

digen Gipfeln befangen ſieht. Gretchen, mit dem neuen Anblicke beſchäftigt, war eine Zeitlang ſtill; jetzt rief ſie aus: »o wie ſchön iſt's hier! und die Gegend hat Aehnlichkeit mit meiner Heimath!« — »Wir ſind dem Orte unſerer Beſtimmung nahe,« ſagte ich; »das Gebäude am Abhang jenes Birkenwäldchens iſt das Haus meines Freundes.« — Gretchen blickte mich mit freudeſtrahlenden Augen an: ſie ließ ihre aufgehobene Hand auf meinen Arm ſinken, und ich glaubte einen leiſen Druck zu empfinden. Es ſchien mir die Weihe meines Landhauſes zu ſeyn; jetzt erſt hatte ſein Beſitz einen Werth für mich.

Der Wagen fuhr langſam auf dem nach und nach beſchwerlich werdenden Wege hin, durch das kleine Dörfchen, ein paar ſchöne einzelne Bauernhöfe vorbei, bis an die Mühle, welche hart an meinen Garten ſtößt. Paul, von mir unterrichtet, ſtieg ab, und ging voraus, um, wie er ſagte, Herrn Max Spohr, dem Verwalter des Gutes, unſern Beſuch zu melden. Wir mußten den ziemlich breiten, vom Regen ſtark angeſchwollenen, Waldbach durchfahren, über welchen einige Schritte oberhalb der Mühle ein leichter Steg

für Fußgänger gebaut ist. Als wir am Hausthore hielten, kam uns Paul mit der Nachricht entgegen, Herr Max habe Geschäfte beim Holzrechen, und werde erst morgen wieder kommen; doch seyen die Schlüssel zu den Zimmern vorhanden, und er werde, da er hier Bescheid wisse, schon die Honneurs des Hauses machen. Gretchen sah mich lächelnd an, als ob sie erwartete, daß ich nun das Räthsel lösen würde. Aber ich stieg ganz ernsthaft aus, und hob, eben so ernsthaft, sie aus dem Wagen. »Geh' voran Paul!« sagte ich, »und mache dem Hauswirth Ehre.«

Das Haus ist von meinem Vorgänger in einem launenhaften, aber nicht unangenehmen Geschmacke gebaut, und stellt von außen ein Mittelding von schweizerischer und holländischer Herrenwohnung dar. Das Erdgeschoß hat neben der Küche und den Gesindestuben ein paar artige Zimmer, die mein Vetter Max, der Oekonom des Gütchens, bewohnt. Das obere Stockwerk ist, durch einen gegen den Garten offenen Salon, in zwei Hälften getheilt, wovon die eine für den Eigenthümer, einen alten Junggesellen, wie ich, die andere für eine Freundin bestimmt und eingerichtet war, welche aber nie darin ge-

wohnt hat. Beide Abtheilungen sind bequem und anständig eingerichtet, ohne überflüssigen Aufwand; ich habe sie größtentheils gelassen, wie ich sie fand, sogar das Porträt des ehemaligen Besitzers ist in einem Kabinette hängen geblieben.

Ich führte Gretchen zuerst in die Zimmer, die, wie ich ihr sagte, für sie bestimmt wären. »Das ist viel zu vornehm und weitläufig,« sagte sie, nachdem sie sich ein wenig umgesehen; »hier könnte ja eine kleine Familie Platz finden.« — »Wer weiß, wozu das in der Folge gut ist!« erwiederte ich scherzend. — Gretchen sah fast etwas finster darein, weßhalb ich für gut fand, sie ohne weitere Bemerkungen in den Hof und den Garten zu führen. Was sie dort und in den Wirthschaftsgebäuden sah, hatte ihren ganzen Beifall. »Es ist hier alles im besten Stande,« bemerkte sie; »ich wüßte wenig, was sich anders oder zweckmäßiger einrichten ließe.« — »Das macht alles unser Herr Max,« fuhr Paul heraus — »o, er ist ein tüchtiger Wirthschafter!« — »Wer ist Herr Max?« fragte Gretchen neugierig. — »Ih, der liebe junge Vetter,« erwiederte Paul — »meines Freundes, ja!« fiel ich ihm in's Wort, und nahm Gretchen

unter den Arm, um ihr auch die Wohnung des Hausherrn zu zeigen.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß Gretchen der bequemen und artigen Einrichtung meiner Wohnzimmer eine besondere Aufmerksamkeit widmete, und daß selbst die etwas zu weit getriebene Sorgfalt für die Gesundheit und Bequemlichkeit des Besitzers, welche hin und wieder sichtbar war, ihr nicht mißfiel. Sie schien ganz eingenommen von der Vorstellung einer behaglichen Häuslichkeit, und schwatzte überaus gemüthlich und angenehm von den hundert kleinen Genüssen, welche das Familienleben auf dem Lande darbietet. Nie hatte ich sie offener und liebenswürdiger gesehen; es war das Hausmütterchen, in der Gestalt und mit dem Betragen einer Grazie. — »Nun, Gretchen,« sagte ich, nachdem ich ihr lange zugehört, »darf ich diesem Hause zu Ihrem Besitze Glück wünschen? Werden Sie gerne hier bleiben?« — »Wer sollte das nicht!« erwiederte sie recht freudig. Ich stand neben ihr, den Arm um ihren Leib geschlungen, als sie dieses sagte, und drückte sie mit einer Regung inniger Zärtlichkeit an mich. — Gleichsam um mich zu zerstreuen,

warf ſie einen Blick auf das Porträt, deſſen ich vorhin erwähnte. »Weſſen Bild iſt dieß?« fragte ſie. — »Das Bild des Beſitzers« — erwiederte ich ohne Abſicht. — »Wie?« fiel ſie mir in's Wort, »ſo wär' es doch?« — Ihre Verwirrung ergetzte mich; ich wollte ſehen, wie weit es damit kommen könnte. — »Allerdings,« ſagte ich ernſthaft, »es iſt der Freund, von dem ich mit Ihnen ſprach; er hat dieſes Haus gebaut, und alles, was Sie hier ſehen, ſo eingerichtet.« — Sie ſchwieg, und ſchien eine innere Bewegung unterdrücken zu wollen; plötzlich wandte ſie ſich hinweg, um mir ein paar Thränen zu verbergen, die ſich in ihre Augen drängten. — »Nein!« rief ich, meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, »es iſt nicht ganz ſo, liebſtes Gretchen! Jener Mann lebt nicht mehr, — ich ſelbſt bin der Beſitzer!« — Sie ſah mich an mit einem Blicke, worin ein Vorwurf mit einer Aufwallung der Freude kämpfte. »Böſer Mann!« ſagte ſie, mit dem Finger drohend, »mich ſo zu necken!« und als ich ſie beſänftigend in meine Arme ziehen wollte, machte ſie ſich, mit einer halb ſtrafenden, halb verzeihenden Miene, los und eilte davon.

»Sie ist dein,« rief ich entzückt; »das liebenswürdige, bezaubernde Geschöpf ist dein! Ihr Herz hat für dich entschieden; es hat sich wider den Gedanken aufgelehnt, diesen Aufenthalt, der ihr so lieb ist, mit einem Andern, als mit dir zu theilen!« — Still, aber selig träumend, ging ich in meinen Zimmern umher, Gretchen erwartend, die zum Nachtessen wieder kommen sollte. — Sie hatte sich bequem gemacht und ein weißes Korsett angezogen, welches ihr ein noch vertraulicheres Ansehen gab. Unwillkührlich schielte ich nach den Pantöffelchen, welche Paul auf mein Geheiß in ihre Schlafkammer gelegt hatte; aber die Füßchen waren mit züchtiger Strenge beschuht. Nie habe ich die Sittsamkeit so liebenswürdig und so entfernt von aller Prüderie gesehen. Gretchen war an dem Abend besonders gesprächig; ich vergaß mich selbst und meine Wünsche, indem ich, ihrem sinnigen Geplauder zuhörend, an ihrer Seite saß. Die kindliche Unbefangenheit ihres Gemüths theilte sich unvermerkt dem meinigen mit, ich genoß das Vergnügen eines freundlichen Beisammenseins, das durch keinen Affekt und keine Regung der Selbstsucht gestört wird. Ruhig sah ich das holde

Mädchen ſich in ihr Schlafgemach zurückziehen, und hörte ſie nach einer Weile die Thür abſchließen, welche von ihrer Seite in den gemeinſchaftlichen Salon führt.

»Keine Abſicht und keine Befürchtung ſtört den Frieden dieſer reinen Seele,« ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich allein war. »Wär' es nicht Sünde, ſie durch das Geſtändniß einer Leidenſchaft zu beunruhigen, die ſie jetzt noch kaum verſtehen, gewiß nicht erwiedern kann? Die Zeit mag vollenden, wofür der Zufall in Kurzem beinahe ſchon zuviel that. Sind wir doch aus dem wilden Treiben der Welt in die ſtille Befriedigung der Einſamkeit gerettet! Der ſchöne Baum der Hoffnung, mit ſeinen Knoſpen und Blüthen, hat Wurzel in dem Boden deines Wünſche geſchlagen; laß ihn Kraft gewinnen, und zur Zeitigung gelangen! Iſt es nicht auch ein Genuß, die goldenen Früchte wachſen und reifen zu ſehen, bis ſie, in ſüßer Fülle ſchwellend, ſich ſelbſt von den Zweigen löſen, und uns freiwillig in den Schooß fallen?« — Mit dieſen Gedanken legte ich mich zur Ruhe, und mit einem leiſen: »gute Nacht, Gretchen!« ſank ich dem Schlaf in die Arme.

13.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als Paul mich mit der Nachricht weckte, daß Max im Vorzimmer ſei, um mir ſeine Aufwartung zu machen. — »Iſt er da? — Wie ſieht der Junge aus?« ſagt' ich, mich ermunternd. — »Wie die Geſundheit und der Frohſinn ſelbſt, Herr! Er iſt noch etwas männlicher geworden; — man kann wohl ſagen: ein Bild von einem jungen Menſchen! Sie werden eine rechte Freude an ihm haben.« — »So! — Gib mir meinen Schlafrock, Paul, — und laß ihn hereinkommen.« — »Er hat auch unſre Mamſell Gretchen ſchon geſehen,« fuhr Paul fort, »und ein Langes und Breites mit ihr geſprochen. Die jungen Leute, denk' ich, werden ſich gut mit einander vertragen; Herr Max kann nicht Rühmens genug davon machen, wie klug und beſcheiden das Mädchen iſt. Ja, das wußt' ich wohl; alle Welt muß dem lieben Kinde hold ſein!« — »Gut, gut, Paul! Mach' ein Ende, und führe den Max herein.«

»Es iſt doch wunderlich,« ſagt' ich zu mir

selbst, als Paul fort war, »daß mir bis in den Augenblick das gar nicht einfiel!«

Die Thür flog auf, und Max eilte auf mich zu, mich offen und herzlich willkommen heißend. »Ich dachte schon,« sagte er, »wir wären ganz von Ihnen vergessen, so lange ist's, daß Sie uns nicht besucht haben.« — Ich bemerkte, daß ich erst seit ein paar Tagen von der Reise zurück gekommen sey. — »Uebrigens ist hier alles auch ohne mich recht gut gegangen, wie ich sehe; und Du,« — sagte ich, ihn in die rothen Backen kneipend, — »hast dich, Gottlob! auch nicht abgekümmert.« — Dazu, meinte er, habe man auf dem Lande weder Zeit noch Anlaß; zugleich gab er mir mein Kompliment zurück, denn er fand, ich sey während der Zeit um zehn Jahre jünger geworden. — »Findest du das?« sagte ich lächelnd; »halb und halb kommt es mir selbst so vor, Max.«

Ich erklärte ihm nun, daß ich den Rest des Sommers auf dem Gute zubringen würde, worüber er sehr vergnügt schien. »Ich habe auch an Deine Erleichterung gedacht,« fuhr ich fort; »das junge Frauenzimmer, das Du schon kennen gelernt hast, wie ich höre, — wird künftig die

innere Wirthschaft führen. — Du bist es doch zufrieden, Vetter?« — Er habe immer gewünscht, antwortete er, daß eine weibliche Aufsicht im Hause wäre; Mamsell Berger scheine dazu alle Eigenschaften zu besitzen. — »Nicht wahr, Max? — Und wie gefällt sie Dir sonst? Man kann sie wohl in den Augen leiden; nicht?« — »Sie ist ein schönes Mädchen,« sagte der Junge ganz ruhig, und wurde nicht einmal roth. Ich fand aber doch für gut, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, wozu es nicht an Stoff fehlte, indem mir Max über den Zustand des Gutes und über seine Anstalten zur Verbesserung desselben, umständlich Bericht zu ertheilen hatte.

Marens Ankunft und der neue Wirkungskreis, worin Gretchen von diesem Morgen an trat, machten auch in meiner Tagesordnung und in meinem gewohnten Umgange mit dem lieben Kinde eine bedeutende Veränderung. Ich sah das fleißige Mädchen jetzt beinahe nur an dem gemeinschaftlichen Tische, wo ich mich ausserdem, meines jungen Vetters wegen, nicht so frei wie bisher mit ihr unterhalten konnte. Gretchens Betragen gegen Max war natürlich und

offen, so auch das seinige gegen sie; eine besondere Theilnahme, wie man zwischen zwei so jungen und ausgezeichnet hübschen Personen oft schnell genug entstehen sieht, konnte ich nicht wahrnehmen. Gretchen schien bloß für ihr neues Geschäft Sinn und Aufmerksamkeit zu haben, und Max hatte mir so viel zu berichten, zu zeigen und zu erklären, daß auch ihm keine Zeit für seine schöne Hausgenossin übrig blieb. Es war viel Bewegung, aber für's erste noch keine recht gesellige Zusammenstimmung unter uns.

Ich brachte den größten Theil des Tages damit zu, in Maxens Begleitung meine ziemlich weitläufigen Grundstücke in Augenschein zu nehmen, die sich wirklich in einem trefflichen Zustande befanden. Nachmittag ritten wir in den Wald, auf welchen Max sein Hauptaugenmerk bei seinem Wirthschaftsplane gerichtet hatte. Auf dem Wege dahin gesellte sich der landesfürstliche Oberförster zu uns, ein würdiger Mann, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie freundschaftlich und achtungsvoll der wackre Mann meinen Vetter behandelte. Er sprach mit Beifall von den Einrichtungen und neuen Anlagen, welche Max in den

Wäldern gemacht, und mit Wärme von den Verdiensten, die er, bei'm Ausbruch der Viehseuche im vorigen Herbst, sich um die ganze Gegend erworben habe. »Ich halte sonst nicht viel von gelehrten Oekonomen,« sagte er, »aber das Geld, Herr Brink, das Sie auf den wissenschaftlichen Unterricht des jungen Mannes da verwendet haben, trägt Ihnen und wird einst noch dem Lande gute Zinsen tragen. Für die drei Jahre, die er hier ist, hat er viel geleistet. Sehen Sie zu, Herr, wie Sie Ihren Vetter fest halten; denn ich habe große Lust, ihn Ihnen für den landesfürstlichen Dienst abwendig zu machen.« — »Nun, wenn es zum Glücke meines Vetters ausschlägt,« — sagte ich; aber Max unterbrach mich mit einiger Heftigkeit: »Der Herr Oberförster scherzt nur; er weiß recht gut, wie ich in diesem Punkt denke.« — »Ja, ja, ich weiß es,« sagte der Alte lächelnd. »Den macht man Ihnen nicht abwendig, Herr Brink! Er hat ein dankbares Gemüth, und mir zu oft selbst gesagt, was er Ihnen schuldig ist.« Damit verließ uns der Oberförster, und wir ritten tiefer in's Holz.

Alles, was ich in dem Walde sah, bestätigte

das rühmliche Zeugniß des Oberförsters. Die Pflanzungen hatten seit einem Jahre beträchtlich gewonnen, der Holzschlag war im besten Gange, und die neue Verbindung mit den Schleusen verdiente musterhaft genannt zu werden. Zugleich war das Nützliche überall mit dem Schönen verbunden; mein kleiner Forst hatte beinahe das Ansehen eines wohlgepflegten Parkes. Um so auffallender war mir eine noch ganz verwilderte Stelle, ungefähr in der Mitte des Waldes. Ich war im Begriff, nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen, als ich Max mit düstern und scheuen Blicken sich hinweg wenden sah, und mich erinnerte, daß dieß der Ort sey, den er sich von mir zu einem Denkmahl für seinen armen Vater erbeten hatte. Der Unglückliche war vor zwölf Jahren verloren gegangen, und hatte, man weiß nicht wo, seinem verworrenen Leben wahrscheinlich selbst ein Ende gemacht. Es scheint, daß Max noch immer nicht mit sich einig werden konnte, auf welche Weise er ein so theures und schmerzliches Andenken, hier, in seiner übrigens so heiteren Schöpfung, erhalten sollte.

Wir fanden am Ausgange des Waldes ei-

nen Knecht, dem wir unsere Pferde übergaben, um den Rückweg zu Fuß über die Wiesen zu nehmen, auf welchen in der künftigen Woche die Heuernte anfangen sollte. Es ward ziemlich spät, bis wir zu unserem Hause kamen; zur Abkürzung des Weges gingen wir daher durch des Müllers Garten über den Steg, dessen ich schon einmal gedacht habe. Nicht ohne ein kleines Grausen und ohne mich an Max zu halten, konnte ich den gefährlichen Steg zurücklegen; denn unter ihm brauste der Waldstrom, und stürzte mit reißender Gewalt auf die Mühlräder, von deren lauten Schlägen der morsche Bau erzitterte.

Eine kurze Abendunterhaltung an dem gemeinschaftlichen Tische beschloß diesen geschäftigen Tag. Die Rede fiel auf die Waldkultur, die mir auf einmal interessant zu werden anfing. Gretchen mischte sich bescheiden in das Gespräch, und überraschte Maxen durch die Richtigkeit ihrer Bemerkungen. »Du weißt noch nicht,« sagte ich, »daß Gretchen eine geborene Forstmännin ist; sie hatte mich schon halb und halb zu deinem Lieblingsfache bekehrt, eh' ich hierher kam.« Diese Entdeckung, so wie man-

cher Zug, den ich von Gretchen erzählt hatte, ſchien einige Annäherung zwiſchen den jungen Leuten zu bewirken, was mir nicht entging, aber bei der Offenheit ihres Benehmens ganz unbedenklich vorkam. Weil am nächſten Tage Sonntag war, erbot ſich Max, Gretchen in die, eine halbe Stunde entfernte, Kirche zu führen; ich verſprach, ihnen dahin zu folgen, und entließ, ziemlich ermüdet und ſchläfrig, meine Geſellſchaft.

14.

Der Kirchgang war belebter und feierlicher, als ich vermuthet hatte; denn als ich den jungen Leuten in meiner Kaleſche nachgefahren kam, zeigte ſich, daß eben Kirchweihe gefeiert wurde. Um ſie dem Gedränge zu entziehen, nahm ich Gretchen auf dem Rückwege in meinen Wagen. Ich war in vier und zwanzig Stunden nicht ſo eng' und vertraulich mit ihr beiſammen geweſen, und fühlte um ſo lebhafter, wie nahe ſie mein Herz anging. Sie war freundlich, beinahe weich, ſchien aber zuweilen zerſtreut, was ich dem uns umgebenden Gewühle zuſchrieb. Auf einige hingeworfene Fragen gab ſie mir

nur halbe oder unpaſſende Antworten; da ich ſie darüber halb ſcherzend zur Rede ſtellte, und dabei tändelnd ihre Hand drückte, entſchuldigte ſie ſich leicht erröthend, und erwiederte, kaum merklich, meinen Händedruck.

»Hat Sie Max ſo ernſthaft geſtimmt?« fragte ich, ohne Arges darin zu ſuchen. — »Ein wenig mag er wol Urſache davon ſeyn,« erwiederte ſie. — »Wie, Kind?« ſagte ich, ziemlich betroffen. — Sie erzählte mir nun ſehr treuherzig, daß ſie auf dem Gange nach der Kirche einen Theil von Marens Jugendgeſchichte erfahren habe: — von dem unglücklichen Ende ſeines Vaters; von der Hülfloſigkeit ſeiner früheren Jahre; von dem, was nachher ich für ſeine Erhaltung und ſeinen Unterricht gethan; von ſeiner Anhänglichkeit an mich, und von ſeinen jetzigen glücklichen Verhältniſſen. Sie ſey durch die Aehnlichkeit ihrer Schickſale innig gerührt worden, und ſie leugne nicht, daß ihr Max durch dieſes alles recht lieb geworden, aber — noch lieber der, dem er und ſie ſo viel zu verdanken hätten. — Sie zog, indem ſie dieſes ſprach, meine Hand an ihr Herz, und aus ihren überquellenden Augen fielen ein paar Thrä-

nen darauf. — »Mein Kind!« sagte ich, innigst bewegt, »Sie wissen nicht, daß dieser Augenblick mich reicher belohnt, als Alles werth ist, was ich je für Sie und ihn thun kann.«

Die Zweifel, welche über Gretchens Gesinnung augenblicklich in mir aufgestiegen waren, verschwanden eben so bald wieder; vielmehr glaubte ich meines Glückes mehr als jemals versichert zu seyn. Max selbst war ja ein neues Band zwischen uns geworden; und so bestand mein Vertrauen in die beiden Lieblinge meines Herzens neu befestigt und völlig hergestellt.

Der Mittag gehörte zu den frohesten, welche ich, in lieber, kleiner Gesellschaft, jemals zugebracht habe. Max war anfangs etwas still, nahm aber bald an meiner und Gretchens aufgeweckten Laune Theil. Ich schlug vor, daß wir gegen Abend auf das Kirchweihfest fahren, und daß Gretchen mit Max einen ländlichen Tanz machen solle. Nach Tische setzte sich Gretchen an das Klavier. In meiner humoristischen Stimmung fiel mir ein, meinem Vetter, der eben kein starker Violinspieler ist, zuzumuthen, sie bei einer Sonate zu accompagniren. Er that es nach einigem Widerstreben. Es ließen sich

bald einige falsche Griffe und kratzende Töne vernehmen. Gretchen sah ein paar Mal gutmüthig verweisend auf Max zurück; als aber ich und er selbst darüber zu lachen anfingen, stimmte sie munter in unsere Lustigkeit ein, und spielte unbekümmert fort, bis das drollige Koncert unter allgemeinem Gelächter ein Ende nahm. — »Ich habe mich selbst zum Besten gegeben,« fing Max nach einer Pause an, »weil ich sah, daß meine Ungeschicklichkeit Sie wirklich belustigte; aber von heute an bitte ich, die Violine nicht mehr anrühren zu dürfen.« — »Was fällt dir ein?« sagte ich. — »Ich würde fürchten,« fuhr er fort, »Mamsell Gretchens seelenvolles Spiel mit jedem Striche zu verderben, ja ihr die Musik selbst zu verleiden, und schon diese Furcht macht es mir unmöglich, die Geige je wieder in die Hand zu nehmen.« — »Nicht doch!« rief Gretchen lächelnd. — »Ich weiß, was ich sage!« antwortete Max sehr bestimmt; »die disharmonischen Töne, die uns heute so viel zu lachen machten, werden oft noch recht ernsthaft in mir nachklingen.« — »Sieh, sieh!« sagte ich leise für mich, »das ist eine Zartheit,

die ich dem jungen Forſtmanne kaum zugetraut hätte!«

Wir fuhren ſchon frühzeitig zum Kirchweihfeſt. Max hatte ſeine Forſtuniform angezogen, und ſaß, neben unſerer Kaleſche herreitend, recht ſtattlich auf ſeinem Pferde. Auf halbem Wege kam uns ein Zug von Bauernjungen mit einer bunt ausgeſchmückten Kirchweihſtange entgegen, um welche ſie fröhlich herumſprangen, lärmten und muſicirten. Der Weg war nicht der beſte und verengte ſich gerade, wo wir mit dem Zuge zuſammentrafen. Max wollte ausweichen und über einen Graben am Fahrwege ſetzen. Da wurde ſein Roß ſcheu, und machte einen falſchen Sprung, ſo, daß er zu ſtürzen drohte. — »Ach!« hörte ich Gretchen erſchreckt ausrufen; aber der Angſtſchrei löſ'te ſich in ein Lächeln der Zufriedenheit auf, denn der junge Mann ſaß feſt und ſicher, und ſah von ſeinem beruhigten Gaule munter nach uns zurück. — »Er iſt ein geſchickter Reiter,« ſagte ſie mit merklichem Wohlgefallen. — »Und ſieht recht gut aus,« ſetzt' ich hinzu; »nicht wahr, Gretchen?« — Sie wurde roth, oder ich bildete es mir wenigſtens ein. — »Paul hat Recht,« dachte ich;

»der verdammte Junge ist wirklich bildschön!«

Max hob Gretchen, und dann auch mich aus dem Wagen, als wir vor dem Wirthshause ankamen. Aus dem geräumigen, festlich verzierten Hofe schallte uns die Tanzmusik und das frohe Getümmel der Landleute entgegen. Unser Eintritt erregte Aufmerksamkeit, denn wir waren die ersten Städter, die bei dem Feste erschienen. Aber noch mehr Bewegung entstand, als Max von einigen der Umstehenden erkannt wurde. »Herr Max ist hier. — Willkommen Herr Max!« hörte ich von mehreren Seiten rufen. Alte und junge Leute kamen auf ihn zu und schüttelten ihm treuherzig die Hände. Mir und meiner Begleiterin ward viele Ehre erwiesen, als er uns den Leuten vorstellte; Gretchen besonders gewann bald die allgemeine Theilnahme, denn man schien sie für Maxens Geliebte zu halten.

Es half kein Weigern, Max mußte die erste Menuet mit ihr eröffnen. Alles stand umher, »das schöne Paar« tanzen zu sehen; ich selbst mußte gestehen, daß Max, auch seiner reizenden Tänzerin gegenüber, sich noch ganz wohl ausnahm. Die Musik ging in das Tempo der

Deutschen über, und Max flog mit Gretchen an mir vorbei unter dem lauten Jubel der Zuschauer. Die jungen Paare schlossen sich an, bald war die Lust und die wirbelnde Bewegung allgemein. Nach einigen Touren, welche Gretchen mit Max gemacht hatte, gab sie einem jungen Bauernburschen die Hand, der jauchzend nach Ländlerart mit ihr zu drehen anfing. Es war der Lieblingstanz ihrer Heimath; mit graziënhafter Leichtigkeit führte sie die kühnen, oft muthwilligen Figuren und Wendungen aus, aber die Sittsamkeit schien jede ihrer Bewegungen, und selbst den Faltenwurf ihrer Kleidung zu bewachen, indeß der kindlichste Frohsinn aus ihrem offenen Gesichte lachte. Ich war in den Anblick verzückt; ungern sah ich, daß Max mit ernstem Lächeln sie anhielt, indem er sagte: »es ist zu viel!« — Gretchen kam, von der Bewegung und von Freude glühend, auf mich zu, und hing sich an meinen Arm. Das Herz schlug mir mächtig; ich führte sie aus dem Gedränge, um mich und sie durch einige Züge frischer Luft in dem Garten zu erquicken.

Max war uns gefolgt. Er scherzte über Gretchens übertriebene Neigung zum Tanze,

konnte aber, als wir uns der Musik wieder näherten, sich dennoch nicht enthalten, sie noch zu einem Walzer mit ihm aufzufordern. Lachend gab sie ihm die Hand, und hüpfte in die Reihen. Nach wenig Augenblicken sah ich sie, von Max umschlungen, unter den Tanzenden dahin schweben. Sie schienen beide von der Musik getragen zu werden; Gretchens Auge hing an den Feuerblicken des kräftigen Jünglings, der, sich selbst und seine Umgebung vergessend, fünf bis sechs Mal die ganze Länge des Tanzbodens mit ihr durchflog.

»Es ist genug, Kinder!« rief ich ihnen zu, als sie an mir vorbei kamen; und, wie aus einem tiefen Traume geweckt, traten sie schnell und etwas betroffen aus dem Kreise. — »Es wird dunkel,« fuhr ich fort; »wir wollen nach Hause, Max!« — Ohne Widerrede ging er, unsern Kutscher zu suchen, und ließ sein Pferd vorführen. Ich stieg mit Gretchen in die Kalesche, und stiller, als nach so lebhaften Eindrücken zu vermuthen war, kamen wir vom Kirchweihfeste wieder auf meinem Landhause an.

15.

»Es iſt natürlich,« ſagte ich mir ſelbſt, als ich Nachts allein auf meinem Zimmer war, »daß die jungen Leute Gefallen an einander finden. Liebe kann noch nicht im Spiele ſeyn, aber es würde geſchehen, wenn es ſo fortginge; auch das iſt natürlich. — Du mußt ein Ende machen, Samuel, ohne weitern Verzug. Die Unbeſtimmtheit der Verhältniſſe taugt überall nicht. — Sie iſt dir gut; Dankbarkeit und Pflicht werden der Neigung zu Hülfe kommen, und gegen dieſe dreifache Schutzwehr wird ein flüchtiger Geſchmack, eine Regung der unverwahrten Sinne kaum anzukämpfen wagen. — Mach' ein Ende, Samuel! du haſt dich lange genug beſonnen.«

Am andern Morgen befahl ich Paul, Anſtalt zu machen, daß wir gleich nach Tiſche in die Stadt fahren könnten. Ich ſah Gretchen den ganzen Vormittag nicht; ſie hatte in der Wirthſchaft zu thun. Max war auf dem Felde, wo der Anfang mit der Heuernte gemacht wurde. Bei Tiſch erſchien Gretchen allein. Ich fand ſie ſo unbefangen als jemals, und vergaß über

ihren heiteren Geſprächen beinahe den ernſthaften Zweck, der mich auf einen oder zwei Tage von ihr trennen ſollte. Als ſie hörte, daß ich in die Stadt ginge, bat ſie mich, ihr, nebſt ihren übrigen Kleidern, die Papiere zu bringen, die ſie in ihrem Koffer zurückgelaſſen hätte. — »Was für Papiere ſind das?« fragte ich. — Einige Schriften, welche zum Proceß ihrer Tante gehörten, war die Antwort, mehrere Briefe, die ihr beſonders intereſſant wären, und ihr Taufſchein. — »Ihr Taufſchein?« rief ich; »das iſt mir lieb!« aber ich faßte mich ſchnell, und ſetzte lächelnd hinzu: »Soll ich das Alles durchſtöbern? Fürchten Sie nicht, Gretchen, mir Ihre Geheimniſſe zu verrathen?« — »Ich habe keine Geheimniſſe vor Ihnen,« erwiederte ſie mit dem Tone des herzlichſten Vertrauens, indem ſie mir die Schlüſſel zu ihrem Koffer übergab. — Ich war innig gerührt. »Möge es immer ſo bleiben, liebes, liebes Kind!« ſagte ich, indem ich ihre Hand an meine Lippen drückte, und ging ſchnell fort, um mich in meinen Wagen zu werfen.

Ich ſtieg in der Stadt bei meinem Freunde, dem Doktor Morbach ab, den ich erſucht hatte, Brigitten in meiner Abweſenheit zu verabſchie-

den, und ihr einen Jahreslohn unter der Bedingung auszuzahlen, daß sie sogleich auf vierzehn Tage in ihre Heimath reis'te, und vor ihrer Zurückkunft weder meinen noch Gretchens Namen vor einem Menschen ausspräche. Er lachte, als ich zu ihm kam, und versicherte, mein Auftrag sey pünktlich vollzogen. — »So ist die Luft in meinem Hause rein,« sagte ich, »und ich kann meine Braut in die Stadt bringen, wann ich will.« — »Ihre Braut?« rief der Doktor im höchsten Erstaunen; »Braut! Ist's möglich?« — »Keine Ausrufungen, lieber Doktor, wenn ich bitten darf, und keine juristische Schwierigkeiten! Seyen Sie so gut, mir einen bündigen Ehe-Kontrakt aufzusetzen. Hier sind die Hauptpunkte, Heirathsgut und Witthum betreffend. Der Name der Braut ist Margarethe Berger.«, — »Berger? Margarethe Berger? Derselbe Name, den Jungfer Brigitte nicht nennen sollte?« — »Derselbe! Und den ich auch Sie bitte nicht zu nennen, so wenig als meiner Heirath Erwähnung zu thun, bis sie vorbei ist.« — »Brink! Lieber Freund Brink!« sagte Morbach, den Kopf schüttelnd — »Liebster Doktor!« war meine Antwort, »ich

weiß, was Sie ſagen wollen. Ich habe mir die Sache überlegt; vielleicht hätte ich beſſer gethan, vor fünf und zwanzig Jahren daran zu denken: aber damals kannte ich Gretchen Berger nicht, oder vielmehr ſie war noch nicht in der Welt.« — »Eben deßwegen, Freund!« — »Genug,« fiel ich ihm in's Wort, und wandte mich zum Weggehen; »wenn Sie den Kontrakt nicht aufſetzen wollen, ſo thut es ein Anderer; auf Ihre Verſchwiegenheit rechne ich.« — »Warten Sie doch, Freund! Sie vergeſſen die Schlüſſel zu Ihrer Wohnung, die ich Brigitten abforderte.

Morbach brachte mir lächelnd die Schlüſſel; zugleich erklärte er ſich bereit, die Eheſtiftung zu entwerfen. »Wann ſoll denn die Trauung ſeyn?« fragte er. — »In acht Tagen, Herzensdoktor!« — »Da brauchen wir Dispenſation wegen des Aufgebots; die Einwilligung des Vormunds muß ſchriftlich vorliegen.« — »Ich ſchreibe ihm heute noch. Einwendungen ſind nicht zu erwarten; in vier Tagen kann die Antwort hier ſeyn.« — »Gut!« ſagte Morbach ziemlich ernſthaft; »den Taufſchein der Braut, und was ſonſt noch nöthig iſt, hole ich mir morgen ſelbſt bei Ihnen ab.«

Ich verließ den Doktor sehr vergnügt, und fuhr eiligst nach Hause, um sogleich an Gretchens Vormund zu schreiben. Paul war seit dem frühen Morgen in einer drolligen Unruhe. Er hätte gern gewußt, was ich vorhatte, scheute sich aber doch, mich danach zu fragen. Als er indeß sah, daß Brigitte abgezogen sey, wurde er sehr aufgeräumt, und that unverlangt, was er mir nur an den Augen abzusehen glaubte. »Soll ich nicht die Stube gleich scheuern, und ein wenig hübscher ausmalen lassen?« fragte er; »es kann ein recht artiges Zimmer für das liebe Mädchen werden, wenn sie zuweilen zu uns in die Stadt kommt.« — »Laß das noch, Paul!« sagte ich; »es wird sich schon ein Zimmer für Gretchen finden.«

Den Abend brachte ich sehr angenehm mit Gretchens Papieren zu, welche ich aus ihrem Koffer zu mir genommen hatte. Ich fand mehrere Briefe ihrer Tante, und drei oder vier von ihrem verstorbenen Lehrer darunter, einem alten Geistlichen, von welchem sie mir einige Mal mit großer Liebe und Dankbarkeit gesprochen hatte. Beide schienen treffliche Menschen gewesen zu seyn; ich erkannte nun um so deutli-

cher, wie das seltene Mädchen in solcher Umgebung werden konnte, was sie war. Endlich fiel mir auch der Taufschein in die Hände; er war in weißes Papier eingeschlagen und mit Gretchens Namen, von ihrer eigenen zierlichen Hand, überschrieben. Nie habe ich eine Urkunde mit größerer Theilnahme, ja mit einer so andächtigen Empfindung, betrachtet. Es schien mir eine Anweisung auf meinen Antheil irdischen Glückes. »Als sie in's Dasein trat,« sagte ich zu mir selbst, »erneuerte und verjüngte sich das meinige; sie ward geboren, damit ich nicht umsonst gelebt hätte.«

Am andern Morgen währte es mir zu lange, bis der Doktor kam. Ich ging also, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, wodurch es geschah, daß wir einander verfehlten. Als ich wieder nach Hause kam, hörte ich, er sey inzwischen da gewesen und habe die Nachricht hinterlassen, daß ein dringendes Geschäft ihn auf das Land rufe, von wo er nicht vor dem nächsten Mittage zurückkehren werde. — Was blieb mir zu thun übrig, als mich in Geduld zu fassen, so schwer es mir auch fiel? Paul konnte nicht begreifen, worüber ich so übellaunig war, und

warum ich nicht geraden Weges auf unſer Gut zurückfuhr, nach welchem ich einige Mal überlaut geſeufzt hatte. Damit nur die Zeit verginge, trieb ich mich in zwanzig Fabriken und Kaufläden herum, ließ mir eine Menge Dinge zeigen, die ich nicht nöthig hatte, und kaufte Manches, mitunter auch Unnützes, zu Gretchens Ausſtattung. »Mein Seel, Herr!« ſagte Paul, als ich mit der dritten Ladung angefahren kam, »ich glaube, Sie wollen eine Krambude oder eine Lotterie von Putzſachen anlegen; das kann ja Mamſell Gretchen in zehn Jahren nicht gebrauchen.« — »Schweig, Paul!« ſagte ich kurz und verdrießlich; denn ich fühlte, daß ich dem Alten nicht viel Kluges zu antworten hätte.

Der ſehnlich erwartete Mittag kam, und Morbach brachte den Entwurf der Eheſtiftung, in beſter Rechtsform aufgeſetzt. Nun gab es aber neue Schwierigkeiten wegen der Dispenſation. Ich mußte mich entſchließen, noch einen Tag in der Stadt zu bleiben. Meine Ungeduld ſtieg auf's Aeußerſte. Am dritten Nachmittage, ſeit meiner Trennung von Gretchen, ward endlich die Bewilligung zur Trauung ausgefertigt; ich nahm von meinem Freunde Mor-

bach Abſchied, und fuhr, mit Allem verſehen, was meinen Wünſchen günſtig ſeyn konnte, wieder zu den Thoren der Stadt hinaus.

16.

Das Dach meines Landhauſes blinkte mir im Strahl der Abendſonne entgegen. Ein armer Hirtenknabe blies, ſo gut er konnte, den Kuhreihen, indem ich vorbeifuhr, und wiederholte ſein Kunſtſtück, zum Dank für die Scheidemünze, welche Paul ihm zuwarf. Aus der Ferne klang die Weiſe ziemlich angenehm, und ſtimmte harmoniſch zu den Gefühlen der Sehnſucht, die meine Bruſt bewegten. Als wir zu der Waſſerfuhrt nah an meinem Hauſe kamen, ſahen wir Bauersleute aufwärts am Bache ſtehen, noch mehrere am Steg oberhalb der Mühle. Der Steg, wie wir bemerken konnten, war zur Hälfte eingebrochen. Ich erinnerte mich augenblicklich an den gefährlichen Gang, den ich vor ein paar Tagen darüber gemacht hatte. Vor meinem Hauſe, in deſſen Thor wir eben fahren wollten, ſtanden auch Landleute, meiſt Weiber und Kinder. Eine meiner Mägde kam weinend zu ihnen heraus.

»Da ist ein Unglück geschehen!« rief Paul; und ich, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, sprang aus dem Wagen, eh' er noch still hielt. »Was ist's? Was ist's?« rief ich, mich durch die Leute drängend. — »Ach!« hört' ich Jemand sagen, »Mamsell Gretchen ist mit dem Steg in den Bach gestürzt.« — »Und ist doch gerettet?« stammelte ich; — meine Knie brachen mir, ich war auf dem Punkt niederzusinken. — »Herr Max,« sagte die Magd weinend, »hat sie mit Gefahr seines Lebens herausgezogen, eh' der Schwall des Wassers sie in die Mühlräder riß. Wir haben sie hinauf, in ihr Bett gebracht, aber sie gibt kein Lebenszeichen seit einer Viertelstunde schon.«

Paul und ein junger Bauer führten, oder trugen mich vielmehr, über die Treppe nach Gretchens Zimmer, wohin ich verlangte. Sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, in warme Tücher eingeschlagen, farblos und ohne sichtbares Lebenszeichen. Max stand am Haupt des Bettes, ihre Gesichtszüge mit gespannnter Aufmerksamkeit betrachtend und ihre Schläfe sanft streichelnd, während zwei Mägde damit beschäftigt waren, ihr die Füße zu reiben. — »Sie ist

nicht todt,« sagte Max, da er mich, auf Paul gestützt, leichenblaß vor sich stehen sah. »Sie kann nicht todt seyn,« setzte er leiser hinzu; »ihre Hände und Schläfe sind warm, und ich glaube von Zeit zu Zeit eine leise Regung ihres Pulses zu fühlen.«

In dem Augenblicke trat der Arzt aus dem nächsten Marktflecken in das Zimmer. Er bestätigte, nach der ersten Untersuchung, Marens Vermuthung, und ordnete Einiges zur weiteren Behandlung der Scheintodten an. Ich hatte mich auf einen Stuhl niederlassen müssen, und erwartete mit unbeschreiblicher Bangigkeit den Ausgang der Sache. Plötzlich hörte ich Max aufschreien: »Sie lebt! Sie schlägt die Augen auf!« — Ich stürzte auf ihn zu, und drückte ihn sprachlos in meine Arme.

Der Arzt bedeutete uns, still zu seyn, weil die Kranke noch nicht ganz zur Besinnung gekommen wäre. Wir zogen uns behutsam zurück, indem wir unsere Freude, so viel als möglich, unterdrückten. Gretchen lag eine Weile mit offenen, gerade aufwärts sehenden Augen; ihre Wangen fingen an, sich zu färben; endlich wandte sie Gesicht und Blicke nach unserer

Seite. — »Max!« rief sie, ihm ihre Hand freundlich entgegenstreckend. Der junge Mensch eilte auf sie zu, und küßte die ihm dargebotene Hand mit großer Innigkeit. Auch ich war näher getreten; sie wurde mich gewahr und reichte mir die andere Hand hin. »Er hat mir das Leben gerettet,« sagte sie, mit dem Kopf gegen Max nickend; »es war ein grauser Tod, der mir drohte, lieber Herr Brink!« — »Sie leben,« sagte ich, ihre Hand an meine Lippen drückend, »Sie sind uns wiedergegeben, theures Gretchen! Er hat Anspruch auf Alles, was ich besitze; nie kann ich ihm lohnen, was er heute that.« — Gretchen wurde wieder bläſſer; ihr Athem schien noch nicht frei. Der Arzt verlangte, daß wir uns entfernten; eine Stunde Ruhe sey für Gretchen nun das Nöthigste. Ich nahm Maxen mit mir, und ließ den Arzt mit den Mägden bei der Kranken zurück.

Von Max erfuhr ich jetzt, wie der Unfall begegnet, und durch welches Wunder er selbst im Stande gewesen sey, das holde Geschöpf zu retten. Die Mäher waren seit Tagesanbruch auf der großen Wiese beschäftigt, welche jenseits des Baches, ein paar hundert Schritte über der

Mühle liegt. Max hatte den Arbeitern verboten, über den Steg zu gehen, von deſſen gebrechlichem Stande er neuerdings überzeugt worden, und hatte dem Müller, wie vorher ſchon oft, noch heute früh dringend angelegen, den gefährlichen Bau ſogleich abtragen zu laſſen. Nach Mittag war Gretchen über die obere Brücke auf die Wieſe gekommen, und dort geblieben. Später hatte indeſſen Max, von einer unerklärbaren Unruhe getrieben, die Wieſe verlaſſen, und war noch einmal in die Mühle gegangen, wo er den fahrläſſigen Mann endlich vermochte, ihm zu folgen, um den Schaden ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Als ſie aus der Mühle traten, erblickte Max zu ſeinem Schrecken Gretchen auf dem ſchwankenden Steg, und einen Moment nachher ſah er ſie mit den morſchen Bretern in die Tiefe ſtürzen. Einige Augenblicke war Gretchen, welche Maxen noch im Fallen bemerkt zu haben ſchien, und der er, nur den Rock von ſich werfend, ſchnell nachſprang, über dem Waſſer ſichtbar: aber bald riß der Strudel ſie hinab, ſo, daß ſie Max, der ſich ſelbſt nur mit großer Anſtrengung über dem Strom erhielt, ein paar Minuten gar nicht ſah, und ſchon verloren

glaubte. Endlich tauchte, unfern von ihm, eine Hand empor; mit Mühe erreichte er sie, und seine letzten Kräfte aufbietend, gelang es ihm, sie schwimmend an's Ufer zu ziehen. Hier halfen ihm die Knechte des Müllers, dessen Geschrei sein ganzes Haus um ihn versammelt hatte, Gretchen auf einen nahen Rasenplatz bringen, bis sie später, noch ganz leblos, von Max und den herbeieilenden Mägden, auf ihr Zimmer getragen wurde.

Ich fiel dem wackeren Jungen noch einmal um den Hals, und überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Liebkosungen. Aber meine eigenen Kräfte waren durch die furchtbare Gemüthsbewegung erschöpft; ich mußte mich auf mein Ruhebett legen, um mich zu erholen. Nach einer Stunde ungefähr, sagte man mir, daß Gretchen nach mir und Max verlangt habe. Ich traf den letztern schon an ihrer Seite, ihre Hand in der seinigen haltend. Gretchen rief mir zu, als sie mich eintreten sah, und nöthigte mich freundlich, auf ihrer anderen Seite Platz zu nehmen. Die ganze Heiterkeit und Energie ihrer himmlischen Seele waren zurückgekehrt, aber ihre körperlichen Kräfte schienen noch etwas schwach

und niedergedrückt, was besonders an dem öfteren Wechsel ihrer zarten Gesichtsfarbe merkbar wurde. Mit großer Ruhe sprach sie von dem erlittenen Unfalle, und entwickelte sehr deutlich den Gang ihrer Vorstellungen und Empfindungen, so weit sie sich derselben bewußt war. Sie glaubte, ihre volle Besinnung erst verloren zu haben, als sie an das Ufer gebracht wurde. »Ich war gewiß,« sagte sie, »daß mir Max nahe sey, und daß er mich retten würde.« Das furchtbare Brausen der Mühlräder habe sie übrigens auch unter dem Wasser vernommen, und dieß sey der letzte Eindruck vor ihrer Ohnmacht, dessen sie sich erinnere. Ehe sie ihrer äußeren Sinne wieder mächtig gewesen, sey sie sich bewußt geworden, daß sie gerettet sey und in ihrem Bette liege; es sey ihr vorgekommen, Max stehe über ihrem Haupte, und sie höre ihn von Zeit zu Zeit sprechen; auch meinen Eintritt habe sie bemerkt, und sey durch meinen stummen Schmerz sehr geängstigt worden, aber sie habe sich weder regen, noch ihre inneren Anschauungen mit Worten oder Zeichen ausdrücken können. — »Lieber Herr Brink,« sagte sie, indem sie meine Hand ergriff, »ich habe auch nachher gesehen,

wie tief Sie von meinem Unfalle ergriffen waren. Sie sind so gut; bin ich denn Ihrer Theilnahme werth?« — Ich konnte nicht sprechen, sondern ließ mein Angesicht auf ihren Arm sinken, den ich unbemerkt mit zärtlichen Küssen bedeckte.

Nach einer Weile stand ich auf. »Das Alles,« sagte ich, »greift Sie zu sehr an, liebes Gretchen! Wir wollen Sie für heute der Ruhe überlassen. Morgen früh, wenn Sie gut geschlafen und sich ganz erholt haben, werde ich Sie besuchen. Ich habe Allerlei für Sie aus der Stadt mitgebracht, was ich Ihnen zeigen will. Gute Nacht, liebes Kind!« Zugleich gab ich Max einen Wink, mir zu folgen, und verließ mit ihm Gretchens Schlafgemach.

17.

»Ist deine Mamsell aufgestanden?« fragte ich die Magd, die eben aus Gretchens Zimmer kam, da ich früh am Morgen über den Vorsaal ging. »O ja, Herr!« war die Antwort; »und sie befindet sich recht wohl.« — Ich pochte leise an der Thür, und trat hinein, da ich nicht antworten hörte. Gretchen stand in ihrem Nacht-

Korsett am offenen Fenster, mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt, und trillerte ein Liedchen in den Garten hinaus. Sie hatte mich nicht kommen hören, sondern blieb nachlässig im Fenster gelehnt, indem sie mit dem einen Fuße den Takt zu ihrer Melodie leise anschlug. Ich sah, daß es meine Pantöffelchen waren, mit denen sie auf dem Boden klapperte. Alle meine heitersten Gedanken und Wünsche wurden in dem Augenblick rege, und indem ich mich ihr unbemerkt genähert hatte, umfaßte ich ihren schlanken Leib, so, daß sie, sich umwendend, gerade in meinen Armen lag. — »Sie haben mich wirklich erschreckt,« sagte sie, über und über erröthend, indem sie sich von mir losmachte; »ich bin noch kaum angezogen.« — »Kein Anzug kleidet sie besser als dieser, Gretchen!« erwiederte ich, »und glücklich der, welcher ein Recht hat, Sie immer so zu sehen.« — Sie ging vom Fenster weg, und bat mich, zu sitzen, während sie selbst in einiger Entfernung von mir stehen blieb. — »Wissen Sie,« fing sie nach einer Weile an, »daß mir heute Nacht von Ihnen geträumt hat? Wir machten wieder eine Reise mit einander, und zwar eine sehr weite, denn

wir gingen ſogar über See, und fuhren durch Klippen und Stürme hin; aber am Ende war alles gar ſtill und freundlich, und wir kamen in ein ſchöneres Land, als ich mir je eines vorgeſtellt habe.« — »Dieſer Traum,« erwiederte ich, »könnte erfüllt werden; ja, ich hoffe gewiß, er wird es, und ich nehme ihn als eine gute Vorbedeutung an. — Setzen Sie ſich zu mir, liebes Gretchen!« — Sie that es. »Ich möchte doch nicht,« ſagte ſie, »daß der Traum in Erfüllung ginge; denn ich bin gerne hier, wo ich Alles um mich habe, was mir lieb iſt.« — »Deſto beſſer, mein Kind! Auch brauchen Sie Ihre Stelle nicht zu verlaſſen; die Reiſe, die Ihnen im Traume vorkam, iſt — die Lebensreiſe, und hier können Sie ſie vollenden. — Wollen Sie mich heirathen, liebes Gretchen? — »Ach Gott!« rief ſie, — »darauf war ich nicht gefaßt, mein theurer Herr!«

Sie wurde abwechſelnd blaß und roth, und ſah mich mit ſcheuen, aber nicht untheilnehmenden Blicken an. Eine mächtige Empfindung ſchien ihr Inneres zu bewegen; ſie wollte einige Mal ſprechen, vermochte es aber nicht. Nach einer längeren Stille ſagte ich: »Geliebtes Mäd-

chen! Ich wollte Sie nicht überraschen; eben so wenig möcht' ich Sie zu etwas überreden, was nur das Werk Ihrer freien Entschließung seyn darf. Wie ich bin, haben Sie gesehen; was ich Ihnen seyn kann, muß Ihnen Ihr Herz sagen. Gehen Sie mit sich selbst zu Rathe; in einigen Tagen geben Sie mir Antwort.« — »Nehmen Sie dieß,« setzte ich hinzu, indem ich einen Ring mit einem einfachen Smaragde hervorzog, »zum Andenken dieser Stunde. Er trägt die Farbe der Hoffnung, aber er verbindet Sie zu nichts. Sie werden diesen Ring, der nun der Ihrige ist, einst mir, oder — einem Andern geben; wer ihn von Ihnen erhält, wird glücklich seyn.« — Mit diesen Worten stand ich auf und ging fort, ohne eine Antwort abzuwarten.

Paul sah mich forschend an, als ich auf mein Zimmer zurückkam. Die heftige Erschütterung, worin er mich bei Gretchens Gefahr erblickt hatte, schien ihm unerwartet Aufschluß über Alles, was um ihn vorging, gegeben zu haben. Er errieth meine Absicht, und schien selbst nicht ruhig dabei zu seyn. Obgleich ich nicht gern beobachtet bin, war mir Pauls Zuthätig-

keit doch nicht unangenehm, denn ich glaubte, ihn milder und theilnehmender zu finden, als sonst. »Wollen Sie nicht ein wenig um die Felder reiten, Herr?« sagte er, da er mich unbeschäftigt, und ziemlich ernst in meinem Zimmer herumgehen sah; »es ist ein herrlicher Morgen, und die Leute sind recht fröhlich draußen beim Heumachen.« — »Du hast Recht, Paul; laß mir den Braunen satteln.« — Als ich in den Hof hinabstieg, kam mir Max entgegen, der schon vom Felde zurückkehrte. Er grüßte mich recht munter, und da ich fragte, wo er hingehe, antwortete er offen, er wolle sehen, wie Gretchen geschlafen habe. — »O, sehr gut,« erwiederte ich, »grüße sie von mir;« und nachdem ich mich auf meinen Gaul geschwungen, ritt ich zum Thore hinaus.

Der schöne Morgen und die Heuernte, obschon sich das Volk rüstig genug dazu anstellte, wollten keine rechte Wirkung auf mich thun. Ich ließ mein Roß ziemlich zerstreut und nachlässig gegen den Wald hinschlendern, als mir der Oberförster aufstieß, und mich durch einen wackeren Weidmannsgruß aus meiner Träumerei weckte. Er fragte mich nach Gretchens Be-

finden; denn er hatte das Mädchen während meiner Abwesenheit kennen gelernt, und ihren gestrigen Unfall erfahren. »Der gute Max,« sagte er, »muß außer sich gewesen seyn; denn ich habe wol gemerkt, daß die jungen Leute einander lieb haben.« — »Das ist natürlich!« erwiederte ich schnell. — »Ja wohl!« war seine Antwort. »Da sollten Sie ein Einsehen haben, Herr Brink, und ein Paar aus den hübschen Kindern machen. Mamsell Berger ist ganz dazu geschaffen, die Frau eines braven Forstmannes zu werden.« — »So?« sagt' ich. — »Ja, ja!« erwiederte er lachend; »ich habe sie vorgestern Abends eine ganze Stunde examinirt, und mich an ihren kunstfertigen Antworten recht ergetzt. Sie könnte zur Noth selbst einem kleinen Forste vorstehen. Und das Mädchen ist guter Leute Kind, Herr! Ich habe ihren Vater in jüngeren Jahren gekannt; er war ein Ehrenmann.« — »Das freut mich, Herr Oberförster!« — »Nun, wie gesagt, Herr Brink! Sie sollten das Mädchen Ihrem Max zur Frau geben. Heirathen muß er doch bei Zeiten; das geht auf dem Lande nicht anders.« — »Hat Max mit Ihnen von der Sache gesprochen,

Herr Oberförſter?« — »Kein Wort; es war bloß mein Einfall, aber er däucht mir gut, und Sie ſollten im Ernſte daran denken, Herr Brink!« — »Gut, gut; ich will mir's überlegen. Adieu, Herr Oberförſter!« — Ich lenkte um, und gab meinem Braunen die Sporen, um geſchwind nach Hauſe zu kommen.

»Iſt Max noch bei Mamſell Gretchen?« fragte ich Paul, als ich ihm auf der Treppe begegnete. — »Er verließ ſie vor einer kleinen Weile, Herr! und iſt eben wieder auf's Feld gegangen.« — »Und wie ſah er aus, Paul? Sage mir's ehrlich!« — Paul ſchüttelte den Kopf. »Nicht wie ſonſt, Herr! Seit einer Stunde haben ſich alle Geſichter im Hauſe verändert; auch Gretchen ſieht ganz traurig aus, und hat ſogar geweint, glaub' ich.« — »Bring' mir eine geſtopfte Pfeife in mein Kabinet, Paul, und laß Niemand zu mir; ich will allein ſeyn, Alter!«

Ich hatte Stoff genug zum Nachdenken, aber die Ruhe der Ueberlegung fehlte mir. Die Pfeife war verdampft, ohne daß ich mehr wußte, als zuvor. Es war etwas von ſchlimmer Vorbedeutung im Hintergrunde meiner Seele, aber

ich ſcheute mich, das Dunkel aufzuhellen. »Am Ende ſind es Vermuthungen und Einfälle von Leuten,« ſagte ich zu mir ſelbſt, »die von der eigentlichen Lage der Sachen weniger wiſſen, als nichts.« — Da kam Paul, mich zum Eſſen zu rufen.

Gretchen ſtand bei ihrem Stuhle, Max, ein wenig abgewandt, bei dem ſeinigen. Wir ſetzten uns ſchweigend. Ich warf einen Blick auf Gretchen, die, mit dem Vorlegen beſchäftigt, ziemlich ernſt, aber ruhig ſchien. Max ſah auf ſeinen Teller, und mußte ſich anreden laſſen, um Gretchen ſeine Suppe abzunehmen. Ich ſelbſt war wenig geſtimmt, die Unterhaltung anzufangen, doch that ich einige Fragen an Max, die er beantwortete, ohne aufzuſehen. Gretchen ſuchte öfters ein Geſpräch in Gang zu bringen, aber die Worte wollten ihr nicht fließen, und der Verſuch hatte keine Folge. Sie vermied es ſichtbar, die Rede an Max zu richten. Dagegen ließ dieſer zuweilen einen Blick auf ſie fallen, worin ich die Gluth einer mühſam verhehlten Leidenſchaft zu erkennen glaubte. — »Er liebt ſie,« ſagte ich zu mir ſelbſt, »und weiß, was zwiſchen ihr und mir vorgegangen iſt!« — Die

unerfreuliche Tischgesellschaft ward endlich aufgehoben; wir verließen alle drei fast zugleich das Speisezimmer.

Meine Unruhe trieb mich bald wieder in's Freie. Dießmal wollte ich meiner Stimmung Meister werden; ich machte einen weiten Spaziergang, von dem ich erst Abends ziemlich ermüdet zurückkehrte. Als ich in mein Zimmer treten wollte, öffnete sich die Thür auf Gretchens Seite, und Max kam heraus. Er war bestürzt, und blieb stehen, als wollte er abwarten, bis ich wegginge. — »Max!« sagte ich, mich zu ihm wendend, »du bist jetzt oft hier oben.« — Er näherte sich mir einige Schritte. — »Du hast dir gestern,« fuhr ich mit gemäßigtem Ernste fort, »große Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben. Was ich für deine Erziehung gethan habe, ist kein Ersatz dafür; — ich möchte nicht, lieber Max, daß etwas zwischen uns träte.« — Seine Blicke, welche bisher am Boden gehaftet, erhoben sich jetzt, und begegneten den meinigen. Ich sah Thränen darin; er ergriff meine Hände, drückte sie gegen seine Brust, und entfernte sich schnell.

Einen Augenblick stand ich, ihm nachsehend,

dann ging ich in Gretchens Zimmer. Ich sah sie am Fenster sitzen, den Kopf in die Hand gestützt. Sie stand auf, und kam mir langsam entgegen; ihre Augen waren verweint. — »Max ging eben von Ihnen?« sagte ich, in möglichst ruhigem Tone. — »Ja!« war ihre Antwort. — »Er schien sehr bewegt, — und auch Sie haben geweint.« — Sie schwieg. Ich setzte mich, und winkte ihr, es auch zu thun. — »Es ist nicht mehr, wie es war,« sagte ich nach einer Pause; »während meiner kurzen Abwesenheit hat sich viel verändert.« — Sie wollte reden, schlug aber die Augen nieder, und schwieg. — »Max liebt Sie —« — »Es ist so,« antwortete sie, vor sich hinsehend. — »Und Sie lieben ihn!« — Sie zögerte. — »Reden Sie, Gretchen!« — »Ich glaub' es fast,« sagte sie, mit kaum vernehmbarer Stimme. — Ich stand auf, und ging ein paar Mal auf und ab. — »Gute Nacht!« sagte ich, und ging gegen die Thür. — »Herr Brink!« rief sie mir nach. — »Was verlangen Sie, Gretchen?« — »Er hat mir entsagt, und ich ihm,« sagte sie, still weinend. — »Gute Nacht, Gretchen!«

18.

Still ging ich an Paul vorbei, in mein Kabinet. Der Alte kam in einer Weile nach, und da er sah, daß ich in der Abendkühle ausgekleidet da stand, nöthigte er mir schweigend meinen Schlafrock auf. — »Soll ich Ihnen Ihre Pfeife bringen, Herr?« — »Nein, Paul!« — »Ist Ihnen nicht wohl, lieber Herr?« — »Ich bin nicht krank, Paul; aber bringe mir ein Glas Wein, und sage den Kindern, wenn sie in's Speisezimmer kommen, sie möchten nur allein essen.« — »Ach, Gott!« seufzte Paul, fortgehend; »ich dachte wol, daß es nicht gut enden würde.«

»Er hat ihr das Leben gerettet,« sagte ich zu mir selbst; »und doch ist's nicht das, wodurch er sie mir abgewann: seine Jugend ist's, und eine Entfernung von drei Tagen! — So wenig gilt der Mensch, der innere. — Deine Jahre, Samuel, — warum vergaßest du deine Jahre!« — Ich setzte mich an mein Schreibepult. Gretchens Papiere fielen mir in die Hände; ihr Taufschein, — die Eheverschreibung,

und die Dispense. Ich schämte mich vor mir selbst. — »Was man ein Kind ist!« sagte ich, »und wie die Natur uns verlockt und täuscht, bis an den Rand des Grabes!«

Paul brachte mir Wein und Brod. Gretchen sey sehr bekümmert, erzählte er, daß ich nicht zum Nachteſſen käme, und Max hab' es sich gleichfalls verbeten. Er sey unten in seiner Stube und arbeite an seinen Wirthschaftsbüchern; nach meinem Befinden habe er sehr theilnehmend gefragt, Gretchens aber nicht erwähnt. — »Ich lasse den Kindern eine gute Nacht wünschen,« sagte ich nach einer Weile; — »und geh' du nun auch, Paul, heute bedarf ich nichts mehr.«

Ich schlief wenig, fühlte mich aber ziemlich gestärkt und beruhigt, als ich am andern Morgen aufstand. Da trat Paul herein, und übergab mir einen Brief. — »Von wem?« — »Ach, von dem armen Max! Er ist fort, Herr, und ich glaube, wir sehen ihn nicht wieder.« — »Was sagst du, Alter?« — Ich erbrach schnell den Brief, und las einen förmlichen Abschied, voll von Ausdrücken der wärmsten Dankbarkeit. Er hoffe, schrieb er, seine Entfernung

werde für die Wirthschaft keinen bedeutenden Nachtheil haben, da alles in guter Ordnung sey, und Mamsell Berger die Oberaufsicht recht wohl führen könne; auch empfehle er mir den Oberknecht als einen sehr brauchbaren Menschen. Er bat mich um Verzeihung, daß er, unbekannt mit meinen Absichten, dem Wunsche meines Herzens einen Augenblick entgegen getreten sey; mit der innigsten Theilnahme werde er in der Ferne von meinem Glücke hören. Wegen seines Fortkommens bitte er mich, außer Sorgen zu seyn; er habe durch meine Unterstützung genug gelernt, um überall sein Brod zu finden. Uebrigens denke er sich, wegen einer Anstellung in den landesfürstlichen Forsten, an seinen Freund, den Oberförster, zu wenden, an welchen er mich auch bitte, ihm von seinen Sachen nachzusenden, was ich selbst für gut finde, vor allem aber ein Zeichen der Vergebung und der Fortdauer meines Wohlwollens. — »Braver Junge!« rief ich aus; »er hat sie mit Gefahr seines Lebens dem Tod in den Mühlrädern entrissen, und geht in die weite Welt, um meinem Glücke mit ihr nicht im Wege zu stehen! — Laß dir sogleich einen Klepper satteln, Paul, und reite hinüber,

zum Oberförſter. Ich laſſe ihn bitten, heute Mittag zum Eſſen zu kommen, und den Max mitzubringen! — Warte! — Nein; beſorge ſchnell das Pferd, und komm dann wieder. Ich will dir ein paar Zeilen mitgeben. Aber verrathe nicht im Hauſe, am wenigſten vor Gretchen, wo du hin reiteſt.«

Ich ſchrieb das Billet an den Oberförſter, und ſchärfte Paul, der es abholte, ein, ſich gegen Max nicht merken zu laſſen, was ich zu ſeinem Briefe geſagt habe. Der Alte war ſchwindelig vor Freude, und ſchwur, entweder gar nicht, oder mit Max wieder zu kommen. — Mit leichterem Herzen und freieren Blick, als ich ſeit zehn Tagen gehabt hatte, trat ich an's Fenſter, von welchem ich Gretchen eben aus dem Garten kommen ſah. Sie bemerkte mich nicht, ſondern ging ernſt und ſinnvoll mit ihrem Körbchen voll Kirſchen über den Hof, die Treppe herauf, und erſchrak, als ich ihr unvermuthet aus meiner Thür entgegen trat, und ihr einen guten Morgen bot.

»Sind es ſaure Kirſchen?« fragte ich, mich ihr nähernd. Sie reichte mir das Körbchen her. »Alles iſt ſüß, was von Ihnen kommt,«

ſagte ich, nachdem ich ein paar Kirſchen gekoſtet hatte, — »ſelbſt ein Korb.« — Gretchen war ſo verlegen, daß mich mein ungeſchickter Scherz bald reute. Ich fragte nun ernſthaft, ob ſie um die Flucht unſers Max gewußt habe? Sie nickte: ja! — »Und wozu ſoll das führen?« ſagte ich. — »Zu Ihrer Ruhe und der ſeinigen,« antwortete ſie mit beſcheidener Würde. — »Sie trauen mir alſo wenigſtens zu,« erwiederte ich, »daß ich mich des Vortheils nicht überheben werde, den mir ſeine Entfernung zu geben ſcheint.« — »Ich traue Ihnen Alles zu,« ſagte Gretchen, »deſſen ein edles Herz fähig iſt. Aber es ziemt mir nicht, von dem zu reden, was Sie zu thun oder zu laſſen für gut finden werden.« — »Haben Sie keinen Wunſch für ſich, Gretchen?« — »Zu bleiben, wie ich bin,« erwiederte ſie mit groſſer Milde, »und in dem harmloſen Geſchäfte, für das Sie mich anfangs beſtimmten, ſo nützlich zu ſeyn, als es mir möglich iſt.« —. Ich unterdrückte die Antwort, die mir auf den Lippen ſchwebte, und indem ich Gretchen freundlich zuwinkte, ging ich in mein Zimmer zurück.

»Es war eine ſchöne Phantaſie,« ſagte ich

zu mir selbst; »der Fehler war nur, daß ich sie für Ernst nahm. Fahre hin, holder Traum meines Nachsommers! Ward ich doch in früherer Zeit oft unfreundlicher geweckt, und nicht immer, wie jetzt, ohne Reue!« — Mit voller Heiterkeit setzte ich mich an meinen Schreibtisch und nahm Gretchens Papiere wieder zur Hand. Ohne Beimischung einer bitteren Empfindung blätterte ich nur darin, und legte die Stücke bei Seite, von denen ich Gebrauch zu machen dachte. »Der Taufschein des lieben Kindes,« sagte ich, indem ich lächelnd das Datum betrachtete, »kam zwar um zwanzig Jahre zu spät, aber nur für mich; — den haben wir nöthig. Die Dispensation, — lachen wirst du, ehrlicher Morbach! — ist jetzt überflüssig; aber die Eheverschreibung, — mit einigen Abänderungen kann sie auch so noch ihre Dienste thun.« — Ich machte diese Abänderungen, und legte den Kontrakt zu Gretchens Geburtsschein. — »Glückliche machen zu können,« sagte ich, indem ich aufstand, »ist ja doch das reinste Glück; und wie sollten wir verstehen, es Anderen zu bereiten, wenn wir nicht selbst dafür empfänglich wären? Habe Dank, gütige Natur, für diesen

letzten Frühlingsschein in meinem herbstlichen Leben! Dem sanften Zuge der Neigung glaubte ich zu folgen, und es war eine höhere Hand, die zwei schuldlose Wesen durch mich vereinigen wollte.«

Ich machte einen Gang durch die Felder, um die Zeit bis zum Mittagsessen hinzubringen. Kaum war ich zurück, so traten der Oberförster und Max herein. Mit treuherziger Munterkeit führte jener den sehr verlegenen jungen Menschen auf mich zu, indem er sprach: »Hier haben Sie den Ausreißer.« — »Ist es recht, Max,« sagte ich, »daß du auf und davon gehst, ehe du mir einen Nachfolger gestellt hast, und sogar, ehe wir noch Gretchens wunderbare Erhaltung gefeiert haben? — Richte den Tisch drüben, Paul, in Mamsell Gretchens Zimmer; wir sind heut' ihre Gäste.«

»Was meinen Sie, Herr Oberförster,« redete ich nun diesen an, »da mich der Junge mit der Wirthschaft sitzen läßt, wenn ich mein Gütchen in Pacht gäbe?« — »Dazu rath' ich nicht,« erwiederte der Oberförster schnell.« — »Aber der Mann ist tüchtig,« gab ich zur Antwort, »und hat selbst Ihren Beifall. Denn, kurz,

weil Max das Gut nicht mehr für meine Rechnung verwalten will, mag er's für seine thun; ich geb' es ihm für einen billigen Pachtzins, jedoch unter einer Bedingung.« — »Die wäre?« fragte der Oberförster aufhorchend. — »Daß er die Ansprüche befriedige, die ich einer gewissen Person auf mich und einen Theil meines Eigenthums eingeräumt habe. Die Sache ist hier schriftlich aufgesetzt; sieh selbst, Max, ob du die Bedingung erfüllen kannst.« — Max starrte mich und die Ehestiftung an, die ich ihm hinreichte. — »Wahrhaftig,« rief der Oberförster, der einen Blick in die Schrift that, »das ist ein Heirathe-Kontrakt, und Ihr Name, Max, steht hier neben Gretchens Namen.« — Max war noch immer wie ohne Bewußtsein. — »Nimm doch, Max!« sagte ich, ihm das Papier aufdringend; »du hast dich nicht so lange besonnen, als du das Mädchen aus dem Wasser zogst.« — »O mein Wohlthäter! mein Vater!« rief er nun, und lag an meinem Hals. — »Geh' hin, Glücklicher!« unterbrach ich seinen Freudentaumel, »und hole dir ihr Jawort selbst. Ich will es ihr ersparen, vor meinen Augen roth zu wer-

den, so gern ich sie auch erröthen sehe.« — Er flog zur Thür hinaus.

»Das ist brav, Herr Brink!« sprach der Oberförster, »und wahrlich noch mehr, als ich von Ihnen erwartete, was doch nicht wenig gesagt ist.« — »Loben Sie mich nicht, Freund!« erwiederte ich; »er wollte für mich viel mehr thun. Was ist der Wunsch eines Mannes, der von dem Leben beinahe schon Abschied nimmt, gegen die erste Liebe zwei solcher Herzen?«

Gretchen kam, an Marens Arm geschmiegt, zur Thür herein. Es war, als sollte ich für meine Selbstverleugnung durch den lieblichsten Anblick belohnt werden, denn ihre ganze Gestalt glühte von dem Ausdruck der holdesten Schamhaftigkeit. »Die Farbe Ihrer Wangen,« rief ich ihr entgegen, »gibt mir Antwort auf Marens Werbung. Ich habe nur noch Eins beizusetzen: in drei Wochen muß Hochzeit seyn; Alles ist vorbereitet, sogar die Einwilligung Ihres Vormundes. — Und nun, Gretchen, geben Sie mir den Arm als Brautvater, weil es nicht als Bräutigam geschehen konnte. Wir wollen heute Ihre jungfräuliche Wohnung zu dem glücklichen Aufenthalt einer kleinen Familie

einweihen. Sie ſchien Ihnen zu weitläufig; hatte ich nicht Recht, als ich ſagte: »wer weiß, wozu das in der Folge gut iſt?«

II.

Etienne Durand.

Eine wahre Geschichte.

Mitgetheilt von K. A. West.

(1822.)

Herr Etienne Durand galt für den reichſten Mann in dem Bezirke von Beaune, einem der ſchönſten Landſtriche Burgunds, wo er ſich bald nach der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution angekauft hatte. Auch kannte man weit und breit keinen wohlthätigeren Mann als ihn, weßhalb er von ſeinen Nachbaren, meiſt armen, fröhlichen Winzern, gewöhnlich nur Vater Durand genannt wurde. In der That ſchien Herr Durand ſeinen Reichthum mehr für Andere, als für ſich ſelbſt, zu beſitzen. Er lebte mäßig, beinahe karg, bewohnte die ſchlechteſten Zimmer ſeines Schloſſes, und kleidete ſich wie ein gemeiner Bürger von Paris, welcher geweſen zu ſeyn er nicht verhehlte. Dagegen ſcheute er keinen Aufwand, wenn es darauf ankam, einen dürftigen und zugleich rechtſchaffenen Mann zu unterſtützen, oder ihm einen guten Tag zu machen. Bei ſolchen Anläſſen gab es nur eine Gränze, welche ſeine Freigebigkeit nie überſchritt: er hatte es ſich, wie man bemerken konnte, zum

Grundsatze gemacht, seine Besitzungen stets in dem Umfang und Werthe zu erhalten, die sie zu der Zeit, da er sie kaufte, gehabt hatten. Dieses Stammvermögen bewahrte Herr Durand wie ein Heiligthum: aber er zeigte sich eben so abgeneigt, dasselbe zu vermehren, als es zu vermindern; ja er schien, seitdem er jene Besitzungen erworben, jeden Zuwachs seines Wohlstandes als eine Last zu betrachten, deren er sich so bald als möglich wieder entledigen müßte.

Auf welche Weise Vater Durand zu seinem großen Vermögen gekommen, war in der Gegend nicht bekannt. Man vermuthete, daß der Weinhandel, welchen er früher betrieben, den Grund dazu gelegt, und daß ihn dann mehrere glückliche Unternehmungen im Kauf und Verkauf von Nationalgütern in den Stand gesetzt hätten, die weitläufigen Ländereien an sich zu bringen, in deren Besitz er sich gegenwärtig befand. Diese Ländereien hatten ehemals den Herren von Sorville angehört, einem altadeligen Geschlechte, dessen letzter Stammhalter, unter der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses, das Opfer seiner Anhänglichkeit an die königliche Regierung geworden war. Es ging das Ge-

rücht, Durand habe, als Mitglied der Pariſer Nationalgarde, den unglücklichen Marquis von Sorville auf dem Wege zur Guillotine begleitet, und der Eindruck, welchen die Hinrichtung dieſes edlen Mannes auf ihn gemacht, ſey vornehmlich Urſache geweſen, warum er einige Zeit nachher ſein Gewerbe in der Vorſtadt St. Martin aufgegeben, und Paris ſelbſt verlaſſen habe.

Wirklich ſchien Vater Durand der unglücklichen Familie, in deren Beſitzthum er eingetreten, eine mehr als gewöhnliche Theilnahme zu widmen. Man wußte, daß er ſich viele Mühe gegeben, den Aufenthalt von Sorville's kranker Gemahlin und deſſen unmündigem Söhnlein auszuforſchen, welche nach der Verhaftnehmung des Marquis die Flucht ergriffen und, nachdem ſie einige Monate hülflos umhergeirrt, in einem kleinen Gränzorte Deutſchlands, wie ſpätere Nachrichten verſicherten, bald nach einander geſtorben waren. Auch lange nach dieſer Zeit bemerkte man, daß ſich Durand bei Reiſenden und zurückgekommenen Ausgewanderten oft ſehr angelegentlich um nähere Auskunft über das Schickſal jener unglücklichen Flüchtlinge erkundigte. Wenn er dann entweder keine, oder nur

die Bestätigung der früheren Nachrichten von ihrem beklagenswerthen Tode erhielt, fand man ihn stets tiefsinniger und stärker gerührt, als man es von seiner heiteren Gemüthsart bei anderen Anlässen gewohnt war; daher sich Manche nicht enthalten konnten, zwischen Durand und dem verstorbenen Marquis irgend ein geheimes Verhältniß anzunehmen, über dessen eigentliche Beschaffenheit jedoch Niemand eine wahrscheinliche Vermuthung aufzustellen wußte.

Ungefähr zwei Jahre nach dem Ankaufe seiner großen Besitzungen, schloß Herr Durand, der seit längerer Zeit Witwer gewesen, eine zweite Heirath mit einer jungen Person von angenehmer Gestalt und lebhaftem Charakter, die er vor Kurzem kennen gelernt hatte. Der schon ziemlich bejahrte, aber noch rüstige Mann liebte seine junge Frau ungemein, und auch sie war ihrem Gatten herzlich zugethan, obwohl ihre Ansichten und Neigungen nicht immer mit den seinigen übereinstimmten. So war sie, zum Beispiel, mit seiner allzugroßen Freigebigkeit gegen Nachbaren und Fremde keineswegs einverstanden, wogegen sie ihn beschuldigte, in seinem

eigenen Hauſe es nicht ſelten an dem ſchicklichen Aufwande fehlen zu laſſen. Nicht weniger hatte ſie gegen Durand's altfränkiſche Manieren und gegen die Treuherzigkeit einzuwenden, womit er ſeines ehemahligen Gewerbes in Paris und ſeiner guten Nachbaren in der Vorſtadt St. Martin noch öfters erwähnte. Man brauche es, meinte ſie, eben nicht zu wiſſen, daß der reiche Gutsbeſitzer Durand, und Meiſter Etienne, der Böttcher am Thore St. Martin, eine und dieſelbe Perſon ſeyen. Dagegen hielt es Frau Suſanne — dieß war ihr Name — nicht für überflüſſig, ihrer eigenen guten Herkunft gelegentlich zu gedenken; denn ſie hatte die Ehre, eine geborne Pariſerin aus dem gebildeten Mittelſtande zu ſeyn, und unter ihren Verwandten Leute in Aemtern und Würden zu zählen.

Madame Durand gebar ihrem Gatten eine Tochter, welche bald der Augapfel des Vaters, und der Stolz der Mutter ward. In der That konnte man kein ſchöneres, anmuthigeres Kind ſehen, als die kleine Adele, wie Frau Suſon ihr Töchterchen, nicht eben zur Zufriedenheit ihres Mannes, genannt hatte. Er fand den Namen zu vornehm für die Tochter eines ehrlichen

Bürgers aus der Vorſtadt St. Martin, den ein glückliches Ungefähr doch zu weiter nichts, als zu dem erſten Winzer des Bezirkes von Beaune gemacht habe. Aber Frau Suſanne lachte über dieſe Bedenklichkeiten ihres Eheherrn; ſie meinte, der beſte Mann in Frankreich ſolle ſich einſt nicht zu vornehm dünken, um ihre Adele zu werben, die ſo hübſch ſey, wie eine Prinzeſſin, und, wenn Durand es darnach anſtelle, wol auch ſo reich werden könne. Deßhalb eben war ſie mit ſeiner gutherzigen Verſchwendung, wie ſie ihres Mannes Mildthätigkeit nannte, oft recht unzufrieden; denn Adele konnte, ihrer Meinung nach, des Geldes gar nicht zu viel haben, um des Eidams werth zu ſeyn, welchen ſich Frau Suſon künftig einmal unter den Würdenträgern des Reiches auszuwählen gedachte.

Adele wuchs indeſſen heran, ſo zierlich und fein gebildet als die Mutter, und ſo verſtändig und gut geartet, als der Vater es wünſchte. Der ehrliche Mann konnte, oder wollte es nicht hindern, daß ſeine Tochter in allerlei Künſten und Fertigkeiten unterrichtet wurde, die er zwar für überflüſſig hielt, worauf aber ſeine Frau einen ungemein hohen Werth ſetzte. Adele tanzte

und ſang, zeichnete ein wenig, plauderte italieniſch und engliſch, und benahm ſich bei dem allen mit ſo viel natürlicher Grazie und Beſcheidenheit, daß alle Welt von ihr entzückt war. Durand ſelbſt, vor deſſen Augen die Liebenswürdigkeit ſeiner Tochter ſich täglich mehr entwickelte, fing nach und nach an, ſich mit der Erziehungsweiſe ſeiner Gattin auszuſöhnen. Er widerſetzte ſich ihren Anordnungen immer weniger, zahlte ohne Murren die theuren Meiſter, Bücher, Inſtrumente u. ſ. w., welche Frau Suſanne von allen Seiten zu Adelens Unterrichte herbeizuſchaffen wußte, und ließ es geſchehen, daß die ganze Einrichtung des Hauſes nach und nach ein feineres und vornehmeres Anſehen erhielt. Während er ſelbſt ſeiner einfachen Lebensart getreu blieb, ward die Umgebung ſeiner Frau und Tochter zuſehends reicher und glänzender; und indem er ſeine Geſchäfte noch fortwährend in einer Hinterſtube des Wirthſchaftsgebäudes abmachte, verwandelten ſich die großen Gemächer des Schloſſes, welche bisher leer geſtanden, allmälig in geſchmackvoll verzierte Koncert- und Geſellſchaftsſäle, worin die ſchöne Welt der umliegenden Gegend an beſtimmten

Tagen zuſammenkam, um Adelens Talente zu bewundern, und nebenbei der guten Küche der Hausfrau und Herrn Durand's trefflichen Weinen zuzuſprechen. Madame Durand bewies bei ſolchen Gelegenheiten, daß eine Pariſerin, von welchem Stande ſie auch ſey, in der Provinz wenigſtens, eine Dame von Rang vorſtellen könne, ſobald es ihr beliebe; denn nichts übertraf die ungezwungene Artigkeit, womit ſie ihre Geſellſchaft empfing, es müßte denn die treuherzige Unbefangenheit geweſen ſeyn, mit welcher Durand ſelbſt ſich unter ſeine Gäſte miſchte, ohne im geringſten etwas von ſeinem altfränkiſchen Weſen abzulegen.

Durand's Tochter näherte ſich jetzt dem Alter, wo die perſönliche Anmuth durch den Reiz des Geſchlechtes erhöht wird. Ihre üppiger aufblühende Geſtalt fing an, ſich mit dem Schleier jungfräulicher Scham zu umziehen; ihre kindliche Lebhaftigkeit ging zuweilen in Ernſt und Nachdenken über; ſie bewegte ſich und ſprach gemeſſener; wenn ſie ſang oder las, ſchien die Empfindung über ihre Kunſtfertigkeit vorzuherrſchen: — in ihrem ganzen Weſen war mehr Innigkeit und Seele. Die Frauen bemerkten

dieſe Veränderung mit Lächeln, wol auch mit aufkeimender Eiferſucht; in den Blicken der Männer verrieth ſich eine wärmere Theilnahme, als ſie dem ſchönen Kinde bisher bewieſen hatten. Madame Durand war ſchon zuweilen mit dem Gedanken an die Wahl eines Eidams beſchäftigt; aber bei weiterer Ueberlegung fand ſich, daß noch Niemand die Eigenſchaften vereinigte, welche ihre Anſprüche in dieſer Hinſicht befriedigen konnten. Ihr Mann, mit dem ſie über dieſen Gegenſtand einmal ſprach, nahm eine ernſthafte Miene an, und brach die Unterredung mit der Bemerkung ab: »Es ſey wol noch zu früh, an Adelens Verheirathung zu denken; übrigens halte er es für's Beſte, das kluge Mädchen dereinſt ſelbſt wählen zu laſſen; denn am Ende hätten die Töchter in dieſen Dingen nicht nur einen beſſeren Geſchmack, ſondern nicht ſelten auch mehr Verſtand, als Vater und Mutter zuſammengenommen.«

In der That war es die Ueberzeugung von der natürlichen Unbefangenheit und dem guten Verſtande ſeiner Tochter, was Herrn Durand gegen die ehrſüchtigen Plane ſeiner Frau gleichgültiger machte, als er es wol ſonſt geweſen

seyn würde. Adele hatte, ungeachtet ihrer geselligen Neigungen und Vorzüge, wenig Hang, eine auffallende Rolle in der Welt zu spielen. Sie liebte die Beschäftigung mit den schönen Künsten aus Geschmack, nicht aus Eitelkeit. Die Ausbildung ihrer Talente war ihr so leicht geworden, und sie fand so viel Vergnügen darin, sie auszuüben, daß es ihr eben so wenig einfiel, auf diese Talente stolz zu seyn, als der Vogel darauf stolz ist, wenn er die Flügel erhebt, um sich in die Luft zu schwingen. Die Lobsprüche, die man ihrer Gestalt und ihren Geistesgaben ertheilte, waren zu alltäglich und zum Theil zu übertrieben, um einen besondern Eindruck auf sie zu machen; die Männer, deren Huldigungen sie empfing, hatten zu wenig ausgezeichneten Werth, um ihr gefährlich zu werden. Noch immer hatte sie keinen Mann kennen gelernt, der nach ihrem Gefühl, an Adel der Gesinnung und Liebenswürdigkeit des Charakters, sich mit ihrem guten alten Vater vergleichen ließ; und so war es eigentlich die schmucklose Tugend dieses trefflichen Mannes, deren bloßer Anblick seine ihm gleich geartete Tochter, mitten in dem Glanz und Flitter der sogenannten schönen

Welt, vor den Verirrungen der Künſtelei und der Eitelkeit bewahrte.

So viel Urſache Herr Durand indeſſen hatte, mit dem Betragen ſeiner Tochter zufrieden zu ſeyn, ſo war doch nicht zu verkennen, daß ihn öfters geheime Sorgen beunruhigten, deren Gegenſtand Adelens Zukunft zu ſeyn ſchien, und daß ſeine Unruhe größer ward, je näher der Zeitpunkt kam, wo er billiger Weiſe auf ihre Verheirathung bedacht ſeyn mußte. Es war, als ob er irgend ein Ereigniß befürchte, das der Zufriedenheit und dem Glücke des theuern Kindes drohe, und welches abzuwenden nicht in ſeiner Macht ſtehe. Bei allen Tugenden, welche Adelen ſchmückten, mußte man geſtehen, daß ihr eine gewiſſe Weichlichkeit und Verzärtelung des Gefühles anhing, die es ihr ſchwer gemacht haben würde, die Entbehrungen der Armuth, oder auch nur die Beſchränktheit mittelmäßiger Umſtände zu ertragen. Dieſe Vorſtellung ſchien die Einbildungskraft des redlichen Mannes jetzt oft zu beſchäftigen; er machte ſich nun ſeine Nachgiebigkeit gegen das eitle Erziehungsſyſtem ſeiner Frau ernſtlich zum Vorwurfe, und tadelte es manchmal laut, daß Adele dadurch an

Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnt worden, welche sie vielleicht einst schmerzlich vermissen werde. In solchen Augenblicken sprach er so seltsam von der Unsicherheit des Reichthums, und der Glücksgüter überhaupt, als ob er sein ganzes Vermögen auf eine falsche Karte gesetzt, oder auf schwanken Bretern den Winden und Wellen Preis gegeben hätte.

Frau Susanne hielt diese Aeußerungen anfangs bloß für hypochondrische Einfälle, von denen sie ihren Mann überhaupt nicht frei sprach, und achtete deßhalb wenig darauf. Indessen fand sie in der damaligen Lage Frankreichs doch unvermuthet Anlaß, der mißmuthigen Stimmung ihres Gatten noch eine andere, tiefer begründete Deutung zu geben. Die Schlacht bei Leipzig hatte den Militärdespotismus und den kaiserlichen Thron gestürzt. Die Ausgewanderten waren mit den Bourbons zurückgekehrt; allen Verhältnissen des Landes und der Bürger schienen große Veränderungen bevorzustehen, und besonders erwartete man, die Käufer der Nationalgüter von allen Seiten bedroht und angefochten zu sehen. Obgleich die Familie, welche ehemals Durand's Güter besessen hatte, in

den Stürmen der Revolution untergegangen, und wie man gewiß zu seyn glaubte, gänzlich erloschen war, so wußte man doch nicht, welche Ansprüche vielleicht der Staat auf Besitzungen machen dürfte, die zur Zeit der Gesetzlosigkeit weit unter ihrem Werthe erkauft worden waren. Dieß, meinte Frau Susanne, müsse der Grund von der zunehmenden Unruhe, und den mitunter seltsamen Reden ihres Gatten seyn. Es schien ihr daher nothwendig, das Interesse ihres Hauses ungesäumt durch eine staatskluge Verbindung zu sichern, und die Wahl ihres Eidams nicht länger zu verschieben, der, wie es sich von selbst verstand, nur einer der ersten und einflußreichsten Familien des Departements angehören konnte. Sie beschloß, dieses Vorhaben in aller Stille und ohne Wissen ihres Mannes einzuleiten, da seine Geradheit, und das, was sie seine Vorurtheile nannte, dem Gelingen eines solchen Unternehmens eher hinderlich als zuträglich seyn mußten.

Unter Durand's Nachbaren war der Baron von St. Flour einer der bedeutendsten. Seine Familie gehörte zum alten Adel, und war mit dem ehemaligen Besitzer von Durand's Gütern

in entfernterem Grade verwandt. Der Baron hatte den Ruf, ein Mann von Welt und großer politischer Gewandtheit zu seyn. Er war gleich im Anfange der Revolution zur Demokratie übergegangen, und hatte bei allen Veränderungen der Gewalt sich immer folgerecht derjenigen Partei angeschlossen, welche die stärkste zu seyn schien. Mit seinem Vetter und Nachbar, dem Marquis von Sorville, stand der Baron in einem Verhältnisse, worüber die Welt nicht sehr günstig urtheilte. Einige behaupteten geradezu, der Angeber, welcher den Marquis der Blutgier des Wohlfahrtsausschusses ausgeliefert, sey kein Anderer, als sein Vetter St. Flour gewesen. Wenigstens glaubte man ziemlich allgemein, daß es nicht des Barons Schuld war, wenn sein Anschlag, sich in den Besitz von Sorville's Gütern einzudrängen, ihm nicht gelungen. Ueberhaupt hatte Herr von St. Flour, seiner wetterwendischen Politik ungeachtet, wenig Fortgang in seinen Unternehmungen. Sein Witz und sein Vermögen erschöpften sich in Entwürfen des Ehrgeizes und der Habsucht, ohne daß er bisher seine selbstsüchtigen Zwecke erreicht hätte. Indessen verstand er es mindestens, durch seine

unermüdete Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen, und durch die Zuversicht, womit er in entscheidenden Augenblicken sich in die Nähe der Mächtigen drängte, von Zeit zu Zeit den Glauben zu erwecken, daß er im Begriffe sey, eine wichtige Person vorzustellen. So hatte sich auch jetzt die Meinung verbreitet, daß er unter den Häuptern der Royalisten sehr warme Freunde habe, und nächstens selbst eine der ersten Stellen in der Verwaltung des Departements antreten werde.

Auf diesen Mann und dessen Familie richtete Madame Durand nun ihr Augenmerk, um ihrem Hause eine Schutzwehr gegen die Gefahren der Zeit zu verschaffen. Zwar wußte sie, daß Durand einen alten Groll gegen den Baron hatte, und daß beide Männer sich selten oder nie sahen; doch diese Schwierigkeit, die auf Mißverständnissen und längst vergessenen Zwistigkeiten zu beruhen schien, hoffte sie zu überwinden. Herr von St. Flour hatte einen Sohn, der nach seinem Alter und Aeußeren ganz dazu geeignet war, mit der reizenden Adele das schönste Ehepaar in dem Departement der Goldküste zu machen. Der junge Herr hatte eine Figur

zum Malen, saß zu Pferde wie angegossen, schwebte oder tanzte mehr, als er ging, und galt unter den Artistes tailleurs des Bezirkes von Beaune für das vollkommenste Muster eines jungen Mannes nach der Mode, die Musterbilder in dem Pariser Damen-Journal nicht ausgenommen. Einige bejahrte Prüden rühmten seinen Witz, und von seinen Sitten sagte man, daß sie nicht schlimmer seyen, als es von einem liebenswürdigen Wildfang seiner Art billiger Weise zu verlangen wäre. Der junge Baron war nach einer längeren Abwesenheit so eben von Paris zurück gekommen; der Zeitpunkt konnte daher, nach der Meinung der Frau Durand, nicht günstiger seyn, das spröde Herz ihrer Tochter durch die Erscheinung dieses sieggewohnten Liebesritters zu überraschen.

Madame Durand hatte mit der Mutter des Glücklichen, den sie sich zu ihrem Schwiegersohne ersehen, alles auf's beste abgekartet. Frau von St. Flour war ihrem verdeckten Antrage mehr als auf halbem Wege entgegen gekommen; denn die Baronin, eine Dame von großem Scharfsinne, hatte die wichtigen Vortheile auf den ersten Blick erkannt, welche von einer Ver-

bindung ihres Sohnes mit der Erbin des reichen Durand, für die verfallenen Finanzen des Hauses St. Flour zu erwarten waren. Ihr Gemahl sollte für's Erste noch aus dem Spiele gelassen werden, um Durand's zu besorgenden Widerstand nicht gleich anfangs aufzuregen. Dagegen unterließ die Baronin nicht, ihrem Sohne Victor den von beiden Müttern entworfenen Heirathsplan, als eine Sache von größtem Belang für das Interesse der Familie, an's Herz zu legen. Dieser fand seiner Seits recht viel Geschmack an der kleinen niedlichen Bäuerin, wie seine Mutter Adelen unter vier Augen genannt hatte. Er versicherte, in Paris wenige Opernmädchen gekannt zu haben, die sich einer eleganteren Tournüre rühmen könnten, als seine reizende Nachbarin. Des Eindruckes zum Voraus gewiß, den seine Vorzüge auf Adelens unerfahrenes Herz machen müßten, erklärte er sich bereit, die Wünsche der beiden guten Damen auf's wirksamste zu unterstützen. Der Tag wurde festgesetzt, an welchem er, von seiner Mutter begleitet, der schönen Adele den ersten Besuch an ihrer Toilette machen sollte. Die verbündeten Mächte hofften durch diesen kühnen Ueberfall

den verliebten Krieg gleich anfangs in die Mitte des feindlichen Landes zu versetzen, und durch die entschiedene Ueberlegenheit eines allgemeinen Angriffs dem Feinde die Mittel und den Willen zu seiner Vertheidigung zugleich zu benehmen.

Durand, der sich eben bei seiner Tochter befand, war sehr erstaunt, den größten Gecken auf zwanzig Meilen in der Runde, an der Seite seiner stolzen Mutter, in der Morgenstunde in Adelens Zimmer treten zu sehen. Er warf einen finstern Blick auf seine Hausfrau, deren unruhige Geschäftigkeit, ihn zu entfernen, ihm nun auf einmal erklärt war. Das Betragen der Angekommenen, und die Art, wie es von Frau Suson erwiedert wurde, ließen ihn über die Absicht dieses Besuches keinen Augenblick zweifelhaft. Da er indeß in dem Benehmen seiner Tochter nichts entdeckte, was jener Absicht günstig schien, erheiterte sich seine düstere Stirne unvermerkt, und er ward allmälig so treuherzig, offen und munter, daß Frau Susanne und ihre Gäste ihn schon halb und halb für ihren Plan gewonnen glaubten. Mit seiner gewohnten altfränkischen Höflichkeit erwies er der Baronin alle Auszeichnung und Ehre, worauf ihr Stand

Anſpruch zu haben ſchien, und ſprach dabei ſo viel von ſeinem ehemahligen Gewerbe zu Paris, von ſeinen bürgerlichen Obliegenheiten, Gewöhnungen und Anſichten, als ob es darauf ankäme, den Abſtand recht auffallend zu machen, der ihn und die Seinigen von ihren vornehmen Nachbaren trennte. Einige Bemerkungen, welche die Baronin von St. Flour über die ausgleichende Macht des Geldes vorbrachte, ließ er unbeachtet fallen; ſeine Frau aber, die dem Geſpräche gern eine andere Wendung gegeben hätte, neckte er gutmüthig über ihre weltkluge Vorſicht und Politeſſe, die doch nicht immer gut machen könnten, was ſeine plumpe Aufrichtigkeit verderbe. — Dieß Alles geſchah mit ſo viel gutem Humor, und mit ſo wenig Schein von Abſicht, daß Keines eigentlich wußte, woran es mit ihm ſey; und da er am Ende die Baronin und ihren Sohn bis an das Thor des Hauſes begleitete, fuhren Beide hinweg, zwar nicht ſo triumphirend als ſie erwartet hatten, aber doch nicht ohne Hoffnung, dem Zwecke ihres Beſuches ein andermal näher zu rücken.

Als Madame Durand mit ihrem Manne und ihrer Tochter allein war, glaubte ſie nicht

länger anſtehen zu dürfen, ihren bisher geheim gehaltenen Plan mit gehöriger Vorſicht aufzudecken. Durand hörte ſie ruhig an; und fragte dann Adelen, wie ihr der junge Herr gefiele? — Sie zögerte einen Augenblick. »Wenn meine gute Mutter nicht ungehalten werden will,« ſagte ſie dann mit beſcheidener Faſſung »ganz und gar nicht!« — »Das hab' ich vermuthet,« erwiederte Durand, »und ſomit weißt du, Frau, was aus deinem Projekte werden wird.« — »Eine Heirath!« rief Frau Suſanne lebhaft, »und zwar eine der beſten, die es geben kann, oder ich müßte noch weniger von der Sache verſtehen, als das kleine Ding hier. — Es kommt dabei auf mehr an, als auf das, was ſo einem kindiſchen Mädchen gefällt. Ich habe Gründe — Gründe.« — »Politiſche,« fiel Durand ein; »ich weiß, Mütterchen, ich weiß! Aber nimm dich in Acht, daß deine Klugheit dich nicht weiter vom Ziele abführt, als es die redliche Einfalt thun könnte. Dieſe St. Flour's zum Beiſpiel dünken ſich mächtig fein und klug; aber ich ſetze meine alte Böttcherkappe, mit vollwichtigen Louisd'ors gefüllt, an des windigen Junkers neuen Federhut, ſie bringen es auch jetzt

nicht weiter, als es der politische Freiherr, mit aller seiner Staatskunst und Niederträchtigkeit, nach dem Tode seines unglücklichen Vetters gebracht hat. Er denkt jetzt von dem ehrlichen Etienne zu erhalten, was er von den Blutmenschen und Schelmen, seinen Spießgesellen, nicht erlangen konnte. Doch wisse, Frau, und merk' es wohl," setzte er hinzu, indem er aufstand, um hinweg zu gehen, "daß ich dieses Schloß mit allem Zubehör eher dem ersten Straßenbettler, der mich um ein Almosen anspricht, erb- und eigenthümlich überlasse, als ich es zugebe und mit ansehe, daß die treulosen Verwandten des rechtschaffenen Sorville ihren Sitz darin aufschlagen."

Frau Suson war äußerst betroffen, als sie ihren Eheherrn so sprechen hörte, und mit ernster, aber ruhiger Miene aus dem Zimmer gehen sah. Sie wußte, daß, wenn er in diesem Tone sprach, eine Aenderung seines Entschlusses kaum mehr zu erwarten war. Die Vorstellung, daß sie ihren Plan würde aufgeben müssen, nachdem sie ihn mit der Baronin schon völlig in's Reine gebracht, griff sie so heftig an, daß sie vor den Augen ihrer Tochter in einen Strom

von Thränen ausbrach. Adele that, was sie konnte, um ihre Mutter zu beruhigen, welches ihr nach und nach auch gelang. Die lebhafte Frau fing an, neue Hoffnungen zu schöpfen, wobei sie vorzüglich auf die kindliche Liebe »ihrer guten, guten Tochter« rechnete, wie sie Adelen unter vielen Liebkosungen versicherte. In der That war diese durch den außerordentlichen Antheil, den ihre Mutter an der vorgeschlagenen Verbindung zu nehmen schien, in ihrem Widerwillen gegen diesen Heirathsplan etwas wankend geworden. Die Gründe, welche ihre Mutter dafür anführte, kamen ihr allerdings wichtig vor. Die Abneigung des Vaters gegen den alten Baron wußte Frau Susanne als die Folge früherer Mißverständnisse vorzustellen, von deren Ungrunde sich Durand selbst überzeugen werde, wenn er den Baron näher kennen lerne. Uebrigens betheuerte die Mutter, sie selbst würde nie zugeben, daß man ihr liebes Kind in einer so wichtigen Sache übereilte, oder es zwänge, einem Manne, den es nicht lieben könne, die Hand zu reichen. Alles, was sie verlange, bestehe darin, daß der Umgang mit der Familie St. Flour nicht abgebrochen werde, und daß

Adele sich die Mühe nehme, den Charakter des jungen Mannes zu prüfen, den sie ihr in mätterlicher Wohlmeinung zugedacht habe.

Gegen so bescheidene Forderungen war nichts einzuwenden, und da nun Adele selbst ihre Bitten mit den Wünschen ihrer Mutter verband, ließ es auch Durand geschehen, daß der Umgang mit der Familie seines Nachbars, auf einem äußerlich freundschaftlichen Fuße fortgesetzt wurde. Schon bei dem zweiten Besuche, den Baron Victor und seine gnädige Mama in Durand's Schlosse ablegten, zeigte es sich, daß sie, aus eigenem Antrieb, oder gewarnt von Frau Susanne, ihre Absichten auf Eroberung entweder aufzugeben, oder darin nach einem ganz veränderten Operationsplane vorzugehen Willens waren. Ihre Ankunft schien zufällig; sie hatten ein Geschäft in dem nahen Dorfe gehabt, und waren nur im Vorbeigehen heraufgekommen, um den Damen einen guten Morgen zu sagen. Das Gespräch blieb in den Gränzen der gewöhnlichsten Unterhaltung; kein Wort, keine Miene, die auf einen vorbedachten Zweck bezogen werden konnten! Nach einem kurzen Verweilen empfahlen sie sich, beinahe eben so un-

vermuthet, als sie gekommen waren. — Das nächste Mal erschien Frau von St. Flour allein; es war eine kleine Wirthschaftsangelegenheit, die sie mit ihrer Frau Nachbarin zu besprechen hatte. Wieder ein anderes Mal kam Baron Victor, um bei Herrn Durand ein Vorwort für einen jungen Winzer einzulegen, der ein Dienstmädchen aus Durand's Hause zu heirathen wünschte; und so fehlte es nie an Anlässen, wodurch unvermerkt ein nachbarlich freundliches Verhältniß herbeigeführt wurde, das keinen anderen Zweck zu haben schien, als durch wechselseitige Rücksichten und Dienstleistungen das Nebeneinanderseyn zweier Familien angenehmer und für beide Theile nützlicher zu machen.

Zugleich hatte es völlig das Ansehen, als ob der achtungswerthe Charakter des alten Durand und der unschuldige Liebreiz seiner Tochter, eine eben so schnelle als heilsame Veränderung in der ganzen Denkart und Handlungsweise des jungen St. Flour hervorgebracht hätte. Die geckenhafte Zuversicht des jungen Menschen war gleichsam verschwunden, als er das zweite oder dritte Mal vor Adelens Augen erschien. Er bewies ihr große Aufmerksamkeit, doch war

mehr Achtung und zarte Theilnahme, als selbstgefällige Zudringlichkeit in seinem Benehmen sichtbar. Er lobte sie mit Feinheit; wenn er scherzte, vermied sein Witz die Bitterkeit des Spottes. In seinen Gesprächen mit Herrn und Madame Durand war er überlegt und bescheiden. Sogar sein schwebender Gang erhielt mehr männliche Festigkeit; nur der modische, immer sehr gewählte Anzug, und der lispelnde Ton der Sprache verriethen noch den Pariser-Stutzer. — Madame Durand ermangelte nicht, ihre Tochter und auch ihren Mann auf diese Veränderung aufmerksam zu machen, welche nach ihrer Behauptung ein eben so schöner Beweis von Victors trefflichen Naturanlagen sey, als von der Stärke seiner Liebe zu Adelen. Da weder ihre Tochter, noch Vater Durand dieser Behauptung geradezu widersprachen, so glaubte die gute Frau der Erfüllung ihres Lieblingswunsches schon ziemlich nahe zu seyn, und sie nahm sich vor, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun, um ihr lange genährtes Heirathsprojekt endlich in Ausführung zu bringen.

Es ist zweifelhaft, ob und wie bald Frau Suson ihre Absicht erreicht hätte, wenn der ein-

fache Gang dieser häuslichen Begebenheiten nicht plötzlich durch Ereignisse von ungleich größerem Belange wäre unterbrochen worden. Die Nachricht, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe, und auf französischem Boden gelandet sey, erreichte die Gegend von Beaune. Die allgemeine Bewegung, welche diese außerordentliche Begebenheit in Frankreich hervorbrachte, wurde in den östlichen Departements mit am stärksten empfunden. Die Keime der Zwietracht, welche seit einem Jahre unter der Nation ausgestreut worden, hatten sich in diesen Gegenden vorzüglich angehäuft; die Nähe bedeutender Militärcorps nährte den Geist der Unruhe, der unter dem Volke verbreitet war, und in der letzten Zeit hatte der wiederholte Wechsel der Departements-Verwaltung die Masse der Mißvergnügten nach einer Veränderung im Ganzen begierig gemacht. Die Anhänger des alten und des neuen Systems sahen sich nach Häuptern um; der Ehrgeiz der Führer drängte sich, hier im Kleinen, wie dort im Großen, an die Spitze der ungeduldigen Parteien. Auf die Nachricht von der Landung und dem herannahenden Zuge des ehemaligen Kaisers stockten alle Geschäfte; die

Straßen waren mit unruhigen Volkshaufen, und kleinen, sich in allen Richtungen durchkreuzenden Truppenabtheilungen bedeckt; man erwartete in jedem Augenblick den Ausbruch des Bürgerkrieges, dem ein neuer allgemeiner Krieg mit dem Auslande unverzüglich folgen zu müssen schien.

In solchen Umständen glaubte der alte Baron von St. Flour nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein falsches Gerücht, welchem seine Eitelkeit Glauben zu verschaffen suchte, verbreitete die Meinung unter dem Volke, daß er zum Präfekten des Departements der Goldküste ernannt sey. Der Baron erschien, als ob er die öffentliche Huldigung zum Voraus empfangen wolle, mit ungewöhnlichem Prunke unter den bewegten Volksmassen. Die vermeinte Ernennung eines so wenig beliebten Mannes zur ersten Würde des Departements, machte unter der Mehrheit der Einwohner einen sehr unangenehmen Eindruck. Die Ostentation, womit er sich überall zeigte, schien das unwillkommene Gerücht zu bestätigen, und zugleich der allgemeinen Stimmung Hohn zu sprechen. Der bessere Theil des Volkes entfernte sich, wo die

Staats-Karoſſe des Barons ſichtbar ward; derjenige Theil, deſſen Aufmerkſamkeit mit ihm beſchäftigt war, ſchien von ſehr zweideutigen Empfindungen beſeelt, welche aber von der Eigenliebe des Barons ganz zu ſeinem Vortheile ausgelegt wurden.

Während dieſes vorging, wurde das Haus des Herrn Durand durch einen Vorfall anderer Art in Unruhe und Betrübniß verſetzt. Eine Anfangs unbedeutend ſcheinende Krankheit der Frau Suſanne nahm plötzlich eine ſehr bedenkliche Wendung, und ſeit zwei Tagen erklärten die Aerzte, daß ihr Leben in Gefahr ſey. Die ungemeine Liebe, welche Durand für ſeine gute Suſanne fühlte, machte ihn jetzt nicht nur ihre kleinen häuslichen Zwiſtigkeiten, ſondern auch den mächtigen Streit vergeſſen, von dem außer ſeinem Hauſe Land und Volk bewegt wurden. Seit drei Tagen hatten er und ſeine Tochter das Krankenbett ſeiner Frau nicht mehr verlaſſen. Die verfloſſene Nacht war eine der unruhigſten geweſen; jetzt ſchien die Heftigkeit des Fiebers etwas nachzulaſſen. Herr Durand und Adele ſaßen ſchweigend an der Seite der Kranken, als plötzlich ein dumpfes Geräuſch, und

bald darauf das wilde Geschrei einer bewegten Volksmenge sie und die Kranke aus ihrer Stille aufschreckten. Der Lärm, der anfangs von der Straße kam, näherte sich, vom Hof und der Treppe her, der Thür des Zimmers. — Frau von St. Flour stürzte leichenblaß herein, auf das Bett der Kranken zu, und warf sich in ihre Arme, indem sie rief: »Retten Sie uns, um Gottes willen! retten Sie uns!« — Ihr Sohn folgte ihr bleich und zitternd. — »Ach Gott, mein Mann!« rief die Baronin, noch einmal sich aufraffend; »o theurer Herr Durand, retten Sie meinen Mann! die Wüthenden ermorden ihn!« — Ein Blick aus den Fenstern hatte Durand schon über die Ursache dieses furchtbaren Auftrittes belehrt. Die Kutsche des Barons stand auf dem Schloßhofe, von einem Haufen lärmender Landleute umringt, von denen einige den Schlag der Kutsche öffnen wollten, andere den, vor Entsetzen bebenden St. Flour drohend abhielten, herauszusteigen. Durand eilte aus der Thür, nachdem er Adelen mit zwei Worten ihre Mutter zu verdoppelter Sorgfalt empfohlen hatte.

Der Eindruck, welchen dieser außerordentli-

che Auftritt auf die Kranke machte, war überaus erschütternd. Sie schien dadurch im ersten Augenblicke ganz zur Besinnung gebracht, und mit wunderbarer Geistesgegenwart bloß mit der Gefahr beschäftigt, worin Frau von St. Flour und ihre Angehörigen schwebten. Die Baronin und deren Sohn hatten sich inzwischen etwas von ihrem Schrecken erholt; sie fingen an, sich zu schämen, daß sie über ihr eigenes Mißgeschick den Zustand ihrer todeskranken Wirthin so ganz vergessen hatten. Desto eifriger zeigten sich nun Beide um die gute Frau Durand bemüht, bei welcher auf die kurze unnatürliche Kraftanstrengung eben so schnell die äußerste Abspannung gefolgt war. Schon verdunkelten sich ihre Vorstellungen wieder, und sie versank in völlige Bewußtlosigkeit, bevor ihr Mann, dessen Abgang sie noch bemerkt, und um den sie einige Male gefragt hatte, wieder zurückkam.

Durand war kaum auf der Terrasse des Schloßhofes erschienen, als der Lärm und die Wildheit des Volkshaufens sich legten. Er rief den Landleuten zu: ob sie sein Haus nicht kennten? und ob das Unglück selbst bei ihm keine Freistatt mehr finden sollte? — Die Bauern

näherten ſich Herrn Durand, um ihm zu erklären, daß der ganze Auflauf von einigen muthwilligen jungen Leuten verurſacht worden, welche hinter dem Wagen hergelaufen, denen Andere aus Neugierde, ſie ſelbſt aber nur in der Abſicht gefolgt wären, um einen größeren Unfug zu verhindern. Die Ungeſtümſten hätten ſich bereits entfernt, da ſie gehört, daß dieſes das Schloß des Herrn Durand ſey, und Alles wäre ſchon früher zur Ordnung zurückgekehrt, wenn die Dame und der junge Herr durch ihr Geſchrei und ihre übereilte Flucht die müßige Menge nicht ſelbſt dem Wagen nachgezogen hätten. — Durand war indeſſen an den Schlag der Kutſche gekommen, und ſtreckte dem Baron ſeine Hand entgegen, welche dieſer ſcheu und zitternd ergriff. — »Ich nehme dieſen Herrn in meinen Schutz,« rief er den Bauern zu, »und bitte Euch nun, gute Leute, mein Haus in aller Stille zu verlaſſen; denn meine Ehefrau, die Ihr kennt, iſt ſchwer krank, und bedarf der Ruhe, ſo wie dieſer Herr und ſeine Familie, die Ihr über Gebühr erſchreckt habt.« — Nach dieſen Worten führte er den Baron über die Terraſſe in ſeine Wohnung, während

die Landleute geräuschlos den Hof verliessen, wie Vater Durand es von ihnen verlangt hatte.

Die Kranke lag noch in einem matten, dem Schlummer ähnlichen Zustande, ohne sichtbare Theilnahme an dem, was um sie vorging. Auf einmal richtete sie sich auf, und fragte, ob ihr Mann zurück und der Baron gerettet sey. In demselben Augenblicke traten Beide in das Zimmer. Frau Susanne hatte den Baron nicht so nahe vermuthet, noch weniger gehofft, ihn an ihres Mannes Seite zu sehen. Ungeachtet ihrer körperlichen Schwäche konnte sie einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken. — Nach einer Weile winkte sie die zwei Männer an ihr Bett, und legte schweigend ihre Hände in einander. Frau von St. Flour, von diesem Augenblicke ergriffen, zog Adelen in einer Aufwallung wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust; Victor, nicht weniger gerührt, näherte sich mit ehrerbietiger Theilnahme dieser Gruppe. Selbst der Baron, der mit sichtbarer Verlegenheit eingetreten war, schien von der Macht dieses schönen Augenblickes auf eine ihm ungewohnte Weise bewegt und erhoben. Vielleicht sind so verschiedenartige Menschen in demselben Mo-

mente nie von so übereinstimmenden und edlen Gefühlen durchdrungen gewesen.

Durand war der erste, der seine ruhige Fassung wieder erhielt, und die Uebrigen, seine Frau zuerst, erinnerte, daß solche Gemüthsbewegungen ihrem Gesundheitszustande nicht zuträglich seyen. Frau von St. Flour stimmte dieser Bemerkung lebhaft bei, indem sie ihren Gemahl und ihren Sohn antrieb, sich für jetzt zu entfernen, und die theure Kranke der Ruhe zu überlassen. Sie selbst erklärte, die Nacht bei Madame Durand zubringen zu wollen, was nach einigen Einwendungen auch zugestanden werden mußte. Der Baron und Victor verließen das Haus, ungewöhnlich gerührt, und voll aufrichtiger Bewunderung für den edlen Charakter ihres großmüthigen Nachbars. Auch Durand fühlte sich der ganzen Familie weniger abgeneigt, als er es sonst gewesen; und so schien der Zusammenfluß widriger Umstände unvermuthet eine Annäherung zwischen Personen bewirkt zu haben, welche noch vor Kurzem einander fremd, ja feindlich gegenüber gestanden.

Die gute Frau Suson sah sich auf solche Weise der Erfüllung ihrer Wünsche in einem

Zeitpunkte nahe gebracht, wo die Hoffnung verschwand, daß sie dieses Triumphes lange würde genießen können. Ihre Krankheit verschlimmerte sich, aller angewandten Mittel ungeachtet, von Tag zu Tage; die Aerzte erklärten endlich, daß ihr Leben nicht mehr zu retten sey. Adele war außer sich; Durand selbst, dessen Gleichmuth sonst jede Probe bestand, hatte alle Fassung verloren. In diesen Umständen war die Gegenwart der Frau von St. Flour, welche die Kranke nicht mehr verließ, eine große Stütze und ein wahrer Trost für die Familie. Frau Susanne betrachtete sie als ihre zärtlichste Freundin; bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens waren die Gespräche mit der Baronin über die nahe Verbindung ihrer Kinder die angenehmste Erheiterung der Sterbenden. Als sie sich plötzlich sehr schwach fühlte, empfahl sie derselben noch einmal ihre Tochter und ihren alten Freund Etienne, der, wie sie schmerzlich lächelnd sagte, zwar manchmal etwas wunderlich, aber dennoch die beste Seele auf Erden sey. Nach diesen Worten sank sie in den Arm ihrer neuen Freundin zurück, und verschied, ohne die lächelnde Miene zu verändern, mit der sie

ihrem Gatten und dem Glück ihrer Ehe die schönste und zugleich kürzeste Lobrede gehalten hatte, welche ein Ehemann, in einer so ernsten Stunde von seiner Frau zu hören, billigerweise erwarten kann.

Der harte Schlag, welchen Herr Durand und seine Tochter durch diesen Todesfall erlitten, war um so betäubender, je unerwarteter er sie traf, und je verworrener die äußeren Umstände waren, unter denen er erfolgte. Adele besonders war in einem Gemüthszustande, der sie unfähig machte, sich in sich selbst und in das, was um sie vorging, zu finden. Alles, was in der letzten Zeit geschehen, kam ihr wie ein seltsam ängstigender Traum vor: — die außerordentlichen Begebenheiten, deren Kunde sie vernommen, die Volksbewegungen, von denen sie Zeuge war, die plötzliche Erkrankung und Gefahr ihrer Mutter, das Erscheinen der Familie St. Flour an deren Sterbebette, endlich ihrer Mutter Tod und die sonderbaren Verhältnisse, in welche sie und ihr Vater durch alles dieses mit jener Familie gekommen waren! Die tiefste Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, als sie sich nach diesen Tagen der Unruhe und des Schreckens mit ihrem gu-

ten alten Vater allein sah. Die Baronin hatte nach dem Leichenbegängniß, dem auch ihr Gemahl und ihr Sohn beigewohnt, das Haus verlassen, aber nur, wie sie sagte, um bald wieder zu kommen. Adele hatte kein Herz zu dieser vornehmen neuen Mutter, die sich ihr an der Stelle der Verstorbenen aufdrang, und der sie sich doch durch so Manches, was in der letzten Zeit geschehen, sehr verpflichtet glaubte. An Victor, und an das, was er ihr nach dem Willen ihrer Mutter werden sollte, dachte sie jetzt noch nicht. Er hatte sich seither, so wie sein Vater, in einer bescheidenen Entfernung gehalten, wahrscheinlich, weil Beide keinen Verdacht gegen die Uneigennützigkeit ihrer Absichten erregen wollten, und weil sie das Interesse ihres Hauses in den geschickten Händen der Frau von St. Flour allein schon für hinlänglich gesichert hielten.

Als Durand anfing, sich von seinem Schmerze zu erholen, entging es seinem natürlichen Scharfblicke nicht, mit welchem feinen und zugleich starken Gewebe die Schlauheit der Baronin seine gute Suson, seine Tochter und ihn selbst umstrickt hatte. Er sah, daß man Adelens Verbindung mit dem jungen St. Flour für eine

ausgemachte Sache hielt, und was das Schlimmste war, er konnte sich nicht verbergen, daß er durch sein Stillschweigen zu den letzten Reden und Handlungen seiner Frau gewissermaßen selbst seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben hatte. Zugleich bemerkte er die innere Unruhe und Befangenheit seiner Tochter; er kannte ihre kindliche Zärtlichkeit, und hielt sie des Entschlusses wohl für fähig, ihre eigene Ueberzeugung und Zufriedenheit den letzten Wünschen einer geliebten Mutter aufzuopfern. Jetzt bedauerte er ernstlich, daß ihr Herz noch frei war, und daß er nicht schon früher irgend einen Heirathsplan seiner Gattin begünstigt habe; denn der bloße Gedanke, daß sein einziges Kind eine Beute der listigen St. Flour's werden könnte, war ihm ein Gräuel und Abscheu. Seine tiefgegründete Abneigung gegen diese Familie war seit dem Tode seiner Frau in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht; und nur mit Mühe erhielt er es von sich selbst, nicht unversehends und auf einmal den nachbarlichen Umgang abzubrechen, welcher von Seite der St. Flour's mit allem Anschein uneigennütziger Anhänglichkeit fortgesetzt wurde. Die eingetretene Trauer-

zeit ſchien von den Mitgliedern dieſer Familie als ein vollgültiger Grund betrachtet zu werden, gegenwärtig jede Erklärung über die beabſichtigte Verbindung zu vermeiden, deren nicht ſehr entfernte Vollziehung ſie übrigens als unbezweifelt vorausſetzten.

Die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs hatten inzwiſchen eine entſcheidende Wendung genommen. Napoleon war in Paris eingezogen, und von allen Seiten erhielt man Nachricht, daß ſeine Herrſchaft auf's Neue befeſtigt ſey. Der laute Kampf der Parteien ging in eine dumpfe Stille über; Alles war in geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Die Erneuerung des allgemeinen Krieges ſchien unvermeidlich. Noch einmal ward die Bewaffnung der ganzen Nation in Anſpruch genommen. Baron St. Flour, den Grundſätzen ſeiner Politik getreu, ſäumte nicht, der Macht, für welche ſich das Glück erklärt hatte, ſeine Huldigung zu leiſten; vor Kurzem noch ein eifriger Royaliſt, war er in dem Departement der Goldküſte einer der erſten, welche ſich und die Ihri-

gen zur Vertheidigung des Landes unter die kaiſerlichen Adler reiheten. Sein Sohn Victor erſchien in der geſchmackvollſten Kapitänsuniform, die man unter der Nationalgarde des Bezirkes von Beaune bisher geſehen hatte. Der militäriſche Befehlshaber des Departements betrieb die Volksbewaffnung mit großer Thätigkeit; am Ende glaubte auch Durand dem allgemeinen Aufrufe ſich nicht entziehen zu dürfen. Er war, ſeines Alters ungeachtet, ein rüſtiger Mann, und ſeine alte Uniform von der Pariſer Nationalgarde gab ihm ſogar noch ein recht kriegeriſches Anſehen. So ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner wackeren Nachbaren, nicht unzufrieden, in den Gefahren der Zeit ſeine häuslichen Sorgen vergeſſen zu können.

Die Feindſeligkeiten hatten angefangen. Die franzöſiſche Hauptarmee war über die Sambre gegangen. Nach ein paar günſtigen Armeeberichten erfolgte eine kurze Stille; und nun verbreitete ſich, zuerſt dumpf und unbeſtimmt, dann mit ſteigender Gewißheit und Ausführlichkeit, die Schreckensnachricht von Napoleons Niederlage bei Waterloo, von ſeiner Flucht und der gänzlichen Auflöſung der Armee. Beinahe mit glei-

cher Schnelligkeit, wie dieſe Nachrichten, breiteten ſich die zahlloſen Heereshaufen der Verbündeten über Frankreichs Boden aus, ohne irgendwo einen ernſthaften Widerſtand zu finden. Ein bedeutendes Corps, von ſeltſamer Zuſammenſetzung, näherte ſich in Eilmärſchen dem Departement der Goldküſte, um die Verbindung mit den Militärſtraßen des Südens zu gewinnen. Widerſprechende Gerüchte aller Art ſetzten die Einwohner in Unruhe und Schrecken; man ſprach von Eroberungsplanen der Alliirten, von der Brandſchatzung und Theilung Frankreichs. Der Kommandant der Militärdiviſion hatte einige zerſtreute Truppenabtheilungen an ſich gezogen, und ſtellte ſie in Verbindung mit den Nationalgarden auf, um eine ihm wichtig ſcheinende Poſition zu behaupten. Der Uebergang über die Saone ſollte hartnäckig vertheidigt werden. Einen der vorzüglichſten Punkte der Vertheidigungslinie machte Durand's Schloß, welches, auf einer Anhöhe gelegen, die beiden Ufer des Fluſſes beherrſchte.

Ein Trupp von Koſaken zeigte ſich am jenſeitigen Ufer, ihm folgte in einiger Entfernung eine Abtheilung von deutſchen berittenen Jägern

und leichtem Fußvolk. Die Brücken über den ziemlich breiten und tiefen Strom waren abgebrochen, am diesseitigen, höher liegenden Ufer einige kleine Batterien zweckmäßig aufgestellt, und die Anhöhen mit französischen Truppen und Nationalgarden zahlreich besetzt. Ein Parlamentär des deutschen Anführers verlangte die Entwaffnung des Landvolkes, welches durch einen strengen Armeebefehl außer Kriegsrecht gesetzt worden. Der französische Kommandant antwortete, daß die Nationalgarden zu dem Militärsystem Frankreichs gehörten, und daß er Verletzungen der Kriegsgesetze, ohne Unterschied der Waffen, auf gleiche Art vergelten würde. Die Verbündeten ruhten einen Tag, um ihre Pontons zu erwarten, und alle ihre Verstärkungen an sich zu ziehen. Am nächsten Morgen geschah der Angriff mit überlegener Macht und taktischer Geschicklichkeit; der Uebergang über den Fluß wurde erzwungen, und die Vertheidigungslinie getrennt, mit bedeutendem Verlust von beiden Seiten. Das Corps, bei dem sich Durand befand, ward von seinem Schlosse abgeschnitten, und mußte sich in entgegengesetzter Richtung zurückziehen. Ein zweiter, nicht minder lebhafter,

Angriff zerſtreute den Reſt der franzöſiſchen Milizen, und die Orte, worein ſie ſich zum Theil noch fechtend warfen, fielen in die Gewalt der Sieger. Die durch den Widerſtand des Landvolkes gereizten Truppen begingen einige Unordnungen; die Anführer ſelbſt glaubten, durch ein Beiſpiel der Strenge die Einwohner von der Theilnahme an dem Kriege abſchrecken zu müſſen. Man ſah einige Dörfer brennen; auch Durand's Schloß, vor deſſen Thoren noch bis zuletzt gefochten wurde, ſchien in Flammen zu ſtehen.

Der alte Durand ſah aus der Ferne dieſem furchtbaren Schauſpiele zu. Seine Tochter war in dem Schloſſe; ſie hatte es, ſeiner dringenden Ermahnung ungeachtet, nicht verlaſſen wollen. Ihr Vater war um ſie in unausſprechlicher Beängſtigung. Zum Glücke wurde der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes angekündigt, der ihm erlaubte, ſeine peinliche Stellung zu verlaſſen, und Adelen zu Hülfe zu eilen. Auf dem Wege ſchon hörte er, daß ſein Schloß von ruſſiſchem Militär beſetzt ſey, und daß man den Anführer, der bei dem Angriffe gefallen, ſchwer verwundet in daſſelbe gebracht habe. In ſeinem Hauſe an-

gelangt, wies man ihn in eines der obern Zimmer, wo seine Tochter sich bei dem verwundeten Officier befände. Als er in das Zimmer trat, sah er Adelen an der Seite des Verwundeten stehen, mit dem Verbande seines rechten Armes beschäftigt. Der junge Mann lag auf einem Ruhebette, blaß und erschöpft von dem erlittenen Blutverluste; er hatte seinen Blick, worin sich Verwunderung und zunehmendes Wohlwollen ausdrückten, auf Adelen gerichtet, welche, ohne auf ihn zu achten, bloß in ihr Geschäft vertieft war. In der edlen Gesichtsbildung des verwundeten Officiers war etwas, das den alten Durand unwillkührlich anzog; er glaubte, diese Züge, oder ähnliche, schon einmal gesehen zu haben, und trat näher, seinen interessanten Gast zu begrüßen. — Adele, die nun ihren Vater erblickte, flog an seinen Hals. Von ihr erfuhr er, daß er die Rettung seines Schlosses und vielleicht die ihrige, dem Edelmuthe des fremden Officiers zu danken habe, der, selbst schwer verwundet, die ergrimmten Soldaten zurückgehalten, für den Widerstand, welchen sie vor Durand's Schlosse gefunden, an seinem Eigenthum und Blute Rache zu nehmen.

Während Adele noch sprach, trat ein vornehmer Officier, von seinen Adjutanten und dem Wundarzte begleitet, in das Zimmer. Er näherte sich dem Verwundeten, den er mit dem Namen Fedor begrüßte, mit vieler Theilnahme, und befahl dem Arzte, die Wunde des Lieutenants zu untersuchen, und alle seine Kunst zu dessen Heilung aufzubieten. Fedor machte eine abwehrende Bewegung, als sich der Wundarzt seines verbundenen Armes bemächtigen wollte, indem er einen Blick voll Innigkeit auf Adelen warf, welche, dieß bemerkend und hoch darüber erröthend, an ihres Vaters Seite stand. Durand und der fremde General, deren Beachtung dieses stumme Spiel nicht entgangen war, schienen die Bedeutung desselben fast zu gleicher Zeit zu errathen. Der General wendete sich zu dem Hausherrn, und sagte scherzend: »Mein junger Freund scheint hier einen Arzt gefunden zu haben, in den er mehr Vertrauen setzt, als in den Feldscheer. Indessen kann ich unsern Chirurg zur Beihülfe empfehlen; er ist ein geschickter Mann, und wird den Anordnungen des schönen Doktors nicht im Wege seyn.« — Durand stimmte in den aufgeweckten Ton des Generals

mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit ein; die ganze Gesellschaft ward in Kurzem so vertraut und frohen Muthes, als ob hier lauter Freunde und alte Bekannte versammelt wären. Ehe sich der General mit seinen Begleitern entfernte, empfahl er Herrn Durand, und besonders der schönen Adele, seinen jungen Freund auf's dringendste. »Sie würden einen Mann in ihm kennen lernen,« sagte er, »den es mehr koste, ein Feind der Franzosen zu seyn, als es Sie kosten würde, ihn sich zum Freunde zu machen; der es nicht nur werth sey, in diesem Lande gastfrei und milde behandelt zu werden, sondern der auch ein Recht dazu habe; einen Mann, brav wie sein Degen und treu wie Gold, den er, der General, aber halb und halb schon als einen Ausreißer betrachte, und welchen er nicht einmal darum schelten könne, so leid es ihm auch thun würde, einen seiner besten Officiere und seiner liebsten Freunde zu verlieren.«

Adele war in großer Verlegenheit während dieser räthselhaften Standrede, deren Sinn Fedor's feurige Blicke deutlich genug zu erklären schienen. Dennoch lag etwas so ungemein Zartes in dem Betragen des jungen Officiers, und

besonders hatten seine Worte einen so edlen Ausdruck von Bescheidenheit und Sanftmuth, daß sie von der raschen Liebesbewerbung, wofür sie die Rede des Generals und Feder's bedeutungsvolle Blicke halten mußte, unmöglich verletzt werden konnte. Herrn Durand schien die Verwirrung, worin er seine Tochter sah, so wenig zu mißfallen, daß er es sogar darauf anlegte, dieselbe noch zu vermehren. Als der General fort war, und der Wundarzt Anstalt machte, Feder's Verband noch einmal genauer zu untersuchen, ermahnte er seine Tochter, mit Hand an's Werk zu legen, indem er sich selbst schnell entfernte, damit die Kunstverständigen, wie er sagte, mit dem Patienten allein und ungestört wären.

Feder's Wunde war nicht gefährlich, aber doch bedeutend genug, um eine sorgsame, vielleicht ziemlich lange Behandlung zu fordern. Das Corps, zu dem er gehörte, sollte schon am nächsten Tage den Marsch fortsetzen; es ward daher ausgemacht, daß Feder in Durand's Schlosse zurückbleiben, und daselbst seine Genesung abwarten solle. Durand zeigte sich sehr erfreut über diese Entscheidung; denn seine Theil-

nahme an dem jungen Fremdling war durch Alles, was er von den andern Officieren zu dessen Lobe gehört hatte, ungemein erhöht worden, und er hoffte nun Gelegenheit zu finden, dem edlen Manne einen Theil des Dankes abzutragen, zu dem er sich gegen ihn verpflichtet fühlte. Adele hingegen war ungewöhnlich still, als sie sich mit ihrem Vater allein befand, nachdem sie einen Theil des Abends, in Gesellschaft des Chirurgs und ihres Kammermädchens, bei dem Verwundeten zugebracht hatte. Sie zog sich bald in ihr Schlafgemach zurück, ohne mehrere Fragen und Bemerkungen ihres Vaters, dessen Lebhaftigkeit mit ihrem Ernste seltsam abstach, recht gehört, oder besonders passend darauf geantwortet zu haben.

Am andern Morgen war es schon ziemlich spät, als Adele in Fedor's Zimmer trat, um ihre übernommene Krankenpflege zu verrichten. Der Verwundete hatte eine unruhige Nacht gehabt, und schien heute schwächer als gestern. Bei Adelens Eintritt flog eine leichte Röthe über seine blassen Wangen. Seine großen, dunkeln Augen hafteten einige Sekunden unbeweglich auf ihr; es war, als ob er sich von der Ge-

wißheit ihrer Gegenwart überzeugen wollte. Sie näherte ſich ihm ſchweigend, mit einem etwas verſchämten Gruße, und fragte dann: ob der Wundarzt ſchon hier geweſen? Er bejahte es, indem er den neuen Verband ſeines Armes zeigte, von dem er ſagte, er drücke ihn ein wenig. Adele lockerte die Schleife, und indem ihre Hand, den kranken Arm unterſuchend, ſanft herabglitt, faßte ſie die ſeinige, um den Puls zu fühlen. Ihre Blicke begegneten einander. Der anfangs ſchwache Puls erhob ſich in ſtarken, ungleichen Schlägen. Adele zog ihre Hand zurück, und ſchlug die Augen nieder. — »Sie ſcheinen etwas Fieber zu haben,« ſagte ſie nach einer Pauſe; »hat der Arzt Ihnen nichts zum Trinken verordnet?“ — Fedor deutete auf eine Flaſche Limonade, die auf dem Tiſche ſtand. Adele ſchenkte ein, und nachdem ſie, den Trank verſuchend, ein wenig davon genippt, reichte ſie ihm das Glas hin. Er ſetzte es begierig an ſeine Lippen, und ſog in langſamen Zügen den erquickenden Trank, bis das Glas geleert war. — »Ich fühle mich unausſprechlich wohl,« ſagte Fedor, als ihm Adele das Glas wieder abnahm; »nie ahnete ich, welche Genüſſe ſelbſt

das Krankſeyn hat!« — »Man iſt genügſamer,« erwiederte Adele lächelnd, »wenn man krank und ſchwach iſt; darum erfreut uns dann auch der kleinſte Genuß.« — Fedor warf einen glühenden Blick auf Adelen; aber, plötzlich in ſich zurückkehrend, ſagte er traurig, beinahe düſter: »Genügſam — ja, Mademoiſelle! das ziemt mir zu ſeyn. Ich bin es nicht immer; krank wie geſund. Erinnern Sie mich ja daran, wenn ich es vergeſſe!«

In dem Augenblicke trat Durand herein. Der Abzug der fremden Truppen, den er mit angeſehen, machte ihn ſehr heiter. Seine muntere Laune ließ ihn nicht bemerken, daß ſeine Ankunft die jungen Leute in einige Verlegenheit ſetzte. Die Unterredung, die er unterbrach, hatte eben angefangen, einen Gang zu nehmen, welcher Beiden das Bedürfniß fühlbar machte, einander mehr zu ſagen. Der Alte ſcherzte bloß über die ernſthafte Miene ſeiner Tochter. Er fragte ſie: ob ſich etwa bedenkliche Symptome bei dem Kranken zeigten? Er hoffe das Beſte von ihren Heilmitteln, und denke ſchon daran, welchen Lohn ſie etwa von dem Geneſenen für ihre Bemühung verlangen könnte. — Nachdem

er ſich übrigens ſehr theilnehmend um Fedor's Befinden erkundigt hatte, forderte er ſeine Tochter auf, wenn ihr Pflegling verſorgt ſey, mit ihm die Runde bei ihren armen Nachbaren zu machen, unter denen es auch manche Verwundete gebe. »Der Herr Lieutenant,« ſetzte er hinzu, »ſey, wie er hoffe, nicht ſo ſehr der Feind ihres Landes, um es ihnen zu verdenken, wenn ſie die Pflichten der Menſchlichkeit auch an denen übten, welche Er und die Seinigen in die Lage verſetzt hätten, Hülfe zu bedürfen.« — Dieſe Worte ſchienen auf Fedor einen tiefen, beinahe erſchütternden Eindruck zu machen. »Eilen Sie,« rief er nach einem kurzen, finſteren Schweigen, »eilen Sie, mein Herr! ich beſchwöre Sie! Sie wiſſen nicht, welche Wohlthat Sie mir erzeigen, wenn Sie ſich Ihren guten Landsleuten nicht länger um meinetwillen entziehen!«

Nach einigen Tagen aufmerkſamer Behandlung, während welcher Fedor zu größerer Ruhe und ſtrenger Abgezogenheit angewieſen war, und daher auch von Adelen und ihrem Vater ſeltener beſucht wurde, erklärte der Arzt, daß ſein Kranker frei von Fieber, und die Heilung der Wunde im beſten Gange ſey. In Fedor's Be-

nehmen gegen Adelen war seit dem kurzen, aber bedeutungsvollen Auftritte, den er am zweiten Morgen seines Hierseyns mit ihr allein gehabt hatte, ungleich mehr Zurückhaltung sichtbar. Jetzt, da der Wundarzt seine baldige Herstellung angekündigt, sprach er, wiewohl mit einer gewissen Scheu, von seiner nahen Abreise. Adele erschrak merkbar, und wurde glühendroth, als sie sich ihrer Bewegung bewußt ward. Doch Durand, welcher ihr zur Seite stand, machte ihrer Bestürzung mit kurzen Worten ein Ende. Der Herr Lieutenant, sagte er, sey ihm von dessen General zur Obhut übergeben, und dürfe sein Haus nicht eher verlassen, bis er und seine Tochter ihn freisprächen. — Fedor wollte etwas einwenden; aber der Alte ließ ihn nicht zur Rede kommen, und da Adele mit liebenswürdiger Zuthätigkeit sich seines kranken Armes bemächtigte, um etwas an seinem Verbande zu verbessern, ergab er sich der freundlichen Gewalt, indem er sagte: »Wohlan, ich bleibe! Mög' es Sie nie gereuen, den Heimathlosen festgehalten zu haben, als er noch fähig war, sich von Ihnen loszureißen.«

Es wurden nun alle Anstalten zu einem län-

geren Aufenthalte Fedor's in Durand's Hause getroffen. Die Zurückhaltung, welche bisher in seinem Benehmen zu bemerken war, verlor sich allgemach; ein von allen Seiten natürliches, freies, anständiges Verhältniß bildete sich zwischen der kleinen Gesellschaft, und wenn hier und da eine zärtlichere Empfindung sich offenbarte, so geschah es auf die angenehmste Weise, von gefallsüchtiger Berechnung und leidenschaftlicher Heftigkeit gleich weit entfernt. Dem Lieutenant erlaubte die zunehmende Besserung seiner Wunde, das Zimmer zu verlassen, und sich in Schloß und Garten nach Wunsche zu ergehen. Er that es oft allein, zuweilen auch in Adelens Begleitung. Wenn er so in den Gängen des wohlgepflegten Gartens, oder auf der Terrasse des Schlosses, welche die Aussicht über die ganze malerische Landschaft beherrschte, neben seiner lieblichen Wirthin ging oder saß, bemächtigte sich seiner wol manchmal eine unbestimmte Sehnsucht. Sein Auge ruhte abwechselnd auf den heiteren Weinhügeln, den fruchtbaren Flächen und buschigen Thälern, die ihn umgaben; dann fiel zuweilen sein Blick auf seine reizende Gefährtin, die ihm als die Göttin dieser Fluren

erſchienen ſeyn würde, wäre ſie auch nicht die Erbin, und im Grunde jetzt ſchon die Gebieterin, derſelben geweſen. — Hier zu leben in harmloſer, nützlicher Thätigkeit, mit einem Weibe, wie dieß, beglückt und beglückend, — welch ein Loos, wenn der Himmel es ihm beſchieden hätte! — Da fragte etwa Adele nach anderen Ländern, die er geſehen; ob ſie ſchön wären, wie Frankreich; nach ſeiner Heimath, ſeinen Aeltern, den Jahren ſeiner Kindheit, die ihr ſelbſt ſo heiter vorübergegangen. Er antwortete mit kurzen, zweideutigen Worten. Doch einmal, als wieder ſeiner Heimath und Frankreichs erwähnt wurde, ſprach er bewegt: »Ich habe keine Heimath; meine Aeltern kannte ich nicht. Das Land aber, das ſie bewohnten, iſt ſchön wie Frankreich, und man ſagte mir, ſie ſeyen einſt reich und glücklich geweſen. Ich war Erbe mehrerer Güter, dieſem vielleicht ähnlich, und beſtimmt, ein ruhmwürdiges Geſchlecht fortzuſetzen. Jetzt diene ich einem fremden Herrn, und einer unwillkommenen Rache; ich weiß nicht, wohin das Schickſal mich führt, und ob meine reiferen Jahre glücklicher ſeyn werden, als meine unerfreuliche Jugend.« — Adele hörte ihm mit inniger Theil-

nahme zu. Er ſchien ihr ſo edel, ſo liebenswürdig; ſie meinte, ſie müſſe ihm ſagen: »warum bleibſt du nicht hier, und theileſt mit uns, was wir haben?« — Da kam ihr Vater. — Fedor's Stirn entwölkte ſich; die Unterhaltung wendete ſich zu allgemeinen Gegenſtänden. Die muntere Laune des gutherzigen Alten wußte den Empfindungen der Liebenden die Farbe des Scherzes zu geben, und in dem Genuſſe einer heiteren Gegenwart vergaßen ſie, daß zu ihrer vollen Zufriedenheit noch etwas zu wünſchen übrig ſey.

Vater Durand hatte indeſſen die Beobachtungen geendigt, von deren Reſultat er die Ausführung eines Entſchluſſes wollte abhängen laſſen, der nach und nach in ihm zur Reife gekommen war. Vom erſten Augenblicke an hatte ihm der junge Fremde ein großes Intereſſe und das herzlichſte Wohlwollen eingeflößt. Die Erkundigungen, die er bei Fedor's Kriegsgefährten noch am Morgen ihres Abmarſches über deſſen Charakter eingezogen, konnten nicht befriedigender ſeyn. Selbſt das Wenige, was er von Fedor's dunkler Herkunft erfuhr, vermehrte den Antheil, den er an ſeinem Schickſale nahm. Er

war, so viel man wußte, eine älternlose Waise, wahrscheinlich ein Schweizer von Geburt, und in Rußland zum Militärdienst erzogen. Immer war es Durand's Lieblingsgedanke gewesen, daß ein armer, redlicher, wo möglich seiner Aeltern und seines Vaterlandes beraubter, junger Mensch sein Eidam und der Erbe seiner Besitzungen werden sollte. Die wechselseitige Neigung, die er zwischen seiner Tochter und dem jungen Fremden entstehen und wachsen sah, versetzte ihn daher in die angenehmste Stimmung. Er glaubte in den Vorfällen, welche Fedor'n in sein Haus und in die Nähe seiner Tochter geführt, die Hand der Vorsehung zu erblicken, von deren weiser Fügung er die Erfüllung seiner liebsten Wünsche stets allein erwartet hatte. Die Herzen der Liebenden waren einig, dies entging Durand's Scharfsinne nicht, auch nicht der innere Kampf der Bescheidenheit und des Edelmuthes, der Fedor'n bisher gehindert hatte, seinen Empfindungen Worte zu geben, oder sich von Adelens Gegenliebe für überzeugt zu halten. Es war Zeit, diesem Zustande der Unentschiedenheit ein Ende zu machen. Ein äußerer Umstand, den Durand beinahe vergessen hatte, und der sich

ihm jetzt um so unangenehmer aufdrang, gab hierbei den Ausschlag.

Die Familie St. Flour war seit dem Treffen an der Saone aus der Gegend verschwunden. Dem Vernehmen nach hatte der Baron mit seiner Gemahlin und seinem hoffnungsvollen Sohne den Weg nach Paris eingeschlagen, um so theure Personen in Sicherheit zu bringen, und zugleich dem Mittelpunkte der Politik näher zu seyn. Durand wünschte sich Glück, von einer so lästigen Nachbarschaft befreit zu seyn, und dachte nicht weiter an sie. Jetzt trafen Briefe von der Baronin an ihn und seine Tochter ein, welche ihre nahe Zurückkunft meldeten. Auch Victor hatte ein zierliches Billet an Adelen beigelegt, voll der zärtlichsten Hochachtung und Freundschaft. Das Gefühl, womit Adele diesen Brief empfing, war über allen Ausdruck widrig; so tief hatte sie es noch nie empfunden, wie verhaßt ihr dieser Mensch sey. Durand zögerte nun nicht länger, sich ganz ohne Rückhalt gegen seine Tochter zu erklären. Er sprach deutlich aus, was sie schon seit einiger Zeit errieth: — seine Absichten mit Fedor'n, und den festen Entschluß, nie seine Einwilligung zu

einer Verbindung mit der Familie St. Flour zu geben. Es wurde ihm jetzt nicht schwer, Adelen zu überzeugen, daß ihre Mutter selbst jeden Gedanken dazu würde aufgegeben haben, wenn sie diese Menschen in ihrer ganzen Niedrigkeit kennen gelernt hätte. Was ihr Vater von Fedor'n sagte, erfreute Adelen auf's innigste; sie selbst hätte die Vorzüge des Geliebten nicht beredter schildern können. Daß sie geliebt sey, wußte sie lange; daß er es ihr nie gestanden, auch nicht, wenn die Gelegenheit noch so günstig schien, hätte sie wol manchmal ungeduldig machen mögen: aber diese Zurückhaltung war seiner Lage, seinem edlen Charakter so angemessen! Er ward ihr dadurch nur um so viel theurer und achtungswerther. Jetzt nahm es Durand auf sich, den stummen Liebhaber zur Erklärung zu bringen. Adele schmiegte sich verschämt an die Brust ihres Vaters, indem sie ihr ganzes Geschick in seine Hände legte.

Die Art, wie sich Durand von nun an gegen Fedor'n betrug, konnte diesen über die wohlmeinenden Absichten des Alten nicht länger im Zweifel lassen. Zugleich mußte ihn Adelens ganzes Benehmen überzeugen, daß die zärtliche Nei-

gung, die er für sie empfand, von dem holden Geschöpfe erwiedert werde. Die unverhoffte Gewißheit, geliebt zu werden, und diejenige, die er liebte, zu besitzen, machte ihn selbst in erhöhtem Grade liebenswürdig. Der zurückhaltende, ernste, zuweilen düstere Fedor wurde mit einem Male offen, zutraulich und munter. Er sprach nicht von seiner Liebe, aber alles an ihm athmete sie. Adele war ganz glücklich; und ihr Vater, der die Einigkeit der Liebenden nun vollendet sah, genoß im Stillen des Triumphes seiner wohlwollenden Absichten, den Tag erwartend, wo er die Hände der Glücklichen für immer vereinigen würde. Die Friedensgerüchte, die sich seit Kurzem verbreiteten, vermehrten noch Durand's heitere Stimmung; er hoffte, vielleicht schon in wenig Tagen, ein öffentliches und häusliches Fest zugleich zu feiern.

So vergingen mehrere Tage, die schönsten, welche diese drei guten Menschen noch erlebt hatten. — Es war ein überaus angenehmer Herbstabend. Adele saß mit Fedor'n an dem Klavier, abwechselnd mit dem Spiele und mit vertraulichen Gesprächen sich unterhaltend. In einiger Entfernung von ihnen saß Durand, die

Zeitungen lesend. Er unterbrach seine Lektüre von Zeit zu Zeit, um Fedor'n zu sagen, was sie enthielten. Schon wollte er die Blätter aus der Hand legen, als er noch einmal hineinblickte, und, wie von einer unglaublichen Nachricht überrascht, das Papier dem Gesichte näher brachte, als wolle er sich überzeugen, ob er auch recht gelesen. Nachdem er die Stelle noch einmal mit angestrengter Aufmerksamkeit betrachtet, ward er blaß, sah eine Weile starr vor sich hin, und ließ die Hände in den Schooß sinken. Dann warf er einen scheuen Blick auf das liebende Paar, das seiner nicht zu achten schien, stand schnell auf, griff nach den Zeitungen, die ihm entfallen waren, und verließ das Zimmer. — Adele, die ihn gehen hörte, wachte aus ihrer Zerstreuung auf; sie wollte ihm folgen, aber Fedor hielt sie zurück. Er hatte eine Romanze auf das Pult gelegt, die er von ihr singen zu hören wünschte. Die Romanze sprach, in dem Wechselgesang eines Troubadours und seiner Dame, die zarteste Sehnsucht einer gegenseitigen glücklichen Liebe aus; der naive Ausdruck in den halben Geständnissen der Dame schien den schüchternen Liebhaber zu größerer Kühnheit

aufzumuntern; die Antwort des Troubadours athmete die sanfte Gluth des süßesten Verlangens. Adele sang den Anfang mit kunstfertiger Unbefangenheit; nach und nach erwärmte sich ihr Gefühl, und von der Macht der Worte, der Musik und ihrer eigenen Empfindung überwältigt, saß sie endlich in holder Verwirrung da, die letzten Töne kaum verständlich von den glühenden Lippen hauchend. Fedor hatte seinen Arm um sie geschlungen; er sank auf seine Knie, und drückte den ersten innigen Kuß der Liebe auf ihren halbgeschlossenen Mund. — Da trat Durand in die Thür. Nach einer kurzen Ueberlegung näherte er sich langsam, mit ernsten, theilnehmenden Blicken, dem sich selig dünkenden Paare. Die jungen Leute erhoben sich, weniger betroffen, als verwundert über den feierlichen Ernst des sonst so frohsinnigen Alten. Durand faßte die Hand seiner Tochter, und sprach mit großer Milde: „Laß uns allein, gutes Kind! Ich habe mit dem Herrn Lieutenant zu sprechen.“ — Adele war sehr bestürzt über dieses unerwartete Verlangen, und über den Ton, womit es vorgebracht wurde; Fedor nicht minder. — „Sey ruhig, Adele!“ sagte ihr Vater; „ich bit-

lige deine Liebe, Du weißt es. Aber geh' nun, Kind, geh'; laß mich mit Deinem Fedor sprechen.«

Als Adele entfernt war, stand Durand noch eine Weile schweigend, indem er Fedor'n mit ruhigem, prüfenden Blicke betrachtete. — »Der Krieg, Herr Lieutenant,« fing er dann an, »hat Sie aus weiter Ferne mit den Feinden meines Landes in mein Haus geführt. Ich habe Sie als einen edlen jungen Mann kennen gelernt. Sie lieben meine Tochter, meine Tochter liebt Sie; ich habe Sie zu meinem Eidam bestimmt.« — Fedor machte Miene, etwas zu sagen. — »Unterbrechen Sie mich nicht, lieber junger Mann!« fuhr Durand fort; »Noch fragte ich nicht, in welchem Stande Sie geboren sind, nicht einmal, aus welchem Volke Sie stammen? Ich glaube nicht, daß Sie reich sind.« — »Ich bin arm,« fiel ihm Fedor in's Wort, »ganz arm.« — »Sie hatten Ursache,« erwiederte der Alte, »mich für einen wohlhabenden, für einen reichen Mann zu halten. Ich war es, glaubte wenigstens es zu seyn, vor wenig Augenblicken noch; — ich bin es nicht mehr!« — »Wie, mein Herr!« rief Fedor; — »welches Unglück?« —

»Kein Unglück,« antwortete Durand; — »eine Begebenheit, die ich in anderen Umständen für ein Glück angesehen hätte, die ich lange gewünscht, fast eben so lange nicht mehr erwartet habe, und die ich auch jetzt noch nicht ungeschehen wünschen kann, obwohl sie mich zum armen Manne, und mein einziges, geliebtes Kind vielleicht auf immer sehr unglücklich macht.« — »Um des Himmels willen!« rief Fedor mit größter Theilnahme, »was ist geschehen, mein Herr? Was haben Sie erfahren? Wie, durch wen können Sie eine solche Begebenheit, hier, in dieser Stunde erfahren haben?« — »Durch ein kleines Avertissement in den Zeitungen,« erwiederte Durand, »welches mir die Gewißheit gibt, daß Jemand, den ich seit zwanzig Jahren für todt hielt, noch lebt, daß er sich in Frankreich befindet, und, wie ich hoffe, bald hier seyn wird, um dieses Landgut und alle meine Habe, als sein Eigenthum, in Besitz zu nehmen. Doch — dieß ist nicht der Ort, Ihnen hierüber noch mehr zu sagen. Ich fürchte die Nähe und die Unruhe meines armen Kindes. Noch ist sie auf einen so unerwarteten Schlag nicht vorbereitet. Kommen Sie, mein Herr! folgen Sie mir in den

Garten! Ich habe Ihnen eine Geschichte zu erzählen, die bisher noch keine lebende Seele von mir erfuhr. Daß ich sie Ihnen jetzt mittheile, wird Ihnen mein Vertrauen nicht weniger beweisen, als es der Entschluß thun konnte, Sie zum Gatten meiner einzigen Tochter zu wählen.«

Durand führte den erstaunten Fedor in einen abgelegenen Theil des Gartens, wo er ihn unter dem Sternenhimmel auf einer Bank neben sich Platz nehmen ließ. — »Ich war ehemals,« fing er zu erzählen an, »ein gemeiner Handwerker in Paris. Meine erste Frau besaß einiges Vermögen, aber auch mehrere Kinder aus einer früheren Ehe. Mein Fleiß und meine Redlichkeit wurden von Gott gesegnet, und von meinen Mitbürgern vielleicht höher geachtet, als sie verdienten. Ich galt etwas in dem Quartier der Stadt, in welchem meine Werkstätte lag; und in den unruhigen Zeiten der Revolution nahmen Gemeine und Vornehmere zuweilen ihre Zuflucht zu Meister Etienne, dem Böttcher, um ihnen mit Rath und That hülfreich zu seyn. Da ich einige Zeit Militärdienste gethan, wählte man mich zum Officier der Nationalgarde. Ich habe in dieser Eigen-

schaft manche Unordnung abgewehrt, manchen Frevel gehindert, ohne in der Meinung des Volkes und seiner Führer für einen weniger zuverlässigen Patrioten zu gelten. Leider gehörte es zu meiner Amtspflicht, die Beschlüsse der Municipalität und der Revolutionsgerichte, so weit sie den Dienst der Nationalgarde betrafen, in Ausführung zu bringen. Oft erhielt ich Befehl, die Municipalitäts-Beamten und die Kommissäre des Gerichts in die Häuser der Verdächtigen zu begleiten, und die unglücklichen Opfer der Tyrannei und der Parteiwuth in das Gefängniß zu führen. Eines Abends brachte mich ein solcher Auftrag in das Haus eines Edelmannes, der in der Nähe meiner Werkstätte einen Garten besaß, und den ich zuvor in einigen Geschäften meines Gewerbes kennen gelernt hatte. Der Befehl war äußerst streng; er lautete auf die Verhaftung des Edelmannes und seiner Angehörigen, auf die Wegnahme seiner Papiere, Gelder und Kostbarkeiten, und auf die Versiegelung der durchsuchten Wohnung. Als wir in's Haus traten, fanden wir es, außer einem alten Portier und dem Hausherrn selbst, von seinen Bewohnern verlassen. Der Letztere

begegnete uns auf der Treppe, im Begriff herabzugehen. Man führte ihn zurück, und forderte ihm die Schlüssel seines Schreibpultes und der Schränke ab, worin sich seine Kostbarkeiten und andere Sachen von Werth befanden. Die Kommissäre begaben sich in die inneren Gemächer, um ihre Beute in Beschlag zu nehmen. Meine Mannschaft ward zur Besetzung des Einganges und der Treppen vertheilt; die Bewachung des Hausherrn selbst wurde mir anvertraut.«

»Kaum sah sich der Unglückliche mit mir allein, als er sich in größter Hast und Bangigkeit mit folgenden, leise gesprochenen Worten an mich wandte: »Meister Etienne! ich kenne Euch als einen ehrlichen Mann. Nehmt dieses Portefeuille; es enthält mein bares Vermögen, das ich so glücklich war, erst heute Nachmittag einzuziehen. Verbergt es, und bringt es, wenn Ihr's mit Sicherheit thun könnt, meiner geflüchteten Gemahlin. Ihr findet ihren Aufenthalt und was Euch sonst noch zu wissen nöthig ist, auf einem beiliegenden Blatte angezeigt. Nehmt, nehmt, und rettet die Meinigen! ich bin nicht zu retten.« — Ich suchte ihm Muth

einzusprechen, und zögerte, das Portefeuille anzunehmen; aber er drang es mir mit konvulsivischer Heftigkeit auf. In dem Augenblicke hörten wir das Geräusch von Fußtritten. Ich verbarg geschwind das Portefeuille, und entfernte mich von meinem Gefangenen, der sich aus Schwäche auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Gleich darauf kam einer der Kommissäre zurück, dann auch der andere; sie schienen mit dem, was sie gefunden, nicht ganz zufrieden. Nach einigen Fragen nahmen sie den Gefangenen in ihre Mitte, luden mich ein, ihnen mit meiner Mannschaft zu folgen, und verschlossen die Wohnung. Am Thore des Hauses stand ein Wagen, in den die Kommissäre mit dem Unglücklichen stiegen. — Seitdem sah ich ihn nicht mehr; er ward innerhalb vier und zwanzig Stunden abgeurtheilt, und mit sechszehn Unglücksgefährten zugleich hingerichtet.«

»Gott, Gott!« rief Fedor erschüttert: »In vier und zwanzig Stunden!« — »Diese Schnelligkeit der Justizmorde,« erwiederte Durand, »war damals an der Tagesordnung. — Ich fand in dem Portefeuille die Summe von 450,000 Franken in englischen Banknoten und

anderen guten Papieren, auf den Inhaber lautend. Es war, nach der beiliegenden Rechnung, der Ertrag von verkauften Juwelen und ausländiſchen Fonds. Ein anderes Blatt bezeichnete ein Landhaus, in einiger Entfernung von Paris, als den nächſten Aufenthalt der geflüchteten Dame, auch den Weg, den ſie weiter nehmen werde; empfahl aber die größte Vorſicht bei der Ausführung des an ſie übernommenen Auftrages, damit die Unglückliche, im Fall einer Entdeckung, nicht auch dieſes letzten Eigenthumes beraubt werde. Eine beigeſetzte Bemerkung warnte beſonders gegen einen Verwandten, deſſen Habſucht und Argliſt die Familie ihren Untergang beizumeſſen habe. — Nach drei Tagen nahm ich einen Vorwand, um eine kleine Reiſe zu machen, und eilte nach dem bezeichneten Landhauſe. Die Dame hatte es, auf die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gemahls, in größter Beſtürzung verlaſſen. Wohin ſie ſich mit ihrem Kinde und einem alten Diener gewendet, wußte Niemand. Auch auf dem Wege, den das Papier angab, war keine Spur von ihr zu entdecken. Ich konnte, ohne Verdacht zu erregen, für jetzt nicht länger von

Paris wegbleiben, und kehrte daher mit schwerem Herzen zurück. — Da ich seit einiger Zeit Witwer und mein ältester Stiefsohn in den Jahren war, das Gewerbe zu übernehmen, das mir seine Mutter zugebracht hatte, so übergab ich es ihm und seinen Geschwistern mit vollem Eigenthum, entschlossen, meine ganze Zeit und Aufmerksamkeit der unglücklichen Familie zu widmen, welche die Vorsehung durch eine außerordentliche Verwicklung des Zufalls an mich gewiesen zu haben schien. Der Weinhandel, den ich nach der Trennung von meinen Stiefkindern für eigene Rechnung fortsetzte, gab mir Gelegenheit, Paris auf längere Zeit zu verlassen, und meine Flüchtlinge in verschiedenen Richtungen aufzusuchen. Ich fand endlich ihre Spur auf dem Wege nach Deutschland. In einer kleinen Stadt am Rhein erfuhr ich mit Gewißheit, daß die noch unstät umherziehende Familie da gewesen, und durch die Krankheit der Mutter einige Tage zurückgehalten worden sey; von dort habe sie sich nach Norddeutschland gewendet, wo sie in Kassel oder Hannover zu verweilen gedenke. Der Reisende eines mir wohlbekannten Handlungshauses nahm es auf sich,

die Auswanderer in Deutschland aufzusuchen, und ihnen eine Summe Geldes zu überbringen, welche ich vorgab, dem verstorbenen Gemahl der Dame schuldig zu seyn. Ich selbst eilte nach Paris zurück, wo das Interesse der Familie meine Gegenwart in anderer Hinsicht nothwendig machte.«

»Die eingezogenen Güter des Geächteten wurden bereits zum Verkauf ausgeboten. Ich setzte die mir anvertrauten Gelder mit gehöriger Vorsicht in Landeswährung um, und war so glücklich, den bei Weitem größten und vorzüglichsten Theil jener Güter ungefähr für die Summe zu erstehen, welche mir von dem ehemaligen Eigenthümer derselben war übergeben worden. — Kaum hatte ich dieß Geschäft zu Stande gebracht, als ich von meinem Korrespondenten in Deutschland die Nachricht erhielt: er habe die ausgewanderte Familie in Kassel allerdings angetroffen, aber erst, nachdem die Mutter gestorben und eben begraben war; der kleine Sohn sey ebenfalls bedenklich krank, und die Aerzte zweifelten an dessen Aufkommen; er habe in diesen Umständen, und da er selbst weiter reisen müsse, die von mir erhaltene Summe

dem alten, treuen Diener des Hauses übergeben, welchem er aufgetragen, mir über Alles umständlicher zu schreiben. Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich eine weitere Nachricht erhielt; endlich kam ein Brief von dem erwähnten alten Diener, und zwar nicht mehr von Kassel, sondern von einer Poststation nächst Leipzig. Der Alte bestätigte darin alle Angaben meines Handlungs-Korrespondenten, zeigte den inzwischen erfolgten Tod seines jungen Herrn an, schloß die Berechnung der Krankheits- und Leichenkosten bei, und übersandte sogar den Rest des von mir empfangenen und nicht verbrauchten Geldes, indem er, wie er beifügte, keinen Anspruch darauf habe, auch keinen rechtmäßigen Erben der Verstorbenen kenne. — Seitdem habe ich nie mehr etwas, weder von jener unglücklichen Familie, noch von diesem alten Diener erfahren können, so viel Mühe ich mir auch gab, wenigstens den letzteren ausfindig zu machen, um ihn für seine Ehrlichkeit und Treue zu belohnen. Denn, daß er ein durchaus ehrlicher, treuer Mensch sey, bezeugten Alle, die ihn noch aus dem Hause seiner ehemaligen Herrschaft kannten. — Indessen war die Nach-

richt, die er mir gab, falsch, und er selbst ein Betrüger. Sein junger Herr, dessen Tod er mir meldete, lebt, und ist in Frankreich. Er ist der Erbe dieses Schlosses und aller meiner Besitzungen, die ich ihm zu übergeben bereit bin, sobald er sich über seine Geburt wird ausgewiesen haben, — wozu ich ihn unverzüglich in denselben Zeitungsblättern, durch welche ich sein Daseyn erfuhr, auffordern werde.«

Feder hatte dieser Erzählung vom Anfange an mit gespannter Aufmerksamkeit und mit großer innerer Bewegung zugehört. Gegen das Ende derselben war er aufgestanden, und hatte sich einige Schritte weit entfernt, als ob er seine Empfindungen vor Durand verbergen wollte. Nachdem dieser eine Weile geschwiegen, näherte sich ihm Feder, und sagte: »Sie sind also entschlossen, Herr Durand, sich selbst und Ihre liebenswürdige Tochter aller Glücksgüter zu berauben, welche Sie seit zwanzig Jahren mit dem redlichsten Bewußtseyn besaßen, die Sie mit so viel Klugheit erworben, mit so viel Edelmuth verwaltet haben, um diese Güter einem jungen Menschen zu überlassen, der nichts von Ihnen und von seinen Ansprüchen wußte, und

der des Opfers, das Sie ihm bringen wollen, vielleicht gar nicht werth ist?« — »Wie, mein Herr!« erwiederte Durand, »sagte ich Ihnen nicht, daß dieser junge Mensch der Sohn und Erbe des rechtmäßigen Eigenthümers ist, des Mannes, mit dessen mir anvertrautem Gelde ich diese Güter von der Ungerechtigkeit des Staates zurück kaufte?« — »Es ist ein außerordentlicher, sehr außerordentlicher Fall,« sagte Fedor in sich selbst vertieft, »ein Fall, worin das Glück eben so arm und ohnmächtig erscheint, als die Rechtschaffenheit reich und machtvoll, ein Fall, Herr Durand, der denjenigen, zu dessen Glücke er ausschlägt, eben so sehr vor Ihnen demüthigen muß, als er Sie in seinen Augen erhöht.« — »Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr!« antwortete Durand, »aber ich thue nur, was ich nicht lassen kann, und was schwerlich so vielen Lobes werth ist, weil das Gegentheil zu thun, eine hängenswerthe That wäre.« — »Sie nannten mir den Edelmann noch nicht,« sagte Fedor zögernd; »kein Mensch weiß um Ihr Geheimniß.« — »Ich weiß darum,« rief Durand lebhaft, »das ist genug, Herr Lieutenant! der Edelmann heißt — « —

»Nennen Sie ihn noch nicht!« fiel ihm Fedor in's Wort; »wie, wenn der junge Mann seine Abkunft nicht beweisen könnte? wenn sich ein Fremder, ein Unwürdiger in diese Besitzungen eindrängte? wenn Ihre Tochter, dieses theure, dieses liebenswürdige Geschöpf — « — »Meine Tochter!« seufzte Durand; »das ist das Böse bei der Sache! Sie leidet, sie verliert; — verliert nicht bloß Geld und Gut, — vielleicht Glück und Ruhe! — dieß allein, Herr, betrübt mich, schlägt mich nieder. Was kümmerte mich sonst der Verlust aller Reichthümer der Welt!« — »Edler, edler Mann!« rief Fedor, indem er Durand heftig an seine Brust drückte. — »Still, mein junger Freund!« entgegnete der Alte in sanftem, etwas traurigen Tone, »denken Sie nicht zu gut von mir. Ich habe mehr gefehlt, und war vielleicht selbstsüchtiger, als Sie glauben. Die Liebe zu meiner jungen Frau, und zu dem Kinde, das sie mir schenkte, untergrub die Strenge meiner Grundsätze. Nie war ich in meinem Innern vollständig überzeugt, daß der rechtmäßige Erbe meiner Besitzungen todt sey. So lange ich daran zweifelte, durfte und wollte ich meine Tochter nicht als die Erbin

derſelben betrachten. In der That ſah ich mich ſtets nur als den Verwalter jener Beſitzthümer an; und wenn, außer den geſetzlichen Erben, Jemand ein Recht auf deren Nutznießung hatte, ſo war es die Armuth und das Unglück. In dieſem Sinne verwendete ich lange Zeit die Früchte meines zufälligen Reichthums. Doch allmälig änderte ſich dieß Alles. Eitelkeit und Leichtſinn drangen in mein Haus ein; Adele ward als ein Schooßkind des Glückes erzogen: ich hatte nicht den Muth, der warnenden Stimme zu folgen, die in meinem Innerſten mir davon abrieth.« — »Adele iſt ſo beſcheiden als liebenswürdig,« ſagte Fedor, »und wird das glänzendſte Loos, das ſie mit einem Manne theilt, noch durch ihre Tugenden überſtrahlen.« — »Aber ſie wird die Dürftigkeit nur mit Mühe ertragen,« erwiederte Durand, »und den armen Mann, der ſich mit ihr verbindet, vielleicht nicht glücklich machen. — Guter Fedor! ich darf es Ihnen nicht verbergen: die arme Adele iſt nicht mehr das vollkommene Geſchöpf, das Ihnen die reiche zu ſeyn ſchien. Werden Sie ſelbſt es gleichgültig anſehen, wenn Ihr liebenswürdiges Weib mit Entbehrungen kämpfen

muß, die ihr von Kindheit auf fremd waren?«

Beide Männer schwiegen eine Zeitlang. »Und ist Adele denn arm?« hob Fedor nach einer Weile an. »Das Höchste, was Sie dem Erben jener Familie schuldig seyn können, ist die Zurückstellung der Ihnen anvertrauten Summe. Den Besitz dieser Güter, deren Werth jene Summe weit übersteigt, haben Sie Ihrer eigenen Betriebsamkeit zu danken.« — »Ward mir diese Summe anvertraut,« erwiederte Durand ernsthaft, »um damit zu meinem Vortheile zu wuchern? — Die Liebe verblendet Sie, Fedor; ich will nicht fürchten, der Eigennutz! Ich verabscheue den Gedanken, mich mit fremdem Gute bereichert, und die Mittel, welche die Vorsehung in meine Hand legte, begangenes Unrecht gut zu machen, zu meinem eigenen Nutzen verwendet zu haben. Könnt' ich es rechtfertigen, den habsüchtigen Anschlag eines Verwandten auf den Besitz dieser Güter vereitelt zu haben, wenn ich, ein Fremder, zum Nachtheil des rechtmäßigen Erben mich darin behaupten wollte?« — »Ihre Rechtschaffenheit, Herr Durand,« sagte Fedor mit gerührter Stimme, »macht alle Rücksichten der Klugheit und alle Einflüsterungen

der Selbſtliebe zu Schanden. Sie belehrt mich zugleich, welche Denkungsart in dieſem Falle Ihnen, und welche dem Erben dieſer Güter geziemte. — Aber jener Verwandte — wie verhält es ſich mit ihm? Wer iſt es, Herr Durand!« — »Mein Nachbar St. Flour,« entgegnete Durand, »der unwürdige Vetter des edlen und unglücklichen Marquis von Sorville.« — »Sorville!« — rief Fedor erſchüttert; aber ſchnell ſich faſſend, fuhr er fort: »Alſo Sorville hieß der ehemalige Eigenthümer dieſes Schloſſes, und die Geſchichte, welche Sie mir erzählten, iſt die des unglücklichen Marquis und ſeines Sohnes?« — »So iſt es!« erwiederte Durand. »Der Name ſcheint Ihnen bekannt; wiſſen Sie etwas von dieſem Sohne?« — »Ich habe eines Chevaliers Sorville erwähnen hören,« ſagte Fedor kaltſinnig, »der ſich vor etwa einem Jahre mit mir zugleich in St. Petersburg befand.« — »Dieſer Chevalier Sorville,« antwortete Durand ſchnell, »Sohn des Marquis gleichen Namens, iſt es, der in der Zeitung aufgefordert wird, ſeinen Aufenthalt einem alten treuen Diener anzuzeigen, welcher ihm nach Frankreich gefolgt ſey, und ſehnlichſt wünſche, wieder in ſei-

ner Nähe zu seyn. Ohne Zweifel ist es derselbe Diener, von dem ich vor zwanzig Jahren die falsche Kunde von dem Tode seines jungen Herrn erhielt. Welchen Grund der Mann gehabt haben kann, mich auf solche Weise zu hintergehen, ist mir unbegreiflich.« — »Vielleicht,« sagte Fedor, »hielt er es zur Sicherheit seines Pfleglings für zuträglich; Ihr Stand und Ihr Ruf, als eifriger Patriot, machte ihm Ihre Theilnahme vielleicht verhaßt oder verdächtig. Der ausgewanderte Adel hatte damals wenig Freunde unter den sogenannten Patrioten des Bürgerstandes.« — »Sie können Recht haben,« erwiederte Durand. »Welches Unheil hat die Auflösung aller Bande des gesellschaftlichen Vertrauens auch hier zur Folge gehabt! — Und was sprach man von dem Chevalier? von seinem Geist und Charakter?« — »Wenig Ausgezeichnetes,« antwortete Fedor gleichgültig; »er scheint ein ganz gewöhnlicher Mensch zu seyn.« — »Dem sey, wie ihm wolle,« sagte Durand lebhaft, indem er aufstand, »er wird Eigenthümer dieses Schlosses, wenn er der Sohn des Marquis von Sorville ist. Würde ich doch sogar dem verhaßten St. Flour in diesem Besitze

gewichen seyn, hätte nicht Sorville's eigene Erklärung den Verräther für immer davon ausgeschlossen. — Doch nun, Fedor, lassen Sie uns gehen. Ich bin gefaßt genug, um meine Tochter zu sehen, und sie für heute durch irgend einen Vorwand, so gut ich kann, zu beruhigen.«

Fedor folgte dem vor ihm herschreitenden Alten in tiefen Gedanken. Als sie in Adelens Zimmer traten, erheiterten sich seine Mienen; er wollte die Geliebte durch den Ausdruck seiner Gesichtszüge schnell überzeugen, daß nichts Beunruhigendes vorgefallen sey. Auch Durand schien ruhig und unbefangen. Er sprach nur beiläufig von einem unangenehmen Vorfall, der sich hoffentlich bald zum Besten aufklären werde. Nach einer kurzen Weile trennte sich die kleine Gesellschaft; Fedor nahm den zärtlichsten Abschied von Adelen, und umarmte ihren Vater wiederholt mit großer Rührung.

Am folgenden Morgen schrieb Durand seinem Sachwalter in Paris. Er trug ihm auf, den Chevalier von Sorville, oder wenn dieß nicht gelänge, wenigstens den Verfasser der an den letzteren gerichteten Aufforderung ausfindig zu machen, und Beide einzuladen, sich unver-

züglich nach Durand's Landsitze zu begeben, indem er ihnen eine, für den Chevalier sehr wichtige und angenehme Nachricht mitzutheilen habe. Dann befahl er seinem Rentmeister, ihm die Ausweise über den Stand und Ertrag seiner Güter vorzulegen, von den Vorräthen aller Art Verzeichnisse aufzunehmen, und die Rechnungen über seine Schulden und Forderungen in's Reine zu bringen. Er selbst ordnete seine Kasse, und schloß sie ab, nachdem er für die wohlthätigen Gaben, die er wöchentlich zu vertheilen pflegte, eine Summe bei Seite gelegt hatte. — Als diese Geschäfte verrichtet waren, fühlte sich Herr Durand so leichten und frohen Muthes, daß seine Tochter, die auf sein Zimmer kam, jeden Grund seiner gestrigen Mißstimmung gehoben glaubte, und sich selbst völlig darüber beruhigte. Sie erzählte ihm nun, der General habe Fedor'n seinen Wagen geschickt, und dieser sey so eben darin weggefahren. Er habe sie an ihrem Fenster freundlich gegrüßt und ihr zugerufen, er werde bald wieder kommen.

»Das wollen wir hoffen, Kind!« sprach Durand, »obwohl eigentlich Niemand sagen kann, was nach einer Stunde geschehen, und er selbst

thun wird.« — »Wie, mein Vater?« rief Adele ziemlich erschrocken. — »Siehst du, Kind!« erwiederte der Alte. »Was sagt' ich immer? Schon die Möglichkeit eines Verlustes erschreckt dich. Und doch ist nichts natürlicher, als daß wir verlieren.« — »Nun, in diesem Sinne« — sagte lächelnd Adele. — »Im Sinne der Möglichkeit, die niemals eintrifft,« erwiederte Durand ernsthaft, »ich weiß, ja! in dem Sinne seyd Ihr feingebildeten Leute lauter Philosophen; aber nimm einmal an, Adele, daß wirklich geschähe, was ich dir als möglich vorstellte; daß unser vermeinter Reichthum z. B. sich plötzlich in Nichts auflöſ'te; daß ich arm würde, wie ich ehemals war, und du mit mir; daß wir dieses schöne Schloß, mit allen seinen Bequemlichkeiten und zierlichen Einrichtungen, verlassen, und in die weite Welt hinauswandern müßten, ohne zu wissen, wo wir ein Obdach finden werden: — nimm an, Adele, dieß Alles träfe nun wirklich ein; — was würdeſt du dann sagen, oder, noch mehr, was würdeſt du thun?« — Adele sah ihrem Vater eine Zeitlang in das ernste, bedeutungsvolle Gesicht, ward abwechselnd blaß und roth, und sprach: »Ich glaube, mein Va-

ter, ich würde dieſen Glückswechſel ertragen, wie es Ihrer Tochter würdig iſt.« — »Das hoff' ich zu Gott!« rief Durand, Adelen mit großer Bewegung in ſeine Arme ſchließend. »Ermanne dich, meine Tochter! Was du für möglich hältſt, iſt wahr. Wir haben nichts mehr, als uns ſelbſt; aber das iſt mehr, als was wir verlieren, wenn wir anders einen eigenen Werth haben.«

Durand erzählte nun ſeiner Tochter, was er in der vorigen Nacht Fedor'n erzählt hatte. Das Schickſal der unglücklichen Sorville's, die Rechtſchaffenheit, die einfache Seelengröße ihres Vaters, machten den tiefſten Eindruck auf ihr Gemüth; ſie vergaß ſich ſelbſt, und Alles, was ſie verlor, über der Theilnahme an fremdem Unglück und über der Freude, die Tochter eines ſolchen Vaters zu ſeyn. Der Alte war nicht minder erfreut, ſo edle Geſinnungen und eine ſo ruhige Faſſung bei Adelen zu finden. So viele Stärke und Selbſtverleugnung hatte er ihr nicht zugetraut. Er bereute jetzt nichts mehr, und überließ ſich bereits der angenehmen Vorſtellung, wie ſie künftig ihre Lebensweiſe einrichten, und vielleicht in dürftigen Umſtänden eines

reineren und dauerhafteren Glückes, als bisher genießen würden.

Vater und Tochter waren mit Entwürfen solcher Art beschäftigt, als man ihnen meldete, daß die Baronin St. Fleur und deren Sohn angekommen wären, und ihre Aufwartung zu machen wünschten. Ein so unwillkommener Besuch war in diesem Augenblicke doppelt ungelegen. Adele wollte sich entfernen; aber Frau von St. Fleur flog in das Zimmer, bevor sie es verlassen konnte. Die Baronin überhäufte Adelen mit Liebkosungen; ihr Sohn Victor war die Galanterie und Artigkeit selbst: aber es zeigte sich bald, daß Beide von gewissen Vorfällen unterrichtet, und nicht frei von mancherlei Besorgnissen seyen. Es ward des jungen fremden Officiers gedacht, dessen sich Herr Durand so großmüthig angenommen. Was noch mehr auffiel: — Frau von St. Fleur sprach ganz unverhohlen von dem unerwarteten Erscheinen des Chevaliers von Sorville, eines jungen Abenteurers, wie sie sich ausdrückte, der von einer gewissen Partei unterstützt werde, und gegen dessen allfällige Ansprüche die Familien St. Fleur und Durand Ursache hätten, gemeinschaftlich auf ih-

rer Hut zu seyn. Durand wurde aufmerksam; er fragte, ob man den Chevalier in Paris gesehen, welche Art von Mann er sey? Auch Adele that einige Fragen, die sich auf den Chevalier bezogen; sie hatte im Stillen einem [illegible]nken Raum gegeben, über dessen Wahrscheinlichkeit sie irgend eine Bestätigung zu erhalten gewünscht hätte. Einige zufällige Aeußerungen Fedor's, sein Alter, seine frühe Verwaisung, sein zweifelhaftes Vaterland, gaben ihr Anlaß zu Vergleichungen; ihre Einbildungskraft trug den Antheil, den sie an Sorville's unglücklichem Schicksale nahm, unvermerkt auf die Person ihres Geliebten über, und so drang sich ihr die Vermuthung auf, Fedor könne wohl selbst der junge Sorville seyn. Doch die Versicherung der Baronin, der Chevalier befinde sich seit vierzehn Tagen in Paris, wo er mit Intriguen aller Art beschäftigt sey, um seinen Ansprüchen auf die ehemaligen Besitzungen seines Vaters Eingang und Gewicht zu verschaffen, machten Adelens Vermuthungen ein schnelles Ende. Zum Ueberfluß entwarf Victor noch ein Bild von dem Aussehen und Benehmen des Chevalier, das nicht widriger, und dem edlen Aeußern ihres

Feder nicht unähnlicher seyn konnte. — Auf Herrn Durand schienen indeß diese Nachrichten und Schilderungen nicht den Eindruck zu machen, welchen die Politik der Baronin und des jungen Herrn von St. Flour sich davon versprochen hatte. Er bezeigte vielmehr eine höchst unbefangene Theilnahme an dem Schicksale und der von ihnen bestätigten Zurückkunft des jungen Sorville, und erschreckte sie ganz außerordentlich durch die unerwartete Erklärung: daß, wenn der Sohn des Marquis von Sorville irgend einen gerechten Anspruch auf seine gegenwärtigen Besitzungen habe, er demselben nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen werde.

Einige andere Aeußerungen Durand's, welche sich auf den ehemaligen Heirathsplan seiner Frau bezogen, schienen der Baronin und ihrem Sohne noch mehr zu mißfallen. Er hatte es kein Hehl, daß er jenen Plan nie gut geheißen habe, und daß auch die Neigung seiner Tochter ganz und gar nicht damit übereinstimme. In den jetzigen Umständen, setzte er hinzu, werde der gnädigen Frau Baronin und ihrer Familie dieses Geständniß sehr gleichgültig seyn; denn es sey höchst wahrscheinlich, daß die rothen Wan-

gen seiner Tochter den besten Theil ihrer Mitgift ausmachen würden. — Frau von St Flour stellte sich, als ob diese Scherzhaftigkeit ihres guten Herrn Nachbars sie ungemein ergetze, gab jedoch ihrem Sohne, der noch ganz verwundert da saß, einen Wink, aufzubrechen; dann empfahl sie sich dem ehrlichen Herrn Durand und seiner schönen Tochter, die, wie sie sagte, auch in einem Bauernjäckchen, auf die beste Parthie in der ehrsamen Böttcherzunft der Vorstadt St. Martin alle Ansprüche habe. — Durand lachte herzlich, als er mit seiner Tochter allein war, über den witzigen Abschied seiner vornehmen Frau Nachbarin. »Siehst du, Kind!« sagte er, »so leichten Kaufes sind wir dieser verhaßten Bewerbung los geworden. Es gibt kein besseres Mittel, als die Armuth, um sich von der Gesellschaft der Narren und der Taugenichtse frei zu machen.«

Der Tag verging inzwischen, und es ward Nacht, ohne daß Feder zurück kam. Auch der folgende Tag ging vorüber, und man wußte in Durand's Schlosse nicht, wo der junge Mann geblieben. Adele wurde sichtbar unruhig; selbst ihr Vater konnte den mehr als gewöhnlichen

Ernst seiner Stirn nicht zur Heiterkeit zwingen. Als der dritte Abend herannahte, ohne daß Fedor zurückgekehrt, oder auch nur eine Nachricht von ihm gekommen war, vermochte Adele ihre Thränen nicht mehr vor ihrem Vater zu verbergen. Der gute alte Mann, der neben seiner Tochter saß, und sie eine Zeitlang betrachtet hatte, zog sie an sich, und schloß sie mit großer Zärtlichkeit in seine Arme. »Ich kann nicht glauben, mein Kind,« sagte er mit gerührter Stimme, »daß wir uns in ihm getäuscht haben, daß auch er uns verläßt, weil du arm bist, und ich ein ehrlicher Mann bin. Aber wenn es wahr wäre, was deine Thränen vorahnend zu bedeuten scheinen, wenn dich Fedor verließe, nach dem was Du ihm, was ich ihm seyn sollten, — nach dem Vertrauen, das ich ihm, der selbst arm und eine Waise war, im Glück und Unglück bewies: — dann, Adele, beschwör' ich dich, dann zeige, daß du meine Tochter und ein starkes Mädchen bist! Du hast dann an ihm nicht mehr verloren, als an dem elenden Staub, den unsere Füße treten, um dessentwillen er und alle Anderen uns allein geschmeichelt, und dem wir mit Verachtung den Rücken kehren, weil eine

ganze Welt solchen Staubes und solcher Menschen nicht werth ist, daß eine großmüthige Seele sich auch nur einen Augenblick um ihren Verlust bekümmert!« — Adele weinte heftig, aber still, an der Brust ihres Vaters. Dann stand sie auf, indem sie seine Hand an ihre Lippen drückte, und verließ, ihm schmerzlich lächelnd zunickend, das Zimmer, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen.

Am nächsten Morgen brachte ein reitender Bote ein Schreiben von Durand's Sachwalter, worin ihm dieser die unverzügliche Ankunft eines Bevollmächtigten des Chevaliers von Sorville meldete. Wenige Stunden nachher traf dieser Bevollmächtigte, von einem Advokaten begleitet, wirklich ein. Es war ein Greis von schlichtem, fast ärmlichen Ansehen, aus dessen kleinen, grauen Augen eine seltsame Mischung von Trübsinn und Mißtrauen hervorblickte. Der Advokat legte die Vollmacht vor, auf seinen Begleiter lautend, nebst einem gerichtlichen Zeugniß über die Aechtheit der Handschrift und über die Identität der Person des Chevaliers von Sorville, einzigen Sohnes des verstorbenen Marquis dieses Namens, als Ausstellers der

Vollmacht. Sie wären gekommen, sagte der Advokat, die wichtige Nachricht zu vernehmen, welche Herr Durand dem Erben des Marquis mitzutheilen hätte, und darüber eine rechtskräftige Urkunde abzufassen. — »Und wo ist der Chevalier selbst?« fragte Durand. »Was ich ihm zu eröffnen habe, ist bedeutend genug, um die Mühe seiner persönlichen Anwesenheit zu lohnen.« — »Er wird hier erscheinen,« erwiederte der Advokat, »sobald wir ihm über den Erfolg unserer Sendung werden Auskunft ertheilt haben.« — »Sie würden ihn doch nicht erkennen, Herr Etienne Durand,« sagte der Greis, »da Sie mich, den alten Diener seines Vaters, nicht erkannt haben.« — »In der That,« antwortete Durand, indem er den Alten aufmerksam betrachtete, »ich fange an, mich Eurer Gesichtszüge zu erinnern, ehrlicher Jerome, denn so, wenn ich nicht irre, nanntet Ihr Euch in einem Briefe, den ich vor vielen Jahren von Euch erhielt.« — »Claude Jerome Lagrange, wie die Vollmacht besagt,« erwiederte der Alte. — »Nun wohl, Herr Jerome Lagrange,« fuhr Durand fort, »ich will Euch nicht verhehlen, was ich dem Sohne des Marquis von Sor-

ville mitzutheilen habe, obschon ich Euch mit Eurer eigenen Handschrift beweisen könnte, daß dieser Sohn seit zwanzig Jahren todt und begraben ist. Sagt mir indessen doch, Herr Lagrange, was Euch bewog, mir damals ein solches Mährchen aufzuheften, wodurch Ihr allein Schuld war't, daß Eurem Herrn so lange entzogen blieb, was sein ist, und dessen er dadurch leicht auf immer hätte beraubt werden können?« — »Herr Durand,« erwiederte Jerome nach einigem Besinnen, »ich müßte lügen, wie ich damals log, wenn ich nicht gestände, daß ich zu jener Zeit weit schlimmer von Ihnen dachte, als ich seit Kurzem von Ihnen zu denken Ursache zu haben glaube. Ich hielt Sie, mit einem Wort, für einen so argen Jakobiner, als irgend einer in Frankreich zu finden war, und würde das Leben eines Sorville vor Ihnen und Ihresgleichen nirgends in der Welt für sicher gehalten haben, wenn ich nicht jede Spur seines Daseyns Ihren Nachforschungen entrückt hätte.« — Durand sah den Alten, in dessen Gesichtszügen sich auch jetzt noch eine Art von Scheu und Argwohn abmalte, lange mit einem mitleidigen Blicke an, und sagte, indem er ihn

bei der Hand faßte: »Nun denn, Lagrange, hört meine und Eures ehemaligen Herrn Geschichte; erfahrt, wozu ich entschlossen bin, und längst entschlossen war, und urtheilt dann, ob ich der Mann bin, für den Ihr mich gehalten habt.«

Als Jerome gehört hatte, in welchem Verhältnisse Durand mit seinem unglücklichen Herrn gestanden, und was er für dessen Sohn zu thun Willens sey, brach er, nach einem langen, nur durch Seufzer und innere Erschütterungen unterbrochenen Stillschweigen in seltsame Verwünschungen gegen sich selbst aus, bat abwechselnd Durand und seinen abwesenden jungen Herrn um Verzeihung, und endigte damit, seinen Begleiter zu ersuchen, er möge vor Allem zu Protokoll nehmen, daß er (Claude Jerome Lagrange) ein boshafter Narr, und Herr Etienne Durand der rechtschaffenste Mann in Frankreich sey. Von der Aussage und Erklärung Durand's wollte er nichts zu Papier bringen lassen; der gute Wille seines Nachbars Etienne, sagte er, sey eine bessere Bürgschaft, als alle Urkunden und Verbriefungen der vier Fakultäten zusammengenommen. Dann griff er nach Hut und Stock, und trieb seinen Begleiter an, ihm zu

folgen. Er müsse seinem Herrn entgegen, rief er, und ihm erzählen, was hier vorgegangen sey. Morgen würden sie Alle wieder kommen, und von Herrn Durand hören, wie er es mit der Uebergabe der Güter halten wolle. Damit rannte er fort, und warf sich nebst seinem Begleiter in den Wagen, der sie hergebracht hatte, und nun schnell hinwegfuhr.

Durand, welchen Jerome's wunderliches Betragen mehr als alles Andere überzeugte, daß der Sohn des Marquis von Sorville wirklich am Leben sey, und schon am folgenden Tage bei ihm eintreffen werde, machte nun im Stillen Anstalten zu der bevorstehenden Uebergabe. Er dachte mit Adelen für's Erste zu einem seiner Pächter zu ziehen, dessen Haus in der Nähe des Schlosses lag, und den er, wegen seines Fleißes und seiner Redlichkeit, vor Andern stets als seinen Freund betrachtet hatte. Was seine Tochter von ihren Sachen mit sich nehmen wollte, überließ er ihrer Wahl, er selbst packte nur ein Paar Sonntagsröcke nebst einiger Wäsche und seiner alten Uniform von der Nationalgarde zusammen, auch vergaß er sein altes Böttcherwamms sammt Kappe nicht, die er noch

immer zum Andenken aufbewahrte. Uebrigens machte ein kleines Kapital von einigen tausend Franken, das Ersparniß von seinem früheren Gewerbe, welches er stets abgesondert von seinem großen Vermögen gehalten, die Grundlage aus, worauf er sein und seiner Tochter bescheidenes Glück in Zukunft zu bauen gedachte, oder womit er der Letzteren, im schlimmsten Falle, einen Nothpfennig zu hinterlassen hoffte. Adele, die das Vorhaben ihres Vaters kannte, und ihn dabei so ruhig beschäftigt sah, folgte mechanisch seinem Beispiele; aber in ihrem Herzen war nichts von seiner rüstigen Freudigkeit. Sie schien nichts zu hoffen und nichts zu wünschen; eine stille, tiefe Trauer war über ihr blasses Gesicht verbreitet, und während sie einige ihrer einfachsten Kleider, wenige Bücher und Musikalien in einen kleinen Koffer zusammenlegte, ward sie einige Male schwach und mußte sich setzen, um sich zu erholen. Von Fedor'n sprach sie und ihr Vater nicht mehr; aber dieser, der den Zustand seiner Tochter sah, war in seinem Innersten verletzt und erschüttert. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er sein Gemüth von Bitterkeit gegen die Menschen erfüllt, und noch we-

niger der Anblick der Gegenwart, als die Betrachtung der Zukunft war es, was ihn bekümmerte. Der Gedanke, daß er Adelen, dieses liebenswürdige, nur allzu schwache, gefühlvolle Kind, in einer Welt voll Falschheit, Undank und Niedrigkeit bald allein werde zurücklassen müssen, ohne Schutz und Führer, so wenig ausgerüstet zu einem Kampfe mit solchen Widerwärtigkeiten, — dieser Gedanke schlug den Muth des sonst so starken Mannes nieder, und er fühlte sich in diesem Augenblicke wahrhaft unglücklich.

Während Vater und Tochter, von solchen Empfindungen erfüllt, in dem schon dunkelnden Zimmer still und traurig neben einander saßen, ward es laut im Hofe des Schlosses. Ein Wagen hielt bei'm Aufgange, und Jerome's Stimme ließ sich auf der Treppe vernehmen. Gleich darauf stürzte er mit dem Freudenrufe in die Thür: »Er ist da! er ist da! Mein Herr kommt, ehrlicher Durand!« — Adele stand schnell auf, um sich zu entfernen, und Durand trat mißmüthig den Ankommenden entgegen, indem er sagte: »Mir däucht, es wäre auch morgen noch Zeit zu dem Geschäfte gewesen, das Euch herführt,

und Euer Herr hätte nicht nöthig gehabt, noch spät am Abend die Ruhe meines kranken Kindes zu stören.« — »Adele!« rief eine Stimme, und ein junger Mann in französischer Uniform drängte sich durch seine Begleiter, und stürzte zu Adelens Füßen, die, ihn erkennend, ohnmächtig in seine Arme sank. Es war Fedor, von dem fremden General und dessen Adjutanten begleitet. — »Was ist das?« rief Durand, vor Erstaunen außer sich. Doch bald errieth er den Zusammenhang, und die innigste Freude trat an die Stelle des Erstaunens. — Adele schlug die Augen auf; sie richtete sie, erst zweifelnd, dann mit dem stillen Entzücken der Befriedigung und Zuversicht, auf ihren Geliebten und auf ihren Vater, der seine Tochter aus Fedor's Armen empfing und mit sprachloser Wonne an sein Herz drückte. — Der General hatte sich inzwischen den Freudetrunkenen genähert. »Ich habe ihn Euch entführt,« sagte er zu Durand und zu Adelen, »und so lange zurückgehalten, um zuvor Alles auszugleichen, was zu einem vollständigen und reinen Verständniß zwischen so seltenen Menschen nöthig zu seyn schien. Fedor ist seinem Vaterlande wieder gegeben, und in

seiner Geburt und seinen Rechten anerkannt; aber er will nur der Freundschaft des großmüthigen Durand verdanken, was dessen strenge Rechtlichkeit dem Fremden als eine Schuld zu entrichten gedachte. Es war mein Gedanke, Herr Durand, Ihnen diesen wunderlichen Alten zu senden, ehe sich Ihnen Sorville selbst zu erkennen gab. Daß Ihr Edelmuth auch die Vorurtheile dieses gutherzigen Menschenfeindes überwand, ist nicht der geringste Triumph, den Ihr Charakter über uns Alle davontrug.«

Durand stand in der Mitte des kleinen Kreises, der ihn umgab, bald den Einen, bald den Andern mit wohlgefälligen Blicken betrachtend. »So ist es wol auch die mißtrauische Vorsicht dieses ehelichen Verfälschers,« sagte er, mit einem lächelnden Blick auf Jerome, »die unserm Freunde Sorville den Namen Fedor gab, um ihn mir und Meinesgleichen unkenntlich zu machen?« — »Nein,« erwiederte Sorville, »diesen Namen legte ich mir selbst bei, als ich mit der russischen Armee nach Frankreich zog; darum rief Jerome, der davon nichts wußte, mich unter meinem Geschlechtsnamen in den Zeitungen auf. Was übrigens auch Sie, Vater Durand,

und ich selbst dem Kopfe des ehrlichen Jerome zu verzeihen haben mögen, seinem Herzen und seiner unermüdlichen Treue danke ich meine Erhaltung. Er fristete mit seinem kargen Erwerb meine hülflose Kindheit, und war mein Erzieher, bis es ihm gelang, mich in eine Militärschule Rußlands zu bringen.« — »That er das?« rief Durand. »Nun denn, braver Jerome, so laßt uns ehrlich theilen! Die größere Hälfte des Lobes, das mir so reichlich gespendet wird, gebührt Euch, alter Freund; denn Ihr habt Eurem Herrn Leben, Gesundheit und gute Sitten erhalten, ich nur ein wenig Geld und einige Hufen Landes.« — »Und das,« fiel Sorville ein, indem er Adelens Hand ergriff, »was mir theurer als das Leben und alle Reichthümer ist, — das Herz und die Hand dieses Engels. Ihren Segen, mein zweiter Vater!« — »Ich segne Euch, meine Kinder!« sagte Durand mit ernster Rührung: »Seyd rechtschaffen; — für das Uebrige laßt Gott sorgen!«

III.

Die Fingerzeige der Vorsehung.

Ein Cyklus moralischer Erzählungen.

Von Thomas West.

(1818.)

In dem Landhause meines Freundes Norberg entstand eines Tages, eben als sich die Gesellschaft von dem Mittagsmahl erhoben hatte, eine unruhige Bewegung im Hofe und von der Gartenseite her, deren Ursache man sich nicht sogleich zu erklären wußte. Bediente und Gartenknechte liefen ab und zu, bald auch Mägde aus der Küche und der Meierei, bis endlich die Kinderwärterin mit großem Geschrei und mit der Nachricht in den Saal stürzte, daß die Kammerjungfer der gnädigen Frau sich in dem großen Teiche ertränkt habe. Der Schreck war allgemein; die meisten Gäste, mit dem Hausherrn an der Spitze, eilten in den Garten, dem Teiche zu. Dort hatte der Sohn des Gärtners, ein gewandter, hübscher Bursche, bereits den Nachen von dem Ufer losgemacht, und steuerte, in Begleitung eines Gartenknechtes, gegen die Stelle hin, wo der Unfall geschehen war. Man suchte mehrere Minuten lang mit Stangen und Schiffs-

haken auf dem Grunde des Teiches, ohne eine Spur des Körpers zu finden.

Unter den Gästen, welche in den Garten gekommen und jetzt an dem Orte, wo man die Verunglückte suchte, versammelt waren, befand sich auch der Doktor G., ehemaliger Badearzt in T***, der sich seit Kurzem in Wien angesiedelt hatte. Er war ein feiner, unterrichteter Mann, und dem Herrn und der Dame des Hauses, von ihren Badereisen her, wohl bekannt. Der Doktor bezeigte an dem unglücklichen Vorfalle eine mehr als gewöhnliche Theilnahme. Er schien äußerst unruhig, als die Ertränkte längere Zeit nicht aufgefunden wurde. Plötzlich erscholl der Ruf von dem Nachen, man sey auf den Körper gestoßen; bald hernach sah man die weißen Kleider auf der Wasserfläche, und endlich den Körper selbst mit vieler Mühe in den Nachen heben. Der Doktor schrie, man möchte die Verunglückte schnell an das Ufer bringen. Als es geschehen war, machte er sich mit merklicher Ungeduld unter den Umstehenden Raum, um den Zustand der, allem Anscheine nach schon ganz Leblosen, zu untersuchen, und in der Eile die Mittel anzuwen-

den, welche zu ihrer Rettung vielleicht noch möglich waren.

Nach einer kurzen Weile erklärte Doktor G., daß er zwar noch kein sicheres Kennzeichen von Leben entdeckt habe, daß aber Grund genug vorhanden sey, die Möglichkeit eines Wiederaufle-bens anzunehmen. Er verlangte daher, man solle die Scheintodte in das nächste Gemach des untern Stockwerkes bringen, um alle Versuche, sie wieder in's Leben zurück zu rufen, mit größ-ter Sorgfalt und nach allen Regeln der Kunst vornehmen zu können.

Während Doktor G. und einige Andere, die ihm zur Hand gingen, mit diesen menschen-freundlichen Versuchen beschäftigt waren, zeigten sich mehrere Gäste und fast die ganze Diener-schaft eifrig bemüht, die wahrscheinliche Ursache einer so verzweifelten Handlung zu entdecken, bei welcher Gelegenheit von der armen Kammer-jungfer Manches erzählt und behauptet wurde, wovon ihre Herrschaft vorher nie etwas gehört noch bemerkt hatte. Die Kinderfrau gab, nicht eben sehr verblümt, zu verstehen, Jungfer Jean-nette sey immer sehr verliebten Temperaments gewesen, und habe, besonders seit einiger Zeit,

ein Auge auf den hübschen Gärtnerburschen gehabt, der ihr aber, spröd' und eitel wie er sey, kein Gehör gegeben. Ein witziger junger Herr ermangelte nicht, eine Nachfolgerin der Sappho in dieser Andeutung zu erkennen, und ein schon ziemlich mannbares Fräulein ward dadurch veranlaßt, sich nach dem Aussehen des neuen Phaon etwas näher zu erkundigen. Der größere Theil der Gesellschaft kam unvermerkt in eine aufgeweckte Stimmung. Als bald nachher Norberg selbst die Nachricht brachte, Jeannette habe unverkennbare Anzeichen von Leben und zurückkehrendem Bewußtseyn gegeben, und der Arzt hoffe, sie bis gegen den Abend ganz zu sich selbst zu bringen, zeigte sich in der Gesellschaft fast allgemein die Neigung, denselben Unfall, der kurz vorher Jedermann in Schrecken versetzt hatte, zu einem Gegenstande der Belustigung zu machen.

Die meisten Gäste schickten sich indeß allmälig an, in die Stadt zurückzukehren. Nach ein paar Stunden befand sich, außer dem Doktor G., meinem Freunde, dem ehrwürdigen Herrn Gregorius Palmer und mir, kein Fremder mehr auf Norberg's Landsitz. Jeannette war körperlich außer Gefahr, aber ihr Gemüth schien

deſtomehr angegriffen. Sie verrieth zuerſt eine ſeltſame Betroffenheit und Beſtürzung, ſich, ungeachtet des Vorſatzes und der That, welche ſie ausgeführt hatte, wieder unter Menſchen und bekannten Gegenſtänden zu finden. Als ſie ſich deutlicher bewußt wurde, daß ihr Vorhaben mißlungen, und ſie bei'm Leben erhalten worden ſey, überfiel ſie eine innere Angſt und Beſchämung, die ſich in einem heftigen Zittern, einem wilden, beinahe konvulſiviſchen Umherſchweifen der Blicke, und in einer Art von Stammeln ausdrückte, als fürchte ſie, durch die Sprache den Zuſtand ihrer Seele zu verrathen. Endlich gleichſam ihres Elends völlig gewiß und darein ſich ergebend, verſank ſie in ein düſteres Hinſtarren und Schweigen, worin der Arzt für nöthig hielt, ſie für's erſte nicht zu ſtören. Man gab ihr eine der Mägde zur Wärterin, und ließ ſie einige Stunden allein.

Doktor G. ſchien ſehr ernſt und nachdenklich über den Gemüthszuſtand der Kranken. Er that einige Fragen an Frau von Norberg über Jeannettens früheres Temperament und Betragen, und ob in den Vorfällen der letzten Zeit kein Anlaß zu der gewaltſamen Gemüthsſtörung

zu bemerken gewesen, welche man als die Ursache ihrer verzweifelten Handlung und ihres jetzigen Seelenzustandes annehmen müßte? Frau von Norberg berichtete, das Mädchen sey immer etwas still und zur Melancholie geneigt, aber fleißig und gutwillig gewesen, auch habe man nie eine besondere Neigung zu Liebeshändeln, oder einen verdächtigen Umgang mit Männern an ihr bemerkt, obwol die alte Susanne jetzt eine sehr alberne Geschichte dieser Art glauben machen wolle. Das Einzige, was sie (Frau von Norberg) an Jeannetten öfters zu tadeln gefunden, sey ihr unmäßiger Hang zum Lesen von Romanen und anderen kopfverwirrenden Büchern, deren man mitunter die seltsamsten, z. B. Jakob Böhme's Schriften, in ihren Händen bemerkt habe.

»Das wäre allenfalls allein genug,« sagte Palmer, »den Verstand einer armen Kammerjungfer wirbelnd zu machen, und sie kopfüber aus dem Fenster oder in einen Teich zu stürzen, wo das Wasser am tiefsten ist.«

»Wenn nicht etwa doch eine geheime Liebelei und deren, vielleicht ernsthaftere, Folgen der Grund von Jeannettens Verzweiflung und Hei-

steszerrüttung sind,« erwiederte der Doktor, »so ließe sich die Sache allerdings auch nach Ihrer Voraussetzung erklären. Ich habe leider beobachtet, daß manche Selbstmorde, besonders in der neuesten Zeit, keine andere Veranlassung hatten, als irgend eine verrückte Idee oder Einbildung, welche die Unglücklichen entweder aus ihrer eigenen Unvernunft, oder aus den Reden und Schriften anderer Tollhäusler geschöpft hatten.«

Der Gegenstand war zu anziehend, um nicht länger dabei zu verweilen. Norberg äußerte mit Nachdruck sein Bedauren, ja seinen Abscheu über die höchst niederschlagende Wahrnehmung, daß die unglücklichen Fälle dieser Art, in allen Ländern von Europa, von Jahr zu Jahr noch häufiger werden. Er schrieb die Ursache dieser traurigen Erscheinung vorzüglich dem, stets fühlbarer werdenden, Mangel an wahrer Verstandesbildung, und an einer daraus entspringenden planmäßigen Thätigkeit zu, welche unter allen Klassen der Gesellschaft einem unruhigen Treiben und Jagen nach Glück und Auszeichnung, der leidigen Projektmacherei und einer Art von allgemeinem Pharaospiel mit den Zwecken des Le-

bens, Platz gemacht habe. Palmer ſuchte den Grund des Uebels vornehmlich in den Gebrechen der moraliſchen und religiöſen Erziehung unſerer Zeitgenoſſen, in den verworrenen Theorien und verkehrten Grundſätzen mancher Schriftſteller und akademiſcher Lehrer, endlich in der Lauheit vieler ſeiner eigenen Amtsbrüder, von denen man mit Wahrheit ſagen könnte, daß die Worte des Lebens auf ihren Lippen erſtürben. Er fragte, ob man in den Vorträgen der Schulleute und Akademiker, ja, ſelbſt in denen der Kanzelredner, praktiſche Gegenſtände von ſolcher Art und Wichtigkeit oft genug, und überhaupt mit dem Ernſte und auf die eindringende Weiſe abhandeln höre, wozu die Sache ſelbſt, und die tägliche Wiederkehr ſolcher ſchrecklichen Vorfälle jeden, zur öffentlichen Erbauung und Lehre verpflichteten Mann auffordere? Was die Schriftſteller, beſonders die Verfaſſer von Romanen und Theaterſtücken, betreffe, ſo überlaſſe er es mir, die Vertheidigung ihres Verfahrens in dieſer Hinſicht zu übernehmen, wenn ich anders glaubte, daß es zu vertheidigen ſey.

Ich konnte nicht läugnen, daß manche Schriftſteller, ſelbſt ſehr ausgezeichnete, von dem Vor-

wurfe, zur Verschlimmerung dieser Krankheit des Zeitalters beigetragen zu haben, nicht frei zu sprechen seyen. In mehreren unserer berühmtesten Romane sey, wie ich nicht in Abrede stellen könne, der Selbstmord als eine ganz natürliche, sittlich gleichgültige, in gewissen Umständen unserer innigsten Theilnahme würdige Handlung, mit der hinreißendsten Beredsamkeit der Leidenschaft dargestellt, und diese verführerische Sophisterei eines eben so weichlichen als vernunftwidrigen Egoismus sey nicht bloß dem, von seinen krankhaften Gefühlen übermannten Helden des Romans in den Mund gelegt; der Autor selbst stimme dieser sophistischen Ansicht bei, und scheine, in behaglicher Betrachtung seines dichterischen Erzeugnisses, nicht einen Augenblick durch die Befürchtung gestört zu werden, daß solche Lehren und Beispiele die verderblichsten Wirkungen auf die unverwahrten Gemüther seiner jüngeren Leser hervorbringen müssen.

»Lassen Sie mir den Werther unangefochten,« sagte Frau von Norberg; »die Wahlverwandtschaften gebe ich Ihnen allenfalls Preis.«

»Und doch,« erwiederte ich, »ist gerade bei

jenem berühmten Werke der nicht zu entschuldigende Mangel eines Korrektivs gegen den schädlichen Eindruck, welchen eine so glühende Schilderung auf viele Leser machen könnte, von sehr achtungswerthen Beurtheilern strenge gerügt worden. Lessing, der den Werther bewunderte, wie wir, konnte dem, damals noch sehr jungen Dichter diese Gleichgültigkeit gegen die moralische Wirkung seines Romans nicht verzeihen.«

»Der Dichter,« bemerkte Herr von Norberg, »fand vielleicht noch nicht Zeit, Lessing's Forderung in Erwägung zu ziehen, oder er glaubte wol auch, durch den Beisatz eines solchen moralischen Korrektivs dem ästhetischen Interesse seines Werkes zu viel Abbruch zu thun. — Aber machen es denn unsere neuesten Tragödiendichter nicht noch um Vieles ärger? In ihren Augen ist die Selbstentleibung, wäre es auch die eines kopf- und charakterlosen Phantasten oder eines gemeinen Verbrechers, nicht nur eine sittlich-gleichgültige, sondern eine der Bewunderung höchlich würdige That, welche als tragisches Motiv dem eigentlichen Zwecke des Trauerspieles — der tragischen Erhebung des Gemü-

thes — und allen Forderungen des Aristoteles vollkommen entspricht.«

»Die großen Tragiker des Alterthums,« fiel Palmer ein, »waren hierin anderer Meinung. Sie hielten den Selbstmord nur in sehr wenigen, genau bestimmten Umständen und Gemüthslagen ihrer Helden, der tragischen Behandlung werth und fähig; in den Umständen und der Gemüthslage zum Beispiel, worin sich Ajax, der Telamonide, befand, als er, um der Schmach seiner wahnsinnigen That zu entgehen, sich in Hektor's Schwert stürzte. Der Tod des Herkules und der Antigone kann, wie Sophokles Beider Umstände darstellt, kaum freiwillig genannt werden.«

»So ist es in der That,« fuhr ich fort, »die grauenvolle Selbstentleibung der sich schuldbewußten Phädra und der Jokaste haben die weisen Dichter tief in den Hintergrund der Trauerspiele gestellt, worin sie keinesweges die tragischen Hauptpersonen sind. Eben so verhält es sich bei'm Shakspeare, der es sogar verschmäht hat, den über den Selbstmord grübelnden Hamlet, ja, den verruchten Macbeth und den schrecklichen Richard selbst, durch ihre eigene Hand

fallen zu lassen. Othello entleibt sich, um die blinde Raserei seiner blutdürstigen Eifersucht zu bestrafen. Romeo und Julie überheben sich wenigstens, in dem tiefen Irrthume ihrer Leidenschaft, der unglückseligen That nicht, zu der sie von einem unvermeidlich scheinenden Verhängniß angetrieben werden.«

»Ob der Dichter des Romeo und der Juliette — dieser höchst verführenden Apotheose reinsinnlicher Liebesglut — in diesem Punkte leichter zu entschuldigen sey, als der Verfasser des Werther,« sagte Elisa, »wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Was aber manche unserer neuesten Tragödienhelden betrifft, so bin ich darüber völlig mit Ihnen einverstanden. Diese, den Cato und Brutus parodirenden Großsprecher, welche man uns gern für tragische Heroen aufbinden möchte, haben mich schon lange genug gelangweilt und angeekelt.«

»Das ist gerade noch das Beste an ihnen,« bemerkte Norberg; »was uns Ekel und Langeweile verursacht, kann uns schwerlich verführen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?«

»So trägt es wenigstens bei,« erwiederte Doktor G., »die schlaffe Gleichgültigkeit zu ver-

mehren, womit wir ſolche unſinnige und verabſcheuungswürdige Handlungen der unſittlichſten Selbſttäuſchung, von Jugend auf, zu betrachten gewohnt ſind. Unſtreitig haben Sie in den Bemerkungen, welche Jedes von Ihnen vorbrachte, einen Theil der Urſachen angegeben, deren unheilbringender Einfluß vereinigt dahin gewirkt hat und zu wirken fortfährt, die Gräuel der Selbſtmorde in unſeren Tagen immer häufiger zu machen, und dieſe verderbliche Krankheit der Zeit ſelbſt unter Menſchenklaſſen und Lebensaltern zu verbreiten, welche dieſer Seuche bisher unzugänglich geblieben. Laſſen Sie uns jedoch keinem beſondern Stande der Geſellſchaft mehr Schuld an dieſer traurigen Erſcheinung beimeſſen, als billiger Weiſe auf ſeine Rechnung kommen kann. Was auch Einzelne aus dem Stande der Erzieher, Volkslehrer und Schriftſteller in dieſer Hinſicht verſchuldet haben mögen, ſie ſind, wie wir ſelbſt und alle jetzt Lebenden, die Geſchöpfe des Jahrhunderts, und theilen mit uns deſſen Charakter und Schwächen. Sollten ſie allein der Vernachläſſigung ihrer Pflichten angeklagt werden können, wo beinahe Niemand ſeine ganze Pflicht erfüllt,

ja die Meiſten von ſtrenger Tugendpflicht und Recht kaum einen Begriff haben? Darf, in dieſer verderbten Zeit, die ernſte Stimme der Religion und des Sittengeſetzes ſich vernehmen laſſen, ohne ihre Beweggründe von dem Egoismus und der Eitelkeit zu borgen? Die Vernunft ſelbſt ſieht ſich genöthigt, die Maske der Thorheit anzulegen, und ein tändelndes Spiel mit der Schellenkappe der Geckerei zu treiben, wenn ſie ſich unter den erſchlafften, an Verſtand und Willenskraft gleich ſehr erkrankten Zeitgenoſſen Gehör verſchaffen will.«

»Das iſt leider ſehr wahr,« ſagte Palmer mit einem tiefen Seufzer, »Gott ſtraft uns durch Thorheit für unſern Mangel an gutem Willen; die Thorheit aber beſtraft ſich ſelber.«

»Sie machen hoffentlich einige Ausnahmen, lieber Doktor?« ſagte, mit einem eben ſo feinen als gutmüthigen Lächeln, Eliſa.

»Ich ſehe ſolche Ausnahmen vor mir,« erwiederte mit ernſtem Anſtande der Doktor, »und Sie wiſſen, gnädige Frau, daß ich ſo etwas nie als Kompliment ſage. Aber — damit ich Ihnen meine höchſte Achtung durch die größte Aufrichtigkeit bezeuge, — haben Sie ſich in dieſem

Augenblicke ſelbſt befragt, wie viel von dem Adel und der Reinheit der Geſinnungen, von der Stärke und Sicherheit der tugendhaften Grundſätze und Gewohnheiten, welche Sie zu einer dieſer ſeltenen Ausnahmen machen, — wie viel davon Sie der Erziehung, dem guten Beiſpiele, überhaupt einer glücklichen Verkettung innerer und äußerer Umſtände zu verdanken haben, und wie viel Ihrem eigenen Verdienſt?«

»Mein Herr —« ſagte Eliſa mit einem flüchtigen Erröthen.

»Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau!« fiel ihr Doktor G. in's Wort: »Mißverſtehen Sie mich nicht, meine Herren! — Nicht, als ob ich das Verdienſt verkennte oder gering achtete, einer ſolchen Erziehung entſprochen, ſolchen Beiſpielen nachgeeifert, und ſich ſolcher Begünſtigungen der Natur und des Glückes in ſo hohem Grade würdig erwieſen zu haben; — nicht, als ob ich dieſes Verdienſt nicht vielmehr ſehr hochſchätzte! Iſt es doch gerade das, was wir eigentlich das unſerige nennen können, was uns zu Etwas macht, oder zu Nichts. Aber wie Viele gibt es dieſer Ausnahmen? und wie wenig Urſache haben ſelbſt dieſe, auf das ſtolz zu

ſeyn, was ſie über die Maſſe der Zeitgenoſſen emporhebt? — Am Ende iſt der Beſte aus uns nur dadurch gut, daß er ſich nicht ſelbſt muthwillig dem Böſen zuwandte, oder, wenn er bereits auf einen Abweg gerathen, einen Fingerzeig der Vorſehung nicht unbeachtet ließ, der ihn auf die Bahn des Rechten zurückführte. Jeder Menſch, der ſich ſelbſt kennt, weiß ungefähr, was von ſeinem Thun und ſeinem Werthe auf die Rechnung des Geſchickes, und was davon auf ſeine eigene zu ſetzen iſt.«

»Sie haben mir eine gute Lehre gegeben, lieber Doktor,« ſagte mit beſcheidener Ruhe, Eliſa, »aber ich würde meine etwas muthwillige Frage nicht an Sie gerichtet haben, wüßte ich nicht, daß Sie ſelbſt zu den entſchiedenſten Ausnahmen gehören, welche ich dabei im Sinne haben konnte.«

»Zu den entſchiedenſten? — Sie ſpotten meiner, gnädige Frau —« erwiederte kopfſchüttelnd der Doktor.

»Wahrlich, nein! nein!« rief Frau von Norberg herzlich.

»Zwar entſchieden, — in gewiſſem Sinne, ja!« fuhr Doktor G., halb in ſich gekehrt, fort;

»was in mir etwas taugt, iſt das Entſchiedene. Ich könnte Ihnen eine Geſchichte erzählen, — eine Geſchichte, welche der Frage, die uns beſchäftigt, und dem Falle, wovon dieſe Frage ausging, nahe genug liegt, und worin — doch, verzeihen Sie! ich werde ſchwatzhaft. Das iſt ſonſt mein Fehler nicht; auch gehört die Sache nicht hierher.«

»O, erzählen Sie, beſter Doktor!« bat Eliſa. — »Helfen Sie mir ihn erbitten, meine Herren! Er weiß ſo intereſſante Geſchichten!«

»Wenn Sie vollends eine intereſſante Geſchichte erwarten —« ſagte zögernd und etwas unmuthig Doktor G., als hätte er ſchon zu viel geſagt.

»Ohne Umſtände, lieber Freund,« wendete ſich nun Norberg an ihn, »thun Sie meiner Frau und mir den Gefallen! Es muß eine lehrreiche Geſchichte ſeyn, da Sie ſich in dieſem Augenblicke ihrer erinnern.«

»Es iſt die Geſchichte eines jungen Mannes,« ſagte G. nach einigem Beſinnen, »den ich ſehr wohl kannte, und an dem ich auch jetzt noch Theil nehme.«

»Deſto beſſer, Freund!« antwortete Nor-

berg; »um ſo viel mehr Antheil werden auch wir an ihm nehmen.«

»Nun wohl,« erwiederte Doktor G., »Sie ſollen die Geſchichte hören. Aber zuvor will ich erſt noch ſehen, wie es mit unſerer Kranken ſteht. — Wollen Sie mich begleiten, ehrwürdiger Herr? Die arme Seelenkranke möchte wol Ihres Beiſtandes noch mehr bedürfen, als des meinigen.«

»Von Herzen gern!« erwiederte Palmer, und ſtand auf, um dem Arzte zu folgen.

»Wie gefällt Ihnen unſer Freund G.?« fragte mich Frau von Norberg, als der Doktor mit Palmern das Zimmer verlaſſen hatte.

»Mehr, als ich ſagen kann,« antwortete ich; »der Mann ſcheint alles, was er iſt, ſich ſelbſt und ſeiner eigenen Willensſtärke zu danken zu haben.«

»Die Fingerzeige des Schickſals ausgenommen,« erwiederte Norberg, »welche, wie der Doktor ehrlich ſagt, Keinem fehlen, der auf ſie merken und ſie benützen will. Ich vermuthe,

daß dieſer treffliche Mann, der jetzt ſo voll innerer Haltung, und wie aus Einem Stück gegoſſen iſt, nicht immer ſo einig mit ſich ſelbſt und ſeiner Beſtimmung war. Er ſcheint vielmehr eine zerſtreute, ſtürmiſche Jugend durchlebt zu haben, und erſt durch irgend einen bedeutenden Unfall dahin gebracht worden zu ſeyn, in ſich ſelbſt zurückzukehren, und das Leben, nach einem neuen Plane, gleichſam von vorne anzufangen. Wahrſcheinlich hat die Geſchichte, die er uns zu erzählen verſprach, einige Beziehung darauf. Mir iſt, als ob ich etwas von einer beſonderen Begebenheit gehört hätte, die ſich mit ihm und ſeiner nachherigen Frau zutrug.«

»Er iſt alſo verheirathet?« fragte ich.

»Mit einer ſehr liebenswürdigen Frau,« antwortete Eliſa, »in deren Geſellſchaft wir, bei unſerem zweimaligen Aufenthalte in T***, mehrere ſehr angenehme Stunden zubrachten.«

»Wirklich, ein recht liebenswürdiges Geſchöpf,« wiederholte Norberg, »und ihrem Manne mit einer Innigkeit zugethan, die man ſehen muß. — Nun, Sie werden ſie ja wol kennen lernen. — Aber kommen Sie jetzt, Freund! Ich habe über alle dem Schreck und der Unruhe ganz

vergeſſen, daß ich Ihnen die zwei neuen Zeichnungen zeigen wollte, die mir unſer junger Maler geliefert hat. Sie ſind beide nach meiner eigenen Angabe entworfen, und ſtellen Momente einer Begebenheit vor, deren Zeuge ich war, und von der ich allenfalls auch eine Geſchichte erzählen könnte. — Nun, kommen Sie nur! Eliſa iſt indeſſen ſo gefällig, uns den Thee bereiten zu laſſen.«

Als wir in Eliſens Beſuchzimmer zurückkamen, fanden wir ſie mit dem Arzte und Herrn Palmer im Geſpräch über Jeannettens Zuſtand. Das arme Mädchen ſchien etwas ruhiger, nahm auch einige Mal Arzenei, was ſie früher mit Abſcheu verweigert hatte. Ueber den Anblick des Herrn Palmer, dem ſie ſonſt immer viel Ehrerbietung erwieſen, ſchien ſie anfangs ſehr betroffen; ſie ſchlug die Augen verwirrt nieder und gab keine Antwort, als er ſie freundlich um ihr Befinden fragte. Nach und nach, da er fortfuhr, in ſeinem ſanften Tone, mehr an den Arzt und die Wärterin, als an ſie, verſchiedene

Reden, darunter auch Worte der Erbauung zu richten, wagte sie es jedoch, einige scheue Blicke gegen ihn zu erheben, und endlich schien eine wehmüthige Sehnsucht und eine Art Vertrauen zu dem würdigen Mann in ihrem beängstigten Gemüthe zu erwachen. Der Arzt, welchem diese Wendung zum Besseren nicht entging, hielt es nun für rathsam, den wohlthätigen Eindruck, den Palmers Erscheinung auf die Kranke zu machen anfing, mit Behutsamkeit zu nähren, ohne für heute einen Versuch zu wagen, sie zu einer Aeußerung über ihren Seelenzustand zu bringen, welcher einer Mittheilung noch nicht fähig schien. Indem der Doktor davon sprach, daß Herr Palmer und er selbst sie morgen wieder besuchen würden, gab er jenem einen Wink, sich zurückzuziehen. Nachdem Palmer Jeannetten noch ein paar theilnehmende Worte gesagt, welche diese mit einem schmerzlichen Lächeln erwiederte, verließen sie die Kranke in einer ungleich beruhigteren Stimmung, als Doktor G. noch kurz vorher hoffen zu dürfen glaubte.

»Der liebe, ennuyante Thee,« wie Frau von Norberg ihn nannte, wurde herumgegeben, und nachdem die Bedienten sich entfernt hatten, un-

terließ die Dame des Hauses nicht, den Doktor an sein Versprechen zu erinnern.

»Der Freund, dessen Geschichte ich erzählen will,« fing Herr G. an, »war der Sohn ehrlicher, ziemlich wohlhabender Bürgersleute. Da er der einzige Sohn und Erbe war, hatte man ihn zum Studieren bestimmt, wozu er auch hinlängliche Fähigkeiten besaß. Er machte in den unteren Klassen bedeutende Fortschritte, und galt, bei seinem Austritt aus dem Gymnasium seines Geburtsortes — eines nahrhaften Städtchens in B — n, — für ein kleines Wunder an Gelehrsamkeit. Mit dem Segen seiner Aeltern und allen Bedürfnissen sattsam ausgestattet, kam er auf der hohen Schule in der Hauptstadt der Provinz an.«

»Der junge Mensch — wir wollen ihn Albert nennen, — fand sich bald in die großstädtische Lebensweise, war aber nicht wenig verwundert, daß sich eben Niemand viel um ihn bekümmerte. Auf der Universität gab es bessere Köpfe als ihn, und sein Einkommen, obwohl es

ſein Vater im Laufe des erſten Jahres verdoppelte, reichte nicht hin, den Sohn eines kleinſtädtiſchen Rathsmannes unter den jungen Leuten der Provinzial-Hauptſtadt bemerkbar zu machen. Eine Zeitlang ſetzte Albert ſeine Studien mit Fleiße fort; aber die Trockenheit mancher Gegenſtände, noch mehr die Pedanterei einiger Profeſſoren, fingen an, ihm Langeweile zu verurſachen. Der Mangel an ſchmeichelnder Aufmunterung, an die er in ſeiner Vaterſtadt gewöhnt war, ſchlug ſeinen Eifer nieder; unverdiente Zurückſetzungen, welche er erfahren zu haben glaubte, machten ihm die ganze akademiſche Einrichtung vollends verhaßt und verächtlich. Er beſuchte die Kollegien weniger ordentlich; dagegen las er, ohne Auswahl, und zum Theil ohne Vorbereitung, eine Menge Bücher aus allen Fächern der Literatur, und warf ſich endlich mit Leidenſchaft auf metaphyſiſche Unterſuchungen, bei welchen einige der dunkelſten und gefährlichſten Schriftſteller, der älteren wie der neueſten Zeit, ſeine Führer wurden. Albert ward abwechſelnd Materialiſt, Skeptiker, Idealiſt und Naturphiloſoph. Mit der Medicin, welche er als Berufswiſſenſchaft zu betreiben

angefangen, beſchäftigte er ſich von jetzt an nur nebenbei und ſtückweiſe; doch verſäumte er nicht, in der Anatomie und Phyſiologie, deßgleichen in der Chemie und Botanik, welche ihn rein-*wiſſenſchaftlich intereſſirten*, einen guten Grund zu legen. Das Fakultätsweſen verachtete Albert gänzlich; er war nicht Willens, ſich promoviren zu laſſen, noch eine beſtimmte Beſchäftigung zu ergreifen, ſondern gedachte, in völliger Unabhängigkeit, ſeine Geiſtesgaben auf *irgend ein großes Werk oder Unternehmen* zu verwenden, wozu es, wie er ſich einbildete, in einer ſo bewegten, verhängnißvollen Zeit, weder an Gelegenheit noch an Mitteln fehlen könnte.«

»Auf ſolche Weiſe hatte Albert alle Anlagen, ein großer Phantaſt, nach Umſtänden wohl auch etwas Schlimmeres zu werden. In ſeiner Lebensweiſe war er übrigens weniger ausſchweifend und unſittlich, als regellos und fahrläſſig. Er verſchwendete gerade nicht, gab aber gewöhnlich mehr aus, als er hatte; daher er auch öfter in Geldverlegenheiten gerieth, woraus ihn ſein Vater nicht ohne Anſtrengung, und zuletzt nur durch eine eigene Pfandſchuld zu be-

freien vermochte. Aus dem väterlichen Hause kamen dagegen auch von jetzt an wiederholte Klagen und Vorwürfe, welche Alberts Stolz verletzten, ohne ihn um Vieles klüger in seiner Aufführung zu machen. Eine zufällige Verbindung mit einigen jungen Leuten von ähnlicher Denk- und Lebensart, in welche er damals verwickelt wurde, trug noch mehr dazu bei, Alberts Anhänglichkeit an seine Familie zu vermindern, und ihn auf der Bahn, die er bewußtlos eingeschlagen hatte, rasch vorwärts zu treiben. Diese jungen Leute, größtentheils nicht ohne Talente und Kenntnisse, aber voll excentrischer Weltansichten, und ganz erfüllt von dem Dünkel, bei einer neuen Gestaltung der Zeitverhältnisse bedeutende Rollen zu spielen, standen, wie Albert erst nach und nach erfuhr, in einem weitverbreiteten Zusammenhange mit anderen jungen Männern und Jünglingen von gleicher Sinnesart, in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Ihr eingestandener Zweck war, das Vaterland von fremder Zwingherrschaft zu befreien, zugleich aber beschäftigten sie sich mit weitaussehenden Entwürfen zu einer gänzlichen Umgestaltung aller inneren und äußeren Verhältnisse

der Gesellschaft, ja des Lebens selbst, welche, so wie das Reich der Künste und Wissenschaften, auf durchaus neue, allein gültige Principien gegründet werden sollten. Diese Entwürfe waren zum Theil so ausschweifend und auffallend abgeschmackt, daß den natürlichen Verstande Alberts das Ungereimte und Nichtige darin unmöglich verborgen bleiben konnte. Von der andern Seite aber schien gleichwohl manchem dieser Entwürfe und Verbesserungsplane so viel Wohlmeinendes zum Grunde zu liegen, die Begeisterung ihrer Urheber und Anhänger war so hinreißend, und schon der nächste Zweck, zu dem sie sich bekannten, war so wichtig und lobenswerth, daß mein junger Freund nicht umhin konnte, sich dem Interesse und den Absichten seiner neuen Lebensgefährten immer mehr anzuschließen.«

»Aus dem nördlichen Deutschland erscholl jetzt der Ruf eines neuen Feldzuges, und mehrere von Alberts Gesellschaftern schickten sich an, die Universität zu verlassen, um dem großen Unternehmen des Befreiungskrieges beizutreten. Albert erschöpfte seinen Kredit, um die Mittel zur Ausrüstung seiner jungen Freunde

herbeiſchaffen zu helfen. Er ſelbſt nahm ſich vor, ihnen ſo bald zu folgen, als es ihm gelungen ſeyn würde, von ſeinen Aeltern die Erlaubniß dazu, nebſt einer neuen Geldunterſtützung zu erlangen. — Die unerwartete Nachricht von dem Tode ſeines Vaters, den inzwiſchen plötzlich ein Schlagfluß hinweggerafft hatte, unterbrach dieſen Taumel politiſcher Begeiſterung. Ein Schreiben des einſtweiligen Werkführers ſeiner Mutter forderte Alberten dringend auf, unverzüglich nach Hauſe zu kommen, indem ſowohl der höchſt bedenkliche Geſundheitszuſtand ſeiner Mutter, als die Lage, worin ſich das Gewerbe und die Vermögensumſtände der Familie befänden, ſeine Gegenwart unumgänglich nöthig machten.«

»Die Verlegenheit des jungen Mannes war nicht gering. Er hatte ſeit längerer Zeit geahnet, daß die Umſtände ſeines Vaters entweder in Verfall gerathen, oder nie ſo glänzend geweſen ſeyn müßten, als er wol früher ſich vorgeſtellt hatte. Zugleich liebte er ſeine Mutter wahrhaft; er wußte, daß ihre Geſundheit ſchon ſeit Jahren ſchwach und leidend geweſen, und beſorgte daher, nach dem erſchütternden Verluſte,

den ſie ſo eben erlitten, das Schlimmſte. Der Gedanke, ſie zu verlieren, vielleicht ſogar, ohne ſie noch einmal zu ſehen, beunruhigte ihn auf's Aeußerſte. Von der andern Seite konnte er kaum wagen, ſeinen jetzigen Aufenthalt zu verlaſſen, ohne zuvor ſeine Gläubiger befriedigt zu haben, deren Forderungen in der letzten Zeit, durch ſeine unbedachtſame Großmuth, ſehr bedeutend erhöht worden. Ein alter Freund ſeiner Aeltern, dem er ſeine peinliche Lage entdeckte, ſchaffte unvermuthet Rath und Hülfe. Er verbürgte ſich bei Alberts Gläubigern für deſſen ſichere Zurückkunft, und nun eilte der junge Mann ſeiner Heimath zu, mit Empfindungen, die von denjenigen ſehr verſchieden waren, mit welchen er ſie vor fünf Jahren verlaſſen hatte.«

»Albert fand ſeine Mutter körperlich ſo krank und hinfällig, als er befürchtet, ward aber auf's Höchſte überraſcht und erſchüttert durch den noch troſtloſeren Zuſtand, worin er den Geiſt und das Gemüth dieſer theuern Perſon erblickte. Die vollſtändigſte Geiſteszerrüttung hatte ſich der Unglücklichen, gleich nach dem plötzlichen Tode ihres Gatten, bemächtigt. Zwar erkannte

sie ihren Sohn, und eine Aufwallung der innigsten Freude schien ihr für einige Augenblicke das volle Bewußtseyn ihrer selbst zu geben: aber dieser Moment zärtlicher Verzückung war das letzte Aufflackern ihres geistigen Lebenslichtes; denn bald versank sie wieder in ein düsteres Sinnen und Hinstarren, dessen schauerliches Dunkel nur von Zeit zu Zeit durch das Wetterleuchten des Wahnwitzes erhellt wurde. Eine fixe Idee schien mit furchtbarer Klarheit vor ihrer gestörten, ganz in Nacht verhüllten Seele zu stehen; sie glaubte eine Stimme von jenseits zu hören, und horchte auf sie mit gewaltsamer Anstrengung, als wolle sie den Sinn tiefer Orakelsprüche ergründen. Aber es waren Worte ohne Inhalt, die sie hörte, und die Stimme tönte gleich hohlem Erz: — da schauderte dann die Unglückliche in sich selbst zusammen und sagte unmuthig, aber kalt: »es ist Nichts, und Alles ist aus, und gewesen.«

»Was Albert je in den bodenlosen Tiefen der spitzfindigsten Metaphysik ergrübelt zu haben glaubte, reichte nicht von fern an die schreckliche Klarheit, welche diese wahnwitzigen Worte für ihn hatten. Er floh entsetzt aus der Nähe ei-

nes Weſens, das ihn ſonſt mit den ſtärkſten Banden der Liebe und des Vertrauens an ſich gezogen. Mit Ungeduld erwartete er den Arzt ſeiner Mutter, um einigen Aufſchluß über dieſe furchtbare Erſcheinung zu erhalten. Der Arzt erklärte die Gemüthsſtörung als die natürliche Folge des heftigen Schreckens, in einem durch Krankheit auf's Aeußerſte geſchwächten Körper. Den Urſprung und die Geſtaltung der fixen Idee ſchrieb er dem Umſtande zu, daß Alberts Mutter, die ihren ſterbenden Gatten nicht einen Augenblick habe verlaſſen wollen, Zeuge der eben ſo beängſtigenden als vergeblichen Anſtrengung geweſen, welche dieſer ein paar Stunden angewendet, um ſich mit gelähmter Zunge noch verſtändlich zu machen. Auch von der Leiche habe ſie ſich nicht entfernen wollen, und eben da ſcheine die wahnſinnige Vorſtellung in ihr entſtanden zu ſeyn. Mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit habe ſie ihre Blicke an die geſchloſſenen Lippen des Todten geheftet, als wolle ſie ihnen jetzt noch abhorchen, was er nicht mehr hatte ausſprechen können. Der Arzt glaubte übrigens Alberten, bei den hoffnungloſen Umſtänden ſeiner Mutter, mit der Verſicherung tröſten

zu müssen, daß ihre Leiden in wenigen Tagen geendigt seyn würden."

„Albert suchte sich nun der qualvollen Vorstellungen, welche der erste Anblick seiner sinnberaubten Mutter in ihm erweckt hatte, so weit als möglich zu entschlagen, und nachdem er zu ihrer Pflege alles Thunliche angeordnet, säumte er nicht, sich in die Kenntniß der übrigen Lage des Hauses zu setzen. Er fand die Vermuthungen bestätigt, die er von dem ungünstigen Vermögensstande seiner Aeltern gefaßt hatte. Mehrere Verluste in übelgerathenen Unternehmungen, dabei die nicht unbeträchtlichen Summen, welche Albert selbst seinem Vater gekostet, hatten dessen frühere Wohlhabenheit zerstört, und nach Abzug dessen, was Vater und Sohn schuldig waren, blieb als Alberts künftige Erbschaft sehr wenig übrig. Alberts Vormund, ein Nachbar und Gewerbsgenosse seines verstorbenen Vaters, machte dem Sohne den Vorschlag, das väterliche Geschäft um eine gewisse Summe zu übernehmen, zu welchem Behuf er Alberts Mündigkeitserklärung bei dem Stadtrathe zu bewirken auf sich nahm. Nichts konnte dem jungen Manne, in der Lage und Stimmung, worin er

ſich befand, erwünſchter ſeyn, als dieſer Antrag. Er wartete bloß den Tod ſeiner Mutter ab, der, wie der Arzt vorausgeſagt, in Kurzem erfolgte, um das Geſchäft mit dem Nachbar abzuſchlieſſen, ordnete dann die älterliche Verlaſſenſchaft, tilgte ſeines Vaters Schulden, und nahm den Reſt ſeiner kleinen Erbſchaft in Beſitz, um ſeine Heimath für immer zu verlaſſen.«

»Albert ſah ſich nun in der weiten Welt allein, frei und Herr ſeines Schickſals. Alle die Bande, welche ihn bisher, ſchwach genug, an das häusliche und bürgerliche Leben geknüpft hatten, waren aufgelöſ't. Ein Gefühl, zwiſchen tiefer Schwermuth und unbegränztem Freiheitstrieb getheilt, beengte und erweiterte ſeine Bruſt. Er gedachte ſeines Vaters, den ein unzeitiger Tod, mitten unter den Sorgen und vereitelten Entwürfen einer redlichen, aber übel belohnten Arbeitſamkeit dahingerafft; er gedachte ſeiner Mutter, welche ein Leben voller Hingebung und frommen Glaubens in der Angſt ſinnverwirrter Verzweiflung geendigt; er gedachte ſeines eigenen werth- und zweckloſen Daſeyns: — und der düſtere Gedanke ſtieg zum erſten Mal in ihm auf, daß es in ſeiner Macht ſtehe, ein Le-

den wegzuwerfen, deſſen Laſt und Beſchwerden durch den Preis nicht vergolten würden, welchen es dafür zu biethen vermöge. Er fühlte eine Art Erhebung in der ſchauerlichen Vorſtellung, daß es von dem freien Willen des Menſchen abhänge, über das Räthſel des Lebens eine entſcheidende Frage an das Schickſal zu ſtellen, und mit kalter Faſſung an die dunkle Pforte zu pochen, welche die Geheimniſſe der Zukunft verſchließt.«

»Mit ſolchen Gedanken und Empfindungen verfolgte Albert ſeinen Weg nach der Hauptſtadt der Provinz, in welche er zurückeilte, um die Bürgſchaft ſeines alten Freundes und ſeine eigene Ehre einzulöſen. Auch erwartete er da Briefe oder Botſchaft von ſeinen Univerſitätsfreunden zu finden, deren wahrſcheinliche Großthaten und Schickſale jetzt allein noch einige Theilnahme und Lebensluſt in ihm erregten. Ungefähr auf der Halbſcheid ſeines Weges begegneten ihm die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena, und Gerüchte über die nächſten Folgen dieſer unſeligen Niederlage, wodurch das Geſchick des Feldzuges, und vielleicht von Deutſchland, bereits entſchieden ſchien. Ein ab-

ſpannendes Gefühl der widrigſten Art überſchlich Alberts Seele; es lag noch mehr von der Bitterkeit der Vereitelung einer thöricht genährten Hoffnung darin, als von der herben Empfindung des Schmerzes über einen wirklich erlittenen großen Verluſt. — »Das iſt der Ausgang würdiger Unternehmungen,« ſagte er zu ſich ſelbſt, »und mit ſolchem Erfolge krönt das Geſchick das eitle Beſtreben nach dem Edlen und Großen! — Fahre hin, thörichter Wahn von einem neuen Reiche der Tugend und Freiheit! Nichts gedeiht auf der Erde, als der Bund der Gewalt und des Schlechten.«

»In der Hauptſtadt der Provinz angekommen, ſäumte Albert nicht, ſeine Geldverhältniſſe in Ordnung zu bringen. Was, nach Ausgleichung ſeiner Verbindlichkeiten, ihm zur Verfügung blieb, reichte gerade hin, ſein Vorhaben, den Feldzug als Volontär mitzumachen, in's Werk zu ſetzen. Zwar waren ſeine Hoffnungen, und auch ſein Enthuſiasmus für die Sache, tief herabgeſtimmt; aber er hatte es ſich und ſeinen jungen Freunden verſprochen, und in jedem Falle war es der natürlichſte und ehrenvollſte Weg, aus einem Leben zu ſcheiden, das

er nie geliebt hatte, und nun zu haſſen anfing. Er meldete ſich daher ohne Zeitverluſt bei der Behörde, um die Erlaubniß zu erhalten, aus dem Lande zu gehen und in fremde Kriegsdienſte zu treten. Zu ſeinem Erſtaunen und ſeinem großen Verdruſſe, wurde ihm dieſe Erlaubniß verweigert. Die Gründe, welche man dafür anführte, ſchienen ihm höchſt willkührlich und unſtatthaft; er nannte Tyrannei, was man für bürgerliche Ordnung und für die einfachſte Pflicht der äußeren Staatskunſt ausgab.«

»In aufgeregter Stimmung, noch mehr der Verachtung als des Unwillens, über eine ſolche vermeinte Willkühr und engherzige Politik, verließ Albert den Staatsbeamten, mit dem er dieſe Angelegenheit zu verhandeln gehabt hatte. Da ihm die einzige Laufbahn des thätigen Lebens verſchloſſen war, an welcher er noch einiges Intereſſe genommen, kehrte er unmuthig zu ſeinen Büchern und in den Irrgarten der Spekulation zurück, worin er bis jetzt wenigſtens noch die angenehmſte Zerſtreuung gefunden. — Er las ſeine Lieblingsſchriftſteller wieder, aber er fand nicht mehr in ihnen, was ſie ihm ſonſt geweſen waren. Plato dünkte ihm zu träume-

rtſch, Sextus zu ſpitzfindig; im Spinoza zeigte ſich ein Schein der Wahrheit, aber das Ganze blieb räthſelhaft und dunkel; Bayle ſchien ihm zu witzelnd und ſchwatzhaft, Descartes und Mallebranche völlig abgeſchmackt; von Hume fühlte man ſich angezogen, aber ſeine Philoſophie war doch nur auf ein geiſtreiches Spiel abgeſehen; von Kant verdroß es unſern Freund, daß er, über ſeine Kritik hinaus, noch etwas Poſitives habe aufſtellen wollen; Fichte und Schelling noch einmal zu leſen, fand er weder der Zeit noch der Mühe werth. Das Ende von dem Allen war, daß ihn die Spekulation nicht weniger anekelte, als die Wirklichkeit, und daß er die Bücher von ſich warf, die ihm nicht einmal eine erträgliche Zerſtreuung zu verſchaffen vermochten.«

»In dieſer Lage des Gemüths erhielt Albert einen Brief von einem der jungen Männer, welche den Befreiungszug mitgemacht hatten. Es war gerade derjenige, der die Sache anfangs mit dem größten Eifer und Aufſehen betrieben hatte. Der junge Mann meldete, daß zwei ſeiner Gefährten — eben die, welche Albert ſtets am meiſten geliebt — in einem un-

bedeutenden Scharmützel erschossen worden wären; von sich selbst gestand er, daß er des Kriegführens müde und Willens sey, sich um ein kleines bürgerliches Aemtchen zu bewerben, wenn ihn Jemand dabei mit etwas Geld unterstützen wolle. — Dieser Brief entschied über Alberts bisher noch schwankende Entschließung. Voll der hochsinnigen Ironie, welche das Leben für Nichts achtet, setzte er sich hin, dem zum Spießbürger gewordenen Ausreißer des Befreiungsheeres zu antworten. Er wünschte ihm Glück, so großen Gefahren entgangen zu seyn, und alles Gedeihen bei seinem rühmlichen Vorhaben; als Andenken an einen alten Bekannten, den er schwerlich je wieder sehen werde, ersuchte er ihn, die unbedeutende Summe — ungefähr die Hälfte von Alberts Baarschaft — anzunehmen, welche er beischließe, und die ihm (dem guten Freunde) zu seiner neuen Einrichtung vielleicht willkommen seyn werde. Ueber den Rest seines Geldes und seiner übrigen kleinen Habe schrieb Albert dann eine kurze Verfügung nieder, zu Gunsten eines lustigen Gesellen, mit dem er einige Male gelacht und getrunken hatte. Hierauf erhob er sich mit ungewöhnlicher Heiterkeit, und indem er

sich in Gedanken an seine im Felde gebliebenen jungen Freunde wendete, gelobte er ihnen und sich selbst, noch heute im Reiche der Geister, oder wenigstens in dem Schooße der alten Mutter Erde, mit ihnen vereinigt zu seyn. Er nahm seine Pistolen, — ein Angedenken von einem der Abgeschiedenen, der sie, gegen ein Paar andere von Albert, mit diesem vertauscht hatte, — aus dem Schranke, worin sie, von der Reise noch geladen, verschlossen waren; untersuchte, ob Alles daran in gehörigem Stande sey, und steckte sie zu sich; sah dann nach der Uhr, deren Zeiger auf halb Achte wies, und mit Rabelais's Worten: »Allons éprouver ce grand peut-être!« schritt er zur Thür hinaus, um nach einem kleinen Gehölze vor dem Stadtthore zu gehen, wo er mit seinen verstorbenen Freunden noch am Abend vor ihrer Abreise gewesen, und wo er jetzt seinen Vorsatz auszuführen entschlossen war.«

»Es fing an, dunkel zu werden, als er durch die Straßen ging. An der Ecke eines Seitengäßchens sprach ihn ein junges Mädchen mit schüchternen, kaum vernehmlichen Worten an. Unangenehm aus seinem Tiefsinn aufgestört,

warf er nur einen flüchtigen Blick auf sie, und war im Begriff, seinen Weg fortzusetzen; aber die Kleine kam ihm nach und flüsterte, beinahe zitternd: »Darf ich Sie begleiten, mein Herr?« — Unwillig darüber, daß sich das leichtfertige Geschöpf ihm aufdränge, gebot ihr Albert in einem strengen Tone, ihn sogleich zu verlassen. Da brach das Mädchen in ein lautes Weinen aus und sagte, sich von ihm abwendend: »O Gott! es ist schrecklich!« — Albert, durch dieses seltsame Benehmen aufmerksamer gemacht, blieb stehen und beobachtete das Mädchen noch einige Augenblicke. Sie war dürftig, aber reinlich gekleidet, von schlanker, zierlicher Gestalt, und schien kaum sechszehn Jahre alt zu seyn. — Albert rief ihr zu, und da sie sich wieder gegen ihn gekehrt, trat er ihr näher und reichte ihr ein Silberstück. Sie dankte schweigend, aber ihre Thränen flossen stärker. — »Wer sind Sie?« fragte nun Albert, »und welcher böse Geist verleitete Sie, ein so unglückliches Gewerbe zu ergreifen?« — Die Stimme der Kleinen brach unter gewaltsam unterdrücktem Schluchzen; sie konnte lange kein Wort hervorbringen. — »Ich bin eine Unglückliche,« fing sie endlich stotternd

an, »welche die Hartherzigkeit der Menſchen nöthigt, zur Rettung eines in Krankheit und Elend verſchmachtenden Vaters, ſich ſelbſt anzubieten, weil ein armes Geſchöpf, wie ich, nichts anderes beſitzt, was in den Augen des üppigen Reichen einen Werth hat.« — »Wie?« rief Albert ſtutzend. — »Ich habe oft mit Abſcheu verweigert,« fuhr das Mädchen mit mehr Faſſung und mit einiger Würde fort, »was heute die äußerſte Verzweiflung Ihnen ſelbſt bot.« — »Woher dieſe Verzweiflung?« fragte Albert. — »Mein armer Vater vergeht hülflos unter den furchtbarſten Gichtſchmerzen, von denen gelähmt er ſeit acht Wochen darnieder liegt,« erwiederte das Mädchen, »und unſere Hausleute haben gedroht, ihn morgen auf die Straße zu werfen. Wir haben weder Geld noch Geldeswerth, kaum die nöthigſten Kleidungsſtücke; ſeit acht Tagen iſt mein Vater ohne Arzenei, heut' und geſtern hat er nichts Warmes genoſſen. Ich habe Handarbeit gemacht, und keine Käufer gefunden; ich habe für meinen Vater — gebettelt; — man drohte mir, mich einſperren zu laſſen. Mehrere Männer, die ich verſchämt um eine Gabe anflehte, boten mir viel Geld, wenn ich mit ihnen

gehen wollte, und mißhandelten mich, wenn ich ihre rohen Liebkosungen abwies. Die Noth dieser letzten Tage, die heutige Drohung des Wirthes, die gewiß erfüllt wird, wenn wir ihn nicht bezahlen können, haben mir alle Besinnung geraubt. In der Angst der Verzweiflung ging ich auf die Straße und — traf zuerst auf Sie, mein Herr.« — »Habt Ihr gar keinen Freund oder Bekannten in der Stadt?« fragte Albert weiter. — »Ach Gott, mein Herr!« stotterte das Mädchen, »wir sind fremd und landesflüchtig.« — Führe mich zu Deinem Vater, Mädchen,« sagte Albert, »ich will mich überzeugen, ob Du die Wahrheit sprachst.« — Die Kleine trocknete schnell ihre Thränen, und erwiederte freudig: »Folgen Sie mir, mein guter Herr, und Gott segne Sie, wenn Sie dem ärmsten und besten der Väter einigen Trost bringen!«

Albert ging düster und schweigend neben dem Mädchen, das ihn in ein schmales, schlecht aussehendes Haus führte, drei Treppen hoch, wie seine Begleiterin entschuldigend sagte, in die Dachstube. Es war schon finster auf der Treppe; das Mädchen mußte vorausgehen und Alberten

bei der Hand faſſen, um ihm den Weg zu zeigen. Er fühlte die kleine warme Hand in der ſeinigen pulſiren; in dem Augenblicke ſtieß ſein Arm an die Piſtole, die er in der Bruſttaſche ſeines Ueberrockes trug. Ein Schauder überlief ihn; die That, welche zu vollbringen er ausgegangen war, ſtand mit einem Mal in ihrer ganzen Gräßlichkeit vor ihm. Die gedankenloſe Zerſtreuung, womit er dem Mädchen gefolgt, war plötzlich verſchwunden. — Sie traten in die Stube, worein durch das Fenſter noch ein ſchwaches Dämmerlicht fiel. — »Biſt du es, Luiſe?« rief eine matte Stimme aus der Ecke des Stübchens. — »Ja, mein Vater,« antwortete das Mädchen, »und ich bringe einen Herrn, der unſern Jammer kennen lernen will.« — »Ach, mein Kind!« ſeufzte der Vater, »ich habe Dich mit großer Unruhe erwartet. Der Hausherr kam nach Deinem Weggehen herauf, um mir ſehr harte Dinge zu ſagen, und mir noch einmal anzukündigen, daß wir morgen früh die Stube räumen müßten.« — »Der Himmel wird uns nicht ganz verlaſſen, mein guter Vater!« erwiederte Luiſe beruhigend. »Verziehen Sie einen Augenblick, mein Herr,«

ſagte ſie dann zu Albert, ihm einen Stuhl rückend, »ich will nur unſere kleine Nachtlampe anzünden.«

»Albert hörte die Geſtalt in dem Winkel des Kämmerchens leiſe ächzen. Er trat näher, und richtete einige tröſtende Worte an den Kranken: — »Sind Sie ein Arzt, mein Herr?« fragte dieſer mit ſchwacher Stimme. — Albert hatte nicht den Muth, es zu bejahen, noch zu verneinen. Er hoffe, ſagte er, dem Leidenden einige Milderung zu verſchaffen. — Luiſe trat jetzt mit der Lampe herein. Der Kranke lag, ſchmerzhaft zuſammengekrümmt, auf einem ſchlechten, doch nicht unreinlichen Bette, nur dürftig mit einem alten Mantel zugedeckt. Ein Waſſerkrug und eine halbzerbrochene Theeſchale ſtanden auf einem hölzernen Stuhle neben dem Bette. Das blaſſe, abgemagerte Geſicht trug die Spuren langer körperlicher Leiden, und eines vielleicht noch längeren tiefen Seelenkummers; dennoch lag etwas Edles und zugleich ungemein Gutmüthiges in den von Schmerz und Betrübniß gefurchten Zügen. Der Leidende hatte ſeine hülfeſuchenden Blicke mit dem Ausdruck demüthigen Vertrauens zu Albert gewen-

det, der schweigend, mit sichtlich wachsender Theilnahme auf ihn niedersah. Mehrere Fragen, welche Albert über die Symptome und den Verlauf seiner Krankheit an ihn richtete, bestärkten Luisens Vater in der Meinung, daß es ein Arzt sey, den seine Tochter mitgebracht hatte. Er klagte, daß die Härte des Hauseigenthümers ihm seine Verwendung und selbst das nöthige Armuthszeugniß verweigert habe, um in das Hospital aufgenommen zu werden. Sein Uebel, sagte er dann, sey durch den Mangel an ärztlicher Hülfe, durch die unangemessene Nahrung, und durch das Uebermaß von Sorgen und Kummer, welche sein und seiner Tochter verlassener Zustand ihm verursacht, in den letzten vier oder fünf Wochen äußerst verschlimmert worden. Der erste heftige Anfall der Gichtschmerzen, woran er übrigens schon seit Jahren gelitten, habe ihn auf der Reise ergriffen, und sey, durch eine zweitägige Fahrt in einem offenen Wagen, bei kaltem, nassen Wetter, in die gefährlichste Ausartung übergegangen, welche mit einer beinahe allgemeinen Lähmung und Verrenkung der Glieder sich endigte. In diesem Zustande sey er vor zwei Monaten hier angekommen, entblößt von

Allem, was zu seinem Unterhalt und zu seiner Heilung erforderlich gewesen wäre. Der zweimalige Besuch des Bezirksarztes, gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft, sey der einzige Beistand, den er in dieser traurigen Lage gefunden; seine arme Tochter habe, er wisse selbst nicht, durch welche Mittel, seither ihm und sich selbst kümmerlich das Leben gefristet, in den letzten Tagen aber habe ihre Unruhe, der Mangel des Unentbehrlichsten sogar, und endlich die grausame Drohung des Hauswirthes ihn befürchten lassen, daß alle Hülfsmittel erschöpft und sie Beide bestimmt seien, im schmählichsten Elend umzukommen.«

»Das verhüte Gott!« sagte Albert, in seinem Innersten ergriffen und erschüttert, »denn es ist ein Gott, und er läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse. — Geschwind, gute Luise! Nehmen Sie dieses Geld, und verschaffen Sie Ihrem Vater alle Erleichterung, die sein Zustand möglich macht. Für Medizin und andere ärztliche Hülfe werde ich selbst sorgen. Mit dem Hauswirth will ich morgen sprechen; Sie sollen nicht auf die Straße geworfen werden, armer Vater! noch Sie, gutes Kind! — Für

jetzt gute Nacht! Wir sehen uns bald wieder.«

»Verwunderung, Freude, Dankbarkeit, Gefühle der innigsten Andacht und des beseligendsten Glaubens an Gottes waltende Vorsicht überraschten und überwältigten zugleich das Herz des Vaters und der Tochter. Luise sank auf ihre Knie, die gefalteten Hände und die entzückten Blicke zum Himmel erhebend. Der Alte vergaß einen Augenblick seine Schmerzen und die Unvermögenheit seiner gelähmten Glieder; er suchte im Bette sich aufzurichten, und, vom Schmerz daran verhindert, rief er gleichwol freudetrunken: »O, bleiben Sie, mein Herr! daß wir Gottes Gnade in Gegenwart seines Boten dankend verehren!«

»Nein, nein!« erwiederte Albert hastig, »Ihm dankt, nicht mir; — und nun nichts mehr für heute!«

»Und Sie könnten uns verlassen,« sagte der Alte, »sogar, bevor Sie wissen, wen Sie gerettet, und ob er auch Ihrer Großmuth werth ist?«

»Wer Du auch seyst, Mann, und was Du auch, oder — was selbst sie, dieses Bild der

Unſchuld, verbrochen haben möge, — der Augenblick, der uns zuſammenführte, um Euch durch mich, und mich durch Euch zu retten, — dieſer Augenblick verſöhnt und entſündigt Alles. Ich bin nicht beſſer als Ihr, und wäret Ihr von den Schlimmſten; o Gott, gewiß nicht! — Gute Nacht noch einmal!«

»Albert ſtürzte fort; nur mit Mühe konnte ihm Luiſe über die gefährliche Treppe mit der Lampe folgen. Schnell verließ er das Haus und eilte zuerſt zu einem Arzte, den er kannte, um ihn zu bitten, den armen Gichtkranken unverzüglich zu beſuchen und mit Allem verſehen zu laſſen, was zu deſſen Heilung zuträglich ſeyn könnte; dann ging er raſchen Schrittes nach Hauſe, vertilgte den thörichten Brief und die Teſtamentsverfügung, die er im Wahnſinn gemüthloſer Phantaſterei geſchrieben, wie er nun mit Zerknirſchung und klarem Bewußtſeyn erkannte, — öffnete den Schrank wieder, aus dem er die geladenen Piſtolen genommen, legte ſie, nicht ohne Schauder, aber mit entſchloſſener Faſſung, hinein, um ſie, ſo wie ſie waren, zu verſchließen; — gleichſam als wolle er, in dem bereiteten Werkzeug des Selbſtmordes, einen

furchtbaren Zeugen gegen sich selbst und sein Gewissen aufstellen, wenn er je versucht seyn sollte, die grauenvolle Unthat, wozu grüblerischer Hochmuth und Mangel aller sittlichen Grundsätze ihn angetrieben, vor sich selbst beschönigen oder entschuldigen zu wollen.«

»Sein ganzes bisheriges Leben, Denken und Wollen lag, wie ein entsiegeltes Buch, dessen Inhalt voll Aberwitz und sträflicher Thorheit ihm plötzlich verständlich geworden, vor Alberts enttäuschtem Seelenauge. Er erkannte und fühlte auf's Schmerzlichste seine tiefe Verblendung und seinen ganzen Unwerth. Das fremde Elend, dem er begegnete, die Erhaltung zweier hülfloſen Menschen, die nur durch seine eigene möglich schien, stellte ihm die Bedeutung und wahre Bestimmung des Lebens in einem neuen Lichte dar. Es ward ihm klar, daß kindische Eitelkeit die Quelle seines Irrthums, Nichtachtung der Pflicht die Grundursache seines thörichten Handelns gewesen. Weil er übersah und vernachlässigte, was dem pflichtergebenen Gemüth das Nächste und Heiligste ist, schweifte sein irrer Geist ohne Ziel und Richtung in dem Gränzen- und Bodenloſen umher, und sein unlauterer

Wille weit hinaus über die Schranken des Erlaubten und Rechten. Was war er im Begriffe geweſen, zu thun? Was wäre, in dieſem Augenblicke ſchon, aus ihm geworden, wenn ihn nicht ein Wunder der Gnade von dem Abgrunde zurückgezogen hätte, worein er ſich ſelbſt zu ſtürzen in frevelhaftem Uebermuthe bereit war? — Zwei Seelen zugleich zu retten, verſchmähte es die ewige Güte nicht, dieß Wunder zu wirken; denn als ein ſolches erſchien ihm ſein Zuſammentreffen mit Luiſen in einem Momente, wo ſie ſowol als er, wenn auch mit ungleicher Abſicht, auf dem Punkte ſtand, den furchtbar entſcheidenden Schritt zu thun, welchen man nie mehr zurück macht.«

»Albert beugte ſein Haupt in Demuth, und das Herz im Buſen brach ihm; ein Strom lang' entbehrter Thränen floß über ſeine Wangen herab, auf die mit Inbrunſt gefalteten Hände. Er betete ſtill zu dem lebendigen Gott, an den er nie ſo feſt und ſo innig geglaubt hatte. Mit ruhiger Ueberlegung faßte er den Vorſatz, kindlich und treu der väterlichen Mahnung zu folgen, welche ihn abhielt, das Leben hinwegzuwerfen, damit er ihm erſt einen

Werth gebe. — Der Entwurf, wie er diesen Vorsatz ausführen wollte, war so einfach als die Absicht, die er dabei vor Augen hatte, und schon am folgenden Tage fing er an, darnach zu handeln.«

»Er machte den Ueberschlag, daß, bei einer sparsamen Lebensweise, die Hälfte seiner kleinen Erbschaft hinreichen würde, seinen Unterhalt, bis zur Beendigung seiner medizinischen Studien, und die Kosten der Promovirung zu bestreiten; denn ausübender Arzt wollte er nun in jedem Fall werden. Die andere Hälfte war für Luisen und ihren Vater bestimmt. — Mit dem größten Eifer fing er an, den praktischen Theil der Arzeneikunst zu betreiben, den er bisher vernachlässigt hatte. Täglich besuchte er die Klinik, und zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern aus. Mehrere Professoren und angesehene Universitätsglieder, die seine guten Anlagen schon früher bemerkt und geschätzt hatten, freuten sich, ihn jetzt auf dem Wege zu sehen, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Er fand Unterstützung bei der Ausführung seines Vorhabens, und ehe noch ein Jahr verging, erlangte er die Doktorwürde.«

»Für Luiſen und deren Vater hatte er eine kleine Wohnung gemiethet, wo der Kranke von ſeiner Tochter gepflegt werden, und ſie ſelbſt ſich den Handarbeiten widmen konnte, in welchen Albert ſie am meiſten geſchickt fand. Sie ward, durch ſeine Vermittlung, Gehülfin einer Putzmacherin, und erwarb ſich nach und nach ſo viel, um die Koſten ihrer kleinen Haushaltung allein zu tragen. Ihr Vater — er mag Müller heißen — genas zwar nie mehr vollkommen, doch war er größtentheils ſchmerzlos und erhielt den Gebrauch ſeiner Hände wieder, welcher ihm erlaubte, ſich mit Abſchreiben und mit Unterrichtgeben in der kaufmänniſchen Rechnung und Buchhaltung zu beſchäftigen, worin er Meiſter war. Albert erfuhr, ohne darnach zu forſchen, Müller's frühere Geſchichte. Er war für den Lehrſtand gebildet, ſtand längere Zeit einer theoretiſchen Anſtalt für die kaufmänniſchen Wiſſenſchaften mit Ehre vor, kam aber ſpäter auf den unglücklichen Gedanken, praktiſch auf eigene Rechnung ausführen zu wollen, was er nur aus Büchern kannte. Müller ließ ſich in Unternehmungen ein, die ſeine Kräfte weit überſtiegen. Mangel an Vorſicht und eine an Schwäche

gränzende Gutmüthigkeit zogen ihm bedeutende Verluste zu; die Verbürgung einer großen Summe für einen listigen Schwindler, der sein Vertrauen erschlichen hatte, stürzte ihn gänzlich. Nach acht Jahren unermüdeter, aber übelangewendeter Thätigkeit, mußte er die Flucht ergreifen, um der Rache erbitterter Gläubiger zu entgehen. Sein Gewissen und seine Hände blieben unbefleckt; er überließ, was er besaß, seinen Gläubigern, und, kaum mit so viel Geld versehen, als nöthig war, die Gränze zu erreichen, wurde er von der Krankheit überfallen, welche zur Zeit, als Albert ihn kennen lernte, sein und seiner Tochter Unglück vollendete.«

»Mit der Noth und dem Jammer jener Zeit verglichen, war Müller's und Luisens jetzige Lage beinahe glücklich zu nennen. Für Luisen besonders ward ihre zweckmäßige, mit dem besten Erfolg belohnte Beschäftigung eine reiche Quelle der Zufriedenheit. Sie konnte nun hoffen, sich selbst und ihren guten Vater ohne fremde Unterstützung zu ernähren, und eine anständige Unabhängigkeit zu behaupten. Ihr Verhältniß zu Albert, der fortfuhr, sie und ihren Vater auf einem freundschaftlichen Fuße zu besuchen, er-

hielt dadurch eine freiere, ihrem beiderſeitigen Geſchlechte und Alter mehr angemeſſene Geſtalt. Alberts Betragen gegen ſie blieb ſich gleich, ernſt und theilnehmend, ohne eine Spur lebhafterer Empfindungen zu verrathen. In Luiſens Herzen ſchien dagegen ein zärtlicheres Gefühl erwacht zu ſeyn, deſſen ſie ſich mit Unruhe und Beſchämung bewußt zu werden anfing. Sie ward zuſehends ſtiller und zurückhaltender gegen ihren jungen Freund, vermied alle Geſpräche über ihre perſönlichen Verhältniſſe und Ausſichten, und ſchien beſonders durch jede, auch noch ſo unbefangene Erinnerung an ihr erſtes Zuſammentreffen mit ihm, auf's Unangenehmſte berührt und verletzt zu werden. Der Gedanke war in ihr entſtanden, und zur Ueberzeugung geworden, daß ihr unbeſonnenes Betragen bei jener verhängnißvollen erſten Begegnung, eine undurchdringliche Scheidewand zwiſchen ſie und den Mann geſtellt habe, dem ſie nach und nach ihre innigſte Neigung zugewendet, während ſie ſelbſt ſeiner Achtung auf immer verluſtig geworden.«

»Die glückliche Kur eines reichen Edelmannes, welche Alberten damahls gelang, verſchaffte ihm den unerwarteten Antrag, als zweiter Phy-

ſikus in eine kleine Stadt zu gehen, in deren Nähe jener Edelmann begütert war. Albert hielt es ſeinem Vortheile gemäß, den Vorſchlag anzunehmen, und da er die Stelle ſogleich antreten ſollte, ſäumte er nicht, alle Anſtalten zu ſeiner Ueberſiedelung zu treffen. In Müller's Hauſe, in welches die Nachricht von Alberts nahe bevorſtehender Abreiſe gekommen war, bevor er ſelbſt gegen ſeine Freunde etwas davon erwähnt hatte, machte ſie, wie man denken kann, einen ſtarken, mehr betrübenden als erfreulichen Eindruck. Der alte Müller empfing ſeinen Wohlthäter, als er das nächſte Mal wieder kam, mit unverſtellter Bekümmerniß und in großer Gemüthsbewegung; er wünſchte ihm Glück zu ſeiner Beförderung, drückte aber zugleich ſein innigſtes Bedauern aus, daß er einen Mann, dem er und ſeine Tochter ihre Erhaltung und ihre ganze beſſere Exiſtenz verdankten, vielleicht für immer müſſe ſcheiden ſehen, bevor ſie noch das Geringſte hätten thun können, ihm ihre unbegränzte Dankbarkeit zu beweiſen. Albert erwiederte: ſie ſeyen ihm keinen Dank ſchuldig, zu dem er ſich nicht auf gleiche Weiſe ihnen verpflichtet fühle. Die unbefangene Hei-

terkeit, womit Albert eingetreten war, und auch dieſe Worte vorbrachte, ſchienen den Alten mehr zu kränken als zu beruhigen. Mit einem unterdrückten Seufzer ſah er auf ſeine Schreiberei nieder, und ergriff die Feder, um ſein Tagewerk fortzuſetzen.«

»Eine allgemeine Stille herrſchte einige Minuten lang in dem Zimmer. — Luiſe ſaß bleich, mit niedergeſchlagenen Augen, bei ihrer Arbeit. Albert näherte ſich ihr, nachdem er ſie eine Weile von ferne betrachtet; ſie ſchien zu zittern, und einige große Thränen fielen auf das Tuch, woran ſie ſtickte. — »Iſt Ihnen denn« — fing Albert an — »Ihr hieſiges Geſchäft ſo lieb und wichtig geworden, gute Luiſe, daß Sie es einem Freunde abſchlagen wollten, ihm mit Ihrem Vater an einen andern Ort zu folgen, wo Sie ſich wahrſcheinlich eben ſo gut, vielleicht beſſer als hier befinden könnten?« — Ein dunkel glühendes Roth ſtieg plötzlich in Luiſens bleiche Wangen auf; ſie warf einen ſeelenvollen, ſchnell und ſcheu wieder zur Erde ſinkenden Blick auf Albert, und ſagte mit beklommener Stimme: ſie zweifle, ob ſie in einer kleinen Stadt hinlängliche Beſchäftigung für die Art Geſchick-

tichkeit, welche ſie beſitze, finden würde. — »Ohnehin würden Sie,« fuhr Albert nach einer Pauſe fort, »dieſer Beſchäftigung dort weniger Zeit widmen können, als hier; der vermehrte Haushalt einer größeren Familie würde zum Theil dieſe Zeit in Anſpruch nehmen.« — Ein zweiter, hell aufſtrahlender Blick, welchen Luiſe auf Albert warf, begegnete ſeinem, mit Liebe und ſtillem Vertrauen ihr zugewendeten Auge. — »Ach Gott! iſt es denn möglich?« ſtammelte ſie in unausſprechlich ſüßer Verwirrung. — »Konnten Sie je daran zweifeln, meine Luiſe?« ſagte Albert, die Hand der Geliebten ergreifend. »Der Wille der Vorſehung hat uns vermählt, als Sie, in jener glückſelig-unglücklichen Stunde, eine Frage an mich thaten, die ich Ihnen nur als Ihr liebender, treuer Gatte beantworten kann.« — Halb zog er ſie, halb warf ſie ſich ihm mit ſprachloſem Entzücken in die Arme; und der Himmel — zugleich mit Luiſens altem Vater, der, außer ſich vor Erſtaunen und Freude, von ſeinem Stuhle herbei gehinkt kam, ſich dem liebenden Paare zu nähern — ſegnete den Bund, welchen das ſonderbarſte Zuſammentreffen bedenklicher, ja ſchrecklicher Umſtände und Vorſätze

veranlaßt, aber Vernunft und Tugend, unter Gottes Beistand, geschlossen hatten.«

Hier endigte Doktor G. seine Geschichte und stand auf, um nach seinem Wagen zu rufen, der ihn, schon etwas spät, wie er bemerkte, in die Stadt zurückbringen sollte. Die Gesellschaft hatte ihm, ohne ihn durch ein Wort zu unterbrechen, zugehört. Jetzt sagte Norberg: »Wenn Sie Ihren Freund sehen sollten, lieber Doktor, so versichern Sie ihn meiner aufrichtigsten Achtung, und nehmen Sie mein Wort darauf, daß weder ich noch meine Frau, noch diese unsere Freunde, uns je erlauben werden, nach seinem wahren Namen zu fragen, oder unsere Vermuthungen darüber Jemand mitzutheilen.«

»Ich danke Ihnen für dieses Versprechen, und nehme es an,« erwiederte Doktor G.; hierauf verließ er, uns Alle grüßend, die Gesellschaft.

Palmer war am folgenden Tage schon frühzeitig in dem Landhause des Herrn von Norberg angekommen, um etwas über Jeannettens Befinden zu erfahren, und wenn sie etwa nach

ihm verlangen ſollte, ſie ſeinen Rath und Troſt nicht entbehren zu laſſen. Sie war zu ihrer gewöhnlichen Stunde aufgeſtanden, und benahm ſich ganz ſtill und ruhig. Als ſie hörte, daß Herr Palmer bereits im Hauſe ſey, und ſich nach ihr erkundigt habe, bat ſie, ihm zu ſagen, wie ſehnlich ſie wünſche, ſich in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu berathen. Unſer Freund ſäumte nicht, ſich zu ihr zu begeben. Er blieb ziemlich lange und allein bei ihr; denn Jeannette hatte die Wärterin erſucht, das Zimmer zu verlaſſen.

Indeſſen kam auch Doktor G. an, und vernahm mit Vergnügen, was man ihm von Jeannettens Zuſtand und Benehmen ſeit dem geſtrigen Abend erzählte. Er fand, nach allen Umſtänden, daß ſein Beiſtand als Arzt kaum mehr nöthig ſeyn werde, und freute ſich, ihr Gemüth unter der Obſorge eines Gewiſſensrathes, wie Herr Palmer, zu wiſſen. Dieſer erſchien endlich in dem Beſuchzimmer der Frau des Hauſes, wo wir ſeit einer Viertelſtunde verſammelt waren. Nach einem kurzen Bericht über Jeannettens körperliches Befinden und ihr Betragen im Allgemeinen, welches, ſeiner Meinung nach, zu den

beſten Hoffnungen berechtigte, ſetzte er hinzu, daß ſie ein Anliegen habe, wobei ſie die Güte ihrer Herrſchaft ganz beſonders in Anſpruch nehmen müſſe. Sie wünſche das Haus, wenigſtens für einige Zeit, zu verlaſſen; da ſie es aber für ein Unglück halten würde, eine ſo gütige Herrſchaft zu verlieren, falls ſie ſich ſpäter im Stande fühlen ſollte, ihrem Dienſte wieder vorzuſtehen, ſo biete ſie, ſich noch als eine Angehörige des Hauſes betrachten zu dürfen, um in dem erwähnten Falle ihre Stelle bei der gnädigen Frau wieder antreten zu können. Er geſtehe, fuhr Palmer fort, daß dieß etwas viel verlangt ſey; aber er glaube wirklich, die völlige geiſtige Geneſung des armen Mädchens hänge größtentheils davon ab, daß ſie mit der Ueberzeugung das Haus verlaſſe, ſie habe das Wohlwollen ihrer Herrſchaft nicht verwirkt, und ſie werde von derſelben, wenn ſie zurückkommen könne und wolle, wieder ſo gütig als vorher aufgenommen und behandelt werden.

»Aber wo will Jeannette denn hin?« fragte Norberg, etwas verwundert. »Die Pflege, deren ſie noch eine Zeitlang bedarf, kann ſie eben ſowol in unſerem Hauſe finden, und an einer

Bedienung wird es meiner Frau inzwiſchen auch nicht fehlen.«

»Die Sache iſt,« erwiederte Palmer mit einiger Zurückhaltung, »das gute Kind glaubt ihre Seelenruhe hier ſchwerer, als an einem andern Orte, wieder erlangen zu können.«

»Da haben wir's!« rief Norberg mit Laune, »ſo iſt es doch eine Herzensangelegenheit, und am Ende bin ich's, in den die Thörin verliebt iſt.«

»So ſchlimm iſt es nicht,« ſagte Palmer ernſthaft, »aber die Liebe iſt allerdings dabei im Spiel; nur zugleich auch ein wenig religiöſe Schwärmerei. Jeannette will für's erſte in's Kloſter.«

»Das vermuthete ich noch am erſten,« bemerkte Frau von Norberg. »Glauben Sie denn aber, ehrwürdiger Herr, daß Jeannette einen wirklichen Beruf zum Kloſter habe?«

»Ich zweifle noch daran,« erwiederte Palmer, »und habe ihr deßhalb ſehr ernſtlich zugeredet, keine Uebereilung zu begehen. Indeß, aus dem Hauſe muß ſie, und ein kurzer Aufenthalt in dem Hoſpiz der frommen Krankenpflegerinnen wird dem Kopfe der armen Schwärmerin eben

nicht nachtheilig seyn. Ob sie aber, außer in dem Stande einer glücklichen Ehe, vollkommen genesen könne, soll der Herr Doktor entscheiden, wenn er sie über einige Punkte befragt haben wird.«

»So, so!« murmelte Norberg halb für sich; »die alte Susanne hätte also doch so gar albern nicht geschwatzt!«

»In der That,« nahm Doktor G. das Wort, »habe ich in Jeannettens noch halb delirirenden Aeußerungen, gleich nach ihrem Wiederaufleben, allerlei bemerkt, was auf eine solche Vermuthung führen könnte. Sie schien sich die sündliche Verkehrtheit ihres Herzens zum Vorwurf zu machen, und wollte vielleicht, nach der verrückten Lehre einer bekannten ascetischen Sekte, ihre Seele, vor den Versuchungen zum Bösen, durch die Vernichtung des Leibes erretten.«

»Das möchte sich, leider! beinahe so verhalten,« bemerkte Palmer.

»Kommt denn auch der Name Georg in ihren Bekenntnissen vor?« fragte Doktor G. »In ihren Phantasien hörte ich ihn einige Mal.«

»Georg?« rief Norberg. »So heißt ja unser tierlicher Gärtnerbursch.«

»Ach, ach!« seufzte Elisa; »die alte Susanne sah bei Weitem richtiger als ich!«

»Ich muß bitten, über diesen Punkt keinen bestimmten Aufschluß von mir zu verlangen,« sagte Palmer, »wenigstens nicht, bevor ich mit dem jungen Menschen einige vertrauliche Worte gesprochen habe. Jeannettens Aussagen sind in dieser Hinsicht mit sich selbst nicht ganz übereinstimmend. So viel scheint gewiß, daß sie sich weniger über Georgs Unempfindlichkeit und Kälte, als über seine Abneigung gegen den Ehestand zu beklagen hat. Sie hält sich nicht für sicher vor der Versuchung, wenn sie zugleich mit ihm in dem Hause bleibt.«

»Da wäre wol das Beste,« meinte Norberg, »wenn man den jungen Taugenichts statt ihrer fortschickte?«

»Dann wäre beinahe zu fürchten,« erwiederte Palmer, »daß sich das Mädchen ein Leid anthäte, weil sie sich den Vorwurf machen zu müssen glaubte, an dem Unglück des lieben Jungen Schuld zu seyn.«

»Ei, so laßt die Närrin gehen, wohin sie will!« sagte Norberg ärgerlich. »Wie ihr aber zu helfen seyn soll, sehe ich nicht ein; denn daß

der leichtfertige Geſell ſie nicht heirathen kann noch wird, iſt aus hundert andern Rückſichten klar.«

»Laſſen wir Herrn Palmer mit Georg ſprechen, und die jungen Leute zur Vernunft kommen,« fiel Eliſa beſänftigend ein; »ſo wenig Anſchein in dieſem Augenblicke auch iſt, daß dieſe verworrene Geſchichte einen ganz guten Ausgang nehme, ſo kann ſich doch Manches noch zum Beſſeren wenden. Der Himmel zeigt Nachſicht mit den Verirrten, denn das größte Unheil iſt durch ſeine Fügung verhindert worden. Wollen wir nicht auch ein wenig Geduld mit ihnen haben, da es nun uns überlaſſen zu ſeyn ſcheint, ſie vollends auf den rechten Weg zurück zu führen?«

»Das iſt meine gute, zartfühlende Eliſa,« ſagte Norberg mit einem herzlichen Händedruck, »deren richtige Empfindung meinen vorſchnellen Verſtand ſchon ſo manches Mal zurechtwies, wenn er in Gefahr gerieth, über ſein Ziel hinaus zu ſchießen. Wir wollen den Fingerzeig nicht unbeachtet laſſen, den die Vorſehung in dieſem Falle auch uns zu geben gewürdigt. Veranſtalte mit unſern Freunden in dieſer Sache, liebe Frau, was Euch nach reifer Ueber-

gung gut dünkt; an meiner Zustimmung und Beihülfe soll es zuletzt nicht fehlen.«

Norberg zog sich in sein Kabinet zurück, um die eben angekommenen Handelsbriefe zu lesen, und während Doktor G. Jeannetten seinen Krankenbesuch zu machen ging, führte Elisa Palmer'n und mich in den Garten. Sie wollte uns, wie sie sagte, ihren Nelkenflor zeigen, wo gerade ein paar seltene Arten in voller Blüthe ständen. Ihre eigentliche Absicht mochte indeß wol seyn, Palmer'n Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Gärtnerssohne, der bei den Blumen arbeitete, ein Gespräch einzuleiten. — Georg war, mit seiner gewohnten Zuthätigkeit, gleich bei der Hand, seiner Gebieterin eine neue, sehr schöne Nelke zu zeigen, die über Nacht ausgefallen war. Frau von Norberg lobte seine Aufmerksamkeit, wovon Palmer Anlaß nahm, mit noch weit größerem Lobe von seinem gestrigen wackeren Betragen bei Jeannettens Rettung zu sprechen. Der junge Mensch ward feuerroth, und antwortete nach einigem Stottern, es sey ja doch nur Schuldigkeit, seinem Nebenmenschen in einem solchen Falle beizuspringen. — Elisa faßte meinen Arm, und lenkte ihre Schritte auf

die entgegengesetzte Seite, um den geistlichen Herrn mit dem jungen Menschen allein zu lassen. — Wir sahen diesen anfangs etwas verlegen dastehen, und ziemlich verstockt anhören, was unser würdige Freund ihm, mit eben so viel Milde als Wärme, auseinander zu setzen schien. Nach und nach zeigte er jedoch eine immer lebhafter werdende Theilnahme, und sprach endlich so laut, daß einzelne Worte auf funfzig Schritte zu verstehen waren. Wir zogen uns nun ganz in die Seitenallee, damit der sichtbare Eindruck, welchen Palmer's Vorstellungen auf Georg zu machen anfingen, durch nichts gestört oder unterbrochen würde.

In einem der Nebengänge des Gartens kam uns Doktor G. entgegen, der Jeannettens Zustand und Gemüthsstimmung ganz so gefunden hatte, wie Palmer's Andeutungen vermuthen ließen. Nach einer Weile traf auch dieser wieder mit uns zusammen. — Alles, was beide Freunde gehört und beobachtet hatten, setzte es außer Zweifel, daß ein seltsames, unerfreuliches Liebesverhältniß zwischen den jungen Leuten bestand, worin sich Jeannette eben so schwärmerisch, innig und hingebend, als Georg leichtfer-

tig, eitel, ja hart bewies, ohne daß er deßhalb eine weniger leidenſchaftliche Anhänglichkeit für das Mädchen zu fühlen ſchien, mit deſſen Denk- und Sinnesart er ſo wenig übereinſtimmte. Er hatte allerlei Pläne in dem Kopfe, ſein Glück in der Welt zu verſuchen, und wenn er es gemacht, mit Jeannetten zu theilen; ein Projekt, deſſen Solidität und Ausführbarkeit im Geringſten zu bezweifeln, er ſich gar nicht einfallen ließ; — wogegen ſie in häuslicher Sicherheit ſich ſchon jetzt ſeines Beſitzes zu erfreuen wünſchte. In dieſem Widerſtreit ihrer Abſichten und Grundſätze war es ungewiß, welches von Beiden, bei der Fortſetzung ihres geheimen, vertraulichen Umganges, das Andere zu verführen oder von ihm verführt zu werden, am meiſten in Gefahr ſey. Auch machte darum Jeannette weniger ihrem Liebſten, als ſich ſelbſt Vorwürfe, indem ſie mit Abſcheu geſtand, daß es nur ihre Schuld ſeyn würde, wenn ſie in einer böſen Stunde das Schlimmſte gethan hätte; und in einem ſolchen Anfalle innerer Zerrüttung und Selbſtanklage war es, daß ſie ſich dem Tod in die Arme ſtürzte, um ſich vor der Schwäche ihres eigenen Herzens zu ſchützen. Georg hingegen,

der von ſolchen Skrupeln keinen Begriff hatte, zeigte ſich anfangs mehr erbittert, als gerührt, über die Raſerei ihres Eigenſinnes, wie er die That des Mädchens nannte, und wollte ihr den Streich, den ſie ihm damit geſpielt, kaum verzeihen. Als ihm aber Palmer die unvermeidlichen Folgen eines ſo unnatürlichen und gefährlichen Verhältniſſes, wie dasjenige ſey, worauf er ſich mit Jeannetten eingelaſſen, entwickelte, und ihm die Thorheit und Ungerechtigkeit der Forderung auseinander ſetzte, daß ein liebendes Weib, auf unſichere Pläne und unverbürgte Verſprechungen hin, ſich und ihre ganze Wohlfahrt dem guten Willen eines dreiſt zufahrenden jungen Mannes überlaſſe; als er ihm die Qual lebhaft ſchilderte, welcher das arme Mädchen, von ihrer Neigung und ihrem Gewiſſen wechſelweiſe beſtürmt, durch ſeinen Unverſtand oder Leichtſinn Preis gegeben ward; als er ihm endlich die entſetzliche Lage recht anſchaulich machte, worin Jeannettens Gemüth ſich befunden haben müſſe, bevor ſie die verzweifelte That beging, an der ſein Betragen gegen ſie ſo vielen Antheil habe: — da wurde der junge Menſch ſich nach und nach bewußt, wie ſchwer er ſich an der Un-

glücklichen verſündigt, die er im Grunde liebte, und dennoch hart behandeln zu dürfen glaubte, weil ſie weniger verderbt war als er. Er bezeugte eine herzliche Reue über ſein bisheriges Benehmen, und gelobte freiwillig und feierlich, Alles zu thun, was in ſeiner Macht ſtände, um ſeinen Fehler gut zu machen. Wenn Jeannette ihn noch zum Manne haben wolle, und die gnädige Herrſchaft ihre Einwilligung dazu gebe, erklärte er ſich bereit, ſie ſogleich zu heirathen, und Alles, was er ſonſt noch in der Welt gewollt und gewünſcht hätte, gern dafür hinzugeben.

Norberg war, während Palmer dieß erzählte, in den Garten und zu uns gekommen. Er lächelte, als er in Eliſens Mienen den angenehmen Eindruck bemerkte, welchen Georgs Reue und ehrbare Vorſätze in ihr hervorbrachten. Seine Frau verſtand dieſes Lächeln und ſagte mit anmuthiger Schalkheit: »Wer nun ein Bischen klug wäre, würde von ſolchen Betheuerungen kein Wort glauben; aber eine gutmüthige Närrin, wie ich, läßt es ſich gleich merken, wie gern ſie es ſähe, wenn die Männer in dieſem Punkte nicht lauter Schelme wären.«

»Daß es dem Georg jetzt mit ſeinen Be-

theuerungen Ernſt iſt,« bemerkte Palmer, »davon bin ich überzeugt. Wie lange und feſt er aber bei ſeinen gegenwärtigen Geſinnungen beharren wird, iſt eine andere Frage.«

»Darum wollen wir noch eine Weile zuſehen,« erwiederte Eliſa, »bis wir genauer wiſſen, in wie weit man ſich auf die Sinnesänderung des jungen Taugenichts, wie Norberg ihn nennt, verlaſſen kann.«

»So weit und ſo ſicher, als auf ſeinen bisherigen Leichtſinn,« fiel Norberg ein, »wenn wirklich eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen iſt; denn im Grunde hat der junge Menſch nicht weniger Anlage, ein Mann in jeder Bedeutung des Wortes zu werden, als ein vollkommener Taugenichts. Es iſt etwas von der Entſchiedenheit unſers Freundes G. in ihm. — Verzeihen Sie die Vergleichung, lieber Doktor; aber Sie würden finden, daß ſie Ihnen eben keine Schande macht, wenn Sie den tüchtigen Burſchen kennten, wie ich.«

»Dann bleibt noch immer die Hauptſache,« fuhr Eliſa fort, »welche Hoffnung wir haben, daß Jeannettens Kopf ein wenig in Ordnung, und ihr Charakter zu ſo viel Haltung kommen

wird, als überhaupt nöthig ist, um mit und unter Menschen zu leben. Ein Mädchen, das so leicht in's Wasser springt, weil ein hübscher Junge sich zu lange besinnt, bevor er sie zu seiner Frau macht, könnte noch zehn Mal eher versucht werden, hinein zu springen, nachdem er sie dazu gemacht hat.«

»Sehr richtig bemerkt!« erwiederte Doktor G. »Wenn Jeannette von der Raserei und Abscheulichkeit ihres verzweifelten Schrittes nicht auf's Innigste überzeugt und durchdrungen wird, wenn sie nicht selbst den festen Entschluß faßt, ihr Herz zu bessern, und der Vernunft Gehör zu geben, so wird Alles, was zur Beförderung ihrer Wünsche und ihres äußeren Glückes geschieht, nur zu ihrem größeren Verderben gereichen.«

»Ganz gewiß, ganz gewiß!« sagte Palmer mit ernstem Kopfnicken.

»Der väterliche Rath und Unterricht unsers ehrwürdigen Freundes,« fuhr Doktor G. fort, »kann ihr hierin sehr nützlich seyn. Am sichersten aber dürfte das schwärmerische Mädchen zur Selbstkenntniß und zu ihrer wahren Besserung gebracht werden, wenn ihr Vorhaben, für einige Zeit in das Kloster der frommen Kranken-

pflegerinnen zu gehen, nach dem Vorschlage und unter der Leitung unseres Freundes ausgeführt würde. Nichts ist vermögender, die verweichlichte Selbstsucht von eingebildeten Leiden, und sträflicher Unzufriedenheit zu heilen, als der Anblick von fremden, wahrhaften Leiden und die dringende Aufforderung, dem wirklichen Elende, dessen Zeugen wir sind, durch unsere Mitwirkung abzuhelfen. Jeannette lerne die Pflicht des Menschen kennen und ausüben, damit sie des Glückes werth und fähig werde, welches dem pflichtergebenen Menschen zum Lohne bestimmt ist.

»So sey es!« riefen Elise und Norberg, wie aus Einem Munde. — »Und damit auch mir mein Antheil an Bemühung nicht fehle,« setzte Norberg hinzu, »so will ich sehen, was sich für Georgs wahres Bestes thun läßt. Der junge Mensch kann noch etwas Besseres werden, als ein geschickter Blumengärtner. Ich denke ihn dem wackern alten Oekonomen auf unserem großen Gute als Gehülfen beizugeben. Macht er sich, wie ich glaube, zu der Stelle geschickt, so wollen wir den guten Alten in Ruhe setzen, und Georg mag, nach einem Jahre etwa, das Geschäft von ihm übernehmen. Bis dahin wird

sich dann auch zeigen, ob die kleine Schwärmerin Jeannette zu einer ordentlichen Hausfrau taugt oder nicht.«

»Ein schöner Plan,« sagte Doktor G.; »aber wenn er gelingt, fürchte ich beinahe, Jeannettens wie Alberts Beispiel könnte, wenn es bekannt wird, eher Schaden als Nutzen stiften, und einen oder den andern wankenden Kopf auf den Einfall bringen, sich frisch d'rauf los in's Wasser zu stürzen, oder todt zu schießen, um ja recht gewiß sein Glück zu machen.«

»Wenn Sie das fürchten,« erwiederte Norberg, »so kann ich diesen beiden Fällen die Erzählung eines dritten folgen lassen, worin ein solcher unglücklicher Versuch einen desto abschreckenderen Ausgang hatte.«

»Ganz recht!« sagte Elisa; »Du erwähntest gestern einer solchen Geschichte. Werden wir sie nicht hören?«

»Künftig vielleicht einmal,« war Norberg's Antwort; »heute mag ich Keinem von uns die mehr heitere als trübe Aussicht verdüstern, welche die unerwartet günstige Wendung von Jeannettens Unfall vor uns aufschloß.«

Inhalt der ersten Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Erster Theil.

Seite

Vorbericht 3

I. Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte. Eine Episode aus dem Roman seines Lebens. (1820.)... 7

II. Etienne Durand. Eine wahre Geschichte, mitgetheilt von K. A. Weil. (1822.)..... 109

III. Die Fingerzeige der Vorsehung. Ein Cyklus moralischer Erzählungen, von Thomas Weil. (1818.)..... 227

(Die beigesetzten Jahreszahlen zeigen die Jahre an, in welchen die genannten Aufsätze geschrieben wurden.)

Verbesserungen.

Bilder aus dem Leben, erster Theil.

Seite 11 Zeile 5 von unten, lies: nach einem kurzen, statt: nach kurzem.
— 46 Z. 6 von oben, l. führten, st. fuhren.
— 55 Z. 12 v. o. l. möchte, st. möge.
— 86 Z. 10 v. v. l. gefährlichen Steig, st. Steg.
— 115 Z. 6 v. v. l. Sporne, st. Sporen.
— 124 Z. 9 v. v. l. nun, st. nur.
— 131 Z. 7 v. v. l. Nachbarn, st. Nachbaren, und so nachher immer.
— 154 Z. 3 v. u. l. hätten, st. hätte.
— 278 Z. 7 v. u. l. Fakultäts-Glieder, st. Universitäts-Glieder.
— 287 Z. 9 v. v. l. bitte, st. bäte.

Thomas und Karl August West's

Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Erste Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

[illegible]

Bilder aus dem Leben.

Von

Thomas und Karl August West.

Zweiter Theil.

I.

Hülfe zur Unzeit.

Gegenstück zu der Erzählung:

Die Fingerzeige der Vorsehung.

Als ich das nächste Mal Norberg's Landsitz besuchte, befand sich Jeannette bereits im Kloster, und auch Georg hatte das Haus verlassen, um seinem neuen Berufe zu folgen. Es war der stille Tag der Frau von Norberg. So nennt man in der Familie einen der Wochentage, an welchem die Dame des Hauses keinen Besuch empfängt, außer von vertrauteren Freunden. Die kleine Tischgesellschaft hatte sich in einen der schattigsten Theile des Parks geflüchtet, um die heißen Mittagsstunden weniger lästig vorübergehen zu lassen. Palmer und ich saßen an Elisens Seite, welche den Weg zu beschwerlich fand, den ihr Gemahl mit dem Doktor G. nach einer, auf der nächsten Anhöhe liegenden Schweizerhütte eingeschlagen hatte. Die Ruhebank, auf welcher wir Platz genommen,

ſtand unter dem ſchützenden Dache zweier mächtigen Pinien, und gewährte die Ausſicht über den niederen Theil des Parks, mit dem großen Teich im Hintergrunde. »Sehen Sie die kleine Barke dort?« ſagte Frau von Norberg. »Der muntere Wimpel von grüner Hoffnungsfarbe, womit Georg ſie geſchmückt, bevor er ſich von uns und von Jeannetten trennte, flattert uns entgegen. Ich nehme es als eine gute Vorbedeutung für das Gelingen unſerer Plane mit den beiden Kindern.« — Wir unterhielten uns nun ziemlich lange von dem jungen Paare, deſſen künftiges Glück durch die Vorſorge einer ſo gütigen Herrſchaft vollkommen geſichert ſchien. Eliſa verbreitete ſich ausführlich über ihre Abſichten mit den jungen Leuten, und legte dabei einen beſonderen Nachdruck auf den Umſtand, daß ſie nicht erfahren dürften, welches Glück ihnen beſtimmt ſey.

Norberg war mit dem Doktor G. inzwiſchen wieder zurückgekommen, und hörte unſerem Geſpräche eine Weile zu. Seine Miene war ernſthafter als gewöhnlich; er ſchüttelte den Kopf über den zuverſichtlichen Ton, in welchem ſeine Frau von dem Erfolg der Maßregeln ſprach, die

man in dieſer Sache zu nehmen gedachte. Beſonders ſchien ihm die geheimnißvolle Art zu mißfallen, womit ſie das vermeinte Glück der Liebenden, ohne ihr Wiſſen und Zuthun, zu betreiben Willens war. Er lehnte jede Theilnahme an einem ſolchen Plane ab, und erklärte auf's Beſtimmteſte, daß, was man auch immer für die Kinder thun wolle, mit ihrem Wiſſen und Einverſtändniſſe geſchehen müſſe.

Eliſa, etwas erſtaunt über die Feierlichkeit dieſer Erklärung, bemerkte, daß die jungen Leute, die ihr Gemahl ja ſelbſt Kinder nenne, wol ſchwerlich im Stände ſeyen, ihr wahres Beſtes und die Mittel, daſſelbe zu erreichen, gehörig zu beurtheilen. Bei den wohlwollenden Abſichten, die man für ſie habe, ſcheine es genug zu ſeyn, wenn das, was ihnen nütze, geſchehe, ohne daß man um ihre Einwilligung ſich zu bekümmern brauche. Eigenwilligen Kindern dürfe die Gewährung ihrer Wünſche wenigſtens nicht zu leicht gemacht werden, wenn man ſie beſſern wolle. Die Vorſehung ſelbſt verhülle ihre Wohlthaten gern in das Geheimniß, und liebe es, unſere Wünſche oft erſt dann zu erfüllen, wenn wir gelernt haben, ihnen zu entſagen.

»Hüten wir uns vor dem vermeſſenen Gedanken,« erwiederte Norberg mit großem Ernſte, »die Rolle der Vorſehung zu ſpielen, und mit den Bettelpfennigen unſeres Wohlwollens die göttliche Milde nachzuäffen, deren Schatzamt das unermeßliche Weltall iſt! Was Menſchen für Ihresgleichen thun können, iſt wenig, und ſelten mehr, als ſie, ſtreng genommen, ihnen ſchuldig ſind. Die falſche Großmuth ſtiftet vielleicht nicht weniger Uebles in der Welt, als die Hartherzigkeit. Laßt uns darauf merken, wo wir Andern wahrhaft hülfreich werden können; aber nehmen wir uns in Acht, ihnen Wohlthaten aufzudringen, und ihr Glück zum Spielwerk unſerer Laune oder Eitelkeit zu machen.«

Palmer ſtand auf, um dem Herrn des Hauſes näher zu treten. »Dieſe Geſinnungen,« ſagte er, »ſind eines vernünftigen und beſcheidenen Menſchenfreundes würdig; aber die Sprache, in der Sie dieſelben ausdrücken, iſt nicht Ihre gewöhnliche. Ich habe Sie ſelten ſo ernſthaft, ſo feierlich geſtimmt geſehen, mein edler Freund!«

»Ich will dem nicht widerſprechen,« antwortete Norberg. »Es iſt eine Erinnerung in mir

erweckt worden, die mich immer ernst, zuweilen düster macht. Es war ein Moment in meinem Leben, in dem ich die Wahrheit jener Grundsätze verkannte, oder vielmehr zu wenig beachtete. Ein großes Unheil ist daraus erfolgt; und obwol mein Betragen dabei, nach dem Urtheile der Welt, kein Vorwurf treffen konnte, so muß ich doch vor dem inneren Richter meines Antheils an Schuld geständig seyn; denn das Unglück, welches geschah, hätte verhindert werden können, wenn ich eben so vorsichtig als großmüthig, und eben so offen als wohlmeinend gehandelt hätte.«

»Sie scheinen von der Begebenheit zu sprechen,« sagte Doktor G., »welche der Gegenstand der zwei Zeichnungen ist, die wir so eben in der Schweizerhütte sahen?«

»Ja!« erwiederte Norberg, »es ist die Geschichte eines meiner Jugendbekannten, eines Unglücklichen, auf dessen Schicksal ich, leider, mehr Einfluß genommen, als es anfangs meine Absicht und überhaupt mein Beruf war. Die Geschichte — dieselbe, deren ich neulich erwähnte — ist lehrreich in mehr als Einer Beziehung. Ein Mann von nicht gemeinen Geistesgaben

und nicht unedlem Charakter, voll Thatkraft und Anstelligkeit für Weltgeschäfte, schwingt sich, in einer ungewohnten Laufbahn, zu einer bedeutenden Höhe äußeren Glückes und Ansehens empor. Dasselbe Selbstvertrauen, das ihn erhob, verleitet ihn zu einigen falschen Schritten, und ungleich schneller, als er stieg, stürzt der zuversichtliche Mann in einen Abgrund von Verwirrung und Hülflosigkeit, woraus nur die Verzweiflung ihm einen Ausweg zeigt. Er findet einen Freund, der seine Pläne mit unbedachtsamer Willfährigkeit unterstützt, aber gerade in den entscheidenden Augenblicken es an der Aufmerksamkeit mangeln läßt, wodurch ein Fehltritt oder Unfall verhindert, und der Irrende zurecht gewiesen werden konnte. Der unvorsichtige Freund und der Unglückliche selbst, Beide tragen die Schuld ihrer eigenen, schwer zu erklärenden Verblendung. Mit aller Scharfsicht erkannten sie nicht, was für ein unbefangenes Auge so leicht zu erkennen war. Der Freund besonders that bald zu viel, bald zu wenig, und so geschah es, daß er den verderben half, welchen er retten wollte. — Wir erbauten uns neulich an einem glücklichen Bei-

ſpiele der Rückkehr in ſich ſelbſt, welche durch einen Fingerzeig der Vorſehung bewirkt wurde. Hier iſt ein Beiſpiel entgegengeſetzter Art. Auch in dieſem Falle fehlte es an ſolchen Fingerzeigen nicht; aber ihre Wirkung ging, durch die Schuld derer, denen ſie gegeben wurden, wenigſtens für dieſe Zeitlichkeit verloren.«

»Irre ich nicht,« ſagte Palmer, »ſo iſt die Geſchichte, auf welche Sie anſpielen, mir zum Theil bekannt. Auch den Mann erinnere ich mich einige Mal geſehen und geſprochen zu haben. Beſonders eine Unterredung mit ihm iſt mir, durch die Beziehung, welche ſie auf ſein unglückliches Ende hatte, noch ſpäterhin merkwürdig geworden. Nie habe ich einen, ſonſt vernünftigen Mann, eine ſo entſchiedene Sprache des vollſtändigſten Unglaubens führen hören. Wie man mir erzählte, hat dieſer Unglaube nicht wenig Antheil an dem unzeitigen Tode des Unglücklichen gehabt; und es war damals von einer ſehr ſeltſamen Gemüthsverwirrung die Rede, worein der Mann vor ſeinem Ende verfallen ſey.«

»Sie irren ſich in der Perſon und in der Begebenheit nicht,« verſetzte Norberg. »Aller-

dings ist die Geschichte auch in dieser Hinsicht merkwürdig. Sie kann übrigens Ihnen und anderen Freunden nur unvollkommen bekannt seyn; die genaueren Umstände, welche außer mir kaum Jemand weiß, hat bisher kein Mensch von mir erfahren. Ich fühle mich jetzt aufgelegt, sie zu erzählen; ist es Ihnen genehm, so bitte ich um Ihre Aufmerksamkeit.«

Alles nahm Platz, und Nerberg erzählte folgende Geschichte.

»Zu der Zeit, als das Kontinentalsystem des Kaisers Napoleon, in Bezug auf den Handel, nach seiner ganzen Strenge ausgeführt wurde, entstanden, wie Jedermann bekannt ist, in allen Staaten des Festlandes eine Menge neuer Fabrikunternehmungen, welche der Lage und dem Kulturzustande dieser Länder nicht immer ganz angemessen waren. Nach meinen Grundsätzen, als Banquier, habe ich mich auf solche Unternehmungen nie als Hauptinteressent eingelassen, es aber wohl für meine Pflicht gehalten, nützliche Versuche und Anstalten dieser Art durch

Uebernahme einiger Aktien oder durch mäßige Darleihen zu unterstützen. Eine Gesellschaft von Schweizern und Inländern wendete sich in einer solchen Angelegenheit an mich. Die Leute waren vollkommen sachkundig, und ihres thätigen und rechtlichen Charakters wegen hinlänglich bekannt. Einer derselben, seiner früheren Bestimmung nach ein Rechtsgelehrter, hatte mit mir studiert. Ich schätzte ihn als einen guten Kopf; obwol ich mit der Veränderung seines Standes nicht völlig einverstanden war, überzeugte ich mich doch bald, daß er auch seinem neuen Geschäfte in jeder Hinsicht gewachsen sey. Mit Einem Worte: der Mann, noch mehr als die Sache, gefiel mir; und da, bei der allgemeinen Beschränkung des Handels, ein Theil meiner Kapitalien ohne Verwendung war, ließ ich mich ohne Schwierigkeit bewegen, der neuen Unternehmung als Aktionär beizutreten.«

»Die Geschäfte hatten gleich anfangs einen guten Fortgang. Die Erzeugnisse der neuen Fabrik fanden allgemeinen Beifall; der Absatz vermehrte sich zusehends, wobei die Thätigkeit und der gewandte Scharfsinn meines ehemaligen Schulkameraden der Unternehmung die größten

Dienste leisteten. Man fand zuträglich, ja nothwendig, der Anstalt eine größere Ausdehnung zu geben; wozu aber auch eine angemessene Vermehrung der Fonds erforderlich war. Mein Schulfreund — ich will ihn mit seinem Vornamen Ernst bezeichnen — hatte wenig eigenes Vermögen; seine Geldeinlage war daher bis jetzt nicht im Verhältniß zu seiner übrigen Stellung in der Gesellschaft gewesen, als deren Haupt man ihn zu betrachten anfing. Ernst besuchte mich um jene Zeit fast täglich; er gewann durch seinen entschiedenen Geschäftsgeist mein volles Vertrauen, und zugleich durch die Annehmlichkeit seines Umganges meine persönliche Zuneigung in ungewöhnlichem Grade. Dieser Neigung mehr, als der Ueberlegung folgend, entschloß ich mich, dem erwähnten Uebelstande in den gesellschaftlichen Verhältnissen meines Freundes abzuhelfen. Ich lieh ihm — ohne andere Sicherheit, als seine Handschrift — eine beträchtliche Summe, welche ihn in den Stand setzte, seine Kapitalseinlage ansehnlich zu erhöhen und das Uebergewicht über seine Kompagnons auch in dieser Hinsicht zu behaupten. — Die Unternehmung erhielt nun in kurzer Zeit

einen außerordentlichen Schwung. Ihr Kredit wuchs mit dem zunehmenden Umfang der Geschäfte, die Anstalt schien in ihrem Innern vollkommen gesichert, und forthin keiner fremden Hülfe mehr zu bedürfen.«

»Eigene, wichtigere Beschäftigungen, dann eine große Handlungsreise, entfernten mich hierauf von meinem alten Schulkameraden, und entzogen seine Angelegenheiten auf längere Zeit meiner unmittelbaren Beobachtung. Was mein Haus mit ihm und seiner Gesellschaft zu verhandeln hatte, ging in Ordnung. Seine Briefe an mich athmeten heitere Thätigkeit und volle Zuversicht zu seinen, sich noch immer mehr ausbreitenden Unternehmungen. Einige Unzufriedenheit mit seinen Kompagnons war ihm wol hier und da anzumerken, doch das Gefühl seiner Ueberlegenheit ließ die Sache als geringfügig erscheinen, und gewöhnlich brach er seine Beschwerde mit einem Scherz ab, der irgend einen komischen Charakterzug an seinen, etwas altfränkischen Gesellschaftern heraushob; so, daß Alles bloß auf leichte persönliche Reibungen hinauszulaufen schien. Von anderen Seiten meldete man mir indeß Mancherlei, was mich

auf die Vermuthung bringen mußte, daß Ernſt's geſellſchaftliche Verhältniſſe durch bedenkliche Zwiſtigkeiten geſtört würden, und daß ſeine Geſchäfte überhaupt einen weniger befriedigenden Gang zu nehmen anfingen.«

»Als ich, nach einer Abweſenheit von beinahe neun Monaten, von meiner Reiſe zurückkam, fand ich meine Vermuthung durch Alles, was ich ſah und hörte, nur zu ſehr beſtätigt. Ernſt ſelbſt ſchien nicht mehr derſelbe Mann zu ſeyn, den ich vor einem Jahre noch in ihm zu kennen glaubte. Seine natürliche Lebhaftigkeit hatte etwas Launenhaftes und Gewaltthätiges angenommen; die treffende Schnelligkeit ſeiner Urtheilskraft wurde öfters durch einen abſprechenden, wol auch moquanten Ton entſtellt, welchen er kaum durch irgend eine Rückſicht auf Sachen und Perſonen herabzuſtimmen vermochte. Das Selbſtgefühl des Mannes war in offenbaren Stolz übergegangen, und man ſah, daß es die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes war, worauf dieſer Stolz ſich ausſchließend ſtützte. Meinungen und Autoritäten reizten ſeinen Widerſpruch; auch an ſeinen Freunden, wie an ſeinen Gegnern, ſchien er nichts als die Schärfe

des eigenen Urtheils zu achten, das er in allen Dingen für die einzige Richtschnur des Denkens und Handelns erklärte. Vielleicht, daß die entgegengesetzte Sinnesart der Menschen, welche ihn zunächst umgaben, und mit denen er sich zugleich in einem Widerstreite von Interessen befand, diesen Hang meines alten Schulfreundes, Alles auf den Verstand ausschließungsweise zu beziehen, bis zur Ungebühr nährte und steigerte. Seine Kompagnons kannten selbst in ihren Geschäften kein anderes Gesetz, als das Herkommen und das Wort ihrer Meister, deren Vorschriften und Beispielen sie blindlings folgten. In ihren Sitten und Glaubensmeinungen neigten sich die zwei Schweizer zum Pietismus, der Dritte, ein Steyermärker, hing den äußeren Gebräuchen des Katholicismus mit ängstlicher Genauigkeit an. Dagegen trug Ernst die entschiedenste Freigeisterei in Allem zur Schau, was nicht auf Verstandesgründen allein beruhte, und verletzte dadurch Andersdenkende häufig; ja, man würde, nach mancher seiner Aeußerungen, selbst seine Rechtschaffenheit bezweifelt haben, wenn ihn nicht seine Handlungen als einen streng rechtlichen Mann dargestellt hätten.«

Außer dem Mißverhältniſſe, in welchem Ernſt mit ſeinen Geſellſchaftern ſtand, war auch in ſeiner, übrigens glücklichen Ehe Etwas, das ſeiner ſarkaſtiſchen Laune Nahrung gab, und ihn täglich unduldſamer in Sachen der Meinung und des Glaubens machte. Seine Frau, eben ſo ausgezeichnet durch ihre Schönheit, als durch die Sanftmuth ihres Charakters, war ſeit einiger Zeit in eine Art von Melancholie verfallen, worin ſie von allerlei ſchreckhaften Ahnungen und Viſionen gequält wurde. Ernſt ſchrieb dieſen krankhaften Zuſtand lediglich dem zu, was er die Vorurtheile ihrer Erziehung nannte. Je mehr er ſeine Frau liebte, deſto heftiger ward ſein Haß gegen dieſe Vorurtheile; ein Ausdruck, unter welchem er, wie ſo viele Weltleute, gar Manches begriff, was anderen Menſchen als das Ehrwürdigſte und Heiligſte erſcheint. Um für die Viſionen ſeiner nervenkranken Gattin keinen Spielraum in dem Gebiete des Möglichen und Denkbaren übrig zu laſſen, verwarf er die Idee eines Geiſterreiches überhaupt, und beſtritt mit allen Waffen der Dialektik die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, welche er ſchlechthin für träumeriſch, und ſogar für ſitt-

lich nachtheilig erklärte. — Ungeachtet meiner Toleranz gegen theoretische Meinungen konnte ich nicht umhin, mich gegen die schroffe Art, womit Ernst die seinigen vorbrachte, einige Mal sehr nachdrücklich auszusprechen. Es betrübte und beunruhigte mich, einen Mann, den ich in anderer Beziehung zu achten geneigt war, in dem unseligen Wahn einer Afterweisheit befangen zu sehen, welche zu wissen sich anmaßt, was unerforschlich ist, und indem sie sich, selbst blind und rathlos, zur Führerin des Lebens aufwirft, die leitenden Genien — Glaube und Hoffnung — von sich stößt, welche dem Menschen, auf seiner Wanderung durch diese Erdennacht, wohlthätig beigesellt wurden.«

»Die mißbilligenden Bemerkungen, welche ich mir über die irreligiösen Paradoxien meines ehemaligen Schulfreundes erlaubte, hatten keine andere Wirkung, als daß sie ihn zurückhaltender in seinen Aeußerungen gegen mich machten; was in Bezug auf seine Geschäftsführung, gegen die ich ebenfalls Manches zu erinnern hatte, schon früher der Fall gewesen war. Seit meiner Zurückkunft hatte er mich in Geschäften nur ein paar Mal zu Rathe gezogen, und da ich

dabei nicht mit seiner Meinung übereinstimmte, es nachher vermieden, solche Gegenstände in meiner Gegenwart zu berühren. Auf das Glück vertrauend, welches seine Unternehmungen bisher so ungemein begünstigt hatte, ward Ernst von Tage zu Tage zuversichtlicher und kühner in seinen, in's Unermeßliche gehenden Spekulationen. Der Kredit, dessen die Anstalt im Allgemeinen genoß, machte es ihm leicht, die Fabrikation weit über das Verhältniß seiner wirklichen Fonds zu vermehren. Die ausgebreiteten Verbindungen, welche seine Thätigkeit überall eingeleitet, erleichterten auf gleiche Weise den Absatz dieser rastlos vervielfältigten Produkte. Seine Gesellschafter, die sich anfangs dieser unbegränzten Ausdehnung der Geschäfte widersetzt hatten, ließen ihn gewähren, als der Erfolg eine außerordentliche Erhöhung ihrer Gewinnsantheile zu versprechen schien. Allein die Gefahr, worin, bei dieser allzukühnen und unvorsichtigen Handlungsweise, das ganze Etablissement fortwährend schwebte, konnte der Wahrnehmung eines aufmerksamen und unparteiischen Beobachters nicht entgehen. Ich erkannte diese Gefahr auf's Deutlichste, und glaubte meine Besorgnisse dem

keck und raſch hinſtürmenden Manne um ſo mehr mittheilen zu müſſen, da manche Anzeichen den Ausbruch eines neuen Krieges befürchten ließen, welcher, im Fall einer unglücklichen Wendung, auf die geſammte Induſtrie nachtheilig einwirken, beſonders aber einer ſo überſpannten, ſchwindelnd emporgetriebenen Unternehmung höchſt verderblich werden mußte. Meine Warnung wurde mit anſcheinender Dankbarkeit, aber mit dem geheimen Verdachte aufgenommen, daß meine Beſorgniſſe vielleicht mehr auf mein dargeliehenes Kapital, als auf die Erhaltung einer Anſtalt Bezug haben möchten, welche ihr Gründer bereits für hinlänglich befeſtigt hielt, um Ereigniſſen jeder Art Trotz zu bieten. Dieſer Verdacht, deſſen Daſeyn ich errieth, ohne es der Mühe werth zu finden, ihn zu beſeitigen, vollendete die Mißſtimmung, welche zwiſchen mir und meinem alten Univerſitätsfreunde entſtanden war. Von jetzt an ward der Beiſtand, den er früher von mir empfangen, ihm zur Laſt, und jeder Schritt, welchen er that, ſich einer für ihn drückend gewordenen Verbindlichkeit zu entziehen, war ein Schritt zu ſeinem Untergange.“

Von dieſer Zeit an beſuchte mich Ernſt nur noch, wenn er es Anſtands halber thun zu müſſen glaubte. Auch ſeine Frau kam nicht mehr ungeladen zu der meinigen; wie es ſchien, auf ausdrückliches Verlangen ihres Mannes. Dagegen ſah man dieſen jetzt öfters in der Geſellſchaft eines Menſchen, deſſen Umgang er früher für eine Art von Entwürdigung gehalten haben würde. Es war dieß ein bekannter Agioteur, Falling mit Namen, ein Menſch von zweideutiger Herkunft und ſchlechten Grundſätzen, der ſich ſeit einigen Jahren hier anſäſſig gemacht und in kurzer Zeit, durch ein eben ſo kühnes als glückliches Börſenſpiel, und durch den ſchamloſeſten Wucher, ein bedeutendes Vermögen aufgehäuft hatte. Ein Landhaus, welches Falling in der Nähe von Ernſt's Fabrik ankaufte, machte ſie zu Nachbaren. Einem erſten höflichen Beſuche von Seiten des Agioteurs, der ein großes Verlangen zeigte, die muſterhaften Fabrikeinrichtungen kennen zu lernen, folgten wiederholte Einladungen und neue, ſtets gleich verbindliche Beſuche. Man ſah ſich gegenſeitig auf dem Fuße nachbarlicher Artigkeit, ohne merkbare andere Abſichten. Falling ſchien wirklich

entzückt von dem Verstande und der Thätigkeit seines Nachbars; auf die unbefangenste Weise bot er ihm wiederholt seinen Kredit und seine Kasse an, wenn er irgend Anlaß fände, davon Gebrauch zu machen. Ernst, seiner Seits, fühlte sich durch diese Anbietungen um so mehr geschmeichelt, da er gegenwärtig noch nicht in der Lage war, einer solchen Unterstützung zu bedürfen.«

»Inzwischen waren die alten Zwistigkeiten in Ernst's Kompagnie, auf Veranlassung mehrerer Verluste, welche die Fabrik erlitten, neuerdings ausgebrochen. Sie schienen anhaltender und heftiger als je zuvor. Man sprach bestimmt von der Auflösung der alten, und von der Bildung einer neuen Gesellschaft; auch der Mäkler, der die Geldgeschäfte der Fabrik gewöhnlich besorgte, erzählte mir davon, als von einer sehr wahrscheinlichen Sache. Ich erklärte mich in starken Ausdrücken gegen die Thorheit eines solchen Vorhabens in so bedenklichen Zeitumständen, und sagte dem Manne, daß ich nichts dagegen hätte, wenn er die Herren, die es beträfe, mit dieser meiner Absicht bekannt machte.«

»Einige Stunden nachher erfuhr ich aus sicherer Quelle, daß die seit mehreren Tagen viel

beſprochene Trennung wirklich erfolgt ſey. Ernſt, als Uebernehmer der Fabrik, hatte ſich anheiſchig gemacht, ſeine bisherigen Geſellſchafter, mit ihren geſammten Forderungen an eingelegtem Kapital und Gewinnsantheilen, in kurzen Terminen hinaus zu zahlen. Von Falling's Beitritt zu der neuen Firma war nichts bekannt; ja, man verſicherte, daß Ernſt den Antrag dazu vorläufig abgelehnt habe. Auf ſolche Weiſe befand ſich eine Unternehmung, worin mehr als eine Million verwendet war, in dieſem Augenblicke beinahe ohne allen eigenen Fond. Ich war beſtürzt und entrüſtet zugleich über einen ſo unbeſonnenen, durch nichts zu rechtfertigenden Schritt. Ohne Zweifel rechnete der Tollkühne darauf, daß es einer gewinnbringenden Anſtalt, an deren Spitze er ſtand, nicht an geldreichen Theilnehmern fehlen werde, und er ſchmeichelte ſich, zur Bildung einer neuen Kompagnie hinlänglich Zeit zu haben. Aber der Krieg war vor der Thür; unglückliche Ereigniſſe konnten die Stellung des zuverſichtlichen Mannes in wenig Tagen eben ſo gefahrvoll und abhängig machen, als ſie ihm jetzt noch ſicher und unabhängig ſchien. Und ſolchen Wechſelfällen

wagte er seine Existenz und das Eigenthum anderer Menschen auszusetzen!«

»Mit diesen Gedanken beschäftigt und noch unentschieden, wie ich mich in dieser Sache selbst benehmen sollte, saß ich in meinem Kabinet, als sich Ernst bei mir melden ließ. Er trat gefaßt ein, doch in einer Spannung, welche die innere Bewegung verrieth, die er vor mir zu verbergen suchte. Ich bezwang mich, so gut ich konnte, indem ich schweigend erwartete, was er mir vorzutragen habe. Er erzählte mit Anstand und in guter Ordnung, was vorgegangen, und führte die Gründe an, wodurch er seinen, wie er behauptete, unvermeidlich gewordenen Schritt rechtfertigen zu können glaubte. Daß er mich nicht früher davon unterrichtet, entschuldigte er nur leichthin, indem er eines Besuches erwähnte, den er mir vor einigen Tagen gemacht habe, ohne mich zu Hause zu treffen. Hierauf legte er mir die Bilanz der Fabrik, so wie seine eigene vor, und ohne abzuwarten, was ich darüber bemerken würde, setzte er hinzu: — obgleich aus dem vorliegenden Ausweis erhelle, daß die Unternehmung, deren einziger Eigenthümer er jetzt sey, so wie er selbst, vollkommen aufrecht

sehe, so sehe er doch ein, daß sich die Lage der Dinge, in Bezug auf seine Gläubiger und namentlich auf mich, durch den Austritt seiner Kompagnons wesentlich verändert habe. Er könne weder verlangen noch erwarten, daß ich nach dem, was er gegen meinen ausdrücklichen Rath gethan, ein so beträchtliches Kapital, als ich ihm persönlich anvertraut, ohne hinlängliche Sicherheit bei ihm werde stehen lassen; er biete sich daher an, meine ganze Forderung sogleich durch eine angemessene Partie von Waaren zu decken, in Betracht der Rückzahlung aber sich genau an die Termine zu halten, die ich ihm vorzuschreiben für gut finden werde.«

»Dieses Anbieten, die offene und zugleich bescheidene Art, womit es gemacht wurde, überraschte mich, und entwaffnete meinen Groll gegen den, mir noch immer werthen Mann. Ich erwog Ernst's und meine Lage; ich dachte an das, was ich meiner eigenen Würde und dem Urtheil der Welt schuldig sey, welche mich in dieser Angelegenheit ohne Zweifel noch strenger beurtheilen würde, als den Unvorsichtigen selbst, den man bisher als meinen Freund und Schützling zu betrachten gewohnt war.«

»Und welchen Eindruck,« erwiederte ich nach einem längeren Stillschweigen, »würde es auf Ihren Kredit machen, wenn man erführe, daß Sie sich genöthigt gesehen, den ältesten Ihrer Handlungsfreunde auf solche Weise sicher zu stellen?« — Ernst zuckte die Achseln. — »Ihr Antrag,« fuhr ich fort, »ist redlich gegen mich; aber es ziemt mir nicht, dem Manne, welchem ich früher ein vielleicht zu unbedingtes Vertrauen bewies, in dem Augenblicke meinen Beistand zu entziehen, wo er in unmittelbarer Gefahr steht, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden.« — »Das fürchte er nicht,« versetzte Ernst mit glühendem Gesichte. — »Es wird gewiß geschehen,« antwortete ich bestimmt, »wenn Ihr persönlicher Kredit in diesem Zeitpunkte durch einen solchen Vorgang erschüttert wird. — Genug! ich will jetzt weder sicher gestellt noch bezahlt werden. Suchen Sie vor Allem Ihre Fonds-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Wenn Ihre Stellung erst wieder mehr befestigt ist, mögen Sie immerhin thun, was Ihnen gut däucht, um sich einer Verbindlichkeit zu entledigen, welche Ihnen — ohne meine Schuld, wie ich mir bewußt bin, — drückend geworden.« — Damit

ſtand ich auf, und Ernſt ebenfalls. Er wollte reden, vermochte es aber nicht. Beſchämung, Dankbarkeit und Stolz ſchienen in ſeinem Inneren zu kämpfen; mit einem durchdringenden, halb finſteren, halb gerührten Blicke ſah er mich eine Weile an, verneigte ſich dann und verließ mein Zimmer.«

Norberg hielt in ſeiner Erzählung inne und ſtand auf, um nach dem Himmel zu ſehen, an welchem von mehreren Seiten Gewitterwolken aufſtiegen. »Das Wetter,« ſagte er, »zieht ſich über uns zuſammen, wie damals über dem armen Ernſt. Ich ſah dieß faſt ſo deutlich als jetzt; aber eine gewiſſe Empfindlichkeit über die ſtolze Zurückhaltung meines Schulfreundes hinderte mich, meine ganze Pflicht gegen ihn und gegen mich ſelbſt zu thun. Im Grunde war meine großmüthige Weigerung, ſeinen Vorſchlag anzunehmen, wenig mehr als ein Triumph der Eitelkeit. Hätte ich mich damals, wie ich konnte und ſollte, des eigenwilligen Mannes bemächtigt, und es der Mühe werth gefunden, ſein

Freund zu seyn, anstatt mit vornehmer Miene den Wohlthäter gegen ihn zu spielen; es wäre nicht schwer gewesen, den Unglücklichen auf den rechten Weg zurück zu führen und ihn von dem Verderben zu retten, dem er entgegen eilte.«

Elisa war ebenfalls aufgestanden, um nach dem Wetter zu sehen. Sie lud uns ein, auf einen etwas höheren Standpunkt zu gehen, wo wir das prächtige Schauspiel des herannahenden Gewitters besser beobachten und nöthigen Falls in der ganz nahen Schweizerhütte dagegen Schutz finden könnten. Wir folgten ihr dahin, und nachdem wir uns wieder gesetzt hatten, fuhr Norberg folgendermaßen in seiner Erzählung fort.

»Fünf oder sechs Tage nach jenem verhängnißvollen Besuche Ernst's verbreitete sich auf der Börse die nicht zu bezweifelnde Nachricht, daß der Krieg erklärt, und die Feindseligkeiten vermuthlich schon ausgebrochen seyen. Die Geschäfte stockten auf der Stelle. Das bare Geld verschwand; für die besten Papiere gab es keine

Käufer. Ich bemerkte Ernſt im Gedränge, ſich von einem Mäkler zum andern wendend; ein Achſelzucken war die Antwort, die er von jedem erhielt. Er ſchien ſehr beſtürzt, und ungewiß, ob er bleiben oder gehen ſollte. Offenbar befand er ſich bereits in der dringendſten Verlegenheit, und wußte keinen Rath, ſeinen nächſten Bedürfniſſen abzuhelfen. — Als ich von der Börſe herabging, ſah ich ihn in einer Ecke der Vorhalle bei Falling ſtehen, dem er ſein Anliegen in leidenſchaftlicher Haſt vorzutragen ſchien. Der kaltblütige Börſemann hörte ihm mit großem Phlegma zu und durchlief mit blinzelnden Augen ein Papier, das ihm Ernſt überreicht hatte. Ich blieb einige Augenblicke ſtehen, die Gruppe zu beobachten. In dem lauernden Geſichte des Wucherers ſtieg ein ſelbſtzufriedenes Lächeln auf, das einen gefaßten Entſchluß anzudeuten ſchien. Er legte vertraulich die Hand auf ſeines Nachbars Schulter und ſchielte ihn mit einer wahren Mephiſtopheles-Miene an, als wollte er für den Dienſt, der von ihm verlangt wurde, Leib und Seele zugleich in Beſchlag nehmen. Ernſt erblickte mich jetzt, und zog verlegen ſeinen Hut; auch Falling grüßte mich mit grinſender Höflich-

keit. Ich dankte beiden ziemlich trocken, indem ich mich vergebens bemühte, der widrig gemischten Empfindung von Mitleid und Abscheu Herr zu werden, womit mich der Anblick einer Gemeinschaft erfüllte, in welcher ich bereits das ganze künftige Geschick meines übel berathenen Schulfreundes voraus zu sehen glaubte.«

»Mehrere Stafetten, die zu Hause meiner warteten, überbrachten mir Handlungsberichte verschiedener und dringender Art, wodurch meine Aufmerksamkeit anderen Gegenständen zugewendet wurde. Der wirklich erfolgte Anfang des Krieges setzte die kaufmännische Welt allenthalben in außerordentliche Bewegung. Die Interessen meines Hauses und wichtiger Handlungsfreunde erheischten meine ungetheilte und thätigste Vorsorge. So vergingen in einem Gewühl von Geschäften zehn bis vierzehn Tage, während welcher ich Ernst und dessen Angelegenheiten beinahe ganz aus den Augen verlor. — Die Kriegsbegebenheiten nahmen schnell eine entscheidende, überaus unglückliche Wendung. Eine große Schlacht war verloren, und mit ihr die ganze Hoffnung des Feldzuges. Unsere Armee schien aufgelöst; der Feind hatte die Grän-

zen bereits überschritten, und Alles zeigte an, daß sich seinem Vordringen kein bedeutendes Hinderniß entgegenstellen würde. In der That war die Residenz selbst sehr bald im Besitz des feindlichen Heeres.«

»Nach einigen Tagen des Schreckens fingen die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens wieder an, nothdürftig ihren Gang zu gehen. Doch Alles ließ eine längere Dauer des Krieges und der Drangsale voraussehen, die damit verbunden waren. Der Druck und die Verwirrung unter Fabrikanten und Kaufleuten stiegen in kurzer Zeit auf's Aeußerste. Die Bankerotte waren an der Tagesordnung; nur wenige der älteren und ganz soliden Häuser blieben unerschüttert.«

»Zu meinem und aller Welt Erstaunen hielt sich Ernst in diesem Sturme aufrecht. Unstreitig war es seine Verbindung mit dem reichen Geldmanne Falling, welche ihm die Mittel dazu gab. Aber Niemand begriff die Art dieser Verbindung, und die förmliche Associirung der beiden Nachbarn, von der die Rede ging, fand wenig Glauben. Indessen war in der Lebensweise, und, wie es schien, sogar in der Denkart

des Agioteurs seit einiger Zeit eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der wüste Großstädter wurde auf ein Mal ein Freund des Landlebens; das Interesse, das er an den Fabriksarbeiten nahm, überwog selbst seine Anhänglichkeit an die Börse. Er verweilte halbe Tage lang in dem Hause seines Nachbars, und kam jetzt auch häufig, wenn dieser abwesend war. Endlich glaubte man wahrzunehmen, daß Falling's Augenmerk bei diesen Besuchen weniger auf die Geschäfte seines ehrlichen Nachbars, als auf dessen schöne Frau gerichtet sey, und die Lästersucht ermangelte nicht, die lange bezweifelte neue Kompagnie, in einem gewissen bedenklichen Sinne, als schon abgeschlossen anzukündigen.«

»Wie ich den Charakter meines alten Schulfreundes und seiner Gattin kannte, war ich überzeugt, daß sie, welches auch Falling's Absichten und Umtriebe seyn möchten, an solchen Schändlichkeiten keinen Theil, ja schwerlich eine Ahnung davon haben könnten. Der Ausgang, welchen die Sache nahm, bestätigte meine Vermuthung. Der Agioteur brach plötzlich, in sehr übler Laune, allen Umgang mit seinem Nach-

bar und deſſen Frau — der ſpröden Närrin — ab, wie er ſie jetzt ohne Scheu nannte. Seine galante Zudringlichkeit, die man lange nicht recht verſtanden, und für unſchuldige Geckerei gehalten hatte, war endlich deutlich und unverſchämt geworden. Sie wurde mit Verachtung zurückgewieſen. Das machte den Elenden wüthend vor Bosheit und Rachſucht. Er ſelbſt war jetzt der erſte, das Geheimniß der verderblichen Kreditsverbindung aufzudecken, welche zwiſchen ihm und ſeinem Nachbar beſtand. Die Waarenmagazine der Fabrik waren dem Wucherer verpfändet, zur Deckung der geheimen Vorſchüſſe, die er geleiſtet, und der Acceptationen und Bürgſchaften, zu welchen er ſich verbindlich gemacht hatte. Das Uebereinkommen war auf beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, und dem Rechte nach für beide Theile gleich verpflichtend. Aber Falling's Argliſt hatte ſich zum Meiſter des Vertrages gemacht; es ſtand in ſeiner Gewalt, ſeinen Mitkontrahenten durch die bloße Verweigerung ſeiner Unterſchrift augenblicklich zu ſtürzen. Falling fing damit an, die vertragsmäßigen Leiſtungen, die ihm oblagen, auf alle nur mögliche Weiſe zu erſchweren. Er ſpielte

den Beleidigten gegen Ernſt, und vermied gefliſſentlich, ſelbſt auf der Börſe, mit ihm Worte zu wechſeln; die Geſchäfte, welche noch zwiſchen ihnen Statt hatten, ließ er von ſeinen Kommis beſorgen, ſprach dabei gegen Jedermann ſehr zweifelhaft von der längeren Dauer derſelben, und erklärte auf's Beſtimmteſte, daß es ihm nie eingefallen ſey, ſich mit einem Manne ohne Vermögen, Kredit und kaufmänniſche Konduite in eine nähere Verbindung einzulaſſen.«

»Je frecher Falling ſeine Abſicht an den Tag legte, den hart bedrängten Ernſt zu Grunde zu richten, um ſo weniger verfehlte ſie ihre Wirkung. Der Reſt des perſönlichen Kredits, welchen dieſer noch gehabt hatte, war vernichtet, ſeitdem man wußte, von welcher Art das Verhältniß ſey, worin er mit Falling ſtand. Man kannte die rückſichtsloſe Härte des Agioteurs in ſolchen Umſtänden, und berechnete die Dauer eines kaufmänniſchen Lebens, das ſich in ſeinen Händen befand, nach dem Betragen, welches er gegen ſein Schlachtopfer beobachtete. Wenn er ſich anſchickte, ſeine Beute fahren zu laſſen, ſo ſchloß man, daß ſie rein aufgezehrt, und die Ueberbleibſel nicht des Aufhebens werth ſeyen.«

»Ich erfuhr durch das allgemeine Gerücht dieſe Lage der Dinge, und konnte nicht umhin, wahres Mitleiden mit meinem alten Schulfreunde zu haben. Empfindlicher konnte dieſer ſtolze, unlenkſame Geiſt nicht beſtraft werden, als daß er ſich, durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit, der Willkühr eines Elenden Preis gegeben ſah, den er eben ſo ſehr verachtete, als er ihn zu fürchten Urſache hatte. Indeſſen ſchien Ernſt entſchloſſen, den Kampf mit Falling's Argliſt und Niederträchtigkeit eben ſo beharrlich zu beſtehen, als er bisher den Unfällen der Zeit und den Schlägen des Schickſals Trotz geboten hatte. Mit einer Anſtrengung ohne Gleichen, und unter immerwährenden Zänkereien mit Falling's Handlungsbedienten und Helfershelfern, hielt er den morſchen Bau ſeines Kredits noch durch mehrere Wochen aufrecht. Ich begegnete ihm unter dieſen Umſtänden auf der Börſe, die er jetzt ſeltener beſuchte, und erſchrak über ſein Ausſehen. Seine Wangen und Augen waren eingefallen, die Geſichtsfarbe gelb und krankhaft, der Nacken gegen ſeine Gewohnheit vorhängend. Er blickte ſcheu und finſter um ſich, und ſchien Jemand zu ſuchen. Endlich ward er Falling's

erſten Kommis gewahr, und ging haſtig auf ihn zu. Sie ſprachen ziemlich lange, zuletzt ſehr heftig mit einander. Als ich an ihnen vorbeiging, traf Ernſt's funkelndes Auge von ungefähr auf mich. Er ſtockte, und eine dunkle Gluthröthe ergoß ſich über ſein Geſicht. Noch ein Mal ſuchte er den geſenkten Blick zu mir zu erheben, aber er mußte ihn wieder zu Boden ſchlagen. Da warf er ſich mit einer Bewegung des Stolzes in die Bruſt, und nachdem er dem Handlungsbedienten noch einige barſche Worte geſagt hatte, verließ er eilig den Saal.«

»Als ich von dieſer ſtummen, aber bedeutungsvollen Begegnung nach Hauſe kam, erzählte mir Eliſa, daß ſie eben einen Beſuch von Ernſt's Gattin gehabt habe. Die arme Frau ſchien von einer unbeſtimmten traurigen Ahnung in die Stadt getrieben und in unſer Haus geführt worden zu ſeyn, um Hülfe gegen ein Unglück zu ſuchen, das ſie voraus empfand, ohne ſagen zu können, worin es beſtehen, und wie es abzuwenden ſeyn würde. Die ökonomiſche Verwickelung ihres Mannes war ihr wenig bekannt; auch erwähnte ſie deren nicht: dagegen ſprach ſie in ſeltſamen, dunkeln Ausdrücken von

dem verlorenen Zuſtande ſeiner Seele, woraus ihn nur ein Wunder zu befreien vermöge. Dennoch ſchien ſie von meiner Freundſchaft und Großmuth Hülfe zu erwarten; aber ſie zweifelte, ob ich das Unheil werde verhindern können, welches ſie am meiſten zu fürchten habe. Am Ende bat ſie meine Frau in den rührendſten Ausdrücken, ihr die Ungelegenheit, die ſie ihr verurſachte, und ihre verworrenen Reden zu verzeihen: allein ſie habe es nicht unterlaſſen können, dieſen Beſuch zu machen, trotz dem Verbot ihres Mannes, der ihr eine ſolche Schwäche, wie er es nenne, nie verzeihen würde.«

»Alles, was ich ſeit einigen Tagen ſah und hörte, vermehrte meine Theilnahme an Ernſt's traurigem Schickſale. Ich fing an, mir ſelbſt einen Theil der Fehler und des Unglückes beizumeſſen, worin der unvorſichtige Mann verfallen war. Noch jetzt ſchien es meine Pflicht, einen Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen. Der Zeitpunkt war entſcheidend, nicht nur für Ernſt's äußere Lage, ſondern auch für ſeinen Charakter und Gemüthszuſtand, die nicht weniger einer gründlichen Verbeſſerung bedurften, und nun

vielleicht für immer von den, ihnen anhängenden Gebrechen geheilt werden konnten.«

»In dieser Stimmung traf mich mein Rechtsfreund, Doktor M., der meine Verhältnisse mit Ernst, und diesen selbst, genau kannte. Des Doktors erstes Wort, als er eintrat, war die verzweifelte Lage unsers gemeinschaftlichen Jugendfreundes. Er machte mir, nach seiner gutmüthig polternden Art, herbe Vorwürfe über meine unverzeihliche Fahrlässigkeit in dieser Sache. Schon längst habe er mir gerathen, wegen meiner Forderung an Ernst, die nun offenbar in hohem Grade gefährdet sei, die nöthige Vorsicht zu treffen. Meine übelverstandene Delikatesse habe mich schon ein Mal um die mir angebotene Sicherheit gebracht, was zu Ernst's eigenem größten Nachtheil ausgeschlagen sey, und ihn dem schurkischen Falling in das Netz gejagt habe. Jetzt sei die letzte Zeit, das Versäumte einzubringen, und er fordere mich auf, dieß auf der Stelle zu thun, wäre es auch nur um des Schuldners und der übrigen rechtlichen Gläubiger willen. Die Fabriksgebäude seyen noch unbelastet; er habe ohnehin ein Geschäft bei der Herrschaft, und biete sich an, meine Forderung

in dem Grundbuche daſelbſt ungeſäumt intabuliren zu laſſen. Auf ſolche Weiſe werde ich, außer meiner eigenen Sicherheit, zugleich das nöthige Uebergewicht unter den übrigen Kreditoren erhalten, und es werde in meiner Macht ſtehen, nach den Umſtänden zu thun, was ich für das Beſte des Schuldners und der Maſſe am zuträglichſten finde.«

»Die Gründe meines Rechtsfreundes waren ſo überzeugend, ſein Eifer, mir zu dienen, ſo unverkennbar, ſeine Geſinnungen für Ernſt ſelbſt ſo wohlmeinend, daß ich ſeinem Andringen nachgab, und ihm die Vollmacht ertheilte, ſogleich am folgenden Tage alle gerichtlichen Vorkehrungen in meinem Namen zu treffen. Ich erklärte dabei, daß ich das hypothekariſche Vorrecht, welches ich in Anſpruch nahm, weniger zu meinem eigenen Vortheil, als zum Beſten Ernſt's und der Geſammtheit ſeiner Gläubiger, zu benutzen gedächte. Wenn die Unternehmung aufrecht erhalten werden könnte, war ich entſchloſſen, von meinem bisherigen Syſtem abzugehen, und der Fabrik mit einem angemeſſenen Fonds als öffentlicher Geſellſchafter beizutreten. Wenn dieß unmöglich, und die Anſtalt nicht mehr zu retten

wäre, wollte ich wenigstens nichts unversucht lassen, um eine, für alle Betheiligten möglichst vortheilhafte Ausgleichung zu Stande zu bringen. Mit diesen Absichten dachte ich Ernst selbst bekannt zu machen, sobald meine alte Forderung sicher gestellt, und ich in der Lage seyn würde, eine entscheidende Sprache gegen den Schuldner sowohl, als die übrigen Gläubiger, zu führen. — Mein Freund M. billigte dieß Alles höchlich, und verließ mich, sehr zufrieden mit mir und mit sich selbst, indem er mir Glück wünschte, einen Entschluß gefaßt zu haben, der, seiner Meinung nach, nur die ersprießlichsten Folgen haben konnte.«

Das Gewitter hatte sich indessen dunkeldrohend über unsere Häupter gelagert. Ein mächtiger Blitzstrahl durchzuckte in diesem Augenblick die düsteren Wolkenmassen; die drückend schwüle Luft fing an bewegt zu werden, und einzelne große Wassertropfen fielen auf die glühende Erde. Norberg schwieg, und wir Alle staunten einige Sekunden den aufgeregten Himmel an. Da

ſchlängelte ſich ein zweiter Blitz durch die Luft. Wir mußten eilen, die Schweizerhütte zu erreichen, eh' unter gewaltigem Donnergerolle der Regen herabgoß.

»Erquickend,« ſagte Eliſa, indem ſie, unter dem ſchützenden Vorſprung der Hütte ſtehend, den erfriſchten Luftſtrom in langen Zügen einſog. Sie hatte Norberg's Arm gefaßt, und lehnte ſich liebkoſend an ihn, da er, in ſeine Gedanken vertieft, trüb und gleichgültig in das Wetter hinaus ſah. »Die Erinnerung an jene Tage der Unruhe und des Schreckens,« hob ſie nach einer Weile an, »hat noch immer eine große Gewalt über den heitern, ſtarken Geiſt unſers Freundes. Er vermied bisher, ſelbſt mit mir, von manchen Umſtänden zu reden. Doch waren es nur Züge ſeines Edelmuthes, die er uns zu verbergen hatte.«

»Sage, ſeines kurzſichtigen Eigendünkels,« erwiederte Norberg, »und Du ſprichſt die Wahrheit. — An demſelben Tage, an welchem mein kluger Rettungsplan in Erfüllung zu gehen anfing, war Ernſt's Fall entſchieden, und zwei Nächte ſpäter trieb ihn die Verzweiflung in den Tod und zum Wahnſinn. Schon am Morgen

jenes Tages — es war eben Sonnabend, — verbreitete sich das Gerücht, daß Ernst seine Zahlungen sogleich einstellen müsse, weil Falling und dessen auswärtige Freunde ihm plötzlich den Kredit verweigert hätten, und alle seine Wechsel mit Protest zurückgekommen wären. Die Nachrichten auf der Börse bestätigten die zuletzt erwähnten Umstände. Man sprach von einem furchtbaren Auftritt zwischen Ernst und dem Agioteur, in Folge dessen der letztere eiligst auf ein entferntes Landgut abgereist sey. Uebrigens setzte die Fabrik die Zahlungen des Tages fort; die Inhaber der mit Protest zurückgekommenen Tratten wurden auf den künftigen Montag bestellt, wo sie bezahlt werden sollten. Gegen Abend sah man Ernst selbst, in derselben Richtung, welche Falling genommen, aus der Stadt fahren. Man sagte, daß er sich mit Waffen versehen, und geschworen habe, sich Geld zu den bevorstehenden Zahlungen zu verschaffen, und wenn er es dem Teufel in Person um den Preis seiner Seele abnöthigen müßte.«

»Der Sonntag verging, ohne daß man von Ernst oder Falling weiter etwas hörte. Mit Ungeduld erwartete ich meinen Rechtsfreund, der

endlich Abends von ſeiner Landfahrt zurückkam. Er brachte mir mit triumphirender Miene den Ausweis von der vollzogenen Intabulirung meines Darleihens, denn er hatte bereits erfahren, daß es inzwiſchen mit Ernſt's Angelegenheiten zum Aeußerſten gekommen war. Seiner Meinung nach war dieß nothwendig; jetzt erſt, behauptete er, werde der gebeugte Stolz unſers Jugendfreundes ſich den Anordnungen fügen, welche zu ſeiner Rettung getroffen werden müßten. Ernſt's abenteuerlichen Zug wider Falling belachte der Doktor; er wollte wiſſen, daß der Agioteur ſich in vollkommener Sicherheit befinde, und Ernſt unverrichteter Dinge zurückkehren werde. — Es gelang meinem Freunde, mich nach und nach zu ſeinen Anſichten zu ſtimmen. Andere Beſchäftigungen und die Zerſtreuungen der Geſellſchaft verſcheuchten vollends die Beſorgniſſe, die in mir aufgeſtiegen waren; ich ſah ziemlich gleichgültig den Ereigniſſen des folgenden Tages entgegen, welche in jedem Fall entſcheidend ſeyn mußten.«

»Montags früh, gegen zehn Uhr, meldete man mir mit einer gewiſſen Verlegenheit, daß in Ernſt's Niederlage große Unruhe und Beſtürzung

herrſchten, und daß ſehr ſeltſame, zum Theil widerſprechende Nachrichten von ſchrecklichen Begebenheiten in Umlauf wären, die ſich auf der Fabrik zugetragen haben ſollten. Nach Einigen habe ſich Ernſt in den Strudel des großen Waſſerwerkes der Fabrik geſtürzt und ſey todt, nach Anderen lebe er zwar noch, doch ohne Hoffnung des Aufkommens, ſo wie ſeine Frau und ſein kleiner Sohn, zu denen ein Arzt aus der Stadt berufen worden. Es ſeyen Spuren vorhanden, daß der Unglückliche ſich ſelbſt und ſeine Familie mit Blauſäure vergiftet habe. — Ich war erſtarrt vor Entſetzen, ſuchte mich aber durch den Gedanken zu ermannen, daß dieſer verworrene Bericht unmöglich wahr ſeyn könne. Da überreichte man mir einen Brief, mit der Aufſchrift von Ernſt's Hand: »Dem Herrn von Norberg nach meinem Tode zuzuſtellen.«

»In dem Briefe geſtand Ernſt ſein früheres Unrecht gegen mich, verhehlte aber nicht, daß er eine Art von Befriedigung darin finde, durch den letzten Schritt, welchen ich ohne ſein Vorwiſſen zur Sicherſtellung meines Intereſſes gethan, der einzigen Verbindlichkeit enthoben zu ſeyn, die ihm wahrhaft drückend geweſen. Er

gehe aus der Welt, mit der kalten und ruhigen Ueberzeugung, daß er keinen Freund darin zurücklasse. Bis noch vor kurzer Zeit habe er sich mit dem Gedanken getragen, sein Weib und sein Kind im Fall seines Todes meinem Edelmuthe zu empfehlen; jetzt erspare ihm eine neue Erfahrung diese unnütze Demüthigung. Derselbe Tod, der ihn von der Last und Mühe des Lebens befreie, werde auch dem Elend der Seinigen ein Ende machen. Gleichwol habe er noch einen Wunsch, dessen Erfüllung er lieber von mir, als von jedem Andern erlangte. Dieß sey die Bestrafung des Niederträchtigen, in dessen Hände er, vielleicht nach einer gerechten Fügung des Schicksals, gefallen sey, weil er aus allzuregem Selbstgefühl es verschmäht habe, von irgend einem Menschen abzuhängen. Falling's Betragen gegen ihn sey eine Kette von Schandthaten, die eine noch schärfere Ahnung verdienen, als die öffentliche Verachtung allein. Dazu fordere er mich im Namen seines hingeopferten Weibes und Sohnes auf, welche er lieber todt, als dem Mangel und der Schande ausgesetzt habe sehen wollen.« —

Norberg ſchwieg abermals, nicht weniger von ſeinen Erinnerungen, als von dem gewaltſamen Ausbruch des Ungewitters geſtört, das ſich jetzt mit ununterbrochenen Blitzen und Donnerſchlägen, und in einem unermeßlichen Waſſerſtrome entlud. Wir mußten in das Innere der Hütte treten, um vor dem heftigen Anfall des Sturmes und des Regens geſchützt zu ſeyn.

Das erſte, was uns dort in die Augen fiel, waren die zwei Zeichnungen aus Ernſt's Geſchichte. Sie ſtellten zwei Momente der Kataſtrophe dar, und waren beſonders in Hinſicht der Architektur und Beleuchtung meiſterhaft ausgeführt. — »Dieſe geſpenſtiſche Geſtalt,« ſagte Doktor G., der eine der Zeichnungen aufmerkſam betrachtete, »welche hier über den halb erleuchteten Korridor hinweghuſcht, iſt wol Ihr unglücklicher Freund? Das Unheimliche der Geſchichte iſt von dem Künſtler glücklich angedeutet; man glaubt eine Scene aus einem Roman der Radcliffe oder des Maturin zu erblicken.«

»Mich zieht dieſes gemüthliche Familienſtück mehr an,« ſagte Palmer, vor dem anderen Bilde ſtehend; »ich glaube hier den verſöhnenden Ausgang zu ſehen, und das Entzücken einer

frommen Seele, die den verloren gewähnten Gatten wieder in ihre treuen Arme ſchließt.«

»Greifen wir dem Ausgange nicht vor,« erwiederte Doktor G.; »es ſcheint, wir haben den Wendepunkt dieſer häuslichen Tragödie noch nicht erreicht.«

»Das Gräßlichſte davon,« fuhr Norberg fort, »haben Sie wenigſtens gehört: Ernſt's Vorhaben nämlich, ſich ſelbſt, ſein Weib und ſeinen Sohn zugleich zu tödten, eine Gräuelthat, mit welcher der Unglückliche einige Stunden lang wirklich umging, wie ſein Brief an mich und mehrere Umſtände nur allzudeutlich bewieſen. — Was ich von der Veranlaſſung, dem Zuſammenhange und den Folgen dieſes entſetzlichen Vorhabens erfuhr, iſt mir zu erzählen übrig.«

»Schon ſeit mehreren Wochen täuſchte ſich Ernſt über ſeine ökonomiſche Lage nicht mehr. Sein Bruch mit Falling, die nachtheilige Stellung, worin er ſich gegen dieſen befand, die gänzliche Vernichtung ſeines eigenen Kredits, Alles verkündigte ihm ſeinen unvermeidlichen, nahen Untergang. Noch hielt der Werth ſeiner Aktiven der Schuldenmaſſe ungefähr das Gleichgewicht; doch Alles war verloren, wenn die ver-

wickelte Maschine zusammenstürzte. Im Fall eines Bruches sank der Werth der Aktiven vielleicht um ein Drittheil, und der Verlust der Gläubiger war im Fortgange eines Konkurses kaum zu berechnen. In einem wahrhaft fieberischen Zustande, aber mit voller Klarheit des Bewußtseyns, setzte er indeß rastlos seine Bemühungen fort, dem immer stärkeren Andrang der auf ihn einstürmenden Zahlungsforderungen zu widerstehen. Er sah die zunehmende Wahrscheinlichkeit, diesen Anforderungen nicht mehr genügen zu können, und er schauderte davor; denn er war entschlossen, dieses Aeußerste nicht zu überleben.«

»Eine Art von Tagebuch, welches man unter Ernst's Papieren gefunden, stellte diesen inneren Kampf seines Gemüthes auf eine anschauliche Weise dar. Man sah die Bedrängniß des armen Mannes von Tag zu Tage höher steigen, und die finstere Ueberzeugung sich seiner immer mehr bemächtigen, daß aus diesem Labyrinthe kein Ausweg für ihn sey, als der Tod. Dabei enthielten diese Blätter eine fortlaufende Rechtfertigung seiner kaufmännischen Grundsätze und seiner Geschäftsführung, die er als untadelhaft

und folgerecht vertheidigte, mit alleiniger Ausnahme seiner Verbindung mit Falling, zu welcher ihn der Drang der Umstände verleitet habe. Alle seine Unfälle schrieb er dem treulosen Glücke zu, und fremder Schwäche oder Thorheit. Seine Unternehmung erklärte er für aufrecht, wenn die, von Falling widerrechtlich zurückgehaltenen, Pfänder zur Masse gezogen, und das Fabriksvermögen nicht unter dem Werthe verschleudert würde. Er rieth daher seinen Gläubigern, die Geschäfte, ihres eigenen Vortheils wegen, wenigstens bis zur erfolgten Liquidirung, auf gemeinschaftliche Rechnung fortzusetzen. Zu diesem Zwecke empfahl er ihnen seine Leute, deren Dienste der Masse so nützlich seyn würden, als sie es ihm gewesen.«

»In den letzten Tagen schien Ernst durch diese Ansichten wieder zu einiger Gemüthsruhe gelangt zu seyn. Er ging mit dem Entschlusse um, seinen Gläubigern einen kurzen Zahlungsstillstand vorzuschlagen, während dessen eine Ausgleichung versucht werden sollte. Sein Augenmerk und seine Hoffnung waren dabei vornehmlich auf mich gerichtet, wie mehrere Stellen seines Tagebuches bewiesen, worin er meiner mit

Achtung und mit dem herzlichen Bedauern erwähnte, ſich jemals von mir entfernt zu haben. Eine dieſer Stellen in den Selbſtbekenntniſſen des unglücklichen Mannes, hatte etwas beſonders Rührendes. Er hatte die Rechnungen vollendet, die er ſeinen Gläubigern vorlegen wollte. Sein Entſchluß war gefaßt, und ſeine Ausſicht nicht hoffnungslos; er dachte arm, aber mit unverletzter bürgerlicher Ehre von ſeinem Beſitzthume zu ſcheiden.«

»Da ſchreckte ihn Falling's wortbrüchige Bosheit plötzlich aus ſeiner vorübergehenden Selbſtberuhigung auf. Er ſah die Nothwendigkeit, ſeine Zahlungen augenblicklich einſtellen zu müſſen, und fürchtete das Schlimmſte von dem gerichtlichen Verfahren, worauf es der Wucherer angelegt hatte. Falling's argliſtige Entweichung verſetzte ihn in Wuth. Die gewaltſamſten Entſchließungen ſcheinen von dieſer Zeit an in ſeiner Seele gewechſelt zu haben. Als er, wie mein Freund M. richtig vorausgeſehen, die Spur des Flüchtlings verlor, und die Hoffnung, ihn zu erreichen, aufgeben mußte, wollte er erſt in die Stadt zurückkehren, befahl aber dann dem Kutſcher, den Weg nach der Fabrik einzuſchlagen;

und die müden Pferde anzutreiben, denn er müsse noch auf das Amt. In der Nähe seines Hauses begegnete er dem Gerichtshalter. Von diesem erfuhr er, daß mein Advokat auf dem Amte gewesen, und welches Geschäft ihn dahin geführt habe. Ernst schien ganz außer sich vor Erstaunen und Bestürzung. Er verließ den Gerichtshalter, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Verstört und düster kam er im Hause an, wies seine Frau und den Knaben, die ihn bei'm Aussteigen bewillkommten, mit Härte zurück, und verschloß sich in sein Arbeitszimmer, wo er eine Stunde lang allein blieb und zu schreiben schien. Als es dunkel zu werden anfing, hörte man ihn eine Weile mit starken Schritten auf und ab gehen, und mit sich selbst reden. Endlich verlangte er Licht, und ließ seiner Frau sagen, daß sie ihm eine Kräutersuppe — sein Lieblingsgericht — bereiten und gegen zehn Uhr mit dem Kinde zu ihm kommen solle, um die Suppe in seiner Gesellschaft zu essen. Dann schrieb er wieder, wahrscheinlich den Brief an mich, auch noch an seinem Tagebuche, dessen letzte Stellen mit furchtbarem Kaltsinn die Ueberzeugung aussprachen: er weihe sich und die Seinigen der

Vernichtung, und werde in dem ruhigen Schlafe des Todes durch keine Träume gestört werden.«

»Als die Magd das Essen brachte und auf den Tisch setzte, bemerkte sie, daß ihr Herr, der todtenbleich an dem Schreibpulte stand, ein Fläschchen in der Hand hielt, das er zu verbergen suchte. In verdrießlichem Tone befahl er ihr, zu gehen und die Frau mit dem Knaben zu rufen. Aber plötzlich schien ihn eine ungeheuere Angst zu befallen; er stürzte aus dem Zimmer und rannte an der Magd vorbei, durch den langen Korridor des Wohngebäudes, über die Treppe, welche zu dem großen Wasserwerke führt. Dort sah ihn ein junger Arbeiter, der eben bei der Schleuse beschäftigt war, wenige Schritte hinter den großen Schaufelrädern, sich in's Wasser stürzen. Durch einen außerordentlichen Glücksfall war die Schleuse, wodurch das Räderwerk gesperrt werden konnte, des hohen Wasserstandes wegen, zur Hälfte herabgelassen. Dieß hielt den Körper, nachdem er ein Mal aufgetaucht, einige Augenblicke zurück, und es gelang dem jungen Menschen, seinen Herrn, wiewol stark beschädigt und ganz besinnungslos, aus dem schrecklichen Wasserschlunde zu ziehen.« —

Ich war, nachdem ich mich von dem erſten Schreck ein wenig erholt hatte, auf die Fabrik geeilt, um die wahren Umſtände der grauenvollen Begebenheit zu erfahren und Hülfe zu leiſten, wo ich irgend konnte. Der Arzt, den man aus der Stadt berufen hatte, war ſchon ſeit einigen Stunden hier, und vereinigte ſeine Beobachtungen mit denen des Ortsphyſikus und des Pfarrers, welche den Verunglückten bald nach der That geſehen und ſeitdem beinahe ohne Unterbrechung in ſeiner Nähe geblieben waren. Beide beſchrieben die erſten Aeußerungen des zurückkehrenden Bewußtſeyns nach dem todähnlichen Schlummer, worin Ernſt eine Zeitlang gelegen, als höchſt ſeltſam und grauſenhaft. Er ſchien entſetzt über das Gefühl ſeines Daſeyns, und über das, was um ihn vorging. Dabei war ſein Körper ganz ſteif und unbeweglich; nur ſeine Blicke ſchweiften unſtät und ſtarr zugleich umher. Lippen und Zähne blieben hart verſchloſſen; man mußte die Mundſperre anlegen, um ihm Arzenei einzuflößen. Der Ortsphyſikus hatte geglaubt, ihm zur Aufregung der geſunkenen Lebenskräfte eine Miſchung von Laudanum und Moſchus verordnen zu müſſen. Dieſe ſtark er-

regenden Mittel schienen dem inneren Spiele seiner Phantasien einen gewaltsamen Schwung zu geben. Er fing an zu reden, und verrieth nach und nach, was die Tiefen seines beängstigten Gemüthes bewegte.«

»Er bildete sich ein, gestorben und ein verdammter Geist zu seyn, der zur Strafe seines Unglaubens und seiner Missethaten in eine Welt von Larven versetzt worden, derjenigen ähnlich, welcher er sich eigenmächtig entzogen hatte. Alles, was ihn umgab, erschien ihm als eine bloße Verkleidung der Geisterwelt, die er sonst geleugnet, und deren furchtbare Wirklichkeit ihm, mit der Ueberzeugung von der Fortdauer seines Ichs nach dem Tode, offenbar geworden. In den bekannten Gestalten, die sich ihm näherten, glaubte er Dämonen zu sehen, welchen die Vollziehung seiner Strafe aufgetragen war. Der Arzt, der Geistliche, seine Bedienten, selbst sein alter Freund, der Fabriksinspektor, waren nicht davon ausgenommen. Er betrachtete ihre Gesichtszüge mit Scheu und ängstlicher Anstrengung, als ob er die Zeichen ihrer dämonischen Natur darin zu entdecken suche; der vertraute Ton ihrer Stimme schien ihn durch einen frem-

den Beiklang zu ſchrecken. Der Anblick des Pfarrers beſonders, mit dem er ſich zuweilen einen unfeinen Scherz erlaubt, machte ſichtbar einen tiefen, furchterregenden Eindruck auf ihn, welcher durch die Worte des Troſtes und der Erbauung, die der Geiſtliche an ihn richtete, eher verſtärkt als gemildert wurde. Es war, als ob der Unglückliche in dem Boten des Friedens, deſſen Amt er ehemals verſpottet, jetzt den Verkündiger ſeines Verdammungsurtheiles erkennte, und als wenn die Worte des Heils, die er vernahm, ſich für ihn in donnernde Ausſprüche des erzürnten Richters verwandelten. Der Wahnſinn der Leidenſchaften, welche ihn verblendet, und bis zum Selbſtmord getrieben hatten, war verſchwunden, als hätte der Tod wirklich die Bande des unſterblichen Geiſtes gelöſt. Er klagte ſich ſelbſt mit der größten Strenge an, nicht bloß über die verbrecheriſchen Vorſätze und Handlungen der letzten Tage, ſondern über alle die verkehrten Schritte, welche ſeinen Untergang herbeigeführt hatten, und als deren einzige Triebfeder er jetzt ſeinen eigenen gränzenloſen Stolz erkannte. Dagegen entſchuldigte er das Betragen ſeiner ehemaligen Geſellſchafter gegen ihn,

und auch das meinige, obwol er dieſes noch in einem ganz falſchen Lichte ſah. Laut verkündigte er die Gerechtigkeit der Strafe, die, wie er wähnte, für eine Dauer ohne Ende über ihn verhängt worden, und deren herbeſte Pein in der ewigen Betrachtung ſeiner Schuld und ihrer nicht mehr zu ändernden Folgen beſtand.«

»Ernſt's Tagebuch, welches die Aerzte vor ſich hatten, gab hinlänglichen Aufſchluß über den Urſprung dieſer nachſichtsloſen Selbſtverurtheilung, ſo wie über die letzten ſchrecklichen Vorſätze des Unglücklichen. Vertieft in den finſtern Wahn, daß mit dieſem Leben Alles geendigt ſey, hatte er, nachdem er ſich ohne Rettung verloren, und auch von mir getäuſcht und verlaſſen glaubte, mit einer Art von Beſonnenheit die Anſtalten zu der gräuelvollen Mahlzeit getroffen, welche ihn und die Seinigen aus der Welt ſchaffen ſollte. Aber die Angſt des Gewiſſens, wahrſcheinlich auch eine Regung natürlicher Zärtlichkeit, trieb ihn von dem entſetzlichen Mahle hinweg, noch eh' es bereitet und vollzogen war. Er dachte der Qual der Vorſtellungen, die ihn marterten, auf immer zu entgehen, und ſich ſelbſt zu vernichten, indem er ſich in die Waſſer-

räder ſtürzte. Des leiblichen Todes gewiß, glaubte er es auch von dem Tode ſeiner Seele zu ſeyn. — Dieß ohne Zweifel war ſein letzter Gedanke, als ihn das Bewußtſeyn verließ; derſelbe Gedanke, zur fixen Idee geworden, trat aus dem Chaos ſeiner zerrütteten Seele wieder hervor, als das Selbſtbewußtſeyn mit allen Schreckniſſen eines beängſtigten Gewiſſens in ihm zurückkehrte.«

»So zeigte ſich des armen Mannes Geiſtesverrückung, deren ſeltſame Beſchaffenheit man anfangs nicht zu deuten wußte, nach einigen Stunden ſchon völlig ausgebildet und zuſammenhängend in ſich ſelbſt. Beide Aerzte erklärten dieſen Zuſtand für den vollſtändigſten Wahnſinn, indem kaum eine Spur von Fieber bemerklich war, und die grauſenhafte Idee, welche den Kranken beherrſchte, alle leibliche Empfindung in ihm zerſtört zu haben ſchien. Die allgemeine Starrſucht oder Lähmung der körperlichen Organe dauerte fort. Selbſt die Sprache, deren Gebrauch er auf kurze Zeit bloß erhalten zu haben ſchien, um die Laſt abzuwälzen, worunter ſein Gewiſſen arbeitete, verſagte ihm auf's Neue ihren Dienſt, als er ſeine Selbſtanklage

vollendet hatte. Seit Tagesanbruch ſprach er kein Wort mehr; der wieder ſtreng verſchloſſene Mund mußte jedes Mal mit Gewalt geöffnet werden, wenn man ihm Arzenei oder die nöthigſte Nahrung beibringen wollte. — Die Aerzte erwarteten bei eintretender Nacht eine neue Wendung der Krankheit, oder doch die Rückkehr der in der vorigen Nacht beobachteten Zuſtände. Ueber die Möglichkeit und Art der Heilung waren ſie noch ganz im Dunkeln, gaben aber überhaupt wenig Hoffnung dazu. Der Geiſtliche, ein verſtändiger und wohlwollender Mann, war einer minder troſtloſen Meinung. Er glaubte der Kraft der moraliſchen Geſinnungen vertrauen zu dürfen, welche in Ernſt's Gemüth erwacht waren, und verſprach ſich von dem Einfluß derſelben eine heilſame Wirkung auf die allmälige Herſtellung des Kranken.«

»Meine Wünſche ſtimmten zu ſehr mit der Ueberzeugung des guten Pfarrers überein, als daß ich nicht ſeine Hoffnungen hätte theilen ſollen. Beruhigt über das Befinden der armen Frau und des Knaben, denen man die gräßlichſten Umſtände der unglücklichen Geſchichte zu verbergen gewußt hatte, und die ſich von den

ersten Eindrücken des Schreckens zu erholen anfingen, verließ ich das Haus, bloß mit dem Gedanken beschäftigt, was ich zur Verbesserung von Ernst's ökonomischer Lage thun könne, von welcher, nach dem Charakter des Mannes, seine endliche Genesung vielleicht am sichersten zu erwarten war. Ich fand bei diesem Vorhaben die wirksamste Unterstützung in dem Eifer und den Einsichten meines Rechtsfreundes, der sich nicht weniger, als ich, verpflichtet glaubte, die unseligen Folgen seiner Rathschläge so viel als möglich gut zu machen. Die Stimmung der großen Mehrheit von Ernst's Gläubigern war unsern Absichten günstig. Man kam ohne Schwierigkeiten über einen Zahlungsstillstand von sechs Monaten überein. Ein Fonds ward ausgemittelt, um die an Falling verpfändeten Waaren zum Vortheil der Masse einzulösen. Der Agioteur, von der öffentlichen Meinung zum Voraus verurtheilt, war so klug, einem Prozeß auszuweichen, und sich mit dem Ersatz seiner Vorschüsse zu begnügen. Mehrere verloren geglaubte Schuldposten gingen ein. Dadurch wurde der Ausfall in der Bilanz größten Theils gedeckt. Ernst's ehemalige Kompagnons erklärten sich be-

reit, die Fabrik zu übernehmen, im Fall er mit Tod abgehen oder außer Stande seyn sollte, die Geschäfte fortzusetzen.«

»Alle diese günstigen Aussichten zu einer besseren Wendung von Ernst's ökonomischen Angelegenheiten wurden jedoch seinen Freunden durch die Nachrichten sehr verkümmert, welche von Tag zu Tage über den noch immer hoffnungslosen Zustand seiner Gesundheit einliefen. Eine Veränderung, die schon in den ersten Tagen bemerkt wurde, trat jetzt regelmäßig in jeder Nacht ein, und bewies durch diese Stätigkeit den hohen Grad der Bösartigkeit, welchen das Uebel erreicht hatte. Der Kranke erhob sich gegen Mitternacht aus seinem Bette, worin er den Tag über in einer Art von Starrsucht, aber offenbar in wachem Zustande gelegen, und fing an, auf eine wahrhaft gespenstische Weise in seinem Zimmer umher zu gehen. Seine Haltung und sein ganzes Wesen hatten das Ansehen eines Nachtwandlers; doch schien die Art der Wechselwirkung, worin sein Inneres mit der Außenwelt stand, verschieden von der gewöhnlichen Weise dieses krankhaften Zustandes. Es war eine Mischung von eigentlichem Wahnsinn, der, nach

einem inneren Prinzip der Ideenverbindung, ſich eine eigene Welt ſchafft, und ſeine Einbildungen als äußere Dinge anſchaut, und von der träumeriſchen Wahrnehmung, worin der Somnambüle ſich bewegt. Da der Kranke in dieſem Zuſtande ſprach, ſo lernte man den ſeltſamen und grauenvollen Wahn, der ihn beſaß, in ſeinem ganzen Zuſammenhange kennen. Er glaubte ſich jetzt als abgeſchiedener Geiſt wieder auf der Erde und unter ſeinen ehemaligen Umgebungen zu befinden. Indem er von einer Ecke ſeines Zimmers zu der andern, oder in wunderlichen Kreisbewegungen, bald langſam, bald haſtig umherging, bildete er ſich ein, die Stadt, die Gegend, die Gärten und Häuſer ſeiner Nachbarn zu durchwandern. Er ſah Menſchen aller Art, Bekannte und Unbekannte, Gemeine und Vornehme; er hörte ſie von ihm, von ſeinem gewaltſamen Tode, von den Unglücklichen, die er gemacht, von der Schmach und Beſchimpfung reden, die ſeiner verſtümmelten Leiche angethan worden. Er hörte ſein Andenken verwünſchen und ſeinen Namen mit Abſcheu ausſprechen, ſelbſt von denen, die er geliebt, und die einſt ihn geehrt hatten. Der Unglückliche hörte und

ſah dieſes alles, und trug es mit Geduld und Unterwerfung. Aber die Folgen ſeiner Handlungen für Andere, das Unheil, welches ſein Eigenſinn und ſein Stolz in der Welt geſtiftet, thürmten ſich in ſeiner Einbildung zu einem Ungeheuer von Verderben und Jammer auf, unter deſſen Laſt ſeine geängſtigte Seele erlag. In der Uebertreibung ſeiner Selbſtverdammung ſtellte er ſich ſeine redlichen Gläubiger zu Grunde gerichtet vor, ſeine treuen Diener verfolgt von den Gerichten und eingekerkert, ſein Weib und ſein Kind dem bitterſten Mangel, der Schande und dem erdrückenden Bewußtſeyn einer ehrloſen Verwandtſchaft und Abkunft Preis gegeben. Dieſe ſchrecklichen Vorſtellungen überwältigten ſeine ſtarke Natur; er verfiel auf einige Augenblicke in wirkliche Raſerei, und ſtürzte dann gewöhnlich in die fühlloſe Lethargie zurück, aus der er vor dem Eintritt dieſer Krankheitsperiode ſich aufgerichtet hatte.«

»Mehrere Wochen vergingen, ohne daß ſich eine weitere Veränderung in dem Gange der Krankheit zeigte. Doch bemerkten die Aerzte eine bedeutende Abnahme der Lebenskräfte, und ein ſchleichendes Fieber, das ſich einſtellte, ſchien

das nicht mehr ferne Ende des Unglücklichen anzukündigen. Mit der schwindenden Lebenskraft nahm indessen auch die Heftigkeit der Zufälle ab, welche die Krankheit begleiteten. Die gewaltsame Starrsucht ging allmälig in eine bloße Nachlassung der Muskelkräfte über; die steifen Glieder wurden geschmeidiger; seit drei Tagen hatte man die Mundsperre nicht mehr gebraucht, um dem Kranken die Arzenei und seine Nahrung einzuflößen. Auch der Zustand des Somnambulismus war in den letzten Nächten weniger schreckhaft und gewaltthätig gewesen. Die Bilder der Phantasie, welche dem Nachtwandler vorschwebten, schienen minder furchtbar, und die Rückkehr zu einem festen Schlafe war zwei Mal ohne einen Anfall von Raserei erfolgt. Man hatte bemerkt, daß der Kranke, die kreisförmige Bewegung verändernd, sich einige Male der Thür genähert, und sie zu öffnen versucht hatte. Dieser Andeutung wollte man nachgeben und die Probe machen, ob er aus der Thür gehen und seinen Weg durch das Haus fortsetzen würde. Die Aerzte waren der Meinung, daß durch diese Anregung der Selbstthätigkeit das sinnliche Wahrnehmungsvermögen

zuerſt wieder hergeſtellt, und die fixe Idee des Kranken, daß er todt und ein bloßer Geiſt ſey, vielleicht zerſtört werden könnte. Ich war begierig, dieſes merkwürdige Experiment mit anzuſehen, und entſchloß mich daher, die Nacht, welche dazu beſtimmt war, in der Fabrik zuzubringen.«

»Ich fand, als ich Abends dort ankam, das ganze Haus in aufgeregter Stimmung und mit den Vorbereitungen zu dem bevorſtehenden Verſuche beſchäftigt. Die Gänge und Treppen waren beleuchtet, und überall auf dem Wege, den man den Kranken nehmen laſſen wollte, vertraute Leute aufgeſtellt, um die neugierigen Hausgenoſſen abzuwehren und nöthigen Falls hülfreiche Hand zu leiſten. Man führte mich zu Ernſt's Frau, deren Geſundheit ſeit einiger Zeit ſelbſt ſehr leidend war, und die mich zu ſprechen gewünſcht hatte. Die arme Dulderin wußte jetzt alles, was man ihr früher verborgen gehalten. Sie hatte ihren Mann, gegen den Rath und Willen der Aerzte, in dem Zuſtande des Nachtwandelns geſehen, und war über den furchtbaren Anblick in Nervenzuckungen verfallen, die für ihr eigenes Leben beſorgt machten. Seit ei-

nigen Tagen befand sie sich wieder besser; besonders aber war ihre Gemüthsstimmung ganz verändert. Die Melancholie, welche sie so lange zu Boden gedrückt, schien in eine schwärmerische Entzückung verwandelt, und die düsteren Ahnungen, die sie gequält hatten, nahmen die heiterste Farbe der Hoffnung an. Sie empfing mich in einem gewählten Nachtkleide, zwischen dem Pfarrer und einer Freundin sitzend, die sie gebeten hatte, den Abend bei ihr zu bleiben. Als ich eintrat, wollte sie aufstehen, aber ihre Schwäche hinderte sie daran. Der Pfarrer machte mir Raum; ich mußte mich an ihre Seite setzen. Sie dankte mir mit der rührendsten Beredsamkeit für Alles, was ich zur Ordnung der Angelegenheiten ihres Mannes gethan; denn man hatte sie davon unterrichtet. Dann empfahl sie mir, eben so einfach und rührend, ihren kleinen Wilhelm, der sich uns genähert hatte. »Sie werden sein Vater seyn, wenn er eine Waise ist,« flüsterte sie mir zu. Zwei große Thränen glänzten in ihren schönen Augen; — nie sah ich ein anziehenderes Bild des Grames und der mütterlichen Zärtlichkeit. — Ich wollte ihr Muth einsprechen; aber sie schüttelte sanft und

ſchmerzlich lächelnd das Haupt, indem ſie mir leiſe die Hand drückte. — Da traten die Aerzte herein, und ſie fing an, ſehr lebhaft von einem frohen Ereigniß zu ſprechen, das ihr bevorſtehe. Sie ſchien mit größter Zuverſicht einen Beſuch von ihrem theuern Ernſt zu erwarten, »von dem ſie bald nichts mehr trennen ſollte.« Ihr Geſicht war wie verklärt, indem ſie redete. Die irdiſchen Intereſſen ſchienen ſie nur wenig mehr zu berühren; es war das Seelenheil ihres Gatten, woran ihr ganzes Herz hing, und worauf ſie nun mit vollem Vertrauen rechnen zu dürfen glaubte. Die Schwärmerei der guten Frau hatte einen Charakter von Würde und Innigkeit, welcher Achtung und Mitleid zugleich erweckte. Niemand widerſprach ihr; der Geiſtliche begnügte ſich, ihr die Mäßigung zu empfehlen, welche auch den edelſten und frömmſten Gefühlen nicht mangeln dürfe.«

»Gegen elf Uhr begab ich mich mit einem der Aerzte zu dem Kranken, der ſchon ſeit einer Stunde in einem ungewöhnlich ſanften Schlafe lag. Wenige Minuten, nachdem wir eingetreten, erhob er ſich von ſeinem Bette, mit geſchloſſenen Augen, ganz in dem Zuſtande eines

Nachtwandlers. Seine lange, abgemagerte Gestalt, und der Ausdruck von tiefem Kummer auf seinem blassen, eingefallenen Gesichte, hatten etwas schauerlich Rührendes. Ernst stand einige Augenblicke still, als ob er nachdächte, wohin er sich wenden sollte; dann ging er mit abgemessenen Schritten auf die Thür zu, welche er öffnete. Langsam schritt er hinaus und setzte seinen Weg über den beleuchteten Korridor bis zur Treppe fort, die zu der Wohnung des Fabriksinspektors führte. Jetzt beschleunigte er zunehmend seine Schritte, um das Zimmer seines alten Hausgenossen zu erreichen. Er horchte dann einige Sekunden, öffnete behutsam die Thür, und trat eben so hinein. Ein halb unterdrückter Ausruf des Inspektors, den Ernst's geisterhafte Erscheinung, obwol er darauf vorbereitet war, erschreckte, machte den Nachtwandler stutzen; doch nach einer Weile näherte er sich dem alten Manne, und richtete eine zusammenhängende Rede an ihn. Er beklagte den Verfall seines ehemaligen Eigenthums, das er im Besitz seiner streitenden Gläubiger verwahrlos't und verödet glaubte. Den Inspektor schien er bald zu erkennen, bald für einen fremden Bettler, bald

für den Wächter des verlaſſenen Gebäudes zu halten, dem er ſeine Geſchichte erzählte, und ſich als den unglücklichen Geiſt des vormaligen Beſitzers zu erkennen gab. Plötzlich brach er ſeine Rede ab, als habe er mehr geſagt als ihm erlaubt ſey, und ſetzte traurig ſeine Wanderung in einer entgegengeſetzten Richtung fort.«

»Auf ſeinem Wege kam er den Waſſerwerken näher, deren Rauſchen er zu hören ſchien. Ein heftiges Zittern überfiel ihn; er machte eine Bewegung, um zu entfliehen, hielt ſich aber mit Anſtrengung in feſter, aufrechter Stellung, als wolle er ſich an den furchtbaren Eindruck gewöhnen. Nachdem er einige Minuten ſo geſtanden, ging er, tiefaufſeufzend, weiter, der Seite des Gebäudes zu, wo ſeine Frau und ſein kleiner Wilhelm wohnten. Als er ſich dem Zimmer ſeiner Frau näherte, ſchien die Erinnerung an ſie, die er für entfernt und landesflüchtig hielt, mit der ganzen Macht des zärtlichſten Mitleidens über ihn zu kommen. Er lehnte ſich an den Thürpfoſten und weinte bitterlich. Da öffnete einer der Aerzte ſchnell die Thür. Wankend ſchritt er über die Schwelle und der Schrei: »Ernſt! mein Ernſt!« mit dem ſeelendurchdrin-

genden Ton seines Weibes ausgestoßen, schlug an sein Ohr. Er schauderte auf in Schreck und Wonne, und indem er sie mit weitgeöffneten Augen eine Weile anstarrte, sank er wie todt in ihre Arme.«

»Man brachte Ernst auf ein Ruhebett, wo er sich nach einiger Zeit von der wohlthätigen Ohnmacht erholte, von welcher die Rückkehr seiner Sinne, deren vollständigen Gebrauch er nun wieder hatte, begleitet war. Er sah sich, als er aus dieser Ohnmacht erwachte, in den Armen seiner Frau, von den zwei Aerzten, dem Geistlichen und seinem alten Freunde, dem Inspektor, umgeben, die seine noch schwankende Ueberzeugung, ob er lebe und seiner Sinne mächtig sey, durch die Versicherung zu befestigen suchten, daß die schweren Fieberträume, worin er seit mehreren Wochen gelegen, glücklich überstanden seyen. In der That überredete er sich gern, daß Alles, was er in dieser Zeit erfahren, nichts als ein furchtbarer Traum gewesen, und er dehnte diesen Glauben sogar auf den unglücklichen Versuch, sich selbst zu tödten, aus. Diese Vorstellungsart, worin die Aerzte ihn willig bestärkten, trug viel dazu bei, das gestörte Gleichgewicht

seiner Gemüthskräfte wieder herzustellen. Was aber, wie ich mit Recht vermuthet, seine geistige Genesung vollendete und vor einem Rückfall sicher stellte, das waren die Nachrichten, welche er von dem verbesserten Stande seiner Angelegenheiten erhielt. Als man ihm sagte, daß er aus Falling's wucherischen Händen befreit, und daß zu hoffen sey, die Fabrik werde ihre Zahlungen wieder anfangen können, wollte er sich nicht länger im Bette halten lassen; denn er behauptete, er befinde sich vollkommen wohl und im Stande, seinen Geschäften wie ehemals vorzustehen. Die Theilnahme, welche ich ihm bewiesen, rührte und freute ihn außerordentlich. Er war untröstlich, als er erfuhr, daß ich in der Nacht im Hause gewesen, aber nach der Stadt zurückgekehrt sey, ohne daß er mich gesehen und mir seinen Dank hätte bezeugen können.«

»Am folgenden Tage vermochten weder die Bitten seiner Frau, noch die Vorstellungen des Arztes, ihn ruhig zu erhalten, was zur Schonung seiner erschöpften Lebenskräfte doch so nothwendig war. Mit Mühe ließ er sich bewegen, in dem Bette zu bleiben, das man in dem Zim-

mer seiner Frau aufgeschlagen hatte, um jede Erinnerung an den traurigen Schauplatz seines Wahnsinnes von ihm zu entfernen. Aber es war unmöglich, den leidenschaftlichen Eifer zu mäßigen, womit ihn die unerwartete Wendung seiner Angelegenheiten erfüllte. Er wollte Alles selbst untersuchen, und sich überzeugen, daß man ihn über den Stand seiner Geschäfte nicht getäuscht habe. Sein Buchhalter mußte aus der Stadt kommen, und ihm einen umständlichen Auszug aller Rechnungen vorlegen. Ernst's Freude hatte keine Gränzen, als er den Beweis in den Händen hielt, daß seine Kreditmasse zur Befriedigung der Gläubiger hinreiche, und daß seine kaufmännische Ehre gerettet sey. Der Ortsphysikus war erstaunt, den Kranken so rüstig und heiter zu finden, als er ihn Abends besuchte. Die veränderte Gemüthslage des Kranken schien auch auf sein körperliches Befinden wunderthätig zu wirken; der Arzt gab Hoffnung, daß er am nächsten Tage einige Stunden werde aufstehen und sich, nach seinem Wunsche, mit leichteren Arbeiten beschäftigen können.«

»Den Rest des Abends brachte Ernst gemüthlich und heiter im Kreise der Seinigen zu.

Als er ſich allein ſah, und es in der Schlafkammer ſeiner Frau ſtille ward, ſtand er in geheim auf und fing an, einen langen Brief an mich zu ſchreiben. Er erleichterte darin ſein Herz über alles Vergangene, beurtheilte ſein bisheriges Betragen mit unparteiiſcher Strenge, und gelobte auf's Feierlichſte, daß er ſein künftiges Leben, wenn es ihm Gott erhielte, bloß dazu anwenden wolle, um ſeine Fehler gut zu machen. Seine Unternehmung gedenke er nur im Intereſſe ſeiner Gläubiger fortzuführen, und ſich dabei ganz meiner Leitung zu überlaſſen. — Ein Fieberfroſt, der ihn befiel, nöthigte ihn, aufzuhören und ſich zu Bette zu legen. Am folgenden Morgen, als er ziemlich ſpät erwachte, empfand er ſich unwohl und ungewöhnlich matt. Er verſuchte aufzuſtehen, aber ſeine linke Seite war gelähmt. Seine Frau, die zu ihm hereinkam, und ſein Uebelbefinden bemerkte, wollte nach dem Arzte ſchicken. — »Laß auch den Pfarrer zu mir bitten,« ſagte Ernſt, »ich glaube, ein Nervenſchlag hat mich berührt.« —

»Da trat der Arzt ungerufen herein. Der Anfall ſchien ihm gefährlich; er verhehlte dem Kranken nicht, daß er keine Zeit zu verlieren

habe, sein Haus zu bestellen und sich mit Gott zu versöhnen. So bekannt Ernst mit dem Gedanken und den Schrecken des Todes war, so machte diese Ankündigung doch einen tiefen Eindruck auf ihn. Er faßte sich indeß und ließ den Inspektor kommen, um ihm den Schluß seines Briefes zu diktiren, der zugleich seinen letzten Willen enthalten sollte. Ernst sprach den Wunsch darin aus, daß seine ehemaligen Kompagnons seine Geschäfte übernehmen, und unter meiner Mitwirkung die Ausgleichung mit den übrigen Gläubigern zu Stande bringen möchten. Zu Erben seines etwanigen Vermögens setzte er seine Frau, und, im Fall ihres Todes, seinen unmündigen Sohn Wilhelm ein. Mich bat er, die Vormundschaft über den Knaben zu übernehmen, und über die Vollziehung seines letzten Willens zu wachen.«

»Die Ankunft des Geistlichen schien Ernst's Unruhe zu vermehren. Er betrachtete ihn mit einer ehrerbietigen Scheu, worin sich die Beängstigungen des aufgeregten Gewissens verriethen. Die Begebenheiten jener furchtbaren Tage, seine letzten freien Handlungen und Vorsätze, schienen plötzlich in ihrer wahren Gestalt

vor ſein Bewußtſeyn zu treten. Er täuſchte ſich nicht mehr über den Umfang und den Grad ſeines Verſchuldens. — Man ließ ihn allein mit dem Geiſtlichen. Seine Frau betete in dem Nebenzimmer mit ihren Hausgenoſſen in großer Andacht. Nach einer Viertelſtunde öffnete der Pfarrer die Thür und ließ das ganze Haus hereinkommen. Ernſt ſaß aufgerichtet in ſeinem Bette; ſeine Miene drückte Nachdenken und demüthige Ergebung aus. — »Gott hat mich gewürdigt,« ſagte er mit lauter, ſehr bewegter Stimme, »meine tiefen Irrthümer noch in dieſer Zeitlichkeit zu erkennen. Ich gehe in eine andere Welt, mit der innigen Ueberzeugung, daß wir überall in der Hand des heiligen und allgütigen Weſens ſind, welches uns züchtigt, um uns zu beſſern, und das mich ſtrafen, aber nicht ewig verderben wird. Hier auf der Erde iſt durch meine Thorheit und durch die Verkehrtheit meines Willens das mannigfache Gute zerſtört worden, womit die Allmacht mich ausgeſtattet. Ich habe in frevelhafter Leidenſchaft mein Leben abgekürzt, und nur durch ein Wunder der Vorſehung wurde das größere Unheil verhindert, welches die Raſerei des Stolzes in

mir zur Reife brachte. Laſſet uns hoffen, daß der Allerbarmer Gnade ſtatt Recht über den reuigen Sünder werde ergehen laſſen.« — Der Geiſtliche ſprach: Amen! zu dieſem offenen Bekenntniſſe, und die feierliche Handlung der Religion endigte dieſen denkwürdigen Auftritt.«

»Von dieſer Zeit an ſprach Ernſt nichts mehr, was Bezug auf ſeine Angelegenheiten in dieſer Welt, oder auf ſeine Erwartungen in der künftigen gehabt hätte. Er wünſchte ſeinen Knaben auf einige Minuten zu ſehen. Mit der zärtlichſten Theilnahme betrachtete er den Kleinen eine Zeitlang; dann legte er ſeine Hand auf das Haupt des Kindes und ſagte gerührt: »lerne dereinſt an meinem Beiſpiele!« — Hierauf bat er, man möge ihn allein laſſen, weil er eine Neigung, ein wenig zu ſchlummern, verſpüre, und wendete ſich gegen die Wandſeite des Bettes. Seine Frau und die Uebrigen gingen aus dem Zimmer, deſſen Thür ſie offen ließen. Er lag eine halbe Stunde, wie es ſchien, in ruhigem Schlafe. Als der Arzt und der Geiſtliche wieder leiſe an ſein Bett traten, fanden ſie, daß er todt war.«

»Ich ſage nichts von dem Schmerze ſeiner

Frau, der durch die Tröſtungen des Glaubens gemäßigt wurde, nichts von der Trauer ſeiner Untergebenen, die ihn alle herzlich liebten, noch von meiner eigenen, nicht vorwurffreien Bekümmerniß. Seine zahlreichen Bekannten, das gewerbfleißige Publikum, beklagten den Verluſt des ausgezeichneten Geſchäftsmannes. Die Ausgleichung ſeiner Schuldenmaſſe kam nach einigen Monaten, ohne Verluſt für die Gläubiger, zu Stande; die Uebernehmer der Fabrik ſicherten ſeinen Erben eine Rente zu, und ein kleines Kapital wurde für meinen Mündel zurückgelegt. Ernſt's Witwe kränkelte ſeit dem Tode ihres Gatten. Die ſchwärmeriſche Frömmigkeit der guten Frau artete nach und nach in einen ſtillen Irrſinn aus, worin ſie mit der Geiſterwelt in einem geheimnißvollen Verhältniſſe zu ſtehen, und auch ihren verſtorbenen Mann, deſſen Geiſt noch auf der Erde wanderte, öfters zu ſehen wähnte. Ungefähr nach einem Jahre ſtarb ſie, an dem Tage und in der Stunde, welche ſie vorausgeſagt hatte. — Wilhelm lebt und gibt Hoffnung, ein guter Menſch und nützlicher Staatsbürger zu werden. Den verächtlichen Falling ſah man, nach Ernſt's Kataſtrophe, ſel-

tener auf der Börſe und an anderen öffentlichen Orten. Man hörte, daß er ſeine liegenden Güter nach und nach verkaufe; endlich verließ er das Land, im Gefolge des feindlichen Heeres, das nach abgeſchloſſenem Frieden ſich zurückzog.«

Der ſtürmiſche Himmel war ruhig geworden, während Norberg ſeine Erzählung endigte. Das Gewitter hatte ſich in einen ſanften Landregen aufgelöſt, der von einer angenehmen Kühle begleitet war. Wir ſahen aus den geöffneten Fenſtern der Schweizerhütte auf die erfriſchten Gartenanlagen hinaus, in die mit Nebel und Regenwolken weithin umzogene Landſchaft. Niemand ſprach; die von Ernſt's trauriger Geſchichte mannigfach bewegten Gemüther ſchienen in dem ſtärkenden Anblicke der Natur Erholung zu ſuchen.

»Es ſcheint,« unterbrach Norberg endlich das allgemeine Schweigen, »wir ſollen heute unſern ſtillen Tag hier oben zubringen. Das ginge allenfalls noch an, wenn ich nicht fürchten müßte, Sie durch meine Erzählung melan-

cholischer gestimmt zu haben, als zur harmlosen Unterhaltung einer kleinen Gesellschaft gut ist.«

»Diese Stimmung ist indeß nicht unangenehm,« sagte Palmer; »sie entspricht der Benennung des Tages, welcher von unserer Freundin dem Nachdenken und der stillen Rückkehr in sich selbst gewidmet wurde. Auch das Wetter hat die Farbe des Tages angenommen. Dieser sanfte, melancholische Regen, der uns hier so traulich zusammen hält, ist recht dazu gemacht, um Betrachtungen über die lehrreiche Geschichte anzustellen, die wir eben hörten.«

Elisa stand am Fenster, den sinnigen Blick auf eine nahe Jasmin- und Rosenhecke gerichtet, die, vom Winde hin und her bewegt, große Regentropfen zugleich mit ihren Düften umherstreute. — »Das Leben ist so schön,« sagte sie, mit Bezug auf Palmers Bemerkung, indem sie sich zu diesem wandte, »das Leben ist so schön, mit allen seinem Wechsel von Schwüle, Sturm und Ungewitter, wenn das Herz nur ruhig ist und das Gewissen. Warum müssen die Leidenschaften eine solche Gewalt über den Menschen haben, daß er versucht werden kann, diese freundliche Gewohnheit des Seyns und des Wirkens

mit dem unbekannten Schrecken des Grabes zu vertauschen?«

»Vielleicht darum,« versetzte Palmer, »damit er inne werde, es gebe noch etwas Höheres als das Leben, und dieses Höhere sey, wie das Leben selbst, von einer Macht abhängig, vor der sein Verstand und sein Wille völlig Nichts sind. Ich sehe in der leidenschaftlichen Verblendung des armen Ernst, mehr als in irgend einer anderen Begebenheit, die leitende Hand der Vorsehung, die einen Verirrten auf dem einzigen Wege, welcher ihm offen stand, zur Erkenntniß seiner selbst und der höchsten Zwecke des Daseyns zurückführt.«

»Das ist auch meine Ansicht,« sagte Doktor G. »Der Wahn des Vernunftstolzes muß sein Aeußerstes thun, damit er sich selbst als Wahnsinn erkennen lerne. Die Bekehrung eines Ungläubigen von Ernst's Charakter konnte schwerlich durch mildere Mittel bewirkt werden. Die Geschichte seines Inneren läßt uns einen Blick in den Abgrund eines menschlichen Gemüthes thun, das durch die Sophisterei des sich selbst genügenden Verstandes bis an den Rand eines unnatürlichen Verbrechens geführt wird, und

nur durch den Schauder, der es davon zurückstößt, noch seine moralische Kraft beweiset.«

»So ist es,« fuhr Palmer fort, »und dieser Schauder, der den Unglücklichen von einer größeren Gräuelthat abhielt, während er sich selbst der Vernichtung weihte, däucht mich der lichte Punkt in dem düsteren Seelengemälde, welches Freund Norberg vor unsern Augen abrollte. Es ist das Aufblitzen eines besseren Willens in der tiefsten Nacht innerer Verworrenheit und Verzweiflung. Diese Regung der eigenen Willenskraft machte den Verirrten vielleicht der göttlichen Gnade würdig, als deren Werk wir seine wundervolle Erhaltung und die Umwandlung seiner sittlichen Grundsätze betrachten müssen.«

Man sprach noch einige Zeit über diesen Gegenstand, und erwähnte des moralischen Nutzens, welchen die Geschichte haben könnte, wenn sie allgemein bekannt würde. Palmer besonders war der Meinung, daß die Enttäuschung eines Ungläubigen dieser Art, im Momente seiner versuchten Selbstentleibung, schon in der bloßen Vorstellung ihre Wirkung nicht verfehlen könne. »Woher,« fragte er, »hat der entschiedenste Materialist die Gewißheit, daß sein Bewußtseyn

mit dem leiblichen Tode aufhören und die innere Erfahrung, die Jeder nur einmal machen und keinem Andern mittheilen kann, ihm nicht dereinſt das Gegentheil von dem darthun werde, was Epikur und die Schule der Phyſiker ihn gelehrt haben? — Die Möglichkeit, im Augenblicke des Todes auf eine ähnliche Weiſe, wie Ernſt, von dem Daſeyn eines Geiſterreiches und einer moraliſchen Weltordnung, überzeugt zu werden, muß ſich Jedem aufdringen, und dieſe Vorſtellung reicht hin, ein Syſtem ohne inneren Halt und Zuſammenhang, wie das des materialiſtiſchen Unglaubens iſt, zu erſchüttern, und ſeine Anhänger mit einer heilſamen Furcht vor der Zukunft zu erfüllen.«

»Es iſt noch etwas in dieſer Geſchichte,« bemerkte Doktor G., mit einer ihm eigenen Schärfung des Blickes, womit er zuweilen ſeine Worte begleitet, »es iſt noch etwas in dieſer Geſchichte, was einen Anhänger des Materialismus und der Phyſik überhaupt ſtutzig machen könnte; die Verbindung nämlich, worin die Hauptbegebenheit mit dem ſeltſamen Gemüthszuſtande von Ernſt's Gattin zu ſtehen ſcheint. Die Ahnungen und Viſionen der guten Frau

hatten vielleicht doch mehr Grund, als man ihr gelten lassen wollte. Ein Umstand in dem Berichte, welchen wir hörten, macht es sogar zweifelhaft, ob mit dem Tode des gespenstischen Nachtwandlers die Geschichte seiner irdischen Wanderungen geendigt war.«

»Wie?« rief Norberg verwundert, »Sie legen ein Gewicht auf einen Umstand, dessen ich nur im Vorbeigehen erwähnte, und von dem ich nicht vermuthet hätte, daß ein philosophischer Arzt ihn seiner Beachtung werth finden würde? — Ich möchte nicht dafür angesehen seyn, als ob ich den Schwärmereien einer nervenschwachen Frau eine Bedeutung geben wollte, die sie gewiß nie hatten, welches Aufheben man auch zu jener Zeit von ihren angeblichen Erscheinungen und von dem Zutreffen ihrer Voraussagungen machte.«

»Also gab es doch auch schon damals Leute,« erwiederte der Doktor, »denen diese Umstände auffielen, und die hinter den Ahnungen und Visionen der seltsamen Frau mehr suchten, als gewöhnliche Schwärmerei? — Ich läugne nicht, daß ich auf solche Erscheinungen in der Gemüthswelt besonders aufmerksam bin, und daß

es mir der Mühe werth scheint, der Glaubwürdigkeit und dem eigentlichen Zusammenhange derselben tiefer nachzuforschen.«

»Glauben Sie an die Möglichkeit von Geistererscheinungen?« fragte Norberg rasch.

»Ihre Möglichkeit an sich in Abrede zu stellen,« antwortete der Doktor nach einigem Besinnen, »möchte nicht leicht, noch durchaus philosophisch seyn. — Ich glaube an eine Geisterwelt; ob es dem Menschen, nach den Bedingungen seiner sinnlichen Natur, möglich sey, mit ihr in Berührung zu kommen, weiß ich nicht. Nur eine Erfahrung, welche sich als solche auswiese, könnte hierüber Aufschluß geben.«

»Und eine solche Erfahrung wäre überhaupt denkbar? man könnte wol gar darauf ausgehen, sie anzustellen?« sagte Norberg kopfschüttelnd. — »Ich gestehe, daß mir um den Gebrauch meiner Vernunft und meiner Sinne bange wird, wenn ich jemals genöthigt seyn sollte, eine Begebenheit solcher Art als unbezweifelte Thatsache anzuerkennen.«

»Es ist eine gute, ja unentbehrliche Maxime des Vernunftgebrauches,« versetzte Doktor G.,

»gegen Behauptungen und angebliche Erfahrungen Zweifel zu erregen, welche mit den uns bekannten Naturgesetzen im Widerspruch zu seyn scheinen, und ich bin selbst geneigt, meine Bedenklichkeiten in dieser Hinsicht so weit als möglich zu treiben. Aber ein eben so unvermeidlicher Hang unserer Vernunft, ihre Einsichten zu erweitern, und besonders von der unsichtbaren Welt Erkundigung einzuziehen, deren Daseyn wir annehmen müssen, ohne eine bestimmte Vorstellung von ihr zu haben, — dieser natürliche Hang der Vernunft steht jener Zweifelsucht entgegen. Irgend eine der vielbestrittenen Begebenheiten, welche auf einen Zusammenhang mit dem Geisterreiche hinzeigen, könnte sich doch als Thatsache bewähren: gegen Thatsachen aber ist mit dem bloßen Verneinen nichts ausgerichtet; man muß vielmehr suchen, sie mit dem System unserer Grundsätze und Erfahrungen in Uebereinstimmung zu bringen.«

Nordberg beharrte, mit der Konsequenz und dem Eifer eines aufgeklärten Geschäftsmannes, bei seinem Widerspruche, indem er behauptete, die Zulassung einer einzigen Geistererscheinung öffne der Phantasterei und dem Aberglauben

Thür und Thor, und es gebe in einer solchen Gespenster- und Zauberwelt keinen Schutz mehr gegen Schwärmer und Betrüger von allen Gattungen und Farben. Auch Palmer zeigte sich wenig geneigt, der Philosophie Zugeständnisse im Gebiete des Supernaturalismus zu machen. »Wunder und Geister,« sagte er, »gehören in die Religionsgeschichte; im bürgerlichen Leben, in den Verhältnissen der Gegenwart, kann man dergleichen nicht gestatten. Jeder Versuch, mit der unsichtbaren Welt in eine andere, als rein sittliche Gemeinschaft zu treten, muß auf Abwege führen. Das Interesse der wahren Religion ist mit einem solchen Mißbrauche unserer geistigen Anlagen für das Uebersinnliche eben so unverträglich, als es die Zwecke der Moralität und des gesellschaftlichen Verbandes sind. Wir wandeln im Glauben hienieden, wie der Apostel sagt, und nicht in der Anschauung.«

»In einem wissenschaftlichen Zeitalter, wie das unsrige,« antwortete Doktor G., »hat es mit dem Gespenster- und Wunderglauben so große Gefahr nicht. Ich bin sogar der Meinung, daß kein Faktum dieser Art, auch wenn es die vollste innere Beglaubigung hätte, sich je-

mals, bis zu dem Grade wissenschaftlicher Evidenz, als solches werde ausweisen können. Es wird bei jeder Geschichte dieser Gattung immer für den Verstand der Ausweg übrig bleiben, sich die anscheinlich übernatürliche Begebenheit nach mehr oder minder bekannten Naturgesetzen zu erklären, und nöthigen Falls selbst eine wirkliche Geistererscheinung in eine bloße Anomalie der Erfahrungsseelenkunde zu verwandeln.«

»Unser Freund G.,« sagte Palmer, »scheint Beobachtungen über diesen Gegenstand gesammelt zu haben, die ohne Zweifel interessant sind, und welche uns seine Meinung von der Sache ungleich besser erläutern würden, als es durch allgemeine Sätze und Bemerkungen geschehen kann. Ich möchte ihn wol bitten, uns von den »Anomalien seiner Erfahrungsseelenkunde,« wie er sich ausdrückte, eine oder die andere mitzutheilen.«

»Sie erwarten vielleicht mehr, als ich zu leisten im Stande bin,« erwiederte der Doktor mit nachdenklicher Miene. »Indessen könnte ich Ihnen doch einen Fall aus meiner Praxis erzählen, der wenigstens die Richtigkeit des Satzes beweist, mit welchem ich meine Bemerkun-

gen ſchloß. Der Fall iſt in pſychologiſcher Hinſicht merkwürdig, was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit den Erſcheinungen, dem Kopfe und dem Charakter des jungen Geiſterſehers haben mag, den wir darin kennen lernen.«

»Alſo wirklich ein Geiſterſeher?« ſagte Norberg, indem er unvermuthet aufſtand. »Ich bin in der That neugierig. Sie ſollen uns die Geſchichte erzählen, lieber Doktor, ſobald wir wieder ſo traulich beiſammen ſind. — Aber da kommen unſre Bedienten mit Regenſchirmen und anderem Rüſtzeug, um uns aus dem Nothhafen, in den uns das Wetter verſchlug, abzuholen und nach Hauſe zu führen. Wir werden gut thun, keine Zeit dabei zu verſäumen, denn der Regen ſcheint eher zu- als abzunehmen.«

Die Nachricht, welche die Bedienten brachten, daß Eliſens Kinder während des Ungewitters ſehr beſorgt um ihre Mutter geweſen und großes Verlangen nach ihr bezeigt hätten, entſchied über Norberg's Vorſchlag. Wir traten ohne Verzug den Rückweg an, auf dem uns die Zerſtörung auffiel, welche Sturm und Waſſergüſſe hin und wieder in den Gartenanlagen gemacht hatten. Als wir an dem Teiche vorbei

kamen, bemerkte Doktor G., daß der kleine Mast auf Georgs Barke umgestürzt sey, und daß der Wimpel, mit dem er ihn geschmückt, nicht mehr daran wehe. Elise sah den Doktor und Palmer'n etwas betroffen an; sie schien sich der Worte zu erinnern, mit denen sie die Hoffnungsflagge ihrer Schützlinge vor Kurzem begrüßt hatte. Norberg, der ihren Gedanken wahrscheinlich errieth, lächelte. »Der Schade ist leichter gut gemacht,« sagte er, »als der größere, den der Sturm unter Deinen Blumen angerichtet. Sieh nur dort den Nelkenflor! Ganze Reihen sind geknickt, und die zierlichen Töpfe liegen zerschmettert auf der Erde. Der alte Thoms, Georgs Vater, steht ganz verblüfft dabei, und kratzt sich in dem Kopfe. Wer an Vorbedeutungen glaubte, hätte Grund genug, Dein schönes Projekt mit Georg und Jeannetten für gefährdet zu halten.«

Elisa schwieg: sie schien einige Unzufriedenheit über die ironische Bemerkung ihres Gemahls zu empfinden. Doch dieser ließ sich in seiner, plötzlich umgestimmten, munteren Laune nicht stören. Als hätte sein Gemüth durch die schwermüthigen Erinnerungen, die es von sich abge-

wälzt, eine erhöhte Spannkraft erhalten, wie die von der Stickluft befreite Atmoſphäre durch die Entladungen des Gewitters, ſcherzte und lachte er jetzt über die Verwüſtung, welche ſich ſeinen Augen darſtellte. Er rief den Gärtner zu ſich, und befahl ihm, Eliſens Nelkenflor ſo ſchnell als möglich herzuſtellen, und Georg's Barke mit einem neuen Maſt und Wimpel auszuſtatten. „Wir wollen doch verſuchen,“ ſagte er, „ob wir dem Schickſal keine günſtigeren Zeichen abgewinnen können. Die arme Jeannette und Deine wohlmeinenden Abſichten mit ihr ſollen es nicht entgelten, daß ich durch ſie an Fehler erinnert wurde, welche ich in einem ähnlichen Falle ſelbſt beging. Wir wollen die Hülfe, die wir den Bedürftigen zu leiſten im Stande ſind, ihnen nicht verweigern, weil es uns einmal mißlang, den rechten Zeitpunkt und das gehörige Maß darin zu treffen.“ — Ein Blick der innigſten Liebe war Eliſens Antwort auf dieſe Rede ihres Gemahls, und die vollſtändigſte Eintracht herrſchte wieder zwiſchen den edlen Gatten.

Bei unſerem Eintritt in das Wohngebäude kamen uns die Kinder jubelnd entgegen. Sie

umringten ihre Mutter, und bestürmten sie mit zärtlichen Fragen und Liebkosungen. Der Jüngste, ein blühender Knabe von kaum drei Jahren, war dabei der lauteste. Elisa nahm ihn auf den Arm, während sich die zwei Größeren an ihre Kleider hängten. Wir folgten dem fröhlichen Zuge der Kleinen, welche ihre schöne Mutter wie im Triumph auf ihr Zimmer führten, wo nun die heiterste Familienscene den stillen Tag der Frau von Norberg beschloß.

(Der Schluß dieses Cyclus von Erzählungen im folgenden Theile.)

II.

Wie es geschah,
daß ich ein Hagestolz ward.

Aus den
Lebenserfahrungen eines Ungenannten.

1.

Da ich der Letzte meines Stammes bin, und die Zeit größtentheils vorüber iſt, wo ich in Anſehung dieſes Umſtandes die gehörige Vorſorge hätte treffen können, ſo habe ich mich wegen der Verſäumniß, welche mir dießfalls zur Laſt gelegt werden könnte, oft mit dem Gedanken entſchuldigt, daß die Erhaltung der Geſchlechter weniger von dem Thun und Willen der Einzelnen abhängt, als von dem Naturgeſetz und dem Schickſal. In der That ſcheint, noch eh' ich geboren ward, dieſe launiſche Macht beſchloſſen zu haben, den harmloſen Schlag von Menſchen, zu dem ich gehöre, wieder eingehen zu laſſen, nachdem der Verſuch gemacht war, daß er nicht ſonderlich für dieſe Welt tauge, noch die Welt für ihn. Meine eigene Exiſtenz habe ich nur einem grillenhaften Einfalle meines Vaters zu danken; und wenn ich auf die Bedenklichkeiten zurückſah, welche die Verheirathung meiner Aeltern lange zweifelhaft machten, durfte ich meine Unent-

ſchleſſenheit, ſelbſt in den Stand der Ehe zu treten, wol für hinlänglich gerechtfertigt halten.

Mein Vater und mein Oheim nämlich, Beide Männer, mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet, um ihren Namen und ihre Glücksgüter auf eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu vererben, hatten mit wunderlichem Eigenſinne einander das Wort gegeben, nie zu heirathen; indem Jeder behauptete, die Umſtände und Neigungen des Andern vertrügen ſich beſſer mit dem Eheſtande, als ſeine eigenen, und es wäre hinlänglich, wenn ſein Bruder eine Frau nähme und Kinder erzeugte, während er ſelbſt das Anſehen und den Vortheil der Familie auf andere Weiſe zu befördern ſuchte. Onkel Leonhard, der ältere der Brüder, berief ſich darauf, daß er mit der Handlung des Großvaters, die er fortführte, ohnehin die ſtärkſte Laſt auf ſich genommen habe, und ſo ausgedehnte Geſchäfte unmöglich mit der Sorge für Weib und Kind vereinigen könne; dagegen ſtützte ſich mein Vater auf den Grundſatz, daß gerade dem Erſtgebornen die Pflicht hauptſächlich obliege, für die Fortpflanzung des Geſchlechtes zu ſorgen, und bewies außerdem, daß er, als Gelehrter und Schriftſteller — im Fache der

eleganten Jurisprudenz — ungleich mehr für den Glanz und die Dauer des Familiennamens thun könne, als wenn er ein ganzes Dutzend leiblicher Erben in die Welt setze. Dieser seltsame Wettstreit ward von Jahr zu Jahr hartnäckiger, und gedieh endlich dahin, daß mein Oheim beinahe funfzig und mein Vater fünf und vierzig Jahre alt wurde, ohne daß einer von ihnen Anstalt machte, zu erfüllen, was Jeder von dem Andern zu fordern und zu erwarten sich berechtigt glaubte.

Das Sonderbarste bei der Sache war, daß mein Vater sowol, als mein Oheim, schon ziemlich früh und fast zu gleicher Zeit, ihre Augen auf eine und dieselbe Person geworfen hatten, von der sie meinten, sie schicke sich am besten dazu, die Mutter ihrer Nachkommen zu werden. Diese Person war die Mündel meines Großvaters, das Fräulein Dorothea von Sittig, welche nach dessen Tode als eine mittellose Waise unter den Augen der Großmutter erzogen worden, und deren künftige Versorgung, als ein theures Vermächtniß des Vaters, auf seine Söhne übergegangen war. Beide liebten Dorotheen als eine Schwester, und als sie mannbar

zu werden anfing, ſchien noch ein lebhafteres Gefühl für die aufblühende Jungfrau in ihnen zu erwachen. Aber, ſeltſam genug, Jeder ſah ſie mit den Augen eines Liebhabers nur in der Seele ſeines Bruders. Eiferſüchtig, wenn ein fremder Bewerber ſich Dorotheen näherte, ſchienen Beide um die Wette bemüht, ſich ihres Herzens verſichern zu wollen; allein, ſo oft die Wahl zur Entſcheidung kommen ſollte, trat einer vor den Anſprüchen des Andern zurück, und es zeigte ſich, daß keiner von Beiden für ſich ſelbſt, ſondern für ſeinen Bruder geworben hatte.

Dorothea hätte kein Frauenzimmer ſeyn müſſen, wenn ein ſolcher Wettkampf galanter Aufmerkſamkeiten ſie nicht eine Zeitlang recht angenehm unterhalten hätte. Doch ein Spiel dieſer Art ermüdet endlich, und Dorothea war darüber mündig geworden. Im Grunde gab ſie meinem Vater den Vorzug, ohne deßhalb ſeinem Bruder gerade abgeneigt zu ſeyn. Ungeduldig über die lange Unentſchiedenheit ihrer beiden Liebhaber, benutzte ſie den Zeitpunkt einer Handlungsreiſe meines Oheims, um ſich das Anſehen zu geben, als ob die Anträge eines Dritten Gehör bei ihr finden könnten. Dieſer falſche An-

griff verfehlte seine Wirkung nicht. Mein Vater, ernstlich besorgt, Dorotheens Hand möchte einem Fremden zu Theil werden, entschloß sich rasch, in Ermangelung des Bruders Leonhard, sie selbst zu heirathen. Aufgebot und Trauung folgten schnell auf einander, und nach zwölf Monaten trat ich an's Licht der Welt, zugleich mit einem zierlichen Traktat über die römischen Gesetze gegen die Hagestolzen, welchen mein Vater seinem Bruder zueignete; gleichsam als wolle er sich dafür rächen, daß Leonhard ihn genöthigt, die bürgerliche Last des Ehestandes an seiner Statt zu übernehmen. Mein Oheim, der mich zur Taufe hielt, war dagegen außerordentlich erfreut, Dorotheen zu dem ehrwürdigen Range einer Mutter erhoben und die Descendenz der Familie gesichert zu sehen, ohne daß er selbst auf seine Freiheit Verzicht zu thun brauchte, oder eine andere Bemühung hatte, als Pathenstelle bei dem Neugebornen zu vertreten. Die Galanterie des ehemaligen Brautwerbers schien in der Dienstfertigkeit des Herrn Gevatters erneuert zu seyn; und wenn man meine Mutter zwischen ihrem Eheherrn und ihrem Schwager sah, war man zwei-

felhaft, welchen von Beiden sie näher anginge, und welchem sie selbst mehr zugethan wäre.

Unter so wunderlichen Familienverhältnissen ward ich geboren und erzogen. Meine Empfindungsweise, Begriffe und Neigungen nahmen etwas von den humoristischen Eigenheiten der Umgebung an, in welcher ich aufwuchs. Von der Wiege an war ich ein sehr stilles, bedachtsames Kind; eine Temperamentstugend, die ich ohne Zweifel der Besonnenheit und Mäßigung verdankte, womit meine Aeltern vor und nach meiner Geburt in Allem zu Werke gingen, was auf meine körperliche und geistige Bildung Bezug hatte. Ich erinnere mich nicht, jemals ein heftiges Verlangen oder eine der stürmischen Leidenschaften empfunden zu haben, welche das Knabenalter beunruhigen. Die Kinder meiner Tante Sara, und der kleine Baron Eduard, unsers Nachbars Sohn, mit denen ich täglich zusammen kam, mißbrauchten häufig meine Gutmüthigkeit, indem sie mir meine artigsten Spielsachen und beinahe Alles, was ich von Werth besaß, bald abzuschmeicheln, bald abzutrotzen wußten. In der That litt ich nicht viel bei dieser Art von Beraubungen. Ich hatte ein großes

Wohlgefallen an schönen Spielwerken, und an Allem, was gut in die Augen fiel, aber der Antheil, den ich daran nahm, ging mehr auf die Betrachtung, als auf den Besitz. Ein hübsches Bilderbuch, worin ich mein Mühmchen Lily blättern sah, machte mir in ihren niedlichen Händen noch mehr Vergnügen, als in den meinigen, und meine besten Steckenpferde, auf denen sich der muntere Eduard herumtummelte, schienen mir unter seiner Leitung eine weit stattlichere Figur zu machen, als wenn ich sie selbst geritten hätte.

Meine Mutter schmählte öfters über diese Züge philosophischen Gleichmuths, den ich nicht von ihr hätte, wie sie sagte, und der meiner künftigen Frau, wenn ich eine bekäme, einmal viel zu schaffen machen würde. Mein Vater lächelte darüber; er meinte, ich hätte das wahre Temperament der Jurisprudenz, und würde, wenn ich einst auf der Gelehrtenbank eines Reichstribunales säße, Beweise von Unparteilichkeit und richterlicher Würde ablegen, welche meiner Abkunft zur Ehre gereichten. Am wenigsten war mein Onkel Leonhard mit diesem Mangel an Selbstgefühl und Thatkraft zufrie-

den, wie er meine Sanftmuth und Nachgiebigkeit nannte; er sprach mir, nicht ohne Grund, alle Fähigkeit ab, jemals in seine Fußstapfen zu treten und ein Kaufmann zu werden, wozu er mich früher bestimmt hatte. Meine kleinen Muhmen, in deren ältere ich ein wenig verliebt war, hatten mich offenbar zum Besten; Cily spielte zuweilen schon die Kokette, und es war sichtbar genug, daß sie meine ehrbare Huldigung nur duldete, um den Wildfang Eduard lüsterner nach ihrer Gunst zu machen.

Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, als ich meine gute, verständige Mutter verlor; ein unersetzlicher Verlust für mich und unsere ganze Familie. Von dieser Zeit an erhielt Tante Sara viel Einfluß in unserem Hause und auf meine Erziehung. Die Tante galt für eine Frau von Geist, und war eine große Freundin der schönen Literatur, die sie für die Blüthe des Lebens und der geselligen Bildung erklärte. In mir glaubte sie entschiedene Anlagen zum Dichter entdeckt zu haben. Meine Fahrlässigkeit und mein weniges Geschick in gewöhnlichen Dingen hielt sie für unverkennbare Zeichen des Genies; die Träumereien, worein ich öfter verfiel, für Anwandlun-

gen der Begeisterung. Noch war sie zweifelhaft, ob sich mein Talent mehr zur epischen, zur dramatischen, oder zur lyrischen Gattung neige. Sie hätte gewünscht, daß ich mich vorzugsweise für das Theater bestimmen möchte; doch auch die Romane standen bei ihr in hohem Ansehen, und sie versah mich reichlich mit Mustern aller Art. Ich las mit einem Eifer, der alle Gränzen überschritt. Meine etwas träge Einbildungskraft ward allgemach belebt. Einige wahre Dichterwerke, die mir in die Hände fielen, machten tiefen Eindruck auf mich. Ich bildete mir Ideale von menschlicher, besonders von weiblicher Vollkommenheit, wogegen mir Alles, was mich umgab, alltäglich und reizlos vorkam. Mein Mühmchen Lily war die erste, welche, in ihrem Verhältniß zu mir, die Folgen dieser idealen Stimmung erfuhr. Ihre kleinen Künste und Neckereien machten keine Wirkung mehr auf mich; ich ließ sie gleichgültig mit Eduard sich herumtreiben, und setzte mich in einen Winkel, um die Clarissa oder die neue Heloise zu lesen.

2.

Ich weiß nicht, was auf dieſem Bildungswege aus mir geworden wäre, hätte mein Vater weniger ſtreng auf den Schulunterricht gehalten, welchen ich theils von ihm, theils von einem alten franzöſiſchen Officier empfing, der mir täglich zwei Stunden Arithmetik und Geometrie vortrug. Mein Vater ſelbſt unterrichtete mich im Latein, in der Geſchichte und den Alterthümern, die er als die Grundlage der Rechtswiſſenſchaft, des Hauptzweckes meiner Erziehung, betrachtete. Er hatte die Freude, mich in dieſen Kenntniſſen ſolche Fortſchritte machen zu ſehen, daß er den erſten Kurſus der juridiſchen Studien mit mir anfangen konnte, als ich erſt ſechzehn Jahre alt war. Meine Tante ſeufzte über den Druck, unter welchem, wie ſie glaubte, mein dichteriſches Talent zu erliegen in Gefahr ſtand. Sie unterließ jedoch nicht, mich mit poetiſchen Werken aller Art zu verſorgen, und meine Bibliothek bereicherte ſich durch ihre Freigebigkeit mit Dichtern und Romanſchreibern jedes Ranges, von Arioſt, Cervantes und Shakſpeare an, bis zu Madame Genlis und dem fruchtba-

ren Spieß. — Ich las nicht weniger fleißig als ſonſt, aber mit mehr Auswahl. Mein Geſchmack fing an, ſich zu bilden, und bald kamen mir eine Menge Bücher nicht weniger ſchal und ungenießbar vor, als die Alltagsgeſichter der wirklichen Welt.

Mein junger Freund Eduard hatte, in Anſehung des Umganges ſowol als der Lektüre, einen minder ekeln Geſchmack. Er las nicht viel, und faſt nur Romane; aber jeder Roman, den er las oder ſpielte, machte ihm großes Vergnügen. Kein Mädchengeſicht kam ihm alltäglich vor; von dem größten und dem kleinſten Fräulein der Nachbarſchaft an, bis zu den Nähterinnen und Kammerzofen herab, hatte er jeder, auf eine halbe Stunde wenigſtens, den Hof gemacht, und ſo flüchtig ſeine Neigung gewöhnlich war, ſo heftig ſchien ſie doch manchmal zu ſeyn. Die Weiber nannten ihn einen Flattergeiſt, einen Schelm, wol auch einen Böſewicht; aber er war zuweilen allerliebſt, und man konnte dem Sauſewind nicht gram ſeyn. Ich hing ſelbſt ſehr an Eduard, aber ich mißbilligte höchlich ſeine Leichtfertigkeit, und es vermehrte meine Achtung für die jungen Damen meiner Bekannt-

schaft keineswegs, daß ich sie, seines Leichtsinnes ungeachtet, alle in ihn vergafft sah. Eduard, seiner Seits, lachte über meine Weisheit, war mir aber doch herzlich zugethan; ja, vielleicht war es eben die Verschiedenheit unserer Gemüthsarten und Grundsätze, was unserer Freundschaft einen Reiz und eine Wärme gab, welche sonst nur der Geschlechtsneigung eigen sind. Mein Mühmchen Lily, die mit keinem von uns recht zufrieden war, spöttelte häufig über unsere Zärtlichkeit. Sie hatte den Muthwillen, einer ihrer Gespielinnen einzubilden, daß ich ein verkleidetes Mädchen und die heimliche Geliebte des schönen Eduard sey, wie, trotz meiner Prüderie, aus unserem Betragen leicht abzunehmen wäre. Diese Posse machte damals Glück in unserer Koterie, und trug nicht wenig dazu bei, mich in den Ruf zu bringen, daß ich ein Weiberfeind, oder, wie Andere sagten, ein kleiner Phantast sey, der in nichts als in seine eigenen Grillen verliebt wäre.

Die satyrischen Ausfälle meiner kleinen Muhme vermochten eben so wenig, als Eduards Beispiel, mich in dem ruhigen Gange irre zu machen, den ich von Kindheit auf verfolgte, und wozu Natur und Gewohnheit mich anwiesen.

Ich ſetzte meine Studien mit ſtillem Eifer fort, und ſuchte meine Erholung in den harmloſen Vergnügungen der Einbildungskraft, deren unermeßliches Gebiet in den Werken der Dichtkunſt aller Zeiten und Nationen mir eröffnet war. Die Welt der Ideale, beſonders der weiblichen, entwickelte ſich vor meiner Phantaſie in immer reizenderen Formen; die Göttinnen der Griechen, die Feen und Houris der Romantiker, ſtritten um den Vorzug in meiner Neigung, und verwahrten mein Herz vor jedem weniger mächtigen Eindrucke. Cily wußte nicht, wenn ſie wegen meiner Unempfindlichkeit mit mir ſchmollte, daß mich eben Atalante und ihre goldenen Aepfel anzogen, oder daß mich Armida in ihrem Zaubergarten gefangen hielt. Selbſt meine Tante kam meinen geheimen Liebſchaften nicht auf die Spur; ſie hielt meinen Kaltſinn gegen ihr Geſchlecht für eine Idioſynkraſie mancher Dichternaturen, von denen die Gelehrtengeſchichte Meldung thut. In ihren Augen war dieß eben kein Unglück; ſie ſagte mit großer Gleichgültigkeit und eben ſo vieler Zuverſicht voraus, daß ich meinen Namen ſchwerlich in leiblichen Sprößlingen auf die Nachwelt bringen,

dagegen aber eine desto zahlreichere Nachkommenschaft von Geisteskindern zurücklassen würde. Mein Vater glaubte, die Sache werde sich geben, wenn er mir erst die Legem Papiam — Poppäam gegen die Hagestolzen und die kanonischen Gesetze de Matrimonio erklärt haben würde. Onkel Leonhard machte sich über meinen Vater und meine Tante zugleich lustig: er meinte, ich würde noch früh genug in eine Weiberschürze vernarrt werden; um die Nachkommenschaft brauche die Familie übrigens keine Sorge zu tragen, nach den Anordnungen, die er deßhalb in seinem Testamente getroffen habe.

Mein Vater endigte glücklich den zweiten Jahrgang seiner juristischen Uebungen mit mir, und bereitete sich vor, mich in dem dritten mit dem Lehen- und deutschen Staatsrecht bekannt zu machen, worein er seine Hauptstärke setzte. Da ward der treffliche Mann unvermuthet krank, und starb bald hernach eben so unvermuthet, nichts so sehr bedauernd, als daß er mir den deutschen Reichsprozeß nicht mehr vortragen konnte. Dieser harte Schlag traf meinen Oheim nicht weniger empfindlich als mich. Nie hatten zwei Brüder, ungeachtet der Verschiedenheit ih-

rer Temperamente, Beſchäftigungen und Liebhabereien, in größerer Eintracht mit einander gelebt. Seit ſechzig Jahren und darüber wohnten ſie in Einem Hauſe; ſie hatten beſtändig nur Eine Familie ausgemacht, ja, Einer konnte als die Ergänzung des Andern betrachtet werden. Schon durch den Tod meiner Mutter hatte die behagliche Heiterkeit dieſes Familienlebens ſehr gelitten; die häufigen Beſuche und die zuthätige Geſchäftigkeit der Tante Sara waren ein ſehr unvollkommener Erſatz für den Abgang einer liebevollen und geliebten Hausfrau. Nach dem Ableben meines Vaters fühlte ſich mein Oheim oft einſam und verlaſſen; er wurde übellaunig und vertrug ſich immer weniger mit ſeiner Schweſter. Auch die Aufſicht über meine Erziehung fing ihm an läſtig zu werden, beſonders als mein alter Mentor, der franzöſiſche Mathematiker, unſer Haus verließ, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Da fiel ihm glücklicherweiſe ein, daß es die Abſicht meines Vaters geweſen, mich ein Jahr ſpäter nach Göttingen, und von da nach Wezlar, dem großen Ziel ſeiner Wünſche, zu führen. Mein Oheim war ſelbſt in Göttingen geweſen, und hatte eine ſehr

vortheilhafte Meinung von den Einrichtungen dieſer hohen Schule. Er glaubte außerdem, daß es Zeit ſey, mich meiner eigenen Führung zu überlaſſen; die akademiſche Freiheit ſchien ihm ſehr zuträglich, manche Fehler meiner etwas weichlichen Hauserziehung zu verbeſſern. Sein Entſchluß, mich nach Göttingen zu ſchicken, war gefaßt, und ich befand mich auf dem Wege dahin, bevor meine Tante, Mühmchen Eily, mein Freund Eduard und ich ſelbſt noch recht wußten, wie es damit zugegangen.

3.

Da ich nicht die Geſchichte meiner Gelehrſamkeit ſchreibe, ſondern die meiner Liebſchaften, ſo werden mir die ſchönen Leſerinnen gern erlauben, mich über meinen zweijährigen Aufenthalt in jener berühmten Muſenſtadt möglichſt kurz zu faſſen. Ich war ſo glücklich, die Vorleſungen des alten Pütter über die Reichshiſtorie zu hören, und den Unterricht aller der großen Rechtslehrer zu genießen, welche Göttingen damals in ſich vereinigte. Mein Vater ſelbſt hätte

den Eifer loben müſſen, mit dem ich im erſten Jahre meiner akademiſchen Laufbahn dem etwas trockenen Studium des Lehnrechts und der deutſchen Prozeßordnung oblag. Ich vergrub mich ganz in meinen Büchern, und hatte beinahe gar keinen Umgang. Im Anfang des zweiten Jahres empfahl man mir eine Gartenwohnung, deren angenehme Lage meiner einſamen Lebensart und meinem Geſchmacke ſehr zuſagte. Ich bezog dieſe Wohnung während des Frühlings. Mein Hauswirth, ſeines Gewerbes ein Pferdeverleiher, ließ ſich Magiſter nennen. Er gab Lehrſtunden in der engliſchen Sprache, und im Reiten und Fechten, obwol ſein Name in die Matrikel der Fakultät nicht eingetragen war. Mein Wirth und die junge Perſon, die ſich mir als die Gebieterin des Hauſes darſtellte, erwieſen mir viele Artigkeiten. Schon aus Höflichkeit glaubte ich einige Stunden bei dem Magiſter nehmen zu müſſen. Im Engliſchen konnte mir ſein Unterricht von keinem Nutzen ſeyn; er redete die Sprache in einem kauderwelſchen Dialekt, den ich öfter ſelbſt zu verbeſſern Gelegenheit hatte. Aber er war ein guter Fechtmeiſter, und ſeine Pferde gehörten zu den beſten in der

Stadt. Ich ward also sein Schüler in der edlen Reit- und Fechtkunst, wobei ich den Vortheil hatte, mich fast täglich in der Gesellschaft meiner hübschen Hauswirthin zu befinden, welche an unseren Uebungen in der Regel selbst Theil nahm.

Lucinde — so hieß diese junge Person — war eine angenehme Blondine von fünf bis sechs und zwanzig Jahren, mit ein Paar Augen, die von schalkhaftem Feuer glänzten. Sie sprach wenig, war aber nicht ohne Witz, und ihre Einfälle hatten zuweilen eine treffende Schärfe. Eben so bestimmt als rasch in ihren Bewegungen, schienen die Fecht- und Reitübungen ihr ein gewohntes Spiel. Man konnte ein Rappier nicht gewandter und zierlicher handhaben; ihr Mann, wiewol ein Meister in der Kunst, war plump und ungelenk ihr gegenüber. Aber um Lucinden in ihrem ganzen Reize kennen zu lernen, mußte man sie zu Pferde sehen. Ein anmuthiger Trotz in ihrem Gesichte schien der weiblichen Furchtsamkeit und der Meinung zu spotten, die ihrem Geschlechte diese ritterliche Uebung verwehren zu dürfen glaubt. Sie ritt gewöhnlich einen Falben, ein junges, feuriges

Thier, das der ſchönen Hand, die es lenkte, mit ſchmeichelndem Stolze gehorchte. Ich hatte mir Pentheſilea, die Königin der Amazonen, heroiſcher gedacht, aber gewiß nicht reizender.

Die Lehrſtunden, denen Lucinde beiwohnte, hatten einen ziemlich hohen Preis, und waren außerdem nur für Solche zugänglich, welche ſie dieſer Auszeichnung werth hielt. Zu jener Zeit hatte ich nur einen Mitſchüler bei dieſem Privatiſſimum. Es war dieß ein junger Liefländer von Stand und Vermögen, der ſich ſchon zum zweiten Mal in Göttingen aufhielt, und an den gymnaſtiſchen Uebungen in dem Hauſe des Magiſters großen Gefallen zu haben ſchien. Ich bemerkte bald, daß der junge Mann der reizenden Lucinde ſehr feurige Blicke zuwarf, von dieſer aber mit einer gewiſſen Sprödigkeit behandelt wurde. Um ſo zuvorkommender war ihr Betragen gegen mich; ohne Zweifel, weil meine Beſcheidenheit einige Aufmunterung zu verdienen ſchien. Der Magiſter blieb neutral bei dieſem kleinen Kriege der Galanterie und der Eitelkeit; denn für mehr ſchien er die Aufmerkſamkeiten ſeiner jungen Freunde für Lucinden, und die Art, wie ſie von dieſer erwiedert wurden, nicht zu halten.

Die Zerstreuung, welche ich mir seit einiger Zeit fast täglich in der Reitbahn und auf dem Fechtboden machte, kam meinem Humor und meiner Gesundheit sehr zu Statten. Ich war nie so heiter und lebenslustig gewesen. Der Umgang meiner freundlichen Wirthsleute fing an, mir zum Bedürfniß zu werden. Wir machten öfters kleine Landpartien mit einander. Lucinde tanzte außerordentlich gern; wo sie eine Geige hörte, setzten sich ihre Beine sogleich in taktmäßige Bewegung. Der Liefländer, der zu meinem Verdrusse sich häufig an demselben Orte einfand, ließ eine solche Gelegenheit nie vorbeigehen, ohne ihr die Hand zu bieten, und war gewiß, sie dann gefälliger als sonst zu finden. Er war ein guter Tänzer und machte, mit Lucinden im Arm, eine bessere Figur, als mir lieb war. Einmal glaubte ich zu sehen, daß die glühenden Blicke, die er auf Lucinden heftete, von ihr mit gleicher Wärme erwiedert wurden. Ein Stich fuhr mir durch's Herz; — ich ward mir plötzlich bewußt, daß ich verliebt und von heftiger Eifersucht bewegt war. Lucinden, die vom Tanz erhitzt zurück kam und sich zu mir setzte, entging meine Bewegung und die Ursache

meines Unmuthes nicht. Sie schien nicht unzufrieden mit dieser Entdeckung zu seyn. Gesprächiger als gewöhnlich, scherzte und tändelte sie mit dem Magister, und lachte einige Mal hell auf. Ein paar stachelige Einfälle über den Liefländer, der ihr nicht von der Seite ging, versöhnten mich halb und halb. Endlich stand sie unvermuthet auf und ergriff meinen Arm, damit ich sie durch den Saal führe. — »Tanzen Sie denn gar nicht?« sagte sie, als wir einige Schritte von unseren Begleitern entfernt waren, und sah mich mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln an. Ich entschuldigte mich mit meiner wenigen Uebung. — »Nur ein paar Gänge,« flüsterte sie, und zog mich in den Kreis. — Ich wußte nicht, wie mir geschah; aber sie hielt mich in ihren Armen, und wir flogen durch die Reihen, sechs oder sieben Mal, bis sie erschöpft auf einen Sessel sank und mich neben sich niederzog. Ihre warme, feuchte Hand zuckte in der meinigen; ich fühlte, daß sie mir näher rückte und sich an mich lehnte, als bedürfe sie einer Stütze. Zitternd und unmerklich legte ich meinen Arm um ihren schlanken Leib und drückte sie sanft an mich. — Da stand der Magister vor uns, Lu-

eindens Hut und Ueberwurf in den Händen haltend. — »Der Wagen wartet,« ſagte er trocken; »es iſt ſchon ſpät.« — Lucinde zögerte eine Weile, dann ſtand ſie langſam auf und machte ihren Anzug zurecht. Einige flüchtige Blicke, die ſie mir zuwarf, entzückten mich. Jetzt faßte ſie des Magiſters Arm, und indem ſie mir noch ein freundliches: »gute Nacht!« zuflüſterte, ſchlüpfte ſie durch die Umſtehenden hinweg und verſchwand aus dem Saal.

Der Burſch, der mein Pferd hielt, war nicht zu finden. Scheltend ſuchte ich ihn in dem Stall und im Hofe, indeß die Kaleſche des Magiſters raſch davon fuhr. Es vergingen wol zehn Minuten, eh' ich auf meinem Klepper ſaß. Mit aller Anſtrengung konnte ich meine Geſellſchaft nicht mehr einholen; die leere Kaleſche kam mir ſchon entgegen, als ich um die Ecke meiner Gaſſe ſprengte. Mißmuthig begab ich mich auf mein Zimmer und ſuchte Zerſtreuung bei meinen Büchern. Aber Pufendorf und Heineccius kamen mir heute unausſtehlich breit und langweilig vor; ſelbſt die Dichter gewährten mir wenig Unterhaltung; ihre ſchönſten Beſchreibungen ſchienen mir doch allzu luftig und nebelhaft.

Nur Boccacio sagte mir einigermaßen zu; ich schlief endlich über einer Erzählung des Decamerone ein.

Am nächsten Morgen konnte ich die Fechtstunde kaum erwarten, wo ich Lucinden zu sehen hoffte. Ich war überrascht, fünf bis sechs junge Leute auf dem Fechtboden zu finden, die sich unter der Anleitung des Magisters mit dem Rappier übten. Die Lehrstunde wollte gar kein Ende nehmen; fast schien es, als ob Meister und Schüler sie mit Absicht verlängerten, um meine Ungeduld auf's Aeußerste zu spannen. Endlich trat Lucinde herein, in einem zierlichen Fechtkleide und in der schönsten Laune von der Welt. Sie grüßte mich freundlich, doch nur im Vorbeigehen, und fing gleich an, einige neue Stellungen und Handgriffe mit dem Rappier zu versuchen. Da kam auch noch der Liefländer mit zwei Fremden, die er einführte. Es schien darauf abgesehen zu seyn, mir recht viel Aergerniß zu verursachen. — Jetzt wendete sich Lucinde unvermuthet zu mir, und forderte mich auf, einen Gang mit ihr zu machen. Ihr anscheinender Kaltsinn reizte mich; ich bot meine ganze Kunst auf, um der ihrigen das Gleichgewicht zu

halten. Mein Eifer und die Leidenschaft, die ich darunter verbarg, ergetzten die schöne Frau; scheinbar tändelnd, aber mit Sicherheit, wich sie meinen Angriffen aus, und als suche sie die Stelle, wo sie mich treffen wollte, streifte ihre Spitze mich einige Mal obenhin; dann, als wolle sie zeigen, wie sie zu besiegen sey, gab sie eine Blöße, die sie nur zögernd deckte. Endlich begriff ich den geheimen Sinn dieses reizenden Spieles. Es war das originellste und ausdrucksvollste Zweigespräch der Liebe, das man ersinnen kann, um sich mitten unter lästigen Zuschauern und Nebenbuhlern auf's Vollkommenste zu verständigen. Ich ward es nicht müde, dieß anmuthige Spiel fortzusetzen, bis Lucinde, mit meiner Gelehrigkeit und ihrem Triumphe zufrieden, mich unversehens entwaffnete, und dem seltsamen Schaugefechte scherzend ein Ende machte.

Von diesem Tage an betrachtete ich mich als Lucindens begünstigten Liebhaber. Die kleinen Vertraulichkeiten, die zwischen uns Statt fanden, waren um so süßer, je geheimer, je seltener und je unschuldiger in gewisser Art sie waren. Ein Händedruck, ein flüchtiger Kuß, auf den Raub genommen oder gegeben, war alles,

was sie gestattete und ich selbst begehrte. Wir sahen uns nie allein; der Magister, obwol dem Anscheine nach nicht eifersüchtig, wußte es doch immer so einzurichten, daß Lucinde überall von Beobachtern oder Bewunderern umringt war. Er zeigte sie den Leuten gern, und war stolz auf ihre Gestalt und Talente, wie auf die Schönheit und Dressur seiner Schulpferde. Ihr Putz lag ihm kaum weniger am Herzen als ihr selbst. Ich bemerkte bald, daß es zu der Sitte des Hauses gehörte, der schönen Lucinde Geschenke in dieser Art zu machen. Da man mich für einen reichen Erben hielt, und ich außerdem auf dem freundschaftlichsten Fuße mit der Familie stand, durfte ich schon etwas mehr thun als ein Anderer. Lucinde belohnte meine Freigebigkeit durch die Auszeichnung, welche sie meinen Geschenken bewies. Keine Farbe, versicherte sie, kleide sie besser, als die ich gewählt, und seit einiger Zeit wollte ihr kein Anzug mehr gefallen, den sie nicht von mir erhalten hatte. Da sie gern und oft wechselte, hatte ich Gelegenheit, meinen Geschmack in solchen Dingen vielseitig darzuthun. Meine Ersparnisse aus früherer Zeit fanden auf diese Weise nach und nach die vollständigste

Verwendung. Zum Glück trafen eben neue Wechsel von meinem Oheim ein. Der Juwelier, bei dem ich einige Nippes für meine Hausfrau aussuchen wollte, zeigte mir eine Schnur Perlen, von großer Schönheit. Ich wußte, daß Lucinde Perlen über Alles liebte. So beträchtlich der Preis war, zahlte ich ihn doch, in der Absicht, meiner Schönen zu ihrem nahen Geburtstag eine Ueberraschung mit ihrem Lieblingsschmucke zu machen.

Lucinde hatte das Kästchen von ungefähr auf meinem Schreibtische gesehen. Da ich ihre Neugierde, den Inhalt kennen zu lernen, nicht befriedigte, vermaß sie sich halb im Scherz, halb im Ernst, dennoch zu erfahren, was ich vor ihr zu verbergen suchte. Als ich nun am folgenden Abend in mein verschlossenes Zimmer trat, war ich höchlich erstaunt, sie vor dem Spiegel sitzen zu sehen, das offene Kästchen vor sich habend, und eben damit beschäftigt, die Perlenschnur durch ihre aufgerollten Haarlocken zu flechten. Lucinde erschrak heftig, aber auf die anmuthigste Weise; und als ich, überwältigt von ihrer Gegenwart und von der reizenden Vertraulichkeit des Ortes und der Stunde, den Arm um

sie schlang, schmiegte sie sich verschämt lächelnd an mich, und ihre frischen, warmen Lippen begegneten den meinigen. Es war ein Moment der süßesten Selbstvergessenheit. Da rauschte die verborgene Tapetenthür, durch welche Lucinde gekommen war, und — der Magister trat heraus. Die erschreckte Schöne riß sich aus meinen Armen, indem sie einen Schrei ausstieß. Ich war wie vernichtet. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher ich nicht aufzublicken wagte, hörte ich die Tapetenthür verschließen, und der Magister war sammt Lucinden verschwunden.

Ein armer, einfältiger Schelm, der bei dem ersten Diebstahl ertappt wird, kann keine erbärmlichere Figur machen, als ich bei diesem Auftritte. Scham und Reue drückten mich zu Boden, noch mehr die Furcht vor den Folgen, die ich voraus zu sehen glaubte. Die Ehre und der häusliche Frieden meiner schönen Wirthin schienen durch meine Schuld auf immer zerstört. Welch ein Leben stand der Aermsten bevor! Mußte der beleidigte Mann uns Beide nicht für noch schuldiger halten, als wir in der That waren? Konnte er glauben, daß wir das erste

Mal, nur auf wenige Minuten, und von meiner Seite zufällig, uns hier gefunden, und daß, was er gesehen, das Aergste war, was wir uns verzuwerfen hatten? — Nimmermehr! Lucinde war verloren in der Meinung des rechtschaffenen Mannes, und eine Ehescheidung das Geringste, was ich befürchtete.

Indessen, wie schlimm die Sache auch stand, es mußte gehandelt werden. Ich fühlte mich verpflichtet, und war bereit zu jeder Art von Genugthuung. Das wollte ich meinem ehrlichen Hauswirth noch in dieser Nacht schreiben. Es war dunkel geworden, während ich meine Ueberlegungen anstellte. Ich machte Licht, um meine Absicht sogleich auszuführen. Als ich den Lehnstuhl, worin ich mit Lucinden gesessen, zu meinem Schreibtische rückte, fiel mir ein Papier in die Augen, das in einer Ecke des Lehnstuhles lag. Ich hob es auf, und fand, daß es ein entsiegeltes Billet ohne Aufschrift war. Die Anfangsworte lauteten: »Süße Lucinde!« — und der Name des Liefländers stand darunter. Inhalt und Ton verriethen eine lange gepflogene, keineswegs zweideutige Vertraulichkeit; auch des Magisters ward darin erwähnt, in Ausdrücken,

welche bewiesen, daß ihm das Verhältniß des zärtlichen Paares kein Geheimniß war.

Ich las das Billet zwei-, dreimal, und brach endlich in ein unwillkührliches Lachen aus, das ich lange nicht zu mäßigen vermochte. Plötzlich befreit von meiner Gewissensangst, Furcht und Beschämung, fühlte ich mich leicht und muthwillig, wie ein von der Strafe losgesprochener Schulknabe. Zum Glück war ich nur ein Thor gewesen, kein Verbrecher, und die Tragödie, in die ich mich verwickelt glaubte, verwandelte sich in eine Posse. In dieser Stimmung erblickte ich das Kästchen, worin die Perlen fehlten, welche Lucinde, vermuthlich im Schreck, mit fortgenommen hatte. Ich legte das Billet des Liefländers hinein, und machte einen Umschlag über das Ganze, mit der Adresse: an die schöne Lucinde. Das wollte ich ihr als ein Andenken zurück lassen, wenn ich am nächsten Morgen aus dem Hause abzog, wie ich zu thun entschlossen war. Hierauf verriegelte ich meine Zimmer von allen Seiten, und ging einen Bekannten aufzusuchen, den ich in der letzten Zeit vermieden hatte, weil er einige Mal angefangen, sich über meine Hausleute nachtheilig gegen mich

zu äußern. Jetzt erfuhr ich von ihm, daß Lucinde vormals zu einer Gesellschaft von Kunstreitern gehört, und sich in den Schutz des Magisters, mit dem sie nie verheirathet war, begeben habe, um ihre zufälligen Verbindungen mit einem Theil der werthen Burschenschaft auf einem geregelten Fuße fortzusetzen. Mein Freund wünschte mir Glück, noch so leichten Kaufes den Netzen einer verschmitzten Dirne entkommen zu seyn, die schon mehreren jungen Leuten übel mitgespielt hätte, und nun ehestens durch einen Beschluß des akademischen Senats, sammt ihrem würdigen Beschützer, aus der Stadt gewiesen werden würde.

Am folgenden Tage bezog ich ein anderes Quartier, ohne mich um den Magister Roßtäuscher und seine Gefährtin weiter zu bekümmern. Später erfuhr ich zufällig, daß sie mit ihrem ganzen Marstall auf Reisen gegangen wären, und an der Spitze einer neugeworbenen Gesellschaft von Kunstreitern die umliegenden Landstädte in Kontribution setzten.

Meine Aufmerksamkeit war nun wieder ausschließend auf die Vollendung meiner Studien gerichtet. Ich mußte fleißig seyn, um nachzuho-

len, was ich in den letzten Monaten verſäumt hatte. Die Bücher erſetzten mir auf's Neue jeden anderen Umgang, und die abſtrakteſten Gegenſtände zogen mich jetzt gerade am meiſten an. Zu meiner Erholung las ich abwechſelnd einen alten oder neueren Dichter, nach einiger Zeit wol auch manchmal wieder einen Roman. Ich fand es, wenn nicht angenehmer, doch ſicherer, Romane zu leſen, als ſie zu ſpielen; für's erſte wenigſtens entſagte ich allen näheren Verbindungen mit einem Geſchlechte, das ich von einer ſo gefährlichen Seite kennen gelernt hatte. Nach einem halben Jahre war mein letzter juridiſcher Kurſus zu Ende. Ich verließ die Akademie, und kam, nach einer zweimonatlichen Reiſe durch Deutſchland, in meine Vaterſtadt zurück.

4.

Bei meiner Ankunft fand ich meinen Freund Eduard im Begriff, zur Armee abzugehen, bei welcher er als Volontär Dienſte genommen hatte. Mein Mühmchen Lily machte zugleich Anſtalten

zu ihrer Hochzeit, aus Verdruß, sagte man, daß Eduard unter die Uhlanen gegangen. Sie war hübscher, aber zugleich kaustischer als jemals; selbst ihre Mutter, die gute Tante Sara, konnte es nicht mehr mit ihr aushalten. Der bejahrte Herr, dem sie gegen alle Erwartung ihre Hand reichte, schien kurz vor der Verlobung etwas nachdenklich über das Glück zu werden, das ihm bevorstand. Mein Oheim lachte; ich hätte doch, bemerkte er, eine recht gute Spürnase gehabt, da ich mich, als Knabe schon, von der kleinen Xantippe zurückzog. Der treffliche alte Mann war wieder ganz heiter und rüstig. Mit meiner Aufführung schien er zufrieden; er hatte mir bereits einen Platz in dem Geschäfts-Bureau eines seiner Freunde ausgemittelt, wo ich mich vorläufig mit dem deutschen Reichsprozeß bekannt machen konnte. Zu gleicher Zeit sollte ich die Doktorswürde nehmen, um dereinst, nach meines Vaters Wunsch, Sitz und Stimme auf der Gelehrtenbank eines Reichsgerichtes erlangen zu können.

Eduard reiste zur Armee ab, und Lily vollzog ihre Heirath, während ich die juristische Praxis mit allem Eifer zu betreiben anfing. Der

Reichsagent, bei dem ich arbeitete, hatte eine einzige Tochter, die er beinahe nicht weniger liebte, als seine Kanzellei, und deren künftigen Mann er zu seinem Nachfolger in seinem weitläufigen Geschäfte bestimmte. Mein Fleiß gefiel ihm; obwol er gegen meine belletristische Schreibart allerlei einzuwenden hatte, glaubte er doch, daß ich unter seiner Anleitung ein tüchtiger Praktikus werden könnte. Meine Vermögensumstände und die Hoffnungen, welche ich auf die Erbschaft meines Oheims hatte, machten mich außerdem zu einer sehr annehmlichen Partie in seinen Augen. Der Ehrenmann entwarf daher in aller Stille den Plan, die Neigung seiner Tochter unmerklich auf mich zu lenken; denn daß ich diese Neigung erwiedern würde, fiel ihm gar nicht ein zu bezweifeln. — Fräulein Agnes war ein ungemein sittsames, wohlerzogenes Frauenzimmer von noch nicht vollen drei und zwanzig Jahren. Man konnte sie beinahe hübsch nennen. Ihre etwas beleibte, runde Gestalt ermangelte nicht einer gewissen Zierlichkeit; Farbe und Zartheit der Haut waren ausgezeichnet; die mehr angenehmen als reizenden Gesichtszüge verriethen große Ruhe und Sanft-

muth. In ihrem äußeren Betragen war sie ein wenig förmlich; wenn sie sprach, was nie ohne hinlänglichen Anlaß geschah, war sie eben so abgemessen als wortreich in ihren Ausdrücken. Man sah, daß Agnes sich für ein verständiges Mädchen hielt, und daß sie erwartete, von den Männern als ein solches behandelt zu werden.

Nach der Erfahrung, welche ich mit Lucinden gemacht hatte, war ein so völlig entgegengesetzter weiblicher Charakter für mich wenigstens nicht abschreckend. Ich unterhielt mich gern mit der gesitteten, zuweilen recht vernünftig sprechenden Tochter meines alten Gönners. Agnes zeichnete mich offenbar aus; aber es geschah mit so vielem Anstande, daß die Aufmerksamkeiten, die ich ihr dagegen bewies, nur die pflichtmäßige Erwiederung der Höflichkeit zu seyn schienen. So bildete sich nach und nach ein Verhältniß zwischen uns, das, meinerseits ganz absichtlos, nicht ohne Ansprüche von Agnesens Seite war, besonders aber von ihrem Vater so angesehen wurde, als ob der Ausführung seines Planes nun nichts mehr entgegen stände. Der Neigung seiner Tochter gewiß und die meinige voraussetzend, wandte er sich an meine Tante, um zu-

erſt ſie für ſeine Abſichten zu gewinnen, dann aber durch ihre Vermittlung die Zuſtimmung meines Oheims zu ſeinem Projekte zu erhalten.

Meine Tante, die ſeit längerer Zeit alle Erwartungen getäuſcht fand, welche ſie ſich von meinen dichteriſchen Anlagen gemacht hatte, ſah in meiner Neigung zu einem ſo unpoetiſchen Weſen, als die Tochter ihres alten Freundes war, nichts Befremdendes mehr. Da ich der Muſe ungetreu geworden, war es ihr ziemlich gleichgültig, was ich, in der ſpießbürgerlichen Beſchränktheit, zu der ich mich herabgelaſſen, für eine Lebensgefährtin erwählte. Sie that ſich übrigens auf ihr Geſchick, eine Heirathsangelegenheit einzuleiten, etwas zu gute, und nahm es daher auf ſich, ihren Bruder Leonhard für die Sache zu ſtimmen. Für mich ſollte ihre Verwendung ein Geheimniß ſeyn; denn ſie liebte die Ueberraſchungen, im Leben wie auf der Bühne, und wollte meinem proſaiſchen Liebeshandel wenigſtens dadurch einen etwas romantiſchen Schwung geben. Daß der ganze Heirathsplan für jetzt noch geheim bleiben ſolle, war auch die Meinung des alten Herrn; ich ſollte erſt Doktor werden, und dann eine Zeit lang für

mich prakticiren, bis er mir den größeren Theil seiner Geschäfte, mit der Hand seiner Tochter, förmlich abtreten wollte.

Ich hatte die strengen Prüfungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaften mit Ehren überstanden; meine Inaugural-Dissertation war gedruckt und der Tag festgesetzt, an dem ich die von mir aufgestellten Theses öffentlich vertheidigen sollte. Agnesens Vater, als mein Haupt-Opponent, ließ es sich nicht nehmen, den üblichen Doktorschmaus in seinem Hause zu veranstalten, wozu meine ganze Verwandtschaft eingeladen wurde. Ich war zu sehr mit meiner Disputation beschäftigt, um gehörig beobachten zu können, was um mich vorging. Indessen sah ich wol, daß Etwas im Werke sey, womit man mich zu überraschen gedachte. Die verständige Agnes schien seit einigen Tagen noch feierlicher als gewöhnlich sie sprach sehr vernünftig von den Pflichten einer Hausfrau, und erröthete dazwischen, so oft ich sie etwas aufmerksamer betrachtete. Das Gesicht meiner Tante Sara hatte einen Zug von Schlauheit, der sich unter einem seltsamen Lächeln verbarg, wenn man sie forschend ansah. Mein Oheim trällerte unverständ-

liche Worte vor ſich hin, richtete mitunter eine Querfrage an mich, aus der ich nicht klug werden konnte, und ſtarrte mich gleich darauf an, als hätte er Luſt, mich auszulachen. Ein Beſuch, den ich meiner Muhme Cily machte, erklärte mir endlich das Räthſel. Sie ſprach von dem Doktorſchmaus, dem ſie beizuwohnen das Vergnügen haben werde, und von ihrem Verlangen, die ſchöne, geiſtreiche Agnes als ihre künftige Muhme zu begrüßen. Ich beantwortete Cily's ironiſche Glückwünſche anfangs als Scherz, was ſie jedoch ſehr übel nahm. Es werde doch erlaubt ſeyn, meinte ſie, von einem Geheimniß zu ſprechen, das morgen an der Tafel der halben Stadt bekannt werden würde. — Ich war wie aus den Wolken gefallen. Cily's Behauptung ſchien nur allzuviel Grund zu haben. Man verheirathete mich, ohne daß ich Etwas davon wußte, und gab mir ein Weſen zur Frau, von dem mir noch nie eingefallen war, daß es zu einem andern Geſchlecht gehöre, als ich ſelbſt. Mit Mühe verbarg ich vor meiner boshaften Couſine die Verlegenheit, worin ich mich befand, und eilte nach Hauſe, um von meinem Oheim und meiner Tante den Zuſam-

menhang dieſer ſeltſamen Geſchichte zu erfahren.

Meine Tante war anfangs ſehr aufgebracht, als ſie hörte, daß alle ihre Bemühung und Feinheit umſonſt verwendet ſeyn ſollte, und daß ich gar nicht daran dachte, eine Heirath zu vollziehen, wobei ſie Alles ſo geſchickt und geheimnißvoll eingeleitet hatte. Ich mußte zur Dichtkunſt meine Zuflucht nehmen, und ihr den halben Horaz und Boileau in's Gedächtniß rufen, um ſie nach und nach zu beſänftigen. Sie geſtand, daß ihr die Wahl, die ich getroffen haben ſollte, gleich unbegreiflich geweſen, und daß bloß die Zuverſicht, mit der Agneſens Vater von der Sache geſprochen, ſie verleitet habe, daran zu glauben. Am Ende ließ ſie ſich ſogar herbei, den alten Herrn über den Irrthum, worin er und ſeine Tochter ſich befanden, auf eine ſchonende Weiſe aufzuklären, und dieſen unangenehmen Handel, ſo gut es anginge, beizulegen. Mein Oheim ſchüttelte den Kopf; er war mit dem ganzen Projekt nie recht einverſtanden geweſen, wollte aber auch jetzt mit der Löſung des verworrenen Knotens, worein die Geſchäftigkeit der Tante mich und ſich ſelbſt verſtrickt hatte, nichts zu thun haben. Im Grunde war es ihm lieb,

wenn ſich die Sache zerſchlug. denn obwol er es ſich zur Regel gemacht hatte, meiner Verheirathung — da die Descendenz der Familie davon abhing — kein Hinderniß in den Weg zu legen: ſo war er doch der Geſinnung nach allzuſehr ein Hageſtolz, um nicht eine heimliche Freude zu empfinden, ſo oft ein halb und halb zur Reife gelangter Heirathsplan wieder vereitelt wurde.

Ich befand mich auf jeden Fall in einer ganz beſonderen Lage. Agneſens Neigung für mich, an der ich nicht mehr zweifeln konnte, und die wohlmeinenden Abſichten ihres Vaters, waren aller Rückſicht werth. Wenn in Herzensangelegenheiten der Vernunft die erſte Stimme gebührte, ſo hätte ich kaum eine beſſere Wahl treffen können als die, welche hier mein gutes Glück an meiner Statt getroffen zu haben ſchien. Agnes beſaß unſtreitig alle Eigenſchaften, welche ein überlegter und wohlgeſinnter Mann ſeiner Hausfrau und der Mutter ſeiner Kinder wünſchen kann. Sie war geſund, nicht unangenehm von Geſtalt, gleichmüthig, unermüdet und anſtellig in häuslichen Geſchäften, unterrichtet genug, um ſich mit einem Manne von Verſtand über allgemein intereſſante Gegenſtände unter-

halten zu können, dabei so frei von Eitelkeit, als es ein Frauenzimmer in unserer Zeit nur irgend seyn kann; was mehr als Alles ist, sie hatte Grundsätze und die höchsten Begriffe von den Pflichten ihres Geschlechtes und ihres künftigen Frauenstandes. So hatte ich dieses achtungswürdige Mädchen kennen gelernt, und ohne Zweifel würde ich jedem Freunde, der in gleichem Falle mich um meine Meinung befragt hätte, gerathen haben, sie und keine Andere zur Frau zu nehmen. Und diese werthvolle Person hatte mir in aller Unschuld und Ehrbarkeit ihr Herz zugewendet; sie wußte, daß sie von ihren und meinen Verwandten für mich bestimmt sey; sie hielt die Aufmerksamkeit, die ich ihr bezeigte, für die Bewerbung eines Bräutigams, und sah wahrscheinlich selbst eine gewisse Zurückhaltung in meinem Betragen als einen Beweis höherer Achtung und eines männlichen Charakters an, den sie mehr schätzte, als die schmeichelnde Sprache gewöhnlicher Liebhaber. Ich durfte meine Hand ausstrecken, und dieses treffliche Geschöpf war mein: wenn ich sie zurückzog, kränkte und beleidigte ich es auf das Empfindlichste. — Dieß Alles sagte ich mir, und die Wage der Vernunft

ſtand ganz zu Agneſens Vortheil. Aber ſie reizte meine Einbildungskraft nicht; mein Herz blieb kalt: ich wußte ſie mit keiner meiner Lieblingsheldinnen in den alten und neueren Dichtern zu vergleichen, außer etwa mit der Penelope, oder mit Eliſabeth, der biederen Hausfrau des mannhaften Götz. Bei allem dem war mir nicht wohl zu Muthe: ich fürchtete den morgenden Tag; es war mir gleich peinlich, mich von Agneſen geſchieden, und mich mit ihr verbunden zu denken.

Sara's diplomatiſche Geſchicklichkeit, mehr noch der geſunde Verſtand meines in Antrag geweſenen Schwiegervaters, erſparten mir den Ausbruch unangenehmer Oeffentlichkeiten, die ich am meiſten zu ſcheuen hatte. Agneſens Vater meldete mir in einem vertraulichen Billet, daß er ſich bewogen finde, ein gewiſſes Projekt, welches zwiſchen ihm und meiner Tante beſprochen worden, auf eine andere Zeit auszuſetzen, und dieß um ſo mehr, da ſeine Tochter ſogleich zu einer kranken Baſe auf das Land reiſen müſſe, wo ſie ſich bis zu deren Herſtellung aufhalten werde. Das heutige Feſt ſollte deſſen ungeachtet in gehöriger Ordnung vor ſich gehen, und in unſeren freundſchaftlichen Verhältniſſen durch-

aus nichts verändert werden. — Der Ausweg war ziemlich auffallend, aber doch noch der schicklichste, der sich treffen ließ. Mit möglichst anständiger Haltung erschien ich in dem akademischen Saale und vor meinem Opponenten, dessen treuherzige Unbefangenheit und ruhige Fassung ich bewunderte. Die feierliche Handlung ging in üblicher Form und mit dem größten Anstand vorüber. Bei der darauf folgenden Mahlzeit war Niemand aufgeweckter, als unser freundlicher Wirth; die Abwesenheit seiner Tochter ward nicht bemerkt, wenigstens nicht besprochen, und außer einigen spitzigen Reden meiner Muhme Eily, hatte ich nicht das geringste Unangenehme an diesem gefürchteten Tage zu erfahren.

Es ist zweifelhaft, ob mein Kaltsinn gegen Agnesens wirkliche Vorzüge in die Länge würde Stand gehalten haben, wenn sie und ihr Vater es der Mühe werth gefunden hätten, die Verhältnisse zwischen uns noch einige Zeit unentschieden zu lassen. Aber Beide waren sich ihres Werthes zu sehr bewußt, um von der Zeit oder von meiner Laune zu erwarten, was sie als den unbestrittenen Preis ihrer Verdienste fordern zu dürfen glaubten. Nach wenigen Tagen schon

fand eine Erklärung zwiſchen mir und Agneſens Vater Statt, welche meinen ferneren Beſuchen in ſeinem Hauſe ein Ende machte. Die geſelligen Verhältniſſe meiner Vaterſtadt verloren dadurch für mich manche Annehmlichkeit. Glücklicherweiſe nahmen die Unterhandlungen, welche mein Oheim wegen meiner Anſtellung bei dem Kammergericht in W — r angeknüpft hatte, eben eine entſcheidende Wendung. Man hielt für gut, daß ich ohne Verzug die Reiſe dahin antrete, um mich den einflußreichen Männern, auf deren Unterſtützung mein Oheim rechnen zu können glaubte, perſönlich zu empfehlen. Am Tage meiner Abreiſe gab ein zufälliges Zuſammentreffen mit Agnes mir Gelegenheit, Abſchied von ihr zu nehmen. Sie ſchien etwas befangen, aber ihr Betragen war, wie gewöhnlich, voll Sanftmuth und ruhiger Würde. Meine Bitte um ihr freundſchaftliches Andenken erwiederte ſie nicht ohne Rührung, wünſchte mir dann, mit einem reizenderen Ausdruck der Geſichtszüge, als ich je an ihr wahrgenommen, »eine glückliche Lebensreiſe,« und entzog mir mit einem leiſen Drucke ihre Hand, die ich geküßt hatte, indem ſie ſich ſchnell entfernte. — Der Eindruck,

welchen dieſer Abſchied in mir zurückließ, blieb lange in meinem Gedächtniß. Es kam mir nachher öfters in den Sinn, ich hätte damals das einzige Glück verſcherzt, welches mir durch die Hand eines Weibes beſtimmt war.

5.

Wenn die Leſerinnen, nach meinen bisherigen Bekenntniſſen, eine unvortheilhafte Meinung von meiner Fähigkeit, wahrhaft zu lieben, gefaßt haben ſollten, ſo werden ſie hoffentlich Gründe zur Milderung ihres Urtheiles im Verfolg dieſer authentiſchen Geſchichte finden, wofern ſie anders nicht ſchon müde geworden ſind, den Selbſtbeobachtungen eines ehrlichen Dilettanten in der Liebe noch länger ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Begebenheit, welche ich nun zu erzählen im Begriffe bin, nimmt ſogar dieſe Aufmerkſamkeit in einem höheren Grade in Anſpruch: nicht eben, weil ſie reicher an intereſſanten Ereigniſſen iſt, als meine bisher erzählten kleinen Liebesabenteuer, ſondern weil Perſonen darin auftreten, welche man ſo-

gleich als eigentliche Virtuosen der Liebe erkennen wird. Wie der kühne Versuch, mit so überlegenen Talenten mich in einen Wettkampf einzulassen, für mich ausfiel, wird man erfahren, wenn man die Geschichte meiner dritten Liebschaft, die zugleich die meiner ersten und letzten Liebe ist, wird gelesen haben.

Es wäre überflüssig, über meine Anstellung bei dem Kammergericht und die erste Zeit meines Aufenthaltes in W—r, mehr als einige Worte zu sagen. Man war mit den Proben meiner Rechtskenntnisse und des praktischen Geschäftsgeistes zufrieden, welche ich gleich anfangs abzulegen erwünschten Anlaß fand. Die Verbindungen meines Oheims, der durch seine Lieferungen für die Reichsarmee mit der deutschen Ritterschaft in vielseitige Berührung gekommen war, thaten das ihrige. Nach einem Jahre ungefähr erhielt ich den Titel und den Wirkungskreis eines Assessors, und war also dem Ziele ziemlich nahe gerückt, welches der Ehrgeiz meines Vaters mir vorgesetzt hatte. Mein Oheim, ungemein erfreut über den guten Erfolg seiner Verwendung und Rathschläge, setzte mich in den Stand, dem Posten, den ich bekleidete, durch

einen anſtändigen Aufwand Ehre zu machen. Auf ſolche Weiſe befand ich mich in meinem neuen Wohnſitze bald in ſehr angenehmen Geſchäfts- und Lebensverhältniſſen.

In den Geſellſchaften, welche zu beſuchen ich Gelegenheit hatte, zog eben damals ein junges Fräulein, das vor Kurzem in W — r angekommen war, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie war die Tochter eines verdienten Stabsofficiers, des heſſiſchen Oberſten von T — n, der, wie man erzählte, ſein Vermögen im Dienſte zugeſetzt, und, nachdem er auf einem ziemlich großen Fuße gelebt, plötzlich geſtorben war, ohne ſeiner Witwe und ſeiner Tochter viel mehr zu hinterlaſſen, als den Anſpruch auf eine kleine Penſion und einen weitläufigen Prozeß mit ſeinen Verwandten, welcher bei dem Reichsgerichte anhängig war. Alles, was in W — r zur feinen Welt gehörte, nahm lebhaften Antheil an dem Schickſale der würdigen Oberſtin, und noch mehr an dem ihrer reizenden Tochter, deren glänzende Eigenſchaften die allgemeine Bewunderung erregten. Die regelmäßige Schönheit einer edlen, beinahe junoniſchen Geſtalt, war der geringſte der Vorzüge, durch welche Helmine

von T—n ſich auszeichnete. Sie beſaß alle Gaben des Umganges im höchſten Grade der Vollkommenheit. Ihr Geiſt, ihr Gefühl, der Schwung ihrer Phantaſie, die unerſchöpfliche Fülle ihres ſtets heiteren Humors, gaben jedem ihrer Worte und ihrem ganzen Seyn und Betragen einen unausſprechlichen Reiz, und ſicherten ihr, in welcher Umgebung ſie ſich auch befand, die Herrſchaft über die Gemüther. Immer von der Gegenwart auf's Lebendigſte angeregt, überließ ſie ſich harmlos den Eindrücken des Augenblickes, und ſchien von den Empfindungen der Theilnahme und des Wohlwollens, welche ſie einflößte, in gleichem Maße ſelbſt durchdrungen. Es war unmöglich, ſich dieſem zauberiſchen Weſen zu nähern, ohne es zu lieben, und wenn man es liebte, kaum möglich, nicht dem Gedanken Raum zu geben, daß man von ihm wieder geliebt werde.

Zum erſten Mal in meinem Leben empfand ich, daß die Ideale der Kunſt nur ein mattes Abbild der Natur ſind, und daß vor der Macht der Wirklichkeit die Träume der Phantaſie in ihr Nichts verſchwinden. Der flüchtige Eindruck, welchen andere Frauenzimmer auf mich gemacht

hatten, kam mit dem, was ich jetzt erfuhr, in keine Vergleichung; ich fühlte mich überraſcht und ermuthigt zugleich, die liebliche Erſcheinung feſt zu halten, in der alle Anforderungen meiner Einbildungskraft übertroffen ſchienen. Ganz verloren in die Betrachtung von Helminens Vollkommenheiten, wurde ich erſt ſpät gewahr, daß ich in vollem Ernſte in ſie verliebt ſey. Ich erſchrak, doch bei weitem nicht ſo ſehr, als die Größe der Gefahr es zu fordern ſchien. Der Wunſch, das liebenswürdige Geſchöpf zu beſitzen, war kühn, aber nicht unerreichbar. Helmine war nicht reich, und nicht vornehmer als ich. Jung, ziemlich wohl gebildet, von unabhängigen Glücksumſtänden, dabei nicht ohne Ausſicht, mich zu einem ehrenwerthen Rang in der bürgerlichen Welt empor zu ſchwingen, konnte ich auf jede Verbindung Anſpruch machen, die ſich mir unter den ausgezeichneten Perſonen des Mittelſtandes darbot. Mit ziemlicher Zuverſicht ſtellte ich mich daher in die Reihen der erklärten Verehrer des Fräulein von T — n, und durfte dabei nicht fürchten, durch die Aeußerungen einer lebhaften Theilnahme, Helminens Wachſamkeit in einem mehr als gewöhnlichen

Grade aufzuregen. Sie war gewohnt, die Huldigungen der Männer als einen geſelligen Tribut zu betrachten, über deſſen Bedeutung und eigentlichen Werth Niemand zweifelhaft ſeyn könne; deßhalb pflegte ſie auch den Aufſchwung der leidenſchaftlichen Sprache, deren Gegenſtand ſie häufig war, gelegentlich durch eine Wendung milden Spottes niederzuſchlagen, wodurch das Gleichgewicht eines harmlos ſchönen Umganges dann immer wieder für einige Zeit hergeſtellt wurde.

Bisher hatte ich das Fräulein von T — n bloß in größeren Geſellſchaften geſehen, wo der Antheil der Einzelnen an der gegenſeitigen Unterhaltung verhältnißmäßig nur gering iſt. Es hatte ſich einige Mal gefügt, daß, während Helminen eine Schar von Bewunderern umſchwärmte, ich in ein längeres Geſpräch mit ihrer Mutter verwickelt wurde. Die verſtändige Unterhaltung der weltklugen, noch recht angenehm ausſehenden Dame, machte mir Vergnügen, und auch ihr ſchien meine unbefangene Weiſe zu gefallen. Das nächſte Mal ſuchten wir uns unter der Menge gleichgültiger Geſellſchafter auf, was von Helminen nicht unbemerkt

blieb. Sie machte sich von dem Schwarm ihrer Verehrer los, um, wie sie halb scherzend halb ernsthaft sagte, dem einzigen jungen Manne näher zu treten, der Sinn und guten Geschmack genug habe, die Unterredung mit einer Frau von Verstand und Erfahrung dem Geplauder eines unbesonnenen Mädchens vorzuziehen. Die Mutter äußerte sich in nicht minder verbindlichen Ausdrücken; und da ich eben Gelegenheit gehabt hatte, der Oberstin einen unbedeutenden Dienst in den Angelegenheiten zu erweisen, welche sie in W — r zurückhielten, ward mir die von Anderen vergebens gesuchte Ehre zu Theil, zu dem kleinen vertrauten Theezirkel der Frau von T — n geladen zu werden. Dieser Zirkel bestand aus ein paar Jugendfreundinnen der Oberstin, aus drei oder vier älteren Herren vom Militär- und Civilstande, welche ihr verstorbener Gemahl zu seinen Freunden gezählt hatte, und aus einigen neueren weiblichen Bekanntschaften Helminens, worunter sich die Baronin von R — g, eine junge, in der umliegenden Gegend begüterte Witwe, durch Geist, Lebhaftigkeit und körperliche Reize am meisten auszeichnete.

Von jetzt an beſuchte ich die Oberſtin und ihre Tochter, ſo oft es meine Geſchäfte erlaubten, oder ich ſie zu Hauſe traf. Genußreichere Stunden als die, welche ich hier an Helminens Seite zubrachte, habe ich nie durchlebt. Wenn dieſes außerordentliche Geſchöpf ſchon in großen Geſellſchaften die allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme erweckte, ſo riß ſie in dem engeren Kreiſe weniger Freunde, wo ſich ihr bewundernswürdiges, beinahe univerſelles Kunſttalent ganz frei entwickeln konnte, unwiderſtehlich hin. Sie mochte ruhen, oder in Bewegung ſeyn, ſo ſchien ihre ganze Perſönlichkeit von dem reinſten Feuer des Genies beſeelt. Die Gegenwart der Freunde diente nur dazu, den immer regen Strom ſchöner Empfindungen, Bilder und Ideen ihrem Inneren zu entlocken, oder ihm eine neue Richtung zu geben. Es war ein ſteter Wechſel der anmuthigſten Gemüthszuſtände, durch die natürlichſte Veranlaſſung herbei geführt, und mit eben ſo viel Wahrheit als Energie ausgedrückt. Helmine ſang, las, phantaſirte auf dem Klavier oder der Harfe, tanzte wol auch, oder ſtellte eine dramatiſche Scene mimiſch dar: — aber Alles dieſes geſchah, ohne vorbereitet zu ſcheinen, und

hatte das Ansehen des freien Ergusses eines glücklichen Naturells, welches spielend sich selbst und seine Umgebung ergetzt. Der leichteste Ton des Umganges unterbrach häufig die begeisterte Stimmung, und bildete so das Band, welches diese künstlerischen Uebungen zu einem schönen Ganzen verknüpfte. Man hätte jeden solchen Abend ein reizendes Gedicht nennen mögen, und Helminen selbst eine Muse, die, zu den häuslichen Verhältnissen der Menschen sich herablassend, die Alltäglichkeit des Lebens zur heitersten Poesie erhob.

Noch hatte ich nie Gelegenheit gefunden, mit Helminen allein zu seyn. In den zufälligen Gesprächen, welche vor Zeugen zwischen uns gewechselt wurden, stimmte sie ihren Ton zuweilen zu einer Vertraulichkeit herab, die mir unendlich wohl that. Sie unterbrach sich öfters in einer Rede, die an einen Andern gerichtet war, um mich um meine Meinung zu fragen. Bei den herrlichsten Stellen eines Gedichtes oder eines Musikstückes wendete sie sich gern zu mir, als wollte sie den Eindruck beobachten, den sie auf mich hervorbrächten, und nickte mir zu, wenn ich, ihrem Sinne gemäß, mein Wohlge-

fallen darüber bezeigte. Ihr Galanterien zu sagen, verbot sie mir ausdrücklich, weil diese Sprache mir nicht anstehe. Wenn die Rede von der Liebe oder der Ehe war, schwieg sie am liebsten still; doch einmal, als ich mit ihr und der Baronin von R—g in einem Winkel saß, und das Gespräch auf das Heirathen fiel, schilderte sie ihren eigenen Charakter mit der liebenswürdigsten Offenheit. Sie gestand, daß sie ihres reizbaren Gefühles und ihrer Einbildungskraft nicht immer mächtig, schwerlich beständig in ihren Neigungen, und, bei einem überwiegenden Hang, den ersten Eindrücken zu folgen, in großer Gefahr sei, dereinst das Opfer einer Uebereilung zu werden. Dann sprach sie, mit merklicher Wärme, von dem Charakter des Mannes, dem sie allenfalls zutraue, sie, in einer gesetzlichen und glücklichen Verbindung, vor einer solchen Verirrung zu bewahren, brach aber das Gespräch plötzlich ab, indem sie mit einer Art von launischer Ungeduld hinzusetzte, daß sie einem solchen Manne, wenn sie einen kennte, wohlmeinend rathen würde, sich ja nie ernstlich mit ihr einzulassen.

Täuschte mich die Eitelkeit, oder war es wirklich, — ich glaubte mich in dem Bilde zu erken-

nen, welches Helmine von dem Manne ihrer Wahl entwarf. Ich verbarg mir nicht, daß in den Geständniſſen des ſeltenen Mädchens ein Schein von Wahrheit liege; aber gerade die Unbefangenheit, mit der ſie ihre vermeinten oder wirklichen Unvollkommenheiten vor mir aufdeckte, vollendete ihren Triumph über mein Herz und meinen Willen. So viel Verſtand und Aufrichtigkeit, eine ſo tiefe Gemüthlichkeit bei ſo reizbaren Empfindungen, mußten ſie in den Augen desjenigen, dem ſie ſich mit vollem Vertrauen ergab, zu dem liebenswürdigſten aller Weiber machen. Jetzt ward mir meine Liebe zur wichtigſten Angelegenheit des Lebens; es war entſchieden, daß Helmine die Meinige werden müſſe, um ihrer ſelbſt und um meinetwillen. Ich beſchloß, mich ihr zu erklären, ſobald ſich die Gelegenheit dazu anböte, und der Zufall ließ mich dieſe eher finden, als ich gehofft hatte.

6.

An einem gewöhnlichen Geſellſchaftstage der Frau von T—n ſagte man mir bei meinem Eintritt, daß heute keine Geſellſchaft kommen

werde, weil die Frau Oberſtin den Abend bei einer kranken Freundin zubringe, daß aber das Fräulein zu Hauſe ſey und Beſuch annehme. Ich vermuthete, die Baronin von R — g oder eine andere von Helminens Freundinnen bei ihr zu finden, und ging, ohne weiter an Etwas zu denken, in das Beſuchzimmer. Es war leer und Alles ganz ſtill. Die Thür von Helminens Kabinet ſtand halb offen; ich näherte mich leiſe; — Helmine war allein! — Sie ſaß auf einem Stuhl, den Rücken gegen den Eingang gekehrt, mit einem Buche in der Hand, worein ſie vertieft ſchien. Eine unausſprechliche Anmuth war über ihre, in nachläſſiger Stellung ruhende Geſtalt verbreitet. In ihrem Anſchauen verloren, blieb ich einige Momente unbeweglich. Jetzt wendete ſie von ungefähr den Kopf herum, und ſah mich in der Thür ſtehen. Ohne ihre ruhigheitere Miene zu verändern, grüßte ſie mich mit einem leichten Kopfneigen, und wies mit der Hand auf einen Seſſel, unfern dem ihrigen, um mich ſitzen zu machen. Das Herz ſchlug mir gewaltſam; ich konnte kaum einige Worte der Entſchuldigung über meinen unvorgeſehenen Eintritt hervorbringen.

Helmine ſchien auf das, was ich ſprach, nicht zu achten, ſondern blätterte ganz unbefangen in ihrem Buche. — »Ich leſe die Korinna der Frau von Staël,« ſagte ſie nach einer Pauſe; »kennen Sie das Buch?« — Ich bejahte es. — »Man hat mir geſagt,« fuhr Helmine fort, »daß ich mich ſelbſt in der Geſchichte finden würde. Wenn ich wirklich dieſer Korinna gleiche, ſo thut es mir um den Geſchmack der Menſchen leid, denen meine Geſellſchaft erträglich dünkt.« — Der Anlaß war ſo natürlich, ihr etwas Verbindliches zu ſagen, was zugleich mit der Wahrheit vollkommen übereinſtimmte. In der That konnte eine Vergleichung zwiſchen Helminen und der Heldin jenes berühmten Romans, in den Augen eines Kenners und Freundes der Natur, nur zum Vortheil der erſteren ausfallen. Helminens Genie that ihrer Weiblichkeit keinen Abbruch; man hätte es vielmehr das Genie der weiblichen Liebenswürdigkeit nennen mögen. — Wir ſprachen von Korinnens Verhältniſſen zu den Männern. Helmine zeigte wenig Theilnahme an dem Schickſal der unglücklichen Virtuoſin. »Sie könne ſich die Liebe,« ſagte ſie: »nur in den heiterſten Beziehungen denken. Ein Weib,

dessen Phantasie in dieser Hinsicht sich zum Düsteren neige, komme ihr abgeschmackt vor, und könne in der Liebe weder glücklich seyn, noch Andere beglücken.« — Ihre schönen Augen strahlten von der reinsten Heiterkeit, als sie diese Worte sprach, und ich glaubte in meinem Herzen einen ganzen Köcher von Liebespfeilen zu empfinden, die auf einmal darin eingedrungen waren.

Helmine war indessen aufgestanden und hatte sich an das Pianoforte gesetzt, worauf sie zu phantasiren anfing, zuerst in abgebrochenen Sätzen, aber bald mit einer Geläufigkeit und einem Feuer, die an Muthwillen gränzten. — Ich stand wieder an ihrer Seite, und da sie einigemal schalkhaft lächelnd zu mir emporsah, neigte ich mich gegen sie herab und drückte einen Kuß auf ihren blendend-weißen Nacken. Sie that nicht, als ob sie es bemerke, sah jedoch vor sich in den Spiegel, und als meine Blicke den ihrigen darin begegneten, fand ich ihre Miene etwas ernst. Ihr Spiel auf dem Pianoforte nahm einen gemesseneren Gang, stockte nach einer Weile, und hörte endlich sanftverklingend auf. Sie saß wie in Nachdenken versunken da, voll unbeschreiblichen Liebreizes.

Da ermannte ich mich, und mit aller Beredsamkeit, deren die Liebe fähig ist, trug ich dem holden Geschöpf das Anliegen meines Herzens vor, ihr meine Person, meine Besitzthümer und Hoffnungen zu Füßen legend, und sie beschwörend, mich durch das Geschenk ihrer Hand zum Glücklichsten der Menschen zu machen. — Helminens Blicke ruhten mit dem Ausdrucke wohlwollender Theilnahme auf mir, während ich sprach. Sie schien von meinem Antrage nicht überrascht, sondern meine Worte mit prüfender Aufmerksamkeit zu erwägen. Ich hatte ihre Hand gefaßt und bat, da sie noch immer schwieg, zärtlich dringend um Antwort. — »Heute nicht, lieber Freund!« sagte sie mit sanftem Kopfschütteln; — »wenn wir einmal wieder so beisammen sind.« — Ich neigte mich in Ergebung, und küßte mit Innigkeit ihre Hand. Da ging die Thür auf, und die Baronin von R — g trat herein.

Die Baronin schien mein Hierseyn und die Verlegenheit, in welche mich ihr Eintritt versetzte, nicht ohne Schalkheit zu bemerken. Aber mit der Gewandtheit einer Dame aus der großen Welt brachte sie bald eine Unterredung in den Gang, die mir Zeit gab, meine gewöhnliche Fas-

ſung zu erlangen. Sie ſprach viel von ſich ſelbſt, von ihren Gütern und deren angenehmen Lage, in der Nachbarſchaft mehrerer bedeutenden Städte und der reizendſten Badeorte, wo ſich die ſchöne Welt der ganzen Umgegend verſammele. Dann fragte ſie mich, ob ich ihren ſeligen Gemahl, den guten alten Geheimen Rath von R — g, gekannt habe; und ohne meine Antwort abzuwarten, erinnerte ſie Helminen an die letzte brillante Redoute in den Bädern von E — s, welche ſie mit einander beſucht hätten, wenige Tage zuvor, eh' ein unglücklicher Schlagfluß ſie zur troſtloſen Witwe gemacht. Mit gleicher Geläufigkeit ging ſie auf zwanzig andere Gegenſtände über, ſcherzte über meine und Helminens Zerſtreuung, die mit ihrer lebhaften Unterhaltung nicht Schritt halten konnte; ſchalt uns, da beſonders ich ſehr wortkarg blieb, unausſtehlich langweilig, und ſchickte mich endlich kurz und gut nach Hauſe, indem ſie mit ihrer Freundin wegen der Einrichtung des Landhauſes, das ſie mit einander beziehen wollten, Verabredung zu nehmen habe. Als ich nach einigem Zögern ging, nickte mir Helmine vom Sopha leichthin und gleichgültig zu, kam mir aber in das ſchon

dunkelnde Vorzimmer nach, und, indem sie wie von ungefähr an mir vorbeistreifte, flüsterte sie mir in's Ohr: »Reden Sie mit meiner Mutter!« — Ich wollte sie entzückt an meine Brust drücken, aber sie war schon entschlüpft.

Es war spät in der Nacht, als ich nach Hause kam. Auf welchem Wege ich dahin gelangte, und was sonst in mir vorging, weiß und erinnere ich mich nicht; — ein glücklicher Liebender hat nur ein Gedächtniß für seine Empfindungen. Die ganze Heiterkeit meiner Geliebten war über mich gekommen, als ich, von meinen Kreuz- und Quergängen unter dem Sternenhimmel, und noch mehr von der inneren Bewegung meiner entzückten Seele ermüdet, in meinem Armstuhle saß, noch immer träumerisch auf Helminens Verschwinden zurück schauend, und die süßen Worte vernehmend, die sie mir zugeflüstert hatte. Mein Diener weckte mich endlich aus meinem Wonnetaumel, indem er mir ein Packet von Briefen und Aktenstücken darreichte, welche in der Zwischenzeit an mich gekommen waren. Ein Brief meines Oheims fiel mir davon zuerst in die Augen. Es war die Antwort auf das Schreiben, worin ich ihm vor einigen Wochen von meiner

Bekanntschaft mit Helminen und von meiner Absicht, um ihre Hand zu werben, Nachricht gegeben. Mein Oheim überraschte mich durch die Versicherung, daß ihm die Familie des Fräuleins von T — n wohl bekannt sey, indem er den Obersten und dessen schöne Gemahlin, während eines längeren Aufenthaltes in Cassel vor etwa funfzehn Jahren, öfters gesehen, und von dem ersteren, bei einem unangenehmen Handel mit einem andern hessischen Officier, sogar einen wesentlichen Dienst empfangen habe. Ob Helmine ein solches Wunder von Liebreiz und Vollkommenheit sey, als ich mir einbilde, bezweifelte er zwar, konnte auch nicht umhin, seinem alten Unglauben über das Glück der Ehe durch einige Witzworte und sarkastische Einfälle Luft zu machen, ging aber dann plötzlich zu der Bemerkung über, daß, wenn man einmal die Thorheit, ein Weib zu nehmen, begehen wolle, es noch am besten sey, sich bei Zeiten dazu zu entschließen, und endigte mit der Frage, wann ich denn auf's Späteste Hochzeit zu halten gedächte? — In einer Nachschrift erwähnte er noch einmal der Frau des Obersten, indem er bemerkte, seine künftige Nichte sey allenfalls hübsch genug,

wenn sie ihrer Mutter gleiche. Eines Wechsels von sechshundert Dukaten, der dem Briefe beigeschlossen war, gedachte er bloß mit den Worten: »zu einem Ringe.«

Ungemein froh gestimmt durch den Inhalt und Ton dieses Schreibens, sah ich die übrigen Papiere nur flüchtig durch, und stand hastig auf, um sie zu weiterem Gebrauch für den folgenden Tag bei Seite zu legen. Da fiel aus dem schnell zusammengerafften Packet eine Karte auf den Boden, welche den Namen meines Jugendfreundes, des Uhlanen-Rittmeisters Eduard von **, trug. Mein Bedienter sagte mir, der schöne junge Officier sey zweimal da gewesen, und habe die größte Ungeduld bewiesen, mich nach so langer Trennung wieder zu sehen; er denke sich nur einige Tage hier aufzuhalten, und werde mich morgen mit dem Frühesten wieder besuchen. — Das Glück schien an diesem unvergeßlichen Abend auf einmal alle seine Gunstbezeigungen an mich verschwenden zu wollen; überhäuft von seinen Gaben, legte ich mich zur Ruhe, den Tag erwartend, der mir die theuerste derselben auf immer versichern sollte.

7.

Ich saß am nächsten Morgen an meinem Schreibepult, mit der Antwort auf meines Oheims Brief beschäftigt, — da flog mit Ungestüm die Thür auf, und mein Freund Eduard lag an meinem Halse. Wir hatten einander seit drei Jahren nicht gesehen, und auch schon ziemlich lange nicht mehr geschrieben, weil zwei entfernte Feldzüge Eduards Aufenthalt sehr ungewiß gemacht, und überdieß meine eigene Uebersiedlung unsere briefliche Verbindung für einige Zeit unterbrochen hatte. Eduard sagte mir, daß er einen kurzen Urlaub genommen, hauptsächlich, um mich in W — r zu besuchen, dann aber auch, um, wo möglich, einem schönen Abenteuer auf die Spur zu kommen, welches ihm vor einiger Zeit aufgestoßen und eben so unvermuthet wieder entschwunden sey, und dessen räthselhafter Gegenstand sich jetzt hier befinden solle. Ueber diesen Gegenstand ließ er sich, wider seine Gewohnheit, nicht näher aus; doch war es merkbar genug, daß die unbekannte Schöne — denn um eine solche handelte es sich, — dem Ritt-

meiſter noch etwas mehr, als ſein alter Spielkamerad, am Herzen lag. Da ich meinen jungen Freund oft, wol auch ohne beſonderen Grund, verliebt geſehen, war ich eben nicht neugierig, ſein zärtliches Geheimniß zu erfahren. Intereſſanter war es mir, von ſeinen Kriegsthaten erzählen zu hören, wovon ihm mehrere die größte Ehre machten, von denen er aber unaufgefordert niemals ſprach. Es gehörte zu Eduards Eigenheiten, daß er von dem Guten und Großen, was in ihm lag, oder er vollbrachte, ſehr wenig, von manchen geringfügigen Vorzügen und Handlungen aber mehr Aufhebens machte, als ſchicklich und weiſe ſchien. Ohne ſtolz zu ſeyn, hatte er zuweilen das Anſehen der Eitelkeit, und auch dieß meiſt nur in Nebendingen. Er war der ſchönſte Mann, den ich kannte; doch bemerkte ich nie, daß er ſich auf ſeine Geſtalt etwas einbilde. Kein Mädchen konnte dagegen auf ihren Geſchmack, ſich gut zu kleiden, mehr Werth legen, als Eduard auf den ſeinigen, und man mußte ſich billig wundern, daß ein junger Uhlanen-Officier, der ſo ſorgfältig Toilette machte, auf dem Schlachtfelde ſtets einer der erſten war, ſeine zierliche Uniform und ſeinen Alcibiades-Kopf

den Kugeln und Säbelhieben der Feinde auszusetzen.

Nach einer Stunde der herzlichsten Unterhaltung brach Eduard mitten in einer Rede ab und eilte davon, um sein Négligé geschwind zu verändern, weil er die Promenade besuchen wollte. Mich drängte es, den einzigen Gang zu thun, der mir heute wichtig war. Sobald es die Tageszeit erlaubte, ließ ich mich bei der Mutter meiner Geliebten melden. — Die Oberstin empfing mich mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit, ohne die Absicht meines Besuches durch irgend einen Anschein von vermehrter oder verminderter Aufmerksamkeit anzudeuten. Meinen Antrag nahm sie mit der Würde einer Frau von Stande, und mit der besonnenen Vorsorge einer liebenden Mutter auf. Sie ließ meinen persönlichen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, ja sie gestand, daß ihre Tochter, so weit sie mich kennen gelernt, mit mir eher als mit manchem anderen Manne würde glücklich werden können. Dabei barg sie aber nicht, daß sie, nach den früheren Verhältnissen ihrer Familie und bei den, wie sie wol sagen dürfte, seltenen Naturgaben ihrer Tochter, mit dem Gedanken vertraut ge-

worden, keines der beſten Häuſer von deutſchem Adel würde durch eine Verbindung mit Helminen etwas von ſeinem Glanze verloren haben. — Ich erklärte mich beſcheiden über meine bürgerliche, doch ehrbare Abkunft, indem ich kein Gewicht auf die adelige Geburt meiner Mutter legen wollte; verweilte mich aber etwas länger bei den Vermögensumſtänden meiner Familie, welche einiger Beachtung werth ſchienen. Was ich der Frau von T — n von meinem Oheim und von dem guten Andenken erzählte, worin ſie ſelbſt bei ihm ſtand, ſchien ihr wohl zu gefallen. Sie glaubte ſich nach und nach ſogar der Geſichtszüge des würdigen Kaufherrn — wie ſie ihn mit Auszeichnung nannte — zu erinnern, obwol ihrem Gedächtniß früher ſein Name, unter der Menge gleichzeitiger Bekannten entfallen war. Die vornehme Zurückhaltung, welche ſie bei meinem Empfang gegen mich beobachtet, machte allmälig einer größeren Freundlichkeit Raum. »Die Hauptſache bei dieſer Heirathsangelegenheit,« ſagte ſie mit einem vertraulichen Lächeln, »ſey die Neigung ihrer Tochter und unſer gegenſeitiges Einverſtändniß. Zwar habe ſich Helmine über den Antheil, den ſie an meiner

Perſon nehme, bisher nicht deutlich gegen ſie erklärt, aber ohne Zweifel ſey ich über dieſen Punkt genauer unterrichtet, und in dieſer Vorausſetzung trage ſie kein Bedenken, zu meinem ehrenwerthen Antrage ihre aufrichtige Beiſtimmung zu geben.« Mit dieſen Worten öffnete ſie die Thür des Kabinet's, worin ſich ihre Tochter befand, und lud mich freundlich ein, das Weitere von ihr ſelbſt zu hören.

Helmine ſaß ſchreibend am Tiſch, als ich eintrat. Sie grüßte mich mit einem herzlichen: »guten Tag!« ſah aber gleich wieder auf ihr Papier nieder, um dem Billet, an dem ſie ſchrieb, noch einige Worte beizufügen. — Ich ſtand einige Augenblicke in ſtiller Erwartung. Jetzt legte Helmine die Feder hin, und reichte mir mit einem Blick voll innigen Wohlwollens ihre Hand, indem ſie ſagte: »Dem Freund, auf's Leben!« — Ich ſtürzte zu ihren Füßen nieder, ihre Hand mit zärtlichen Küſſen bedeckend. Sie duldete eine kurze Weile den ſtummen Ausdruck meines Entzückens, entzog ſich aber dann meinen Liebkoſungen, indem ſie mich bat, mich auf einen Stuhl niederzulaſſen, der einige Schritte von ihr entfernt ſtand.

Sie fing an, mit groſser Unbefangenheit von unſerer künftigen Einrichtung zu ſprechen. Unſere Verbindung ſollte, nach ihrem Wunſche, im Spätherbſt vollzogen werden, wo ich ſie und ihre Mutter nach Caſſel begleiten ſollte. Hier in W — r ſollten unſere Abſichten für's erſte noch geheim bleiben, ſelbſt vor der Baronin, auf deren Verſchwiegenheit in ſolchen Fällen nicht zu rechnen ſey. — Ich geſtand Alles zu, was ſie nur wünſchen konnte. Mit Hingebung, ja mit Andacht hörte ich ihren Worten zu, und belauſchte jeden Zug ihres holden Geſichtes, deſſen Ausdruck mir noch nie ſo milde und ruhig erſchienen war. Die Göttin, mit dem blendenden Glanze, der ſie umgab, war vor meinen entzauberten Blicken verſchwunden; die liebende Freundin, im ſanften Lichte häuslicher Beſchränkung, ſaſs ſtill beglückend mir zur Seite.

Ich hatte unvermerkt den Platz auf dem Sopha neben ihr eingenommen, und hielt ihre Hand, die ſie mir willig lieſs. — »Lieben,« ſagte Helmine, wie für ſich ſprechend, »lieben, wo möglich, ohne Schwärmerei! Weil ich Sie deſſen für fähig hielt, habe ich Sie zum Gefährten meines Lebens gewählt. Ich fürchte die Lei-

denſchaften; ſie machen niemals glücklich.« — »Lehre mich, du holder Engel!« erwiederte ich; »ich will fromm und folgſam ſeyn, wie ein liebendes Kind.« — Helminens aufgegangene Haarlocken floſſen, wie ein dunkler Ambraſtrom, um ihren ſchneeweißen Hals und über meinen Arm, den ich tändelnd darein verwickelte. — »Ihr ſeyd Alle fromme Kinder, ſo lange wir Euch Euren Willen thun,« gab Helmine lächelnd zur Antwort, indem ſie meinen Arm zurückſchob, und die losgemachten Flechten ihres Haares wieder aufſteckte; »aber es taugt nicht, den Kindern immer ihren Willen zu laſſen.« — »Sind Sie eine ſo verſuchte Lehrmeiſterin?« ſagte ich, ihr ein wenig ſcharf in die Augen ſehend; »zwar das Genie bedarf der Erfahrung nicht.« — »Wenn die Ungeſchicklichkeit der Männer uns die Erfahrung nicht ſo leicht machte!« entgegnete Helmine, und eine leichte Röthe flog über ihre Wangen. — »Sollten Sie nie geliebt haben?« fragte ich ganz unbefangen. — »Kaum,« erwiederte ſie ziemlich raſch; »verliebt, glaube ich, bin ich ein paar Tage geweſen. — »Der Glückliche!« ſeufzte ich: und es war mehr Ernſt als Humor in dieſem unwillkührlichen Seufzer.

»Ein Nichts, eine Phantaſie!« fuhr Helmine, wie für ſich redend, fort; — »und doch war ich vielleicht nahe daran, eine Thorheit zu begehen, ja ich beging wirklich eine, denn ich ſuchte, unter ziemlich romanhaften Umſtänden, zwei Nächte nach einander einen jungen Mann auf, deſſen Charakter und perſönliche Verhältniſſe ich gar nicht kannte, — bloß, um mich zu überzeugen, ob es der Mühe werth ſey, mein Herz an ihn zu verlieren, und ob ſeine Seele ſo ſchön ſey, als ſeine Adonis-Geſtalt.« — Ein Gedanke fuhr mir plötzlich durch den Sinn. »Wie?« rief ich beſtürzt: »war es nicht ein Uhlanen-Officier?« — »Nicht doch!« antwortete Helmine lachend; »die Uniformen ſind mir ſo gefährlich nicht. Der junge Niederländer, der ſich damals eine Zeitlang an einem benachbarten kleinen Hofe aufhielt, und mir mehr gefiel als je ein Mann vor ihm, gehörte nicht zum Militär, und ging bald darauf nach Weſtindien, wo er begütert iſt. — Doch ich ſehe, mein Freund, man wagt bei Ihnen, wie bei den meiſten Menſchen, wenn man laut vor ihnen denkt. Das ſollte nicht ſeyn, denn ich habe mir vorgeſetzt, Sie zum Vertrauten aller meiner Einfälle und Phantaſien

zu machen. Erhalten Sie mich ja bei diesem Vorsatz, wenn Sie nicht wollen, daß aus meinen Einfällen wirkliche Thorheiten werden.« —

Die Stimme der Baronin, deren Wagen angefahren war, ließ sich im Nebenzimmer hören. Sie war gekommen, ihre Freundinnen in ihr neues Landhaus abzuholen, das die drei Frauen für den Rest der schönen Jahreszeit mit einander beziehen wollten. Die Unterhaltung der Baronin lag mir ob, während die Damen des Hauses sich zur Abfahrt bereit machten. Ich fand Mathilden weniger munter und gesprächig, als gewöhnlich. Sie schien zerstreut, und überhörte einen guten Theil von dem, was ich ihr sagte. Jetzt stand sie am Fenster und musterte mit gleichgültigen Blicken die Vorübergehenden. Endlich warf sie die Bemerkung hin: daß in den letzten Tagen ungewöhnlich viele Fremde angekommen seyen. Ich stimmte ihr bei, und erwähnte meines Freundes, des Rittmeisters. — »Uhlanen-Rittmeister?« fragte sie, sich lebhaft zu mir wendend. — »Ist er so glücklich, von Ihnen gekannt zu seyn?« erwiederte ich, nicht weniger lebhaft. — Mathilde stockte und sah mich beobachtend an. »Man habe ihn ihr ge-

nannt,« gab sie mit angenommener Gleichgültigkeit zur Antwort; »auch habe sie ihn irgendwo ein paar Mal gesehen, wenn sie sich anders nicht in der Person irre.« — Helmine und die Oberstin waren reisefertig. Ich glaubte Mathilden anzusehen, daß sie noch einige Fragen auf dem Herzen habe. Als ich die Damen über die Treppe begleitete, lud sie mich sehr angelegentlich ein, am nächsten Tage in ihrem Sommerhause mit ihnen zu speisen. Sie hatte sich meines Armes bemächtigt, und machte es mir unmöglich, meiner Geliebten auch nur ein vertrauliches Wort zum Abschiede zu sagen. Ein holdseliger Blick, den mir Helmine aus dem fortrollenden Wagen nachsandte, entschädigte mich zum Theil für dieses kleine Mißgeschick der Liebe. Ich wußte übrigens nun, wem die Uhlanen-Uniform gefährlich werden könnte, und glaubte dem Geheimnisse Eduards ziemlich nahe auf der Spur zu seyn.

Als ich Abends die Promenade besuchte, und das Gedränge der eleganten Welt, welcher heute ihre schönste Zierde gebrach, mit kaltsinnigen Blicken durchstreifte, sah ich den Rittmeister zwei schlanken Gestalten nacheilen, welche, die Menge vermeidend, den Weg in eine Seiten-Allee ein-

ſchlugen. Er hatte ſie erreicht, kehrte aber bald mit den Zeichen getäuſchter Erwartung zurück. Nun ward er mich gewahr und flog auf mich zu. Er erzählte mir voll Freude und mit einer Haſt, die für keine Bemerkung oder Frage Raum ließ, daß die ſchöne Unbekannte gefunden und, was noch mehr, daß ſie frei und Herrin ihrer Hand ſey. Ich erfuhr jetzt, Eduard habe ſie im vorigen Herbſt, während eines kurzen Aufenthaltes in den Bädern von E — s, kennen gelernt. Sie habe offenbar Antheil an ihm genommen, aber ſich, als er dringender geworden, ſeinem Liebeswerben, wie davon erſchreckt, plötzlich entzogen, und ihm ſogar auf's Strengſte verboten, ihr weiter nachzuforſchen. Aus allen Umſtänden habe er geſchloſſen, daß ſie eine verheirathete Dame, vermuthlich die Frau eines benachbarten Gutsbeſitzers ſey, deſſen Eiferſucht ſie vor aller Welt verborgen zu halten wiſſe. Erſt vor ein paar Wochen ſey es dem unermüdeten Eifer ſeines vertrauten Kammerdieners Louis gelungen, ihren hieſigen Aufenthalt, und endlich heute ihren wahren Stand und Namen zu entdecken. Er habe Grund, zu glauben, daß ſie ſich ſeiner noch erinnere, und bald werde er wiſ-

ſen, ob ſie Tod oder Leben über ihn beſchloſſen habe; denn ihr Kammermädchen, deſſen Bekanntſchaft Louis gemacht, habe verſprochen — —

In dem Augenblick bemerkte der Rittmeiſter in der Ferne ſeinen Louis, der ihn zu ſuchen ſchien. »Auf Wiederſehen, Freund!« ſagte er und eilte auf ihn zu, ohne mir zu eröffnen, was ihm das Kammermädchen verſprochen, und ohne mir Zeit zu der Bemerkung zu laſſen, daß es der Vermittlung der gefälligen Iris ſchwerlich bedürfe, um ihm Gewißheit über die günſtigen Geſinnungen der Dame zu verſchaffen. Ich ſah Eduarden ſehr lebhaft mit ſeinem Louis ſprechen; im nächſten Moment waren Beide aus meinen Augen verſchwunden.

8.

Wenn ich einen Roman ſchriebe, ſtatt einer wahren Geſchichte, ſo wäre es gegen alle Regeln der Kunſt, in dem Augenblick ein zweites Liebespaar einzuführen, wo Alles darauf ankommt, dem erſten die Theilnahme zu erhalten, welche der Autor nach und nach ſeinen Leſern für ſie

einzuflößen gewußt hat. Aber ich bin so wenig zum Helden eines Romans gemacht, daß sich mein Stoff keinen Gesetzen der Form fügen will, und es bleibt mir nichts übrig, als einfach zu erzählen, wie sich die Sachen verhielten. Mein Herz war beruhigt; die Aussichten, welche sich mir in die Zukunft eröffneten, konnten nicht heiterer seyn. Ich fand wieder Zeit und Neigung, mich meinen Amtsgeschäften zu widmen, und, was mich überaus glücklich machte, es war das Interesse meiner Geliebten, das mit dieser Beschäftigung auf's Engste verknüpft war. Der wichtige Prozeß ihrer Familie, welcher bei dem Kammergericht anhängig war, sollte im Laufe der Woche vorgetragen und entschieden werden. Der Fall war verwickelt und der eigentliche Rechtspunkt nicht leicht auszumitteln. Obwol die meisten Rechts- und alle Billigkeitsgründe für die Oberstin sprachen, konnte doch auch ihr Gegner Manches für sich anführen; er hatte außerdem warme Freunde unter den Beisitzern, und war überhaupt unermüdet, seine Ansprüche den Richtern auf's Beste zu empfehlen. Der Referent, ein gerechter und unparteiischer, aber etwas ängstlicher Mann, konnte lange mit sich selbst

nicht einig werden, wie er seinen Antrag stellen solle. Einige Unterredungen, die er mit mir über die Sache hatte, gaben seinen Ansichten indeß eine bestimmtere Richtung; und als er unvermuthet erkrankte, bewog er den Präsidenten, mir die weitere Ausführung und die Erstattung des Berichtes zu übertragen.

Der Gegenstand des Prozesses war von Bedeutung; denn der Ausgang machte meine Freundinnen wohlhabend und unabhängig, oder beinahe ganz arm. Noch nie hatte ich meine Rechtskenntnisse auf einen Fall angewendet, der mir so wichtig und den Wünschen meines Herzens so nahe gewesen wäre. Einen Augenblick stand ich bei mir selbst an, ob ich auch ein unbefangener Richter sey und einen Ausspruch in dieser Streitfrage thun dürfe. Aber ich war mir bewußt, daß bloß die Ueberzeugung von dem unbezweifelten Rechte meiner Freundinnen den Wunsch in mir erweckt hatte, es ihnen verschaffen zu helfen. Mit eben so viel Eifer als Besonnenheit ging ich an den Entwurf meiner Deduction. Sie sollte ganz erschöpfend werden, und sogar der Möglichkeit jeder Einwendung vorbeugen. Die Arbeit mußte in drei Tagen voll-

endet seyn, nach welchen der Vortrag erstattet und darüber abgestimmt werden sollte. Ich hatte noch einen persönlichen Beweggrund, diese Frist nicht zu überschreiten. Der Geburtstag der Oberstin fiel nach fünf Tagen. Ich wollte sie und Helminen, denen alles dieß ein Geheimniß war und bleiben sollte, mit der Nachricht, daß ihr Prozeß entschieden und gewonnen sey, zu ihrem Geburtstage als Angebinde überraschen.

Ungern riß ich mich von meinem Arbeitstische los, um der Einladung der Baronin, auf ihrer Villa zu speisen, Folge zu leisten. Als ich ankam, hatten die Damen schon zur Hälfte abgespeist, was mir einen scharfen Verweis von Seiten der schönen Hausfrau zuzog. Mathilde schien ungemein aufgeregt, aber in der glänzendsten Laune von der Welt. Sie sprudelte über von Witz, und ließ besonders mich, das Reichskammergericht und den gesammten Civilstand die Spitzen ihres muthwilligen Humors empfinden. Die Oberstin glaubte aus Höflichkeit die Partei der Justiz nehmen zu müssen, was ich aber ablehnte, wenigstens so lange ihr Prozeß noch im Zuge wäre, welches vielleicht noch eine Weile dauern könnte. Dagegen brachte ich ei-

nen Toast zu Ehren des Kriegsstandes aus, den zwei der anwesenden Damen so nahe angingen, und dem auch die dritte im Herzen nicht abhold zu seyn schiene. Mathilde lachte etwas gezwungen über meinen Trinkspruch, gab aber dem Gespräch schnell eine andere Wendung, indem sie von dem Kirchweihfeste zu reden anfing, welches heute in dem nächsten Dorfe gefeiert würde, und das die Bewohner der Stadt besonders zahlreich zu besuchen pflegten. Sie konnte es kaum erwarten, bis der Kaffee gebracht wurde, und befahl, den Tisch auf den Balkon zu setzen, um der freien Aussicht zu genießen. — Ich mußte lächeln; denn ich zweifelte nicht, daß sie unter den Vorbeikommenden eine Uhlanen-Uniform zu sehen sich gewisse Rechnung machte.

Wir saßen jetzt auf dem Balkon, dessen Aussicht die umliegende Gegend beherrschte. Das Landhaus der Baronin hatte die angenehmste Lage zwischen mehreren anderen, deren Gärten sich berührten, und von denen es das geschmackvollste und ansehnlichste war. Kaum funfzig Schritte von dem Hause entfernt, zog sich die Straße hin, auf der man, außer den gewöhnlichen Reisenden und Fuhrleuten, an schönen

Nachmittagen und Abenden auch die Einwohner der Stadt nach einem benachbarten Beluſtigungsort, in Wagen, zu Pferde und zu Fuß, in ziemlicher Anzahl vorbeikommen ſah. Ich hatte hinter Mathilden Platz genommen, während Helmine ſich mit ihrer Mutter über einen häuslichen Gegenſtand beſprach. Da kam, in der Richtung gegen die Stadt zu, eine Kutſche mit vier feurigen Roſſen in ſcharfem Trab gefahren, und ihr entgegen ſprengten zwei Reiter, in deren erſtem ich ſchon von ferne den Rittmeiſter zu erkennen glaubte. Die Aufmerkſamkeit der Baronin war auf die Kutſche gerichtet, deren wildes Geſpann den ziemlich holperigen, an der einen Seite ſteil abſchüſſigen Fahrweg daher raſte. Jetzt bemerkte ſie Eduarden — er war es wirklich —, deſſen Blicke gegen den Balkon gewendet waren, und ſchrie laut auf, denn ſein Pferd bäumte ſich und ſtürzte, da er, die Damen auf dem Balkon grüßend, den Zügel ſcharf anzog, mit einem gewaltigen Schlag zu Boden. Die Karoſſe mit dem Viergeſpann flog in demſelben Nu über die Stelle, und ein zweiter Angſtſchrei, den Eduards Begleiter Louis ausſtieß, indem er ſelbſt vom Pferde ſprang, ließ

befürchten, daß sein Herr überfahren sey. Auch Helmine und die Oberstin hatten nun die Augen gegen die Straße gerichtet und sahen erstarrt die Schreckensscene an. Ich eilte vom Balkon, meinem Freunde zu Hülfe; die Leute der Baronin folgten mir. Die Oberstin und Helmine waren um Mathilden beschäftigt, die einer Ohnmacht nahe war.

Als ich bei der Unglücksstelle ankam, fand ich meinen jungen Freund in den Armen seines Bedienten am Boden liegen. Sein linker Arm war verwundet und blutete stark, aber der Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit, worin Eduard sich befand, ließ eine noch ungleich gefährlichere innere Verletzung besorgen. Frau von T — n kam nach einer kurzen Weile selbst herab, um den Verunglückten in das Haus bringen zu lassen. Der Anblick des jungen schönen Mannes, der, außer dem Arm, scheinbar unverletzt, starr und bleich wie ein Bild von Alabaster da lag, schien sie eben so sehr zu überraschen als zu rühren. Man trug ihn auf ihren Befehl in ein Zimmer des Erdgeschosses, wo in der Geschwindigkeit alles so bequem als möglich zu seiner Pflege eingerichtet wurde.

Die Mittel, welche man ohne ärztlichen Rath anzuwenden wußte, hatten keinen Erfolg; nur der Puls und die rückkehrende Wärme der Glieder zeigten noch Leben. Man hatte nach dem Chirurg in dem nahen Dorfe geschickt, und erwartete dessen Ankunft. Auch die Baronin, die der Schreck krank gemacht, und die sich mit Helminen in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, bedurfte des Arztes. Mein Wagen war so eben aus der Stadt angekommen, um mich zu dem Präsidenten abzuholen, der dringend nach mir verlangte. Da ich für jetzt hier nichts mehr nützen konnte, und meinen Freund der verständigen Vorsorge der Frau von T—n getrost überlassen durfte, hielt ich es für's Beste, die Aufträge des Präsidenten schnell zu vernehmen, und inzwischen den Arzt der Damen, der zugleich der meinige war, in meinem Wagen nach Mathildens Villa zu senden. — Ich verweilte mich bis gegen die Nacht bei dem Präsidenten. Mein Wagen mit dem Arzte war seit einer halben Stunde zurück; man hatte den Doktor zu einem andern Kranken berufen. Ich war ohne Nachricht über das Befinden meines Freundes, und warf mich voll Ungeduld in meine

noch angespannte Chaise, um ihn, so spät es auch war, selbst noch zu sehen.

Indem ich in der Dämmerung auf Mathildens Landhaus zufuhr, kam mir Louis auf halbem Wege singend und trällernd, und ziemlich bequem auf seinem Klepper daherschlendernd, entgegen. Erstaunt, ihn hier und in so fröhlicher Stimmung zu sehen, rief ich ihn an: wie sich sein Herr befinde, und wo er hinreite? — Sein Herr, erwiederte der aufgeweckte Bursch, lebe und sey glücklich wie in Mahomeds Paradiese; denn die Houris pflegten und liebkos'ten ihn. Er selbst reite nach der Stadt, um die nothwendigsten Sachen zu ihrer Einrichtung zu holen. Sie blieben für's Erste bei der schönen Unbekannten, und das würde vermuthlich eine Weile dauern, denn noch hätten sie bei keiner jungen Dame im Quartier gelegen, wo man sie nicht lieber hätte behalten, als weiter ziehen lassen wollen. — Damit gab Louis seinem Gaul die Spornen und grüßte mich mit einer recht artigen Cäsars-Miene, als wäre er des guten Glückes bei den Frauen selbst gewohnt, das er seinem Herrn so freigebig zuschrieb.

Bei meiner Ankunft in dem Hause der Ba-

ronin erfuhr ich, daß ſich die Damen eben in ihre Zimmer begeben hätten, weil der Kranke in einen Schlummer verfallen ſey, welchen der Arzt als die Kriſis ſeines, mehr ſeltſamen als gefährlichen, Zuſtandes voraus geſagt habe. Der Chirurg, deſſen Obhut Eduard anvertraut war, führte mich an ſein Bett, wo ich ihn, zwar blaß, aber heiter und wohl ausſehend, in tiefem Schlafe fand. »Vermuthlich,« ſagte der Wundarzt, »werde er die ganze Nacht aus dieſem heilſamen Schlummer nicht erwachen.« — Eduard machte in dem Augenblick eine Bewegung; ein Lächeln bildete ſich auf ſeinem Geſichte, und ein Seufzer, der Luſt vielmehr als der Beängſtigung, ſtieg aus ſeiner tiefathmenden Bruſt hervor. — »Es iſt eine der Phantaſien,« ſagte der Chirurg, »mit denen der junge Herr ſeit ſeinem Wiederaufleben beſchäftigt war. Eine oder auch zwei von den Damen des Hauſes ſchienen ihm wohl bekannt zu ſeyn, obſchon ſie ſich Beide die Miene gäben, ſeine Reden für bloße Wirkungen des Wundfiebers zu halten.« — »Das ſind ſie vermuthlich auch!« unterbrach ich den geſprächigen Chirurg, und verließ ihn, um den Frauen, vor meiner Rückkehr in die Stadt, gute Nacht zu ſagen.

Die Damen wollten ſich eben in ihre Schlafgemächer zurückziehen, als ich eintrat. Meine Dazwiſchenkunft ſchien nicht unwillkommen, wenigſtens der Baronin, die mich ſehr herzlich begrüßte, und ſich noch einmal auf ihr Sopha niederließ, als wäre ſie Willens, die Konverſation noch eine gute Weile fortzuſetzen. Die Haltung, die Miene, das ganze Betragen der drei Freundinnen bezeichnete ſehr merklich die Verſchiedenheit des Eindruckes, welchen das Erſcheinen und der Unfall des anziehenden Fremden auf ſie gemacht hatten. Mathilde war in einem überreizten Zuſtande von Empfindſamkeit, deſſen ich ſie kaum für fähig gehalten hätte. Sie gab ſich ein ſehr leidendes Anſehen, und klagte einigemal über unausſtehliches Kopfweh; aber ihre Augen leuchteten von Lebensluſt und Feuer, und ihre Zunge ſtand nicht eine Minute ſtill. Helmine war ernſthaft und nachdenkend: ſie ſchien ihre Freundin mit einer Miſchung von Mitleid und gutmüthiger Ironie zu betrachten; mir warf ſie mitunter einen beobachtenden Blick zu, als wollte ſie ſehen, welche Wirkung das, allerdings auffallende, Benehmen der Baronin auf mich hervorbrächte. Die Oberſtin war am meiſten

unbefangen; desto mehr beruhigte mich ihre Versicherung, daß, nach des Arztes und ihrer eigenen Meinung, der Rittmeister außer aller Gefahr sey, und nach wenigen Tagen gänzlich hergestellt seyn werde.

Mathilde versuchte alle Wendungen, um dem lebhaften Interesse, welches ihr »mein armer junger Freund« einflößte — das war ihr Ausdruck —, den Anschein gewöhnlicher Theilnahme und einer ganz unschuldigen Neugierde zu geben. Mit vieler Kunst wußte sie mir Eduards Geschichte, Familienverhältnisse und persönliche Eigenschaften abzufragen, die ich keine Ursache zu haben glaubte vor ihr geheim zu halten. So erfuhr sie denn, mit sichtbarem Vergnügen, von mir: daß mein Freund Eduard aus einer guten, alten Familie abstamme, und ein ansehnliches Vermögen zu erwarten habe; daß er den Ruf eines eben so tapferen Officiers, als angenehmen Gesellschafters besitze; daß ich ihn als einen jungen Mann von dem edelsten Herzen kenne, von glühender Einbildungskraft, und seltener, der tiefsten Leidenschaften fähigen Erregbarkeit des Gefühles. Einige Züge von gutmüthiger Unbedachtsamkeit und großherziger Selbstverläug-

nung, die ich aus Eduards Jugendgeschichte anführte, schienen besonders viel Eindruck auf Mathilden zu machen, und erhielten auch den Beifall der Oberstin. Die Baronin warf endlich die Frage hin: »ob man von Eduards früheren Verhältnissen mit Frauenzimmern nichts zu erzählen wisse?« — »So weit ich diese kennte,« erwiederte ich, »machten sie seinem Herzen mehr Ehre, als seiner Klugheit. Ich hätte ihn einige Mal verliebt gesehen, und zwar in Gegenstände, die seiner Liebe nicht ganz werth waren; aber von seiner Seite hätte diese Liebe stets den Charakter der aufrichtigsten Hingebung gehabt. Mein Freund,« setzte ich hinzu, »bedürfe zu seinem Glücke der Zuneigung einer edlen, geistvollen, ihm an Welt- und Menschenkenntniß überlegenen Freundin; eine solche würde ihn durch ihren Besitz eben so glücklich machen, als sich durch seine Liebe und Treue belohnt fühlen.«

»Gewiß!« sagte Mathilde mit mehr Ernst und Innigkeit, als ich an ihr zu sehen gewohnt war, »ein Mann kann von dem andern nicht mit mehr Wärme sprechen, um ihn der Gunst der Frauen zu empfehlen. Wenn es eine Dame gibt, deren Herz zu gewinnen der Wunsch ihres

Freundes ist, so kann er sich glücklich preisen, einen Vorsprecher wie Sie bei ihr zu haben, denn ich wenigstens kenne kein Frauenzimmer, das für so viele Liebenswürdigkeit unempfindlich seyn könnte, als Sie Ihrem jungen Freunde beilegen.“ — Ich bemerkte jetzt, daß Helmine — die unserem Gespräche anfangs gleichgültig, dann mit zunehmender Aufmerksamkeit, und zuletzt mit einer Art von Verlegenheit zugehört hatte — aufgestanden war, und erinnerte mich, daß die Damen, nach den angreifenden Auftritten des Tages, der Ruhe bedürften. Zufrieden mit dem Dienste, welchen ich meinem Freunde bei dem geheimen Gegenstande seiner Zärtlichkeit geleistet zu haben glaubte, nahm ich mit kurzen Worten Abschied, und kehrte heiteren Muthes in die Stadt zurück, mich des glücklichen Ausganges freuend, den Eduards Unfall für ihn zu gewinnen schien, und mir nicht wenig auf den Scharfsinn zu gute haltend, der mich das Geheimniß seiner Liebe so bald hatte errathen lassen.

9.

Mein Vater pflegte zu ſagen, eine juridiſche Deduktion, welche Klarheit und Eleganz mit der gehörigen Gründlichkeit verbinde, ſey das ſchönſte Kunſtwerk in der Welt, und er zweifelte nicht, daß ein Kenner, wie Chariſius oder Tribonian, das gediegene Responsum eines M. Scävola oder Servius Sulpicius Rufus der erhabenſten Ode von Pindar oder Horaz müſſe vorgezogen haben. Nach der Verſicherung meiner Tante Sara, war dieſe Vorliebe für die Schönheiten der Jurisprudenz der einzige Umſtand, welcher die probehaltige Geduld meiner Mutter zuweilen erſchöpfte. In einer Anwandlung von eiferſüchtiger Laune habe ſie einmal ſogar behauptet, mein Vater habe dem Drucker ſeines Traktats über die römiſchen Geſetze gegen die Hageſtolzen, wegen der typographiſchen Ausſtattung dieſes Werkes, mehr Komplimente gemacht, als ihr, oder der Hebamme wegen ihrer Bemühung, bei meiner Geburt. — Ich kann mich nicht rühmen, in dem Grade meines Vaters Sohn zu ſeyn, daß ich die Zierlichkeiten einer juriſtiſchen Abhandlung einem ſchönen Gedichte von Göthe

oder Schiller, einer geistreichen Landschaft von Claude Lorrain, oder wol gar dem seelenvollen Ausdrucke eines reizenden Frauengesichtes vorzöge; aber in meine Deduktion des Rechtsgrundsatzes, wonach der T — nische Erbschaftsstreit entschieden werden sollte, war ich, ehrlich gestanden, verliebt. So lange ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, hatte ich für keine andere ein Geschick, und kaum einen Sinn für einen anderen Gegenstand. Selbst meine Geliebte schien für den Augenblick weniger Interesse für mich zu haben, als ihr Familienprozeß. Nur zweimal innerhalb drei oder vier Tagen nöthigte ich mir eine halbe Stunde ab, um Helminen und den Rittmeister zu sehen, von dessen zunehmendem Besserbefinden ich übrigens täglich die befriedigendsten Nachrichten erhielt.

Ich fand Eduarden das erstemal noch etwas schwach, aber ungemein anziehend, in dem zierlichsten Schlafrock auf seinem Ruhebette; die Baronin sehr aufgeweckt ihm zur Seite, Helminen und deren Mutter mit ihren Arbeiten in einiger Entfernung sitzend. Eduard hielt die Hand Mathildens, die ihm eben etwas Artiges gesagt haben mochte, in der seinigen, als ich in's Zim-

mer trat. — Ich ſtand lächelnd vor der Gruppe, indem ich meinem Freunde zu ſeiner ſchnellen Herſtellung Glück wünſchte. Ein leiſer Seufzer war Eduards Antwort, wobei er kopfſchüttelnd auf das Herz zeigte, als ſey die Wunde hier noch nicht geheilt. — Ich richtete einige Worte an Helminen und die Oberſtin, welche mir feierlicher als gewöhnlich vorkam, und ein paar Fragen wegen ihres Prozeſſes an mich ſtellte, deren Beantwortung ich vorſichtig auswich. Als ich Helminen ſagte, daß mich eine dringende Arbeit die ganze Woche an meinen Schreibtiſch feſtbannen würde, ſah ſie mich eine Weile verwundert an, unterdrückte aber eine ſpöttiſche Bemerkung, die ihr auf den Lippen ſchwebte. Ich dachte an den römiſchen Senator, der in einem ähnlichen Fall, gegen ſeine Frau oder ſeine Mutter, eine gleiche Standhaftigkeit bewies, und freute mich zum voraus der Genugthuung, welche ich von Helminen zu erwarten hatte, wenn ſie erſt von meiner Deduktion und deren Wirkungen unterrichtet ſeyn würde.

Die Ungeduld der Baronin unterbrach dieſe etwas peinliche Zwiſchenſcene. Sie rief ihre Freundin gegen die Langeweile zu Hülfe, die ſie

dem Rittmeiſter, oder er ihr machte. Eduard behielt ſeine angenehm leidendes Weſen; man konnte nicht liebenswürdiger unter Frauen ſeyn, ohne ſelbſt zum Weibe zu werden. Er bat Helminen, die Romanze zu ſingen, die er dieſen Morgen aus ſeinen offenen Fenſtern mit Entzücken gehört habe. Auch die Baronin drang in ſie; aber ſie lehnte es ab, ungeachtet ich ſelbſt ſie darum erſuchte. Eduard ſchmollte eine Weile, lieblich wie ein Mädchen; endlich fing er an, allerlei Poſſen zu treiben, und die Rolle des launiſchen Verliebten mit drolliger Uebertreibung zu ſpielen, wobei er es mit viel Takt und Feinheit zweifelhaft zu machen wußte, ob die ernſthafte Abſicht dieſes Spieles auf Mathilden, auf Helminen, oder gar auf die Oberſtin gerichtet ſey, die in der That nicht am wenigſten davon ergetzt ſchien. Doch die naive Zuthätigkeit der Baronin ſtellte ſie bald wieder als die Hauptperſon in dieſem kleinen Konzertantſtücke der Galanterie und des Witzes dar, und es ſchien ausgemacht, daß ſchon das beſte Vernehmen zwiſchen ihr und dem Rittmeiſter beſtehe.

Es wurde viel von den Bädern von E — s und den daſigen Unterhaltungen geſprochen.

Mathilde verhehlte nicht, daß die Eiferſucht des ſeligen Geheimen Rathes ihr ein etwas lächerliches Inkognito aufgedrungen, und ſie genöthigt habe, die allerliebſten Bälle nur verſtohlen, und vermummt wie eine alte Sibylle, zu beſuchen. Auch der damaligen Begleiter Eduards wurde erwähnt, beſonders des Chevaliers de **, dieſes räthſelhaften Niederländers oder Weſtindiers, von dem man noch heute nicht wüſſe, welche von den verſchiedenen Geſtalten, worin er erſchien, ſeine eigentliche geweſen. Ich ſah Helminen ſtark erröthen, als der Chevalier genannt wurde. Ihr Abenteuer war alſo gleichzeitig mit dem meines Freundes, und dieſer kannte meinen gefährlichen Nebenbuhler, ziemlich genau, wie es ſchien. Meine Neugierde ward, ungeachtet meiner gelehrten und richterlichen Zerſtreuung, erweckt. Aber Niemand wollte auf meine Fragen, die ich mit vieler Behutſamkeit einleitete, rechten Beſcheid geben. Die Baronin ſchien ihre Zurückhaltung mit einer geheimen Schadenfreude zu verbinden; Helmine behauptete mit einigem Mißmuth ihre ſtille Würde; Eduard verwirrte ſich mehrere Male in ſeinen doppelſinnigen Reden und Antworten. Aus Allem erhellte, daß

weder meine Geliebte, noch mein Freund an den Niederländer und an das Verhältniß erinnert seyn wollten, worin sie mit ihm gestanden. Mein Zartsinn bezähmte meine Neugierde. Wußte ich doch, daß der Mann, den ich gefürchtet, weit entfernt war, und daß man sich des Antheils beinahe schämte, welchen man ehedem an ihm genommen. Ich war befriedigt durch den unvollkommenen Aufschluß, den ich erhalten hatte, und dachte nicht weiter an meinen unbekannten Rival, als ich zu Hause wieder bei meiner Arbeit saß.

Das nächste Mal traf ich meinen Freund und seine schönen Pflegerinnen bereits in dem Garten. Die Stimmung der kleinen Gesellschaft war heute merklich verändert. Der Rittmeister hatte Briefe von seinem Vater und von seinem Regiment zugleich erhalten. Die Art von Waffenruhe, die seit mehreren Wochen Statt gefunden, schien bald bedeutenden Kriegsereignissen weichen zu müssen. Eduard war entschlossen, in drei Tagen zu seinem Regimente zurückzukehren. Sein militärischer Geist war in ihm erwacht; die Galanterie und die Liebe hatten nur mehr die zweite Rolle. Von der anderen Seite mel-

dete ihm ſein Vater, daß ihre Familie durch den Tod ihres Vetters, von dem ihr ein großes Fideikommiß zufiel, um eine halbe Million reicher geworden. Der alte Herr wünſchte, daß Eduard die Kriegsdienſte verließe, und an eine Heirath dächte. Die Oberſtin fand den Wunſch des Vaters, in den Umſtänden der Familie, ſehr natürlich; auch Mathilde ſchien nichts dagegen zu erinnern zu haben: aber Eduard erklärte ſich voll Unwillen wider einen ſolchen Plan in dem jetzigen Zeitpunkte, und Helmine ſtimmte mit Wärme dieſer Meinung bei, über die, wie ſie ſagte, ein Soldat nicht einen Augenblick zweifelhaft ſeyn könne. Man ſtritt noch eine Weile hin und wider; doch die kriegeriſche Geſinnung behielt die Oberhand, und endlich fing auch Mathilde an, dem Entſchluſſe ihres Liebhabers die poetiſche Seite abzugewinnen. Sie ſummſte etwas betrübt Klärchens Lied aus dem Egmont, wobei ein Paar der ſchönſten Thränen in ihren gefühlvollen Augen glänzte.

Von Egmont und Klärchen kam man auf Percy Hotſpur und ſeine Lady zu ſprechen. Hotſpur war immer Eduards Lieblingsheld geweſen, trotz der rauhen Außenſeite dieſer Feuerſeele, welche

mit seiner eigenen Zierlichkeit so seltsam abstach. Helmine, die den Shakspeare über Alles hochschätzte und zur Hälfte auswendig wußte, fing die artige Scene der Lady mit ihrem Mann zu recitiren an; Eduard fiel sogleich im Charakter des Hotspur ein, und setzte den Dialog mit großer Lebendigkeit fort. Dieß unerwartete Talent meines Freundes machte einen sehr angenehmen Eindruck auf beide junge Damen. Nachdem die Oberstin sich entfernt hatte, schlug Helmine vor, zur Feier des Geburtstages ihrer Mutter eine kleine theatralische Vorstellung zu geben, wobei, außer ihr und Mathilden, auch Eduard eine Rolle übernehmen sollte. Der Rittmeister willigte nach einigem Zögern ein. Man war lange unschlüssig, welche Scene aus Shakspeare's Werken man darstellen wollte. Der kurze Auftritt zwischen Hotspur und Lady Percy war zu unbedeutend. Die Hauptmomente im Lear, Macbeth und Othello paßten zu der Persönlichkeit der Darsteller nicht. Zur Gerichtsscene im Kaufmann von Venedig fehlten der Jude und mehrere Nebenpersonen. Das Letztere war auch bei'm Cymbeline und dem Sturm der Fall. Ich brachte endlich die Balkonscene in Romeo und Julie in

Vorschlag, wobei ich von Mathilden lebhaft unterstützt wurde, welche in einer Anwandlung von humoristischer Selbstverleugnung sich anbot, die Amme zu spielen, eine Rolle, für die sie ganz geschaffen sey. Dafür versprach Helmine ihrer Freundin in einer anderen Gattung von Schauspiel, wozu sie den Entwurf im Kopfe trage, Gelegenheit zu verschaffen, ihr schönes Talent auf das Vortheilhafteste zu zeigen. — Ich verließ meine Freunde, sehr vergnügt, einen Einfall gehabt zu haben, von dessen Ausführung ich mir einen Genuß der seltensten und köstlichsten Art versprechen zu dürfen glaubte.

Die zwei folgenden Tage waren ausschließend der Vollendung meines richterlichen Gutachtens, und endlich dem Vortrage desselben in voller Rathssitzung, gewidmet. Meine Gründe, meine Beredsamkeit, die gute Sache siegten. Die Mehrheit der Stimmen sprach die streitige Erbschaft den gesetzlichen Erben des Obersten zu, mit Ausnahme eines kleinen Lehengutes, welches ihrem Gegner zufiel. Die bedeutenden Gerichtskosten wurden zwischen den Parteien ausgeglichen. — Mein Triumph war vollkommen. Ich betrieb mit großem Eifer die Ausfertigung des

Urtheils, wovon ich der Oberstin am nächsten Morgen — ihrem Geburtstage — selbst eine Abschrift überbringen wollte.

Ich hatte Helminen am vorigen Abend mit einigen Zeilen gemeldet, daß ich sie und ihre liebenswürdige Hausgenossenschaft heute und während des folgenden Tages nicht würde sehen können, und unter dem allgemeinen Vorwand dringender Geschäfte um Entschuldigung gebeten. Bei meiner Zurückkunft aus der Rathssitzung fand ich ihre Antwort, deren dunkle Andeutungen durch den scherzhaften Ton die Wirkung verloren, welche sie wol sonst in mir hätten hervorbringen können. Helmine wünschte mir Glück, und halb und halb sich selbst, daß ich über den Obliegenheiten des Liebhabers die Pflichten des Gerichtsbeisitzers nicht versäume. Sie lobte den Styl meines Briefes, den sie ein Muster von wohlgesetzter Prosa nannte; das verspreche einen guten Ehemann, denn die Poesie passe höchstens zur Liebe, doch in die Ehe ganz und gar nicht. A propos der Poesie fragte sie: ob der Herr Assessor nicht wenigstens Abends Zeit finden werde, Juliens Mondschein-Reverien mit anzuhören? Früher hätte sie sich meinen Besuch ohne-

den verbitten müssen, da ihr die Einübung ihrer Rolle keinen Augenblick frei lasse. Uebrigens werde es ihr angenehm seyn, nächstens einmal ein vernünftiges Gespräch unter vier Augen mit mir zu führen, um sich von dem poetischen Rausche, worein ihre Umgebung sie versetze, recht auszunüchtern.— Es war zu viel Milde in diesem Spott, und er hatte zu viel Aehnlichkeit mit dem Tone, in dem Helmine gewöhnlich von der Liebe sprach, als daß ich dadurch hätte beunruhigt werden sollen. Meine scheinbare Gleichgültigkeit konnte sie ein wenig übel gestimmt machen; aber ich war meiner Rechtfertigung gewiß, wenn sie den Grund erführe, der mich von ihr entfernt hielt. Mit dieser Ueberzeugung kam ich bei einbrechender Nacht in dem Landhause der Waremin an, wo ich eine glänzende Gesellschaft versammelt fand, um das kleine dramatische Fest zur Geburtsfeier der Oberstin mit anzusehen.

10.

Der Salon war recht geschickt und einfach in ein artiges kleines Theater umgestaltet wor-

den, und das Orchester fing, bald nachdem ich eingetreten war, die Ouverture aus Zingarelli's Romeo und Giulietta zu spielen an. Eine tiefe Stille herrschte, als sich der Vorhang erhob. Julie zeigte sich auf dem Balkon, im Nachtkleide, vom zauberhaften Lichte des Mondes umflossen. Im halbdunkeln Vorgrunde bewegte sich lauschend die Gestalt des Romeo. Seine ersten Worte schon, in gedämpftem Tone gesprochen, schienen ein Hauch von Wohllaut und Liebe. Die Innigkeit des Gefühles mäßigte den Aufschwung der begeisterten Rede, deren kühne Bilder durch den seelenvollen Vortrag sich in die einfache Sprache des Herzens verwandelten. Mit der zartesten Empfindung süßer Schwärmerei sprach Romeo die Worte:

„Wär' ich der Handschuh doch an ihrer Hand,
Daß ich die Wange so berührte! —"

Doch ein Laut aus Juliens Munde, gleich einem Anklang der Aeolsharfe, ließ sich vernehmen, und Romeo's Entzücken, die Melodie der holden Töne zu trinken, theilte sich, wie durch eine elektrische Berührung, allen Zuhörern mit. Für mich verschwand, während Julie sprach, meine und ihre Umgebung, die Erinnerung selbst,

daß, was ich hörte, jene wunderbare Dichtung sey, in welcher ich so oft, wie in einem magischen Spiegelbilde, alle Geheimnisse und Zauber der Liebe vorahnend erkannt und empfunden hatte. Es war Helmine selbst und ihr innerstes Gemüth, das sich zum erstenmal in seiner ganzen Innigkeit und Kraft vor mir zu entfalten schien; — solche Huld, solche Liebe,

»gränzenlos und tief wie das Meer,«

war in ihrer Brust verschlossen. Die tiefgefühlten Worte, die sie von den Lippen hauchte, drangen in mein Herz und weckten darin Akkorde, von denen Romeo's Antworten auf der Bühne nur das Echo waren. Daß diese mich nicht störten, bewies mir allein, wie vortrefflich Eduard seine Rolle spielte, denn darauf zu merken vermochte ich nicht.

Juliens wiederholtes Ab- und Zugehen, das Flüstern ihrer Silberstimme durch die Nacht, mit dem sie

»den edlen Falken zurücklockt,«

ihr beldseliges Zaudern und Vergessen, damit sie den Geliebten noch behalte,

»derweil sie sich besinnt,«

endlich das tausendfache:

„Gut' Nacht! gut' Nacht! — So ſüß iſt Trennungswehe,
„Ich riefe: gute Nacht! bis ich den Morgen ſähe," —

Alles entzückte mich und vollendete die Täuſchung, worein die wundervolle Kunſt des Dichters und der Darſtellerin mich verſetzte. Als wäre ich, wie Romeo, durch den Haß ihres Hauſes und durch die Schwerter ihrer wilden Vettern von der Geliebten getrennt, ſandte ich ihr, als der Vorhang unter dem lärmendſten Beifall herabrollte, bloß den halblauten Wunſch der zärtlichſten Sehnſucht nach:

„Schlaf wohn' auf deinem Aug' und Fried' in deiner Bruſt!
„O, wär' ich Schlaf und Fried', und ruht' in ſolcher Luſt!" —

Ich war noch in dieſes ſüße Vergeſſen meiner ſelbſt verſunken, als der Vorhang wieder aufging, und die Baronin in der reizenden Tracht einer franzöſiſchen Winzerin vor den Zuſchauern erſchien, um in einem witzigen Impromptu der Dame des Feſtes ihre Glückwünſche darzubringen. Die Schlußverſe machten zugleich die Einleitung zu einer Reihe pantomimiſcher Gemälde, welche nun folgten, und woran, außer der Ba-

ronin, auch Helmine und Eduard Theil nahmen. Das Ganze war eine liebliche Idylle von Helminens Erfindung, die wetteifernde Bewerbung einer Städterin und eines Landmädchens um das Herz eines jungen Kriegers darstellend. Ein sehr belebter Wechsel naiver, kokettirender und leidenschaftlicher Aeußerungen der Liebe und Eifersucht, durch ein Mißverständniß veranlaßt, und mit gutmüthiger Ironie durchgeführt, machte diese kleinen Gemälde ungemein anziehend. Die Auflösung der Intrigue, welche die vermeinte Nebenbuhlerin als Schwester des Geliebten zu erkennen gab, schloß die Handlung auf eine befriedigende Weise. Mathilde entwickelte in der Rolle des eifersüchtigen Landmädchens ein Talent, das eben so sehr überraschte als ergetzte; es schien unmöglich, mehr Reiz und Wahrheit in diesen Charakter zu legen, welcher nach der Anlage des Idylls die Hauptperson vorstellte. Dennoch ward sie von der Virtuosität und Anmuth verdunkelt, womit Helmine die untergeordnete Rolle ihrer Nebenbuhlerin spielte. Diese Ueberlegenheit schien gegen den Schluß sogar störend auf die Deutlichkeit der Handlung und den Ausdruck der Mitspielenden zu wirken. In

dem Augenblick, wo die Schweſter des jungen Kriegers der Neckerei ein Ende machte, und die enttäuſchte Geliebte in die Arme des Bruders führte, ſchien ſie von dieſem noch leidenſchaftlich begehrt und von jener gefürchtet zu werden. Ja ich glaubte in Mathildens Mienen- und Geberdenſpiel eine heftige Bewegung der Eiferſucht zu bemerken, die offenbar nicht in den Plan der kleinen Dichtung gehörte, und es war Zeit, daß der Vorhang fiel, um den verſöhnenden Ausgang der Idylle nicht zweifelhaft zu machen.

Ein unaufhörlicher Beifallſturm erſchütterte den Saal. Man wünſchte die Schlußgruppe noch einmal zu ſehen; aber der Vorhang blieb verſchloſſen. Ich ſuchte mich durch das lebhafte Gewühl der Abſchied nehmenden Gäſte zu drängen, um auf die Scene zu kommen, und mich dem zauberiſchen Weſen — meiner Geliebten und Braut! — einige Augenblicke zu nähern, welches dieſen Aufruhr allgemeinen Entzückens hervorbrachte. Keines der Mitſpielenden befand ſich mehr auf der Bühne. In dem anſtoßenden Corridor, der die Verbindung zwiſchen den beiden Flügeln des Gebäudes bildete, und zugleich einen Ausgang in den Garten hatte, traf ich

auf Louis, welcher sich eben, unter einem ziemlich unfreundlichen Wortwechsel, von Mathildens Kammermädchen trennte, und mit der Entschuldigung: »sein Herr erwarte ihn,« hastig an mir vorbeischoß. — Es war mir unmöglich, in dieser Aufregung meiner Empfindungen das Haus zu verlassen. Ich stieg die Gartentreppe herab, und sah durch das Gitterthor den Hofraum nach und nach leer und still werden. Meinem Jakob, den ich im Hofe bemerkte, befahl ich, mit dem Wagen in einiger Entfernung vom Hause zu warten, bis ich kommen würde.

Die letzten Gäste fuhren weg, und ringsum ward es ganz still. Die herrliche Mondnacht verbreitete ihr magisches Helldunkel über Haus und Garten. Ich stahl mich in ein nahes Bosket, aus dem ich den Flügel des Gebäudes, worin meine Geliebte wohnte, beobachten konnte. Ein schwacher Schein von Licht erhellte die Fenster ihres Schlafzimmers. Nach einer Weile hörte ich ein Fenster öffnen und einzelne Guitarretöne ließen sich vernehmen. Ich glaubte Helminens Gestalt im weißen Nachtgewand zu sehen, wie sie es zuvor als Julie getragen; aber die Aeste eines großen Akazienbaumes, welche das Fenster

zur Hälfte bedeckten, hinderten mich, die Gestalt deutlich zu unterscheiden. Doch bald gab ihr meisterhaftes Spiel auf der Guitarre sie zu erkennen, und noch mehr der Strom ihrer Zauberstimme, der sich durch die Nacht ergoß. Sie hatte den ersten Satz eines bekannten italienischen Duetts zu singen angefangen, und präludirte auf der Guitarre, um den Uebergang zum zweiten zu bezeichnen. Da fiel unerwartet ein wohlklingender Tenor ein, und ersetzte die mangelnde zweite Stimme. Es war die Stimme Eduards, der im Erdgeschoß wohnte und seine reizende Nachbarin, wie ich, belauscht hatte. Helmine stand einen Augenblick an, ob sie fortfahren solle, that es aber doch, nur anfangs mit etwas zurückgehaltenem Tone. Ihr seelenvoller Vortrag wirkte begeisternd auf ihren Mitsänger; ich hatte das schöne Musikstück nie vollkommener ausführen hören. Der trefflich gesetzte Wechselgesang drückte den Kampf des Stolzes und der Liebe in zwei, durch Mißverständnisse und widrige Zufälle verumeinigten Gemüthern aus, und durchlief die ganze Leiter der, diesen mächtigen Leidenschaften angemessenen Tonarten. Die Wirkung der beiden klangreichen, wunderbar in

einander ſchmelzenden Stimmen war beſonders in dem meiſterhaften Schlußſatze hinreißend. — Ich wollte aus meinem Verſteck hervortreten und mich dem Rittmeiſter zu erkennen geben; da hörte ich das Flüſtern weiblicher Stimmen hinter mir, und ſah, indem ich mich mehr in das Dickicht zurückzog, die Baronin, von ihrem Kammermädchen begleitet. Sie bemerkten mich nicht, ſondern gingen an mir vorbei, an die Stelle, wo zuvor ich geſtanden.

Das Geflüſter wurde lauter und mir zum Theil verſtändlich. Mathilde ſchien äußerſt erbittt; ſie zankte mit ihrem Kammermädchen, welchem ſie vorwarf, an dem Schimpf, der ihr widerfahre, Schuld zu ſeyn. Das Mädchen ſchob alle Schuld auf Louis, der ſie getäuſcht und ihr ausdrücklich geſagt habe, es ſey die Frau Baronin, und nicht Fräulein Helmine, in die ſein Herr verliebt ſey. — »Sieh, ſieh!« flüſterte Mathilde jetzt ihrer Begleiterin zu; »welche Verwegenheit! Er ſteigt aus dem Fenſter.« — Ich war außer mir vor Erſtaunen; denn als ich, von dieſen Worten heftig aufgereizt, aus meinem Dickicht hervorſah, ſtand Eduard wirklich im Garten, und gab, durch eine halb laut ge-

ſprochene Rede des Romeo, Helminen ein Zeichen ſeiner Gegenwart. Ich ſah ſie, zu meinem noch größeren Erſtaunen, an dem offenen Fenſter erſcheinen, und ſich mit einiger Behutſamkeit herauslehnen, indem ſie aufmerkſam horchte, um Eduards leiſes, aber eifriges Geſpräch zu verſtehen. — »Sie haben nicht wenig mit einander abzukarten,« hörte ich die Baronin ſagen; »es iſt ganz ſo wie zu E — s, wo ſie ſich ein Rendezvous hinter meinem Rücken gaben. Der doppelzüngige Verräther! und ſie, die gleißneriſche Schlange! Aber ich will nicht leben, oder mich an der Treuloſen rächen!« — Ein Zittern überfiel mich; denn ich glaubte zu ſehen, daß Eduard ſich auf den Akazienbaum zu ſchwingen ſuchte, um Helminens Fenſter zu erreichen. Mathilde, welche dieſe Bewegung ebenfalls bemerken mochte, ſtieß einen Schrei aus und ſtürzte aus ihrem Hinterhalt hervor. Helminens Geſtalt verſchwand augenblicklich am Fenſter. Eduard, der von dem Baume zurückweichend, ſich entſchloſſen umſah, blieb einige Sekunden ſtehen und ging dann langſam zum Gartenthor hinaus. Mit einer Verwünſchung, die ſie dem Rittmeiſter zurief, nachdem ſie ihm eine Weile

nachgestarrt, eilte Mathilde davon. — Ich blieb allein, betäubt, keines Gedankens fähig, keiner Entschließung. Wankend trat ich aus dem Boskett; meine Knie brachen unter mir, ich sank zu Boden. Die bitterste Empfindung, welche ich je erfahren, erfüllte mein Innerstes. Ich weinte, und schämte mich meiner Thränen. Mühsam raffte ich mich endlich auf und schleppte mich an der Gartenmauer hin, um einen Ausweg auf das Feld zu suchen. Durch eine kleine Seitenthür, die ich nur angelehnt fand, kam ich in's Freie; da sah ich von fern meinen Wagen, und eilte in wilder Hast auf ihn zu. — »Fort! fort!« rief ich meinem erschrockenen Jakob zu, der zögernd am Schlage stand. — »Nach Hause, Herr?« fragte der Mensch. — »In's Grab!« murmelte ich dumpf vor mich hin, »in das Nichts!« und schloß meine Augen, um mit meiner Umgebung mich selbst zu vergessen.

II.

Ich war in der Stadt und auf meinem Zimmer, noch immer in dumpfe Gedankenlosigkeit

verſunken, und voll von dem widerwärtigen Gefühl eines ganz verworrenen Gemüthszuſtandes. Die ſchmähliche Selbſttäuſchung, aus der ich ſo unſanft geweckt worden, umdämmerte meinen Geiſt, wie die verwickelten Nebenbilder eines ſchweren Traumes, von denen man ſich auch wachend nicht loszureißen vermag. Nach und nach verlor ſich dieſe Dumpfheit; aber mit der zurückkehrenden Deutlichkeit der Vorſtellungen erhielten auch die Leidenſchaften des Haſſes, der Scham und der Rachſucht, die bisher wildgährend in mir getobt hatten, eine beſtimmte Richtung. Der doppelte Verrath der Freundſchaft und der Liebe, der an meiner Treuherzigkeit verübt worden, ſollte nicht unbeſtraft bleiben. Ich erſtaunte jetzt über meine gutmüthige Verblendung, die mich verhindert hatte zu ſehen, was vom Anfang an klar und offen vor mir da lag. Helmirens Betragen, das ihrer Mutter, die Reden und das Benehmen meines treuloſen Freundes, — Alles erſchien mir nun zuſammenhängend und abſichtlich. Sie war es, die Eduard ſuchte; ihm war ſie, vor acht Monden ſchon, mit Verläugnung der jungfräulichen Zucht, nachgegangen. Sein Leichtſinn, oder der ihrige, machte

der ersten Intrigue ein Ende. Da führte der Hang zu Abenteuern ihn auf's Neue mit ihr und einer, hier unerwarteten, Nebenbuhlerin zusammen. Meine Thorheit und die Zutraulichkeit der arglosen Rivalin bahnten schnell der zweiten Intrigue den Weg. Wir selbst beförderten ihr geheimes Einverständniß, und bauten »den schwanken Steg der Lieb..« der ihn sicher in ihre Arme führte. Ich machte ihn zu ihrem Romeo, und behielt für mich die demüthige Rolle des Paris; nicht mitleidswerth wie dieser, sondern rein lächerlich, das Spiel und Gespötte dieser lüstern verschmitzten Julie — nein! dieser Armida, dieser Circe!

Mir ward nun besser, denn ich war entrüstet. Mit raschen Schritten ging ich auf meiner Stube auf und auf, schellte dann dem Bedienten, und ließ mir Wein und neue Lichter bringen. Der Entwurf meiner juridischen Deduction fiel mir in die Hände, an der ich mit solchem Eifer gearbeitet, indeß diejenige, auf deren Dank ich dabei gerechnet, mich verrieth. Mit Hohnlachen warf ich dieß Denkmal meiner Schwäche in einen Winkel. — Der Bediente brachte jetzt den Wein. Ein Glas um das an-

dere in mich stürzend, schrieb ich eine Ausforderung an Eduard, und einen langen, von Gift und Galle überströmenden, Brief an Helminen. Je tiefer ich mich in meinen Grimm hineinschrieb, desto seltsamer ward mir zu Muthe. Meine Vorstellungen fingen auf's Neue an, sich zu verwirren; die Buchstaben tanzten auf dem Papier vor meinen Augen, und ich wurde gewahr, daß es von meinen Thränen benetzt war. Müde und erschöpft warf ich mich auf mein Bett, und schlief endlich ein.

Wilde Träume zeigten mir Helminen, bald in reizend neckender, bald in rührender Gestalt und Umgebung. Jetzt sah ich sie die Hände liebevoll nach mir ausstrecken, jetzt mich verhöhnen in den Armen meines Nebenbuhlers; zuletzt als Julie, todt im Sarge, und neben ihr Romeo mit Eduards Zügen, entseelt von meiner Hand, blutig am Boden liegend. — Ich erwachte, von diesem Anblick aufgeschreckt. Es war bereits Tag; aber meine Augen bedeckte ein schwarzer Flor, und der Kopf schmerzte mich gewaltig. Ich wollte aufstehen; meine Glieder waren wie zerschlagen und gelähmt. Mit Mühe besann ich mich auf die Vorgänge der verflossenen Nacht.

Da schlug meine Uhr sieben. Ich erhob mich mit Anstrengung aus meinem Bette, und wankte auf den Schreibtisch zu, auf dem meine Ausforderung an Eduard noch unversiegelt lag. Um neun Uhr hatte ich ihn in das Wäldchen außer der Stadt bestellt. Ich schrieb die Adresse mit zitternder Hand, klingelte, und rief nach Licht. Mein Bedienter kam und brachte das Verlangte. Seine ängstlichen Fragen um mein Befinden machten mir meine körperliche Schwäche erst fühlbar. Ich war außer Stand, das Billet selbst zu siegeln. Auf Jakobs Zureden ließ ich mich wieder zu Bette bringen; auch gab ich zu, daß er nach dem Arzt schickte.

Ein heftiger Fieberfrost schauerte mir durch Mark und Bein. Der Gedanke, daß eine tödtliche Krankheit meinem Leben schnell ein Ende machen könnte, schreckte mich nicht, vielmehr fand ich darin eine Art von Beruhigung. Ich sah den Arzt eintreten und beobachtete mit Neugierde sein Gesicht, das ernsthafte Besorgnisse ausdrückte. Gleichgültig fügte ich mich seinen Anordnungen, und erwiederte die Trostsprüche, mit denen er mich aufzurichten glaubte, mit Lächeln. Der Aufruhr der Leidenschaften, der mich

zerrüttet hatte, ward plötzlich durch das Gefühl der menschlichen Hinfälligkeit gedämpft, und was keine Gründe der Vernunft vermocht hätten, bewirkte die Abspannung meiner Lebenskraft. Der Arzt empfahl mir Ruhe und schärfte dem Bedienten ein, keine Leute zu mir herein zu lassen, selbst den Rittmeister, die Oberstin und ihre Tochter nicht, wenn sie mich zu besuchen kämen. Ich hörte ihre Namen nennen, und merkte kaum darauf. Die Schreibereien, welche auf meinem Tische lagen, wurden abgeräumt und verschlossen; ich ließ es ohne Theilnahme geschehen, obwol mir darunter mein angefangener Brief an Helminen und die Ausforderung an Eduard von ungefähr in die Augen fielen. Mit Gleichmuth betrachtete ich, was mich erst noch in die heftigste Gemüthsbewegung versetzt hatte; Liebe und Haß, Treue und Verrath, Glück und Elend klangen mir wie die Stichworte einer durchprobirten Tragödie, mit deren Aufführung ein paar Kinder sich eine Zeit lang bemüht haben, ohne damit zu Stande kommen zu können.

Der Fieberfrost, der meine Lebenskraft unterdrückt hatte, wich allmälig vor der eintretenden Hitze, mit deren Zunehmen meine Vorstel-

lungen eine veränderte, mehr und mehr heitere Gestalt und Färbung erhielten. Die Vorfälle des gestrigen Abends, die Traumbilder der verflossenen Nacht, und die Empfindungen, mit welchen ich heute erwacht war, vermengten sich in meiner schwärmenden Einbildungskraft und wurden einer seltsamen Dichtung ähnlich, worin Ernst und Scherz, Weisheit und Thorheit sich das Gleichgewicht halten, und der Humor ironisch mit den Zwecken und Triebfedern des Lebens spielt. Nach und nach verdunkelte sich mein Bewußtsern, und ich verlor mich ganz in meinen Fieberträumen; aber sie waren nicht unangenehmer Art, und hatten, wie man mir nachher erzählte, alle den Charakter einer leidenschaftlosen Milde und Gutmüthigkeit. Die Frau des Portiers in meinem Hause ward mir von dem Arzte zur Krankenwärterin gegeben; ein noch ganz hübsches Weib von anständigem Betragen, das ich immer wohl hatte leiden mögen. Ich stutzte anfangs ein wenig über diese Gesellschaft, doch gewöhnte ich mich bald an sie. In meinen Phantasien vertrat sie häufig die Stelle meiner weiblichen Bekannten, mit denen der Wahnsinn der Krankheit mich zusammenführte. Frau Röse —

so hieß sie — fand sich sehr geschmeichelt, sich bald als Cousine Lily, bald als Frau Magisterin, bald als Fräulein Agnes oder Helmine angeredet zu sehen, und die sauersüßen Komplimente zu hören, welche ich ihr über die Annehmlichkeiten ihrer Person und ihres Umganges machte. Die unschuldigen Scherze, mit denen ich diese Artigkeiten würzte, hatten nichts Verletzendes, wie sie sagte; und Frau Röse war der Meinung, die Damen, die ich dabei nannte, würden mir meine kleinen Spöttereien um der guten Laune willen gern verziehen haben, womit ich sie vorbrachte. Auch mein Arzt versicherte, ich sey in dem Paroxismus des Fiebers oft recht vernünftig und durchaus so liebenswürdig gewesen, daß man nur wünschen möchte, manche junge Herren wären so, wenn sie gesund und klug sind.

Wie verständig oder wie toll ich in der Fieberhitze gesprochen und mich betragen, mußte ich natürlich denen auf's Wort glauben, welche mich in diesem Zustande zu beobachten Gelegenheit hatten. So viel aber ist gewiß, daß das Bischen Weisheit, welches mir durch das Leben half, seinen Ursprung aus einem Zeitpunkte herleitet, in dem ich der Verrücktheit nahe war.

Als ob während dieſer merkwürdigen Krankheit, welche durch neun Tage mein Leben bedrohte, eine allgemeine Umwälzung in meinem Inneren vorgegangen, und mein Gemüth, durch eine wohlthätige Kriſis der Natur, von den Schlacken der Leidenſchaftlichkeit gereinigt worden wäre, fühlte ich, ſo wie mich das Fieber verließ und meine körperliche Geſundheit zurückkehrte, mein geiſtiges Auge geſtärkt, und ich war fähig, auf die ſtürmiſchen Auftritte, die meiner Erkrankung vorausgegangen, mit Ruhe zurück zu ſehen. Ohne Helminens und Eduards Betragen gegen mich ganz zu entſchuldigen, fing ich doch an, es in einem weit milderen Lichte zu betrachten. Offenbar, ſagte ich mir nun ſelbſt, ahnete Eduard nichts von meinem Verhältniſſe mit ſeiner Unbekannten, als er ſie hier aufſuchte und in dem Hauſe der Baronin mit ihr zuſammentraf. Eben ſo unerwartet erſchien Helminen in meinem jungen Freunde ihre ehemalige Ballbekanntſchaft, von der ſie ſo aufrichtig war, mir unaufgefordert zu erzählen. Meine, ihr unerklärbare Zurückgezogenheit in den letzten Tagen, machte es ihr unmöglich, mir ein weiteres Geſtändniß zu thun; daß ſie dieß gewollt, bewies das räthſel-

hafte Billet, welches ich von ihr erhalten hatte. Einer Uebereilung war Helmine fähig, keines Verrathes; ich wollte mehr wissen, bevor ich sie verdammte.

Mein Arzt, der von der Lage der Dinge ziemlich genau unterrichtet war, und mich in der Fassung sah, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben, sagte mir jetzt, daß er Aufträge von meinen Freunden an mich habe. Er erzählte mir, der Rittmeister sey an demselben Tage, an dem ich erkrankte, zu seinem Regiment abgereist; er habe jedoch seinen Louis zurückgelassen, um täglich Nachrichten von meinem Befinden zu erhalten, und erst, nachdem meine Herstellung entschieden gewesen, sey dieser seinem Herrn nachgefolgt. Die Baronin mache Anstalten, auf ihre Güter zurückzukehren; sie scheine übrigens mit Helminen halb und halb ausgesöhnt, nachdem sie von den Verhältnissen unterrichtet worden, welche zwischen mir und ihrer Freundin beständen. Hierauf überreichte mir der Arzt ein Schreiben von Helminens Hand, und ließ mich allein, mit dem Wunsche, daß diese stärkende Arzenei, die letzte, die er mir gebe, meine Genesung vollenden möge.

Ich hielt Helminens Brief in der Hand, die

zierliche Aufschrift betrachtend, und uneinig mit mir selbst, ob ich ihn jetzt schon öffnen solle. Frieden und Krieg, Glück und Unglück, für mein ganzes Leben vielleicht, lagen hier noch unter dem Siegel der Zauber-Chiffre, welche diesem Schreiben aufgedruckt war. Ich fühlte, daß mir das Herz schlug, und wollte wenigstens abwarten, bis mein Blut ruhiger flösse. Alle Unruhe, die sich der Mensch in dieser Welt bereitet, kommt daher, daß er nicht wartet, bis sein Puls den gewöhnlichen Takt hält. — Je länger ich bei diesem Gedanken verweilte, desto mehr ward ich mir meiner Selbstständigkeit bewußt, und ich glaubte nichts mehr zu wagen, als ich endlich das Siegel erbrach, welches Helminens Bekenntnisse und ihren Ausspruch über unsere künftigen Verhältnisse verschloß.

12.

Helminens Schreiben lautete wörtlich, wie folgt:

„Mein theurer Freund!“

„Das werden Sie in meinem Andenken seyn, auch wenn wir uns nie mehr sehen sollten. — Eine Unbesonnenheit, welche ich einst beging, hat

mich der Gefahr ausgesetzt, die Achtung des Mannes auf immer zu verlieren, den ich vor Allen hochschätzte; noch mehr, sie hätte mich beinahe mit der Schuld belastet, das Herz dieses Mannes, der mich mehr liebte, als ich wußte und verdiente, durch die empfindlichste Kränkung zu brechen. Diese allzu harte Strafe hat der Himmel von mir abgewendet. Sie leben, mein Freund, und Sie werden glücklich seyn, glücklicher vielleicht, als wenn die Wünsche, die Sie hegten, nicht durch eine Neckerei des schadenfrohen Zufalles durchkreuzt worden wären.«

»Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, und auch mir. Sie dürften mich leicht für noch strafbarer halten, als ich bin. Ich habe einen Irrthum zu gestehen, aber keine Falschheit; wenigstens keine gegen Sie. Nur einmal habe ich mit der Lüge gespielt, und diese Unlauterkeit oder Thorheit trifft in ihren Folgen uns Alle. — Hören Sie, in möglichster Kürze, die einfältige Geschichte.«

»Im vorigen Herbst, einige Monate nach meines Vaters Tode, brachte mich meine Mutter auf die Güter des Geheimen Rathes von R — g, und ließ mich dort zurück, während sie

eine andere dringende Reise machte. Der selige Geheime Rath war der wunderlichste und gefälligste Ehemann, den man sich denken kann. Jeder Wunsch seiner jungen Frau mußte erfüllt werden; aber dieß geschah immer unter irgend einer grillenhaften Bedingung, die ihm die Eifersucht eingab und wovon er nichts nachließ. Mathilde hatte den Einfall, mich in das Bad von E — s zu führen. Wir gingen hin, jedoch im größten Incognito. Der Herr Geheime Rath nahm den Charakter eines bloßen Landedelmannes und den Namen von einem seiner fränkischen Güter an. Im Bade sollte ich für seine Frau, und diese für seine Schwägerin gelten. Auf Promenaden erschienen wir verschleiert, bei Spazierfahrten in einem verschlossenen Wagen. Die artigen Gesellschaftsbälle durften wir nur in Maske besuchen, und zwar in Begleitung einer alternden Cousine des Geheimen Rathes, die dabei unsere Duenna vorstellte.«

»Diese drollige Mummerei zog die Aufmerksamkeit der jungen Herren um so mehr auf uns; wir waren überall von einer Schar derselben gleichsam belagert. Unter der Menge machten sich uns drei junge Männer durch die Artigkeit

ihres Betragens, und einer davon zugleich durch seine ausgezeichnet schöne Gestalt, besonders bemerklich. Der Geheime Rath, dem dieser Eindruck nicht entging, unterließ nicht, uns vor diesen gefährlichen Männern zu warnen. Aber seine Warnung schadete mehr, als sie nützte. Er wußte von dem Chevalier de ** — dem reichen Niederländer — und dessen zwei Gefährten, so viele abenteuerliche Dinge zu erzählen, daß unsere Neugierde auf's Höchste gespannt wurde. Ein Maskenball, den wir in der Gestalt von drei alten Sibyllen besuchten, gab den Fremden Gelegenheit, uns ihre Unterhaltungsgaben zuerst zu beweisen. Man konnte Witz und Galanterie nicht mit mehr Anstand und feiner Sitte verbinden, als die drei jungen Männer es thaten. Unsere Duenna war noch mehr, als ich oder Mathilde, von ihren Umgangstalenten bezaubert. Die Aehnlichkeit unserer Masken und Figuren gab Anlaß zu häufigen Verwechslungen, welche das Pikante der Unterhaltung noch vermehrten. Ich bemerkte indeß nicht ohne Vergnügen, daß der schöne junge Mann — den ich für den Chevalier hielt, weil einer seiner Gefährten ihn einige Mal so genannt, —

mich mit ziemlicher Sicherheit unter meinen verlarvten Mitschwestern herauszufinden wußte.«

»Diesem ersten Balle folgte ein zweiter, auf welchem unsere drei Verehrer ebenfalls in ganz gleichen Masken, und zwar als Kalender, erschienen. Die Konversation war nicht weniger belebt als das erste Mal; die ergetzliche Verwechslung fand nun auch von unserer Seite öfters Statt; aber mein Ritter verlor seinen sichern Takt nicht, und auch ich unterschied ihn ohne Mühe von seinen zwei Begleitern. Die Männer baten sehr um die Wiederholung dieser zweimaligen Maskenlust; sie nährten die Hoffnung, daß die guten Sibyllen sich endlich bewegen lassen würden, ihre wahren Gesichter zu zeigen. Das Erste wurde halb und halb zugesagt, und man trennte sich in einer Stimmung, welche andeutete, daß aus diesem Scherz wol auch Ernst werden könnte.«

»Am Tage des nächsten Balles klagte der Geheime Rath über Kopfweh und Schwindel, und gab zu verstehen, daß ihm die Pflege seiner lieben Frau heute ganz unentbehrlich sey. Alle Mittel und Sorgfalt, dem Uebel Einhalt zu thun, waren vergebens; der Schwindel wollte

nicht nachlassen, und Mathilde mußte sich entschließen, zu Hause zu bleiben. Ich hatte mich, selbst etwas verdrüßlich über die Vereitelung unseres Planes, schon in mein Schlafzimmer zurückgezogen, als unsere Duenna in größter Heimlichkeit zu mir kam, und mir den unerwarteten Vorschlag machte, wenn Alles im Hause schliefe, mit ihr allein auf den Ball zu gehen. Ich ließ mich bethören, ihren Vorschlag anzunehmen. Wir verließen, von Jedermann unbemerkt, das Haus, und erschienen in unseren gewöhnlichen Masken auf dem Balle, wo die drei Kalender schon mit Ungeduld uns erwarteten. Der Umstand, daß wir dießmal nur zu Zweien kamen, setzte unsere Gesellschafter anfangs in einige Verlegenheit; denn sie wußten nicht, ob sie die zwei Jüngeren von uns, oder nur eine derselben mit ihrer Ehrendame vor sich hätten. Die außerordentliche Lebhaftigkeit meiner Begleiterin und einige muthwillige Worte, die ihr entfielen, brachten sie indeß bald auf den Gedanken, daß wir uns der lästigen Aufsicht unserer Duenna entledigt hätten; wodurch sie sich ohne Zweifel berechtigt glaubten, sich größere Freiheiten, als bisher, bei uns herauszunehmen.«

Den versuchten Talenten meiner unvergleichlichen Ehrenhüterin gelang es, die beiden Begleiter des vermeinten Chevaliers ausschließend zu beschäftigen, was diesem Gelegenheit verschaffte, sich ganz ungestört mit mir zu unterhalten. Seine Konversation war eben so geistreich, als zartsinnig; er machte mich nach und nach mein strenges Inkognito vergessen, und da er mir einige Erfrischungen anbot, legte ich im Eifer des Gespräches meine Larve ab, was er schon vorher gethan hatte. Diese Gunst — dafür hielt er meine Unvorsichtigkeit — gab seinen Gefühlen einen Schwung und seiner Sprache eine Kühnheit, die mich erschreckten. Er hielt mich für verehlicht, — denn ich spielte die Rolle, welche mir der wunderliche Einfall des Geheimen Rathes zugedacht, theils aus Gefälligkeit, theils zum Scherze fort, — und er wagte es, mir von Liebe und von Erhörung seiner Wünsche zu sprechen. Ich übersah nun alle Folgen des unüberlegten Schrittes, den ich gethan. Meine Bestürzung brachte meinen allzu warmen Verehrer selbst zur Besinnung. Er bat um Verzeihung, und behandelte mich von diesem Augenblick an mit der größten Ehrfurcht. Da ich den Ball auf der

Stelle zu verlassen verlangte, machte er selbst alle Anstalten dazu, zum großen Verdrusse meiner Duenna, welche ihre doppelte Eroberung auf halbem Wege aufzugeben genöthigt war. Er begnügte sich, meinem Tragsessel von fern und bloß zu meinem Schutze zu folgen, und entfernte sich, ohne weiter eine Erkundigung nach mir zu wagen, als er mich in Sicherheit wußte. So endigte dieses zweideutige Abenteuer, für das ich mich damals durch den Schreck und die Beschämung, welche meine Unbesonnenheit mir verursachte, hinlänglich bestraft glaubte."

„Der Geheime Rath fühlte sich am nächsten Morgen noch immer unwohl. Er hatte keine Ruhe, bis wir uns auf dem Rückwege nach seinem Stammschloß befanden, wo wir wohlbehalten ankamen, er aber ein paar Tage nachher am Schlagflusse starb. Die trauernde Witwe verließ, einige Wochen später, mit mir und meiner Mutter einen Aufenthalt, den sie nie besonders geliebt, und jetzt einen Vorwand hatte, auf längere Zeit zu vermeiden. Seitdem sahen wir einander oft, und standen, wie man zu sagen pflegt, auf einem sehr freundschaftlichen Fuße

mit einander, ohne jemals Freundinnen zu werden. Mathilde behielt, wie Sie sich selbst überzeugen konnten, unsere Badereise und die drei Kalender lange in gutem Andenken. Im Grunde war sie zweifelhaft, welcher von den drei Masken sie den Vorzug der Liebenswürdigkeit zugestehen sollte; ich glaubte jedoch zu bemerken, daß sie jeder von ihnen die Gesichtszüge des schönen jungen Mannes lieh, der seine Aufmerksamkeit vornehmlich, und zuletzt ausschließend, mir geschenkt hatte. Es schien mir nicht rathsam, Mathilden über diesen Irrthum aufzuklären. Auch noch in späterer Zeit, wo ich den Chevalier de** und seine Gefährten schon ziemlich vergessen hatte, und gewiß zu seyn glaubte, wenigstens den Ersteren nie mehr zu sehen, bewahrte ich sorgfältig mein Geheimniß; es ergetzte mich, meine Nebenbuhlerin von einer Eroberung sprechen zu hören, die ich selbst gemacht hatte, ohne etwas anderes als die Erinnerung davon zu behalten.«

»Es wäre überflüssig, mein Freund, den Zusammenhang dieser Kette von Unbesonnenheiten und Eitelkeiten, mit den Mißverständnissen und Auftritten, deren Zeuge Sie waren, umständlich

nachzuweiſen. Sie werden ihn jetzt ohne Mühe ſelbſt errathen. Wie ſehr ich erſtaunte, in meinem Weſtindier einen deutſchen Officier und Ihren Freund zu finden, wie peinlich es mir war, Sie in der Täuſchung laſſen zu müſſen, worein Mathildens Verblendung auch Sie verſetzte, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Ein muthwilliger Einfall des Chevalier, in deſſen Geſellſchaft Eduard zufällig gerathen war, und der die Verſchanzungen unſeres poſſierlichen Inkognito's durch eine Gegenmine ſprengen wollte, ſtiftete urſprünglich die ganze Verwirrung. Ich wollte Ihnen Alles entdecken, aber Sie vermieden mich; ja, meine Mutter meinte, daß Sie uns auffallend vernachläſſigten. — Genug, es war ein Schickſal! Ich mußte Sie verkennen, damit ich in Ihren Augen herzlos und ſtrafbar würde, zu derſelben Zeit, wo Sie mir die rührendſten Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit gaben."

„Vielleicht, mein Freund, hat ſich das Herz an uns gerächt, weil wir dem Verſtande zu viel Antheil an einem Bündniſſe einräumten, welches die Natur auf die einfachſten Empfindungen gegründet zu haben ſcheint. Die Ueber-

eilungen des Urtheiles sind nicht weniger gefährlich, als die des Gefühls. Wie ich mich Ihnen gleich anfangs schilderte, so bin ich. Sie achteten meiner Warnung nicht, sondern wandten mir Ihre Neigung auf eine entschiedene Weise zu. Ich schätzte Sie wahrhaft; noch mehr, Sie gefielen mir, und ich glaubte mein Herz frei. So irrten wir uns Beide, und irrten vielleicht auch nicht. Wäre mein Unbekannter nicht so unerwartet erschienen, und hätten nicht so viele Umstände dazu beigetragen, mir ihn anziehender und werther zu machen als jemals: wir hätten ruhig unsere Verbindung geschlossen und glücklich mit einander leben können."

„Nach diesem Geständnisse habe ich nichts mehr zu sagen, was Ihnen wichtig seyn könnte, oder wovon mein Herz zu befreien mir ein Bedürfniß wäre. Sie haben mein Wort, — ich achte mich Ihnen, mehr als jemals, verpflichtet, aber ich fühle, daß diese Verpflichtung aufgehört hat, gegenseitig zu seyn. Es wird allein von Ihnen abhängen, welche Art von Verhältniß künftig zwischen uns bestehen soll. — Eduard kennt meine ganze Gesinnung; er kennt und ehrt Ihre Rechte, und hat sich von dem Augenblicke an,

da er von diesen unterrichtet war, Ihrer Freundschaft würdig bezeigt. Wozu Sie sich übrigens entschließen mögen, lassen Sie allmälig die Zeit, nicht die Eingebung des Moments, Ihren Entschluß bestimmen. Auch die Großmuth steht in Gefahr, sich und Anderen durch Uebereilung zu schaden. Denken Sie nur an das, was Sie sich selbst schuldig sind, und ich bin gewiß, das wahre Interesse Ihrer Geliebten und Ihres Freundes wird, wie Ihr eigenes, am besten dabei berathen seyn."

„Leben Sie wohl, mein Freund! Ich erwarte keine Antwort auf diesen Brief, am wenigsten eine schriftliche. Aus Ihrem Betragen gegen mich, aus der Unbefangenheit, mit der wir einander früher oder später wieder begegnen werden, wünschte ich zu erkennen, ob die Absicht, in der ich Ihnen schrieb, erreicht ist."

„Helmine."

Der Brief war Arzenei, wie der Doktor mit Recht gesagt hatte: bitter, mit einem süßen Beigeschmack, aber heilsam und stärkend. Ich konnte

nun Helminens Geheimniß, sie selbst, ihren Irrthum und den meinigen. Der kurze Traum meiner Eitelkeit, daß ich bestimmt sey, das reizendste und vollkommenste Geschöpf als Gattin zu besitzen, war verschwunden. Nichts blieb mir übrig, als die Erinnerung an diesen schönen Traum, und die Gewißheit, daß sie mich nie verlassen werde. Helmine hörte nicht auf, die liebenswürdigste der Frauen in meinen Augen zu seyn; sie betrachtete sich als meine Verlobte, aber — sie liebte einen Andern! Ich konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn über mein künftiges Verhältniß zu ihr und zu ihrem ganzen Geschlechte. Die einseitige Verpflichtung, zu der sie sich bekannte, war aufgelöst, sobald ich wußte, daß ihr Herz keinen Antheil an dieser Verpflichtung hatte. Kein Weib — das fühlte ich — konnte mir seyn, was Helmine mir gewesen; ich war unfähig, je eine Andere zu lieben, und entschlossen, ohne Liebe nie meine Hand zu vergeben.

Der Arzt hatte mir das Arbeiten untersagt; auch hatte ich keine Lust dazu. Die Rechtsgelehrsamkeit, und die gerichtlichen Verhandlungen besonders, ekelten mich an; ich mochte an das

Meisterstück von juridischer Deduktion nicht erinnert seyn, wodurch ich meine Braut verdienen wollte, indeß ich sie darüber verlor. Eine kleine Reise, zu der ich Urlaub erhielt, sollte mich zerstreuen. Der Feldzug war eröffnet; mehrere glänzende Gefechte verbreiteten auf's Neue den Ruhm unserer Waffen. Man sah einer Hauptschlacht entgegen, zu welcher von beiden Seiten Anstalten getroffen wurden. Ein unwiderstehlicher Trieb zog mich in die Nähe des Kriegsschauplatzes. Das Loos derer, welche die Gefahren des Krieges theilten, schien mir beneidenswerth, meine friedliche Laufbahn reizlos und niedrig. Hätte ich nicht gefürchtet, von meinen Kollegen als ein Don Quixotte verlacht, und von den Soldaten als ein Neuling verachtet zu werden, ich hätte einen Tornister umgeschnallt und mich dem Rekrutenhaufen angeschlossen, mit dem ich auf dem Wege zum Hauptquartier zusammentraf.

Der Tag der erwarteten Schlacht war erschienen. Der Ort, wo ich übernachtete, lag in dem Umkreise des Schlachtfeldes; ich konnte weder zurück noch vorwärts, auch wenn ich gewollt hätte. Auf einer Anhöhe, unweit von mei-

ner Wohnung, sah ich von Tagesanbruch an dem hartnäckigen, lange zweifelhaften Kampfe beider Heere zu. Endlich schien ein entschlossener Angriff unserer Reiterei den linken Flügel des Feindes zum Weichen zu bringen. Ich unterschied, an der Spitze unserer vordringenden Eskadronen, eine Abtheilung Uhlanen. Es war vielleicht Eduard, der sie anführte. — Eine seltsame Unruhe befiel mich. Die feindlichen Kanonen lichteten unsere Reiterhaufen; besonders der kleine Trupp von Uhlanen schmolz sichtbar zusammen. War es Furcht, war es Hoffnung, was mich bewegte? Der Gedanke, daß eine der feindlichen Kugeln, deren unheilvolle Wirkungen ich beobachtete, mich von einem Nebenbuhler befreien könnte, ward eben so schnell, als er entstand, durch die Vorstellung verdrängt, daß dieser Nebenbuhler mein Freund sey. Ich war unvermögend, das mörderische Gefecht länger mit anzusehen. In dem Augenblicke, wo die feindlichen Reihen sich zu trennen begannen, verließ ich meinen Standpunkt, und ging eilig den Hügel herab, um mein Quartier zu erreichen.

Ich fand die Straße und den ganzen Ort

mit Verwundeten bedeckt, die man aus der Schlacht zurückbrachte. Auf einem Bauernkarren, der sich im Gedränge Raum zu machen suchte, glaubte ich Eduards Bedienten, Louis, zu bemerken. Als ich näher kam, sah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Louis, der mich erkannte, sprang von dem Wagen herab und zeigte mir weinend seinen Herrn, welcher schwer verwundet darin lag. Aller Groll, der noch in irgend einem Winkel meines Herzens gegen meinen Jugendfreund versteckt seyn mochte, verschwand bei diesem Anblick. Er schien zu schlummern, oder in einer, vom Blutverlust verursachten, Ohnmacht zu liegen. Seine noch immer schönen, edlen Gesichtszüge drückten körperlichen Schmerz, mit einem leichten Anflug von Unwillen, aus. So hatte ich ihn, von meiner Hand entseelt, in den fieberhaften Träumen meiner Eifersucht gesehen. Ich begriff den Wahnsinn dieser gehässigen Leidenschaft nicht mehr; das zärtlichste Mitleid war die einzige Empfindung, von der ich mich durchdrungen fühlte.

Am Krankenbette meines dem Tode nahen Freundes — es war mein eigenes Bett, in das ich ihn hatte bringen lassen — ward die innere

Revolution vollendet, welche mir die Freiheit gab, und mich zum Herrn und Meister einer Leidenschaft machte, deren furchtbare Gewalt ich nur einmal in meinem Leben an mir selbst erfahren habe. Es gibt kein wirksameres Heilmittel für den selbstischen Trieb, als das Mitgefühl. In dem leidenschaftlichen Feuer, das ich in Eduards kranker Brust wüthen sah, läuterte sich meine eigene Empfindungsweise, und ich genas von meinen Herzenswunden, während ich meinen, an Leib und Seele schmerzlich verwundeten, Jugendfreund pflegte.

Ich überzeugte mich allgemach, daß ich der Phantasie mehr Einfluß auf meine Handlungen gestattet hatte, als zur Ruhe und Sicherheit des Lebens zuträglich ist. Die Verzauberung, in welche mich Helmirenens Erscheinung versetzt hatte, löste sich in meiner Reflexion nach und nach in die Bestandtheile auf, woraus sie entstanden war. Die Sinne, die Einbildungskraft, die Eitelkeit nahmen den Antheil zurück, welchen sie an dem übermächtigen Eindrucke hatten, den dieses reizende, aber gefährliche Wesen in meinem Herzen hervorgebracht hatte. Ich fing an zu zweifeln, ob die Ideale des Schönen sich

zu den Beschränkungen der wirklichen Welt herabzulassen vermögen, und ob ein allgemeines Kunstgenie die vorzüglichste Eigenschaft einer guten Hausfrau sey. Jetzt erschrak ich sogar vor dem Gedanken einer unauflöslichen Verbindung mit einem Wesen solcher Art. Ich betrachtete es als einen glücklichen Zufall, daß meine Verheirathung mit Helminen durch Eduards Dazwischenkunft verhindert worden; und wenn ich nicht schon, in meiner Freundschaft für ihn, Grund genug gehabt hätte, seine Erhaltung zu wünschen, so würde ich diesen Grund in meinem eigenen Interesse gefunden haben.

Der Stabsarzt, welcher die Wunde des Rittmeisters untersucht hatte, erklärte sie für höchst gefährlich. Eine Kugel hatte die Lunge gestreift, und steckte noch in den Weichen des Unterleibes, aus dem sie nur durch eine sehr schmerzhafte Operation gezogen werden konnte. Eduards Kameraden und Vorgesetzte theilten meine Gefühle über diesen drohenden Verlust. Er hatte sich in der letzten Schlacht mit Ruhm bedeckt, und nicht wenig zur Entscheidung des siegreichen Angriffes unserer Kavallerie beigetragen. Der Arzt verhehlte ihm die Gefahr nicht, worin er schwebte;

die Erwartung eines nahen, faſt unvermeidlichen Todes gab ſeinen Empfindungen einen Aufſchwung und zugleich eine Milde, welche die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters noch erhöhten. Ich geſtand mir, daß, wenn Helmine durch die Liebe eines Mannes beglückt werden könne, es ein Mann wie mein junger Freund ſeyn müſſe. Eduard äußerte ſich in der Lage, worin er ſich zu befinden glaubte, ſehr offen über ſeine Verhältniſſe mit mir und mit meiner Verlobten; er leugnete nicht, daß er ihren Beſitz Niemanden als mir, und auch dieß nur nach ſeinem Tode, gönne. Die Innigkeit und Wärme ſeiner Leidenſchaft für das holde Geſchöpf hatten etwas ungemein Rührendes auch für mich, da ich ihn überzeugt ſah, daß er ſich bald auf immer von ihr werde trennen müſſen.

Es koſtete mich jetzt keinen Kampf mehr, meinem Freunde mit der Behutſamkeit, welche ſein Zuſtand erforderte, zu eröffnen, daß ich Helminen als völlig frei betrachte, ja, daß ich hoffe, ſie dereinſt mit ihm, den ſie mehr und früher geliebt als mich, in einer glücklichen Ehe verbunden zu ſehen. Dieſe Erklärung, die mir unvermeidlich und hinlänglich vorbereitet ſchien,

machte gleichwol einen außerordentlichen Eindruck auf Eduards Gemüth. Er gab keine Antwort, aber sein Schweigen war beredter, als Worte es seyn konnten. Mit Ungeduld verlangte er nun, daß die chirurgische Operation beschleunigt werde, welcher er sich unterziehen mußte. Der Arzt zögerte damit; endlich ging sie, und zwar über alle Erwartung glücklich, von Statten. Schon am zweiten Tage versicherten die Aerzte, daß für das Leben des Rittmeisters unmittelbar nichts mehr zu fürchten, seine gänzliche Herstellung aber nur von der Zeit und der sorgsamsten Pflege zu erwarten sey.

Eine unruhige Sehnsucht schien sich meines Freundes zu bemächtigen, als er sich dem erwarteten Tode entrückt sah. Ohne Helminens Namen zu nennen, deutete sein ganzes Wesen an, daß er nur mit ihr beschäftigt war. Mein Gleichmuth überzeugte ihn, daß es mein Ernst sey, seinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Das alte Vertrauen unserer Jugendjahre kehrte zurück; wir verständigten uns nach und nach vollkommen. Eduard verbarg mir nicht länger, daß, da der Zustand seiner Gesundheit ihn nöthige, seinen Abschied zu neh-

men, er Willens sey, sich dem Verlangen seines Vaters auch in Bezug auf eine Heirath zu fügen. Als ich mich endlich von ihm trennte, um nach W — r zurückzukehren, und er mich bat, »den armen Invaliden« der Oberstin und ihrer Tochter zu empfehlen, drückte ich ihm lächelnd die Hand, und übernahm so stillschweigend den Auftrag, bei meiner Verlobten den Brautwerber für ihn zu machen.

Helmine und Eduard leben lange nicht mehr. Sie waren so glücklich und so unglücklich, als leidenschaftliche Liebe die Menschen machen kann. Nach einigen Jahren der erfreulichsten Eintracht störten Launen und Mißverständnisse ihre eheliche Glückseligkeit; endlich stürzte ein Fehltritt, mit seinen tragischen Folgen, Beide schnell nach einander in ein frühes Grab.

So lange ich meinen Freund für glücklich hielt, dachte ich noch einige Mal daran, seinem Beispiele zu folgen. Nach seinem und Helminens Tode täuschte ich mich selbst nicht mehr über die Ursachen, welche mir die Wahl einer Braut so sehr erschwerten. Es war immer

das zu viel oder zu wenig in den Eigenschaften der jungen Damen, und in meiner Empfindung für sie, was mich abhielt, mich für eine von ihnen zu bestimmen. Die, welche mir am meisten gefielen, fürchtete ich; bei welchen ich nichts von dieser Furcht empfand, denen mangelte auch der Reiz, der mich an sie hätte fesseln können. So kam ich allmälig in den Ruf eines Hagestolzen, und ward es endlich, aus Neigung nicht weniger als aus Grundsätzen. Mein Oheim scheint dieses Resultat meiner langen Unentschlossenheit vorausgesehen zu haben, denn als er, kurze Zeit nach der Vereitelung meines letzten Heirathsprojektes starb, fand sich ein Zusatzartikel in seinem Testamente, wodurch er den größten Theil seines Vermögens zu einer Stiftung für Waisenkinder bestimmt, und sonach für die Erhaltung des Familiennamens auf einem anderen Wege gesorgt hatte.

III.

Dialogen und Charakterskizzen

von

Thomas West.

(1807.)

Die Karthause, oder die Neuerungen.

Eine dialogische Unterhaltung.

Westwärts von Wien, in einer Entfernung von ungefähr zehn Meilen, liegt an den Ufern der Donau die Karthause A — ch, aus deren Mauern im Jahre 1782 ihre letzten frommen Einwohner hinweg zogen, nachdem die Stiftung durch beinahe vier Jahrhunderte bestanden hatte.

Die Umgebung ist reich an malerischen Gegenständen und Ansichten; aber dem Ganzen fehlt der Ausdruck von Größe und schauerlicher Abgeschiedenheit, welcher die Anlagen dieses Ordens sonst so auffallend macht. Das Land herum ist ziemlich fleißig gebaut, der Boden von mittelmäßiger Güte. Man sieht wenig neue Häuser, aber die älteren sind von fester Bauart, geräumig, und nicht ohne Zierlichkeit. Nach allen Anzeichen zu schließen, sind einige Zweige der

Emsigkeit, die vordem hier geblühet, in Abnahme gerathen. Keine anderen sind an ihre Stelle gekommen.

Da die Karthause von der Hauptstraße abgelegen ist, und das benachbarte Mölk die Aufmerksamkeit mehr anzieht, so geschieht es selten, daß der Ort von neugierigen Reisenden besucht wird; eine der Streifereien, die ich in unsern schönen Herbstmonaten durch die Provinz zu machen gewohnt bin, führte mich jedoch auch in diese Gegend. Ich hatte Ursache, mit dem Zufalle zufrieden zu seyn, denn er verschaffte mir eine Bekanntschaft, die eine der vorzüglichen Annehmlichkeiten meines Lebens geworden ist.

Der Freiherr von Sorben lebt seit mehreren Jahren auf diesem einsamen Wohnsitze, wo ihm die mannigfaltigen Arbeiten des Landbaues, und die Erziehung seiner Kinder und Enkel, eine eben so abwechselnde als nützliche Beschäftigung gewähren. Herr von Sorben ist früher, als es gewöhnlich geschieht, aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten. Zum Ersatze dafür hat er dem Staate zwei Söhne gegeben, wovon der ältere in der Armee, der jüngere in einem bürgerlichen

Amte dienet. Seine Tochter ist an einen unserer ersten Banquiers verheirathet, dessen gastfreies Haus, durch den Geist und die Liebenswürdigkeit, womit Elisa von Norberg demselben vorsteht, einer der anziehendsten Vereinigungspunkte der guten Gesellschaft geworden ist.

Das Augenmerk des Freiherrn ist gegenwärtig vornehmlich auf die Bildung eines seiner Enkel gerichtet: eines ungemein liebenswürdigen Knaben, dessen Erziehung ihm sein Sohn, der Major, mit einer wahrhaft edlen Entschlossenheit überlassen hat. Da dem Major sein Stand keinen bleibenden Aufenthalt gestattet, und die Aufmerksamkeit, welche die Erziehung der Kinder erfordert, durch seine Berufsgeschäfte häufig unterbrochen wird, so hat er geglaubt, auf das Vergnügen, das er in dem Umgange seines älteren Knaben fand, Verzicht thun zu müssen, und denselben ganz der Aufsicht und Gewalt seines trefflichen Vaters übergeben.

Als ich vor etwa dritthalb Jahren zum ersten Male in den Hof des Hauptgebäudes trat, wo ich den Freiherrn im Gespräche mit einem seiner Knechte fand, war mir, außer seinem Namen, wenig von ihm bekannt. Ich glaubte einen

Landmann von heiterer, übrigens nicht ungewöhnlicher Art in ihm zu sehen. Er grüßte mich, ohne sein Gespräch zu unterbrechen, und machte einige Anordnungen, die ihm eben beizufallen schienen. Nach einiger Zeit wandte er sich zu mir.

»Es gehört zu den Vorrechten des Alters,« sagte er, »weniger Umstände mit dem Menschen zu machen. Ich nehme mir die Freiheit, die paar Jahre, die mir noch übrig sind, nach meiner Laune einzurichten, nachdem ich mich ziemlich lange in die Laune Anderer gefügt habe. Es ist immer Raum in meinem Hause für einen Gast. Meine Leute sind angewiesen, Jedermann aufzunehmen, der ein rechtliches Aussehen hat. Sie finden ein reinliches Zimmer, und ein Couvert für sich, im Hause einige Bücher und ein paar Instrumente, hier meinen großen Garten, rund herum herrliche Spaziergänge und, sind Sie ein Weidmann, auch ein wenig Jagd. Meine Beschäftigungen und die Lebensweise, an die ich mit meinem Enkel gewohnt bin, erlauben mir selten, meine Zeit mit meinen Gästen zu theilen. Schickt es sich zuweilen, so lasse ich um ihre Gesellschaft bitten. Auf solche Weise ist

es mir möglich, Gastfreundschaft auszuüben, ohne daß sie mir oder dem, der mein Haus besucht, lästig wird.«

Ich glaubte dem Freiherrn einige Artigkeiten über seine Denkungsart sagen zu müssen. Er erwiederte sie mit einem Lächeln, dem einige scharfe Blicke, welche er auf mich fallen ließ, etwas von seiner Freundlichkeit benahmen. Man sollte nie, auch nicht bei Fremden, Höflichkeits halber seinem Charakter Gewalt anthun. Ich bin selbst kein Freund von Komplimenten, doch geschieht es mir manchmal, daß ich dergleichen mache, wo sie übel angewendet sind.

Da der Baron Miene machte, in den Garten zu treten, dessen Eingang vor uns offen stand, so sagte ich, daß ich so frei seyn würde, mich darin umzusehen. Ich bin selbst ein wenig Gärtner, und die Botanik hat sonst zu meinen Liebhabereien gehört. Einige Fragen, die ich that, schienen dem alten Herrn nicht zu mißfallen. Er zeigte mir verschiedene Beete und Felder mit wirthschaftlichen Pflanzen, deren Anbau in unseren Gegenden nicht gewöhnlich ist. — »Ich lege nicht mehr Werth auf diese Versuche,« sagte er, »als sie ungefähr haben. Die großen

Gegenstände des Feldbaues, die unserem Klima und unseren Bedürfnissen angemessen sind, scheinen keinen beträchtlichen Zuwachs erlangen zu können. Es gibt keinen Zweig der Landwirthschaft, die unsere Vorältern betrieben haben, welcher nicht vieler Verbesserungen fähig wäre: aber ich zweifle, ob man einen neuen mit Erfolg einführen könne. Das Projektmachen hat hundert Nachtheile; der größte ist, daß man das Gute darüber vergißt, oder vernachlässigt, welches schon da, und durch die Erfahrung bewährt ist. Indessen halte ich es einem denkenden Landwirthe für anständig, einige Zeit und Kosten Versuchen zu widmen, die etwas Nützliches versprechen, und die Wahrscheinlichkeit nicht gegen sich haben. Denn wenn es thöricht ist, von dem Alten abzuweichen, ehe man etwas Besseres dafür hat, so ist es nicht weniger unvernünftig, sich dem Neuen zu widersetzen, aus keiner anderen Ursache, als weil man es noch nicht kennt."

Wir waren inzwischen auf eine Anhöhe des Gartens gekommen, von welcher es möglich war, denselben in seiner ganzen Ausbreitung zu übersehen. Ich erstaunte über den Umfang, noch mehr aber über die seltsame Zusammensetzung

dieſer weitläufigen Anlagen. Auf den erſten Anblick ſchien das Ganze das Werk einer grillenhaften Erfindungskraft zu ſeyn, ohne Geſchmack und Uebereinſtimmung, wo das Nützliche überall geſucht, aber nicht immer erreicht worden. Es war weniger ein Garten, als ein wunderlich geordneter Haufen kleiner Feld- und Fruchtſtücke, Hütten, Scheunen und Wohnhäuschen, die der Zufall vereinigt zu haben ſchien. Dem Freiherrn entging der Eindruck nicht, den dieſe ſonderbare Anſicht in mir hervorbrachte.

»Wenn wir noch etwa dreißig Schritte vorwärts gehen,« ſagte er, »ſo werden Sie einen Standpunkt finden, woraus ſich der Zuſammenhang dieſer Anlagen richtiger beurtheilen läßt. Sie ſind, wie Sie ſehen, nicht aus meinem Kopfe, ja überall nicht aus Einem Geiſte und Entwurfe entſtanden. Was in jenen alten Zeiten zwanzig Mönchsköpfe gut oder übel ausgeſonnen, und was hundert von ihren Nachfolgern an den erſten Ideen verſchönert oder verbildet haben, ſuchte ich in ein nutzbares Ganze zu vereinigen. Hier iſt kein Plan, aber auch nichts Zweckloſes; denn Sie finden nichts, woraus ich keinen Vortheil zöge, und was, wenn

Sie es jetzt wegnehmen, nicht sogar einen Uebelstand in meiner Gartenwirthschaft machte.«

Ich nannte einige große Gärten, die ich gesehen hätte, und über deren Vorzüge und Mängel ich mir einige Bemerkungen erlaubte.

»Die Schönheit eines englischen Gartens,« antwortete Herr von Sorben, »hat ohne Zweifel ihr eigenes Interesse. Ich bin vielleicht zu sehr Oekonom und Hausvater, als daß ich den rechten Sinn dafür haben könnte. Das Nutzbare — ich meine das Nutzbare von einem gewissen Belang und Werthe — sollte, nach meinem Gefühl, nicht der Gegenstand einer müßig spielenden Einbildungskraft seyn. Claude's Kunst entzückt mich. Mit ein wenig Oel und Farbe eine Welt für das Auge zu schaffen, die selbst vollkommener als die Natur erscheint, dünkt mich eines großen Geistes würdig, und das Vergnügen, das mir sein Werk einflößt, ist ganz rein. Aber ein Künstler, der zwanzig Morgen Landes und beinahe eben so viele Jahre nöthig hat, um ein Landschaftsgemälde hervor zu bringen, das, mit der Natur verglichen, doch nur eine Spielerei ist, kommt mir, aufrichtig gesagt, wie ein Stümper vor, der sich an seinem Stoffe

vergriffen hat, und deſſen nicht mächtig werden kann.«

Wenn das ein Parador iſt, ſagte ich bei mir ſelbſt, ſo iſt wenigſtens individuelle Wahrheit darin.

Von dem Geſichtspunkte, worauf wir indeſſen angelangt waren, ſtellte ſich die ökonomiſche Gartenanlage des Herrn von Sorben wirklich in einer weniger unmaleriſchen Anſicht dar; und da ich nun den Zweck und Urſprung manches Theiles erfuhr, fing auch die Idee des Ganzen an, mir deutlicher und gefälliger zu werden. Ich glaubte jedoch einige Bemerkungen, auf Koſten der Vorfahren des Barons, nicht unterdrücken zu dürfen; denn es ſchien auffallend, daß alles Gute, was ich ſah, von ihm, alles Schlechte und Geſchmackloſe hingegen von den Mönchen herrührte, denen er nachgefolgt war.

Der Alte behielt ſeinen ſtillen Ernſt. Er machte mich, von unſerem Standpunkte aus, auf das abwechſelnde Gemälde von Hügeln, Feldern, Wieſengründen und Baumpflanzungen aufmerkſam, die ſich rings um den Garten zogen, und die, wie er ſagte, urſprünglich durchgehends Anlagen der ehrlichen Karthäuſer wä-

ren, welche er bloß erhalten und hin und wieder verbessert hätte. »Es ist,« fuhr er fort, »weniger der Karthäuser, als meine Schuld, daß Manches, was man hier sieht, mit dem Uebrigen nicht zusammenstimmt. Ich bin, als Landbauer betrachtet, ein gewaltiger Mann und eine Art von Eroberer, unter dessen Herrschaft der Gedanke und das Eigenthum Vieler zusammengedrängt worden. Das Meiste erscheint anders und zweckmäßiger, wenn man es sich als den Gesammtbesitz einer, nach besonderen Regeln bei einander wohnenden, Gemeinheit vorstellt.«

»Welche Gemeinde,« rief ich aus, »und welche Regeln!«

»Ich gebe zu,« antwortete der Baron, »daß die Herren von der Karthause Manches hätten einfacher und schicklicher einrichten können. Der Orden, von dem diese Anlagen herrühren, hat überhaupt weniger Einsicht und Klarheit in seinen Pflanzungen, als sich in den Besitzungen einiger älteren Klöster zeigt. Man sieht, die beste Zeit für die Anbauer der neueren Welt war bereits vorbei, da dieser Orden sich auszubreiten anfing. Der Boden, der schon größten Theils urbar geworden, bedurfte weniger seiner, als er

des Bodens. Es ging diesen Klosterleuten mit dem Anbaue des Landes, wie mit ihren Statuten; ihre Einrichtungen sind schon voll Künsteleien, und anstatt mit den Zeiten vorwärts zu gehen, wie es die früheren Verbesserer des Mönchthums gethan hatten, wären die Urheber dieser Verbindung gern zu der ersten Einfalt ihrer Institute zurückgekehrt. — Man ist aber sicher," setzte der Freiherr, den meine zunehmende Aufmerksamkeit gesprächiger zu machen schien, hinzu, »etwas Unnützes zu thun, oder vielmehr gar Nichts, so oft man das Veraltete herzustellen unternimmt, aus dem weisen Grunde, weil es in Umständen gut war, die lange nicht mehr sind."

Ich unterrichtete mich nun näher von den Veränderungen, welche Herr von Sorben auf seinem Gute getroffen hat. Sie sind nicht auffallend, und scheinen durchgehends mit geringen Kosten gemacht zu seyn. Bei genauerer Kenntniß verräth sich jedoch bald ein mit großem Verstande ausgeführter Plan, nach welchem kaum eine Scholle Erde, ein Baum oder eine Hecke ungenutzt geblieben, und wodurch ein, in seinem ersten Entwurfe mangelhafter, ja wider-

ſinniger Anbau, zu einem überaus fruchtbaren Ganzen umgeſtaltet worden. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Baron meine aufrichtige Bewunderung und mein Vergnügen über den Erfolg zu bezeugen, den ſo ſeltene Bemühungen gehabt haben.

»Wenn es mir gelungen iſt,« ſagte der Baron, »mit geringem Aufwande einen nicht unbedeutenden Zweck zu erreichen, ſo habe ich dieß keiner anderen Urſache zuzuſchreiben, als der Achtung, welche ich ſtets für das Alterthum empfand, und dem Mißtrauen, das ich in meine eigenen Einſichten zu ſetzen pflege. Die Mühe, die ich mir gab, die mögliche Abſicht der erſten Pflanzer zu errathen, iſt mir reichlich vergolten worden. In der That, es iſt ſelten eine Lage ſo verworren und verzweifelt, daß ſich mit einiger Geduld und Scharfſicht nicht Mittel finden ließen, das, was in der Hauptſache ſchon da war, zu erhalten, zu ergänzen und beſſer einzurichten. Und das iſt am Ende doch meiſt klüger, als Alles in Haufen wegzuwerfen, und eine ſchwierige Sache ganz von vornen anzufangen. Die Herren von der Karthauſe bauten etwas wunderlich, aber ſie hatten doch auch ihren Sinn.

Hätte ich auf ihrem Grund und Boden gewirthschaftet, wie es mancher Andere an meiner Stelle gethan haben würde, so setzten wir uns jetzt nicht in den Schatten, und meine Scheunen und Keller wären leer.«

»Ich leugne übrigens nicht,« fuhr der Alte fort, »daß es mich einiges Nachdenken gekostet hat, in eine übel verbundene Masse Licht und Zusammenhang zu bringen. Dieß zu bewirken, war wenigstens mein Wunsch. In allen Dingen kommt auf den ersten Eindruck und auf das Aussehen mehr an, als man gewöhnlich glaubt. Ich möchte, daß es einem verständigen Manne, der etwa nach mir diese Besitzungen erwirbt, leichter würde, die Gründe meiner Anlagen einzusehen, als es mir geworden ist, die launenhafte Anordnung meiner Vorfahren zu enträthseln. — Aber der Himmel weiß,« setzte er mit einem etwas verdüsterten Blicke hinzu, »welches Ereigniß bevorsteht, oder welcher rohe, übermüthige Mensch, vielleicht ehe ich's für möglich hielt, in diese Gegend geräth, um Alles in wenig Wochen zu zerstören, was ich und die guten Karthäuser in vielen Jahren, mit stillem Sinn und reger Sorgfalt gebaut haben.«

Die Reden des Alten, seine Gestalt, die lebhafte und sinnreiche Art seines Vortrages erhöhten den Antheil ungemein, den die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit des Hauses, bei dem ersten Eintritte, in mir erregt hatten. Ich war begierig, die Familie eines Mannes kennen zu lernen, der sich so edel ausdrückte, und nach so vortrefflichen Grundsätzen zu handeln schien. Welch ein Hausvater, dachte ich, wenn diese Milde und diese Kraft sich in einem Geschäfte offenbart, wie die Erziehung der Kinder ist! — Ich nahm Abschied, mit der Bitte, den Freiherrn auf meiner Rückreise wieder besuchen zu dürfen, und ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß er mich ungern auf einige Tage entließ.

Als ich zurück kam, hatte ich das Glück, um meinen alten Baron seine Kinder und Enkel versammelt zu finden, die Frau von Norberg und deren Familie ausgenommen. Seine beiden Söhne, August und Ferdinand, nebst der Frau und den Kindern des ersteren, waren gegenwärtig. Meine Ankunft schien die Erschei-

nung eines alten Bekannten zu seyn. Ich erinnerte mich, den Major und dessen Gemahlin ein paar Mal in Gesellschaft gesehen zu haben, und beide waren so gütig, mich als einen Freund zu empfangen. Amalie — so heißt die Majorin — wird zu den Schönheiten des Mittelstandes gezählt; sie ist ein lebhaftes, unbefangenes, beinahe noch mädchenhaftes Geschöpf, und man möchte sie nur für die ältere Schwester ihrer drei liebenswürdigen Kinder halten.

Der Major von Sorben ist ein Mann von eben so festem als gemäßigten Charakter. Er wählte seinen Stand in früher Jugend aus Grundsätzen, ohne Absichten des Ehrgeizes und ohne Neigung für die Lebensart eines Soldaten. Sein Vater hatte ihn, seiner stillen Gemüthsart wegen, zu einem bürgerlichen Amte bestimmt, und sich sogar eine Zeitlang dem unerwarteten Entschlusse des Jünglings widersetzt. Aber August bestand auf der einfachen Erklärung, daß er seinem Vaterlande auf diesem Wege dienen zu müssen glaube. In den ersten Jahren des Revolutionskrieges, wo die Meinungen über die Ursachen und den wahrscheinlichen Ausgang dieser großen Begebenheit noch

sehr getheilt waren, ergriff der junge Mann die Partei der alten Verfassungen. Ohne die leidenschaftlichen Ansichten vieler Zeitgenossen zu theilen, blieb er dem Grundsatze getreu, daß man Alles daran setzen müsse, die inneren und äußeren, durch Zeit und Herkommen geheiligten Verhältnisse der Staaten aufrecht zu erhalten, auf welchen, seiner Ueberzeugung nach, die Kultur und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes beruhen.

Sein Bruder Ferdinand neigt sich hingegen zu der Meinung derjenigen, welche von der inneren Bewegung der Völker eine neue, bessere Ordnung der Dinge erwarten. Indem er das Unrecht, ja die Frevelhaftigkeit, der gewaltsamen Schritte eingesteht, wodurch die alte Verfassung von Europa gestört wurde, behauptet er doch, daß eine Veränderung unvermeidlich war, und erklärt die Versuche, die ehemaligen Einrichtungen in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen, für unausführbar und schädlich. Der Autorität vergangener Zeiten stellt er gern noch ältere Zeitalter entgegen, und den Beispielen der Geschichte die Ideen großer Geister, durch welche die Begebenheiten erst ihre Rich-

tung erhalten. — Ferdinand ſcheint im Beſitze zu ſeyn, die Unterhaltung der Geſellſchaft durch ſeinen Witz, und nicht ſelten durch einen faſt muthwilligen, aber immer geiſtreichen Widerſpruch zu beleben. Die große Achtung, welche der junge Mann für ſeinen Vater zu erkennen gibt, hindert ihn nicht, häufig von deſſen Meinungen abzuweichen, und ſie, mit eben ſo viel Beredſamkeit als Anſtand, ſelbſt zu beſtreiten. Nichts in dieſem Hauſe verräth die platte Familien-Aehnlichkeit, welche der enge Kopf oder der Eigendünkel des Hausherrn den Geſichtern und Manieren der Seinigen ſo oft aufdrückt. Der Grundſatz des Freiherrn in der Kinderzucht iſt: die natürliche Anlage wirken zu laſſen, und den inneren Trieb bloß auf das Gute und Nützliche zu leiten. Seine Söhne, ſeine bewunderte Tochter, ſeine Enkel ſind lauter ſelbſtſtändige, freie, aus ſich ſelbſt entwickelte Weſen, an denen die Bildung nichts verzogen und nichts vernachläſſigt hat. Ich ſah bald, wie richtig ich geurtheilt hatte, als ich ſchloß, daß ein Mann, der mit ſo vieler Seele bauet, einen nicht minder edlen Geiſt in der Erziehung zeigen werde. Es iſt eine Freude, einen ſchönen Charakter

zu beobachten, der einem Hauswesen vorsteht.

Die Gesellschaft machte einen Spaziergang durch den Garten. Es war Abend, als wir auf der äußersten Höhe desselben angekommen waren, die sich hier gegen die innere Seite des Thales herabsenkt. Der Freiherr setzte sich auf eine einzeln stehende Bank, Amalie neben ihn, mit ihrem Töchterchen am Arme. Ihr älterer Sohn, ein stiller, sinniger Knabe, lehnte sich an seinen Großvater, den er mit kindlicher Anhänglichkeit liebt. Der kleinere hüpfte leicht und fröhlich an einer etwas entfernten Hecke herum. Wir Männer lagerten uns auf den Grasboden, neben dem Sitze des Barons. Es ward stille. Uns gegenüber schien der Thurm der Karthause sich aus der Tiefe zu heben, in den letzten Strahlen der Sonne glänzend. Ein unendlicher Friede war über die Landschaft ausgebreitet. Bei einem solchen Schauspiele spricht man nicht. Die Natur hat Augenblicke, wie die Liebe, wo sie uns gleichsam beschleicht und überwältigt, und das Entzücken vereinigter Herzen keine Worte findet.

»Ich vermisse noch immer etwas in dieser Scene,« sagte der alte Freiherr nach einem län-

geren Schweigen: »Es ſind die Glocken. Eine Abendlandſchaft kann des Geläutes nicht wohl entbehren, um ſprechend zu werden. Ich vergeſſe mich ſonſt zuweilen, und merke kaum, daß ſie nicht bloß gemalt iſt.«

»Ah, meine Nachtigallen!« rief Amalie.

»Ich ziehe das Glockenſpiel einer heimkehrenden Heerde vor,« ſagte Ferdinand. »Wer den Kuhreihen in den Alpen gehört hat, auf den kann das Geläute einer Dorfkirche nur einen ſchwachen Eindruck machen.«

»Das ſind ſchöne Töne, ſanft oder erweckend,« erwiederte der Alte, »es iſt eine Muſik für Herz und Sinne. Die Glocke vom Kirchthurm tönt erhaben. Es iſt wie ein Laut aus einer andern Welt, um den ſich die Geiſter verſammeln. Vielleicht, daß meine Jahre, und die Erwartung der Zukunft, der ich entgegen ſehe, mich empfänglicher für dieſe Töne machen.«

Indem er dieſes ſprach, ſchien wirklich ein Ausdruck höherer Art auf dem Geſichte des ehrwürdigen Mannes zu ſchweben. Ferdinand neigte ſein Haupt gerührt und ernſthaft, ohne zu antworten.

»Ueberhaupt aber,« fuhr der Freiherr nach

einer Pauſe fort, »verlieren wir viel an dem Genuſſe des Landlebens, wenn die Zeichen der Andacht ſeltener werden. Es iſt nicht zu ſagen, wie unbelebt, und zum Theil wie verwildert die umliegende Gegend geworden, ſeitdem das Chor auf der Karthauſe ſchweigt, und die Kirche verſchloſſen iſt. Nicht bloß das Gewerbe ſtockt, auch die Geſelligkeit hat abgenommen. Ich thue, was ich kann, dieſen Mangel in meinem Gebiete zu erſetzen, aber man ſieht es den Leuten noch immer an, daß ihr Gutsherr ein halber Heide iſt.«

Sie würden alſo rathen, ſagte ich, dergleichen Stiftungen wieder einzurichten, oder doch die, welche noch beſtehen, nicht eingehen zu laſſen?

»Das Letztere vielleicht, das Erſte niemals. Wo einmal ein Anfang gemacht, und der gemeine Mann in ſeiner hergebrachten Denkart irre geworden iſt, wird es nicht leicht ſeyn, zu beſtimmen, wie weit man fortſchreiten, oder wo man ſtehen bleiben ſoll. Nur laſſe man ſich nicht einfallen, rückwärts zu gehen! Ich bin ein Feind von Neuerungen, aber von allen. Es gibt umgekehrte Neuerungen, und das ſind die ſchlimmſten.«

Ferdinand bemerkte, wie schwankend und unbestimmt der Ausdruck Neuerungen noch häufig sey. »Wie kommt es,« fragte er, »daß hauptsächlich nur in Staat und Kirche über dergleichen geklagt wird? In den Wissenschaften, Künsten und Gewerben ist viel Neues, aber man hört selten von Neuerern, in der Sprache etwa ausgenommen. Die Moden haben gar keine Neuerungen, obwol Alles an ihnen neu ist.«

Amalie wandte sich mit einiger Lebhaftigkeit zu ihrem Schwager, der jetzt ihren jüngsten Knaben auf dem Schooße hielt. »Mich däucht,« sagte sie, »ich verstehe, was Ferdinand meint. Er legt immer die halbe Antwort in seine Fragen.«

»Das wäre nicht gut,« bemerkte der Baron, »denn es wäre ein Zeichen, daß es nur halbe Fragen sind.«

»Es muß Jemand seyn,« fuhr Amalie fort, dem daran liegt, das Neue zu verrufen, damit von Neuerungen die Rede sey. Ich kann mir Moden denken, welche die Hälfte meines Geschlechtes für entsetzliche Neuerungen ansehen würde, wenn sie aufkommen sollten.«

»Meine Frau ist meist einig mit Ferdinan-

den,« sagte der Major lächelnd, »wenn ihn der Witz etwas zu behaupten verleitet, was schwer zu vertheidigen ist. Man glaubt doch immer etwas Gewaltsames und Unzeitiges mit dem Worte Neuerung auszudrücken. Veränderungen, die aus der Natur der Sache entstehen, und daher weder unvorbereitet noch unerwartet sind, werden nie so genannt. Alle Neuerer haben den Charakter der Willkür und Eigenmächtigkeit. Es ist aber natürlich, daß in wichtigen Dingen gegen muthwillige Veränderungen sich ein Widerstand erzeugt, und daß die Versuche dieser Art, von der Partei die sich zum Alten hält, mit gehässigen Namen belegt werden.«

»Vielmehr,« erwiederte Ferdinand, »scheint es das Willkürliche in unseren Einrichtungen zu seyn, worauf hier der meiste Unterschied beruht. Wo nur irgend etwas Nothwendiges und Vernunftmäßiges in den Dingen ist, da machen sich die Verbesserungen gleichsam von selbst, und das Neue erscheint ohne Lärm und Widerspruch. Verfassungen, Künste, Wissenschaften, alle menschlichen Anstalten und Beschäftigungsarten sind darin in gleichem Fall. Die Mathematik, die gegründetste unserer Erkenntnisse, hat nur Erwei-

ierungen zu erwarten; die bloße Idee von Neuerung ist hier lächerlich, aber auch die eines Stillstandes. Hingegen sind die Wissenschaften, die ganz in die Luft bauen, und in denen man wenig mehr als Worte hat, voll Neuerungen und Ketzereien, ohne jemals einen Schritt weiter zu thun."

„Es ist etwas Wahres in dieser Bemerkung," sagte der Alte; „aber ich sehe nicht, was Du für Deine Hauptfrage daraus schließen willst."

„Es scheint also," fuhr Ferdinand, gegen seinen Vater gewendet, fort, „daß es zuerst unser Stolz und dann unser Eigennutz ist, was dem Begriffe von Neuerung seinen Sinn und seine Gehässigkeit mittheilt. Die Menschen sind so eitel und eigensinnig, daß sie Alles eher umkehren und einstürzen lassen, als das, was sie selbst festgesetzt haben. Ja, man möchte behaupten, daß, je gleichgültiger und willkürlicher eine Veranstaltung ist, desto mehr Hartnäckigkeit angewendet werden wird, sie aufrecht zu erhalten. Die Mode, dieses wesenlose Ding, an dem Alles konventionell und beliebig ist, scheint allein von dieser Regel abzuweichen. Im Grunde aber ist es nur eine Satzung mehr, worauf in

dieſen Tändeleien der Sinnlichkeit und die Laune ſehr ſtrenge gehalten wird, nämlich die: überall gar nichts beſtehen zu laſſen, und ewig Alles abzuändern, nur die Veränderlichkeit nicht."

„Das iſt ganz artig mit Worten geſpielt, lieber Ferdinand," antwortete ſein Vater; „und in einer ſcherzhaften Synonymik würde ſich ſo ein Artikel über die Neuerungen nicht übel ausnehmen. Ich denke jedoch, wir wiſſen ziemlich Alle, daß Kopernikus, Galiläi und Harley keine Neuerer waren, obwol ſie von den dunkeln Köpfen ihrer Zeit dafür mögen ausgeſchrieen worden ſeyn, und daß die Buchdruckerkunſt keine Ketzerei iſt, wenn der Erfinder derſelben in gewiſſen Umſtänden auch dem Scheiterhaufen oder dem Pfahle kaum entgangen ſeyn ſollte. Du ſo wenig, als ſonſt Jemand, der uns hört, iſt darüber zweifelhaft, was ich unter den Neuerungen verſtehe, gegen welche ich mich erklärt habe. Gerade die Einrichtungen, die, wie Du es ausdrückſt, durch die Willkür feſtgeſetzt ſind, können nicht ſorgfältig und ſtrenge genug bewahrt werden, denn ſie beſtehen nur ſo lange und in ſo ferne, als über ihnen gehalten wird. Die Natur und der menſchliche Geiſt, wie er ſich in den

Erfindungen zeigt, haben ihre Gesetze und deren Gewährleistung in sich selbst. Die Sitten und die Verfassungen, die darauf gegründet sind, finden ihre Sicherheit in dem beharrlichen Willen allein. Die Tugend selbst hat keine andere Garantie. Ist das aber willkürlich oder gleichgültig, ist es nicht vielmehr das eigentlich Nothwendige in der moralischen Welt, ohne welches Alles zusammen fallen würde, was es Theures und Wichtiges für die Menschen gibt?«

»Ich fürchte nicht,« sagte Ferdinand, »daß mein Vater, in dessen Leben und Wandel ich eine Abbildung der Tugend erblicken würde, wenn ich sie nicht in meiner eigenen Brust erkennte, — ich fürchte nicht,« sagte er, »daß mein Vater den Verdacht auf mich laden werde, ich zweifle an der Sittlichkeit, ich wolle der Religion ihre Würde, oder dem Staate die Grundfesten entziehen, auf denen das Recht und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes beruhen. Aber ich sehe das Höchste und Heiligste unter den Menschen, durch Uebertreibung, Schwärmerei und Mißbräuche verunstaltet. Beinahe überall, wo alte Systeme und Verfassungen lange be-

standen, ist das wirklich Gute, das sie hatten, verloren gegangen, und nur die leeren Formen mit den Gebrechen, die ihnen anhängen, sind stehen geblieben. Betrachten Sie die Geschichte und den Zustand des größten und dauerhaftesten Reiches, das die Welt bis jetzt kannte; durchwandern Sie das Land, dem Confucius oder ein größerer Geist im tiefsten Alterthum unveränderliche Meinungen, Gesetze und Sitten gegeben hat; sehen Sie China und dessen Einwohner, mein Vater, und sagen Sie mir, was durch die Beharrlichkeit gewonnen ist, womit Jahrtausende hindurch ein ungeheuerer Zusammenfluß werthloser Menschen unter dem Joche von Gebräuchen und Formen niedergehalten wird, die allen edleren Zwecken unserer Natur widerstreiten? — Keine selbstständige Kraft, keine würdige Gesinnung kann da entstehen; nicht bloß der Geist und die Seele, die Individualität selbst scheint diesen Menschenbildern zu mangeln.«

»Etwas, mein Sohn, könnte doch gewonnen seyn: die Ruhe und ein weniger leidender Zustand von Millionen empfindender und bedürftiger Wesen, die ohne den Zaum jener Verfassung und Sitten, gleich den Thieren der Wüste,

von Generation zu Generation, sich bekriegt und zerfleischt haben würden. Laß uns nicht vergessen, daß, wenn die Entwickelung der Vernunft der höchste Zweck der Natur ist, die Erhaltung des Geschlechtes ihr erster sey. — Dein Beispiel, Ferdinand, entfernt uns übrigens mehr von dem Gegenstande, dessen Untersuchung Du aufgeworfen hast, als es uns dessen Erörterung nahe bringt. Niemand leugnet, daß es Verfassungen gibt, deren ursprüngliche Verkehrtheit im Widerspruche mit den Zwecken der Menschheit ist, und denen selbst die Dauer, die ihre Urheber ihnen aufzuzwingen wußten, zum Vorwurfe gereicht. Man muß es sagen, und es hilft nicht, es, um der Schwachen willen, verheimlichen zu wollen: die Natur hat ihre Absichten, die nicht überall die unsrigen sind, und ihr Gesetz ist stärker, als unsere Verabredungen. In allen menschlichen Einrichtungen ist die Anlage zu ihrem Verfall, wenn auch Einigen das unglückliche Kunststück gelungen seyn sollte, den Keim aller Verbesserung in sich zu ersticken. Aber, mein Sohn, wir leben weder in Peking, noch in Sparta; und in den liberalen Verfassungen Europa's ist es nicht das Uebergewicht alter, stren-

ger Formen, deſſen Druck wir zu fürchten haben: die Tendenz des Zeitalters, aus aller Form, und durch alle Schranken der Gewohnheit zu brechen, muß uns mit Furcht erfüllen. Was kann die Uebertreibung der Religioſität und Tugend für Beſorgniſſe erwecken, wo die Tugend ſelbſt ein leerer Schall und das Geſpötte der Menge geworden iſt? Darf von Mißbräuchen im Staate die Rede ſeyn, wenn alle Staaten in ihren Grundfeſten wanken, und das losgewordene Schwert die Rechte und die Wohlfahrt der Völker verſchlingt?«

Nach einigem Beſinnen erwiederte Ferdinand: »Ich wage es, mein Vater, auf dieſe ernſten Fragen: ja! zu antworten; denn jene Uebertreibung, jene Mißbräuche ſind es, welche das troſtloſe Unglück, deſſen Sie erwähnen, mittelbar oder unmittelbar über uns gebracht haben. Und das iſt und wird überall geſchehen, wo die Zeit der Verbeſſerung verſäumt wird, und wo die Trägheit, oder ein falſches Syſtem die Mißbräuche, und die Ausartung urſprünglich wohlthätiger Einrichtungen, überhand nehmen läßt. Das Gute ſollte erhalten, das Schlechte muß hinweg geräumt werden. Wo aber iſt die Gränz-

linie zwiſchen dem, was gut und was b[illegible] was wesentlich und was zufällig, deſſen E[illegible]ung heilſam und deſſen Fortdauer verde[illegible]lich iſt? Oder ſollen wir das Schädliche um ſich greifen laſſen, aus Furcht, etwas Nützliches damit auszurotten?«

»In der Theorie,« verſetzte der Alte, »iſt die Antwort auf Deine Fragen bald gegeben; in der Ausübung halte ich die Auflöſung derſelben für das größte Wageſtück, dem ſich ein Menſch unterziehen kann. So viel begreife ich, daß diejenigen weniger irren, welche, mit einer Art von religiöſer Scheu, ſelbſt die Gebrechen wichtiger, durch ihren Zweck und ihre Dauer ehrwürdiger Einrichtungen anzutaſten vermeiden, als die, welche, von einem Geiſte des Leichtſinnes und der Unruhe getrieben, an die Fundamente veralteter, den Menſchen unentbehrlicher Anſtalten, Hand legen, und durch die Verbeſſerungen, die ſie beabſichtigen, das Ganze der Gefahr eines jähen Einſturzes ausſetzen. Wir ſind in eine Zeit gekommen, wo Reformen unvermeidlich geworden zu ſeyn ſcheinen. Aber nicht ſowol die Nothwendigkeit der Reformen, als der wilde, unreife und ſchwache Geiſt des Reformators iſt

es, was ich fürchte. Die Anmaßlichkeit der mittelmäßigen Köpfe erfüllt mich mit Unwillen und Grauen, die, mit zufälliger Macht bekleidet, heute das Alte umkehren, morgen das Neue verwerfen, Fehler, die sie begangen haben, durch Machtstreiche auszulöschen glauben, immer irren, und über nichts zweifelhaft sind, am wenigsten aber über ihre Fähigkeit, das Schiff der öffentlichen Wohlfahrt durch die Klippen und Stürme der Zeiten zu führen.«

Ferdinand schwieg, mit mehr Ernst in seinem Gesichte, als ich vorher an ihm gesehen hatte. Sein Bruder machte die Bemerkung, daß, wenn es schwer sey, das rechte Maß in solchen Dingen zu finden, die Unentschlossenheit, die sich ganz leidend dabei verhält, doch auch nicht gebilligt werden könne. Er gebe zu, sagte er, daß die Unfähigkeit und das blinde Selbstvertrauen halbreifer Köpfe unendlich viel Böses in der Welt gestiftet haben. Aber er frage, ob Männer, welche die Erfahrung, oder ihr besserer Verstand, über die Gefahren der Zeit belehrt haben, nicht eben dadurch aufgefordert seyen, den öffentlichen Angelegenheiten ihren Rath und Beistand zu widmen?« — »Sie wissen, mein Va-

ter,« fuhr er fort, »daß ich mit den Gründen Ihrer Entfernung von den Geschäften nie ganz einverstanden war. Wenn ein Mann von Ihrem Geiste und Charakter sich dem öffentlichen Dienste entzieht, weil seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubt, seine Kräfte den Umständen für angemessen zu halten, wer soll es wagen, an der Stelle zu bleiben, die seine Neigung oder das Bedürfniß des Staates ihm angewiesen hat? Die Angelegenheiten des Publikums müssen, gut oder schlecht, besorgt werden. Wo sich die Verständigen und Rechtschaffenen zurückziehen, fängt das Reich der Thorheit und der Nichtswürdigkeit an.«

»Ich würde sagen,« erwiederte der Alte, »daß mein Sohn August ein Schmeichler sey, wenn ich nicht wüßte, er denke zu gut von mir, um mich eitel machen zu wollen. Glücklicherweise ist der Posten, den ich verlassen habe, nicht von solcher Wichtigkeit, daß ein beträchtlicher Nachtheil für das gemeine Wesen daraus hätte entstehen können, gesetzt auch, er wäre nach mir von einem weniger brauchbaren Manne, als ich bin, eingenommen worden. Uebrigens bin ich überzeugt, daß, wenn es uns in irgend einer

Sache gestattet ist, unserem inneren Gefühle und Antriebe zu folgen, dieß in der Wahl und Behauptung unseres Berufes seyn müsse. Es ist ein Unterschied zwischen den Eigenschaften, die den guten Hausvater ausmachen, und den Talenten, welche die Geschäfte des Staates in außerordentlichen Zeitläufen erfordern. Daß ich diese Talente nicht besitze, bin ich mir bewußt. Vielleicht habe ich es nur einem Mangel meines Temperaments und derjenigen Unentschlossenheit, deren August erwähnte, zu danken, daß ich früher, als mancher Andere, auf den Geist und die gefährliche Tendenz des Zeitalters aufmerksam geworden bin. Einen Beobachter zu bilden, ist eine gewisse äußere Ruhe und Unthätigkeit nöthig: aber das Handeln auf einem öffentlichen Schauplatze erheischt eine Gegenwart und Entschiedenheit des Urtheils, und eine instinktmäßige Energie des Willens, welche die Natur, vielleicht zu meinem Glücke, mir versagt hat.«

»Indessen darf ich hoffen,« fuhr der Alte fort, »kein ganz unnützes Leben geführt zu haben. Es sind zwanzig Jahre und darüber, daß ich zu ahnen anfing, das Glück, welches ich

ſuche und meinen Kindern zu bereiten wünſche, könne nur in meinem Hauſe und in ihren eigenen Herzen gegründet werden. Die Begebenheiten, deren Zeugen wir waren, und deren Ausgang noch entfernt iſt, hat, allem Anſehen nach, keine menſchliche Macht und Klugheit abwenden können. Eine neue, vielleicht beſſere, Weltordnung ſcheint ſich zu geſtalten; was aber auch geſchehen mag, das dauerhafte Wohl der Generationen und Völker kann nur auf der feſten Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Tugenden erbaut und geſichert werden. Meine Denkart und meinen Charakter dem Ernſte der Ereigniſſe anzupaſſen, und in meinen Kindern ſtarke Seelen zu bilden, die fähig wären, die Laſt derſelben zu ertragen, — das war die Aufgabe meines Lebens. Ob ſie glücklich aufgelöſt ſey, muß Euer eigenes Gemüth Euch ſagen, und« — ſetzte er hinzu, indem er ſeinen Enkel, der noch immer an ſeiner Seite ſtand, an ſich zog — »werden dieſe beantworten, wenn ich lange nicht mehr bin.«

Auguſt und Ferdinand waren von ihren Sitzen aufgeſprungen, um ſich ihrem edlen Vater zu nähern. Amalie ſchlang ihre Arme um ihn,

und küßte mit Innigkeit die ehrwürdige Hand des Alten. — Die Sonne war indessen untergegangen. Den Osten umzog die aufsteigende Nacht; die nähern Gegenstände fingen an, ihre Deutlichkeit zu verlieren, und der Thurm der Karthause schien in das stille Thal zu versinken.

Der Alte stand auf. »Es fängt an, dunkel zu werden,« sagte er; »ich bin eine Zeit her empfindlicher gegen die Kühle des Abends, als gut ist.« — Er machte eine Bewegung, gegen das Haus zu gehen. Amalie hing sich in seinen Arm; der kleine Wilhelm blieb an seiner rechten Hand. August und Ferdinand führten die zwei jüngeren Kinder. Ich folgte ihnen.

Als wir im Hause angekommen waren, trennte sich die kleine Gesellschaft. Amalie nahm die Kinder zu sich; uns Männer führte der alte Freiherr in sein Bibliothekzimmer, mit dessen wohlgeordneter Einrichtung ich mich schon früher bekannt gemacht hatte. Die Büchersammlung mochte aus ein paar tausend Bänden bestehen, denen man es ansah, daß sie nach und

nach zum unmittelbaren Gebrauche angeschafft und vielfältig genützt worden. Auch hier war der Grundsatz des Hausherrn sichtbar, daß man in den meisten Fällen besser thue, das schon Vorhandene zu erhalten, nach Bedürfniß zu erweitern und allmälig zu ergänzen, als nach einem willkürlich ausgesonnenen Plane etwas ganz Neues herzustellen. Ein Theil der Bücher, welche die Sammlung enthielt, schrieb sich noch aus der Jugendzeit des Besitzers her, ein anderer aus seinem Geschäftsleben; den größten Theil hatte er nach und nach angekauft, seitdem er sich in die Einsamkeit zurückgezogen, und sich mit dem Unterrichte seiner Kinder und Enkel selbst zu beschäftigen angefangen. Der praktische Sinn des Freiherrn zeigte sich in der Auswahl der einzelnen Werke, wie in der Entstehung und allmäligen Vervollständigung des Ganzen. Das Fach der Geschichte, mit ihren verschiedenen Abtheilungen, war besonders reich besetzt; über Gesetzgebung, Politik und Moral vermißte ich keines der mir bekannten Hauptwerke. Die schöne Literatur schien dagegen mit einiger Strenge behandelt; außer den alten Klassikern fand ich nur die Engländer ziemlich zahlreich, und unter

diesen ein paar vorzügliche Ausgaben von Shakspeare. Die deutschen Dichter nahmen verhältnißmäßig einen geringen Raum ein; einen neueren Autor als Göthe und Schiller, sah ich nicht darunter.

Zwei Bände eines biographischen Werkes, das Leben der römischen Kaiser enthaltend, lagen geöffnet auf dem Tische. Ich fand, daß es die Lebensbeschreibungen des Kaisers Julian und Josephs des Zweiten waren, die aufgeschlagen neben einander lagen, und bemerkte dieses — wie ich vermuthete — nicht zufällige Zusammentreffen. — »Ich habe mit meinem Enkel gestern und heute die Geschichte Julian's gelesen,« sagte der Alte, »und denke morgen das Leben des deutschen Kaisers mit ihm durchzugehen. Diese Art von Parallelen zwischen den großen und denkwürdigen Männern der alten und der neuen Zeit scheint mir nützlich. Die hohen Bilder des Alterthums werden uns dadurch näher gerückt, und ein edler Charakter unserer Zeit nimmt dagegen etwas von der antiken Würde der griechischen und römischen Helden an, mit denen wir ihn zugleich kennen lernen. Die Jugend kann nicht früh genug überzeugt werden, daß

die Geschichte der menschlichen Tugenden kein hochfliegender Roman ist.«

»Ist aber nicht jeder historische Charakter, der aus dem großen Gemälde eines Zeitalters herausgenommen und einzeln als Muster aufgestellt wird, gewissermaßen eine romanhafte Gestalt?« fragte Ferdinand. »Ein Mensch, auch der größte, ist wenig durch sich selbst, das Meiste durch das Glück und durch andere Menschen, diese seyen nun seine Freunde, Gehülfen, Gegner oder Nebenbuhler. Wer uns einen Mann und dessen Thaten außer dem Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte darstellen will, muß zur Dichtkunst seine Zuflucht nehmen, und seinen Helden nothwendig besser oder schlimmer machen, als er wirklich war.«

»Sie zweifeln also an dem Nutzen der Biographien überhaupt?« sagte ich.

»Keineswegs,« erwiederte Ferdinand; »für das Privatleben, besonders in gewöhnlichen, bürgerlichen Verhältnissen, kann eigentlich nur diese Gattung historischer Werke fruchtbare Vorbilder zur Nachfolge aufstellen. Ich wollte mit meiner Bemerkung bloß so viel sagen, daß die allgemeine Geschichte im Ganzen mehr Wahr-

heit enthalte, und also auch lehrreicher sey, als die besondere, oder vielmehr die individuelle.«

»Für den Staatsmann vielleicht,« sagte der Major, »für den Menschen gewiß nicht.«

»Auch für den Menschen,« fiel ihm Ferdinand in's Wort, »nur nicht in streng moralischer Hinsicht. Klugheit muß uns die wirkliche Welt lehren, Tugend die idealische. Und dieß eben ist das große Verdienst von Plutarch's Lebensbeschreibungen; ein Verdienst, worin nie ein anderer Schriftsteller ihm gleichgekommen ist. Seine biographischen Gemälde sind um so moralischer, je mehr sie sich über die gemeine historische Wahrheit erheben. Es ist die Idee, nicht das Beispiel des Guten, wodurch unser sittliches Gefühl eigentlich angeregt und geläutert wird.«

»Was den Plutarch in meinen Augen zu einem der moralischsten Schriftsteller macht,« sagte der alte Freiherr, »ist seine eigene sittliche Gesinnung, die, von Ueberspannung und Indolenz gleich weit entfernt, ihm stets das richtige Maß des Rechten und Pflichtmäßigen an die Hand gibt, und welche, indem sie uns ihn selbst als einen weisen und tugendhaften Mann ken-

nen lehrt, für die Wahrheit und den Nutzen der großen Beispiele, welche er aufstellt, die sicherste Gewähr leistet. Ich habe alle Achtung für die Ideen des Guten; in wissenschaftlichem Betracht stehen sie oben an, und können, zu spekulativem Gebrauche, nie zu streng von aller Beimischung empirischer Sätze geschieden werden. Aber damit das Gute in's Leben trete, bedarf es der That; darum ist, in praktischer Hinsicht, Ein Beispiel mehr werth, als ein ganzes Kompendium der reinen Sittenlehre, von dem der Kopf angefüllt seyn und der Mund überfließen kann, ohne daß das Herz von einer sittlichen Regung erhoben und der Mensch zu einer guten Handlung angetrieben wird.«

Ferdinand hatte, während dieser Zwischenreden, einen Band von den erwähnten Lebensbeschreibungen nach dem andern von dem Tische genommen und, mehr mechanisch, als mit deutlichem Bewußtseyn, darin geblättert. Jetzt schärfte er, wie von ungefähr aufmerksam gemacht, den Blick, und hielt ihn mehrere Sekunden auf eine Stelle gerichtet, die ihm aufgefallen zu seyn schien. »Es ist besonders!« sagte er lächelnd, indem er das Buch wieder an seinen Ort legte:

Sie dachten gewiß nicht daran, mein Vater, als Sie für den kleinen Wilhelm diese Lektüre wählten, Beispiele zu der Unterredung bereit zu halten, die wir so eben hatten; aber es trifft zum Bewundern zu. Beide Kaiser, der Deutsche wie der Römer, waren Reformatoren, wenn auch in entgegengesetztem Sinne, und zwar keine glücklichen. Julian erscheint recht eigentlich als das, was Sie einen umgekehrten Neuerer nannten; er ging in dem Versuche unter, Gebräuche, Sitten und einen Volksglauben wieder herzustellen, welche die Zeit gestürzt hatte, und die keinen Bestand und Stützpunkt mehr in der öffentlichen Meinung fanden.«

»Du hast den Mann und den Fall, die zu Deinem Satze passen, glücklich genug ausgespürt,« antwortete Ferdinands Vater; »doch erwarteſt Du wohl nicht, daß ich Julian's Irrthum und verdientes Mißgeschick als einen Beweis gegen meine Behauptung werde gelten lassen? Das fanatische Unternehmen des Wiederherstellers der alten Götzenbilder und ihres in Verachtung versunkenen Dienstes, war in der That eine Neuerung für jene Zeiten, und zwar eine der wildesten, welche je aus dem Kopfe ei-

nes schwärmerischen Schulweisen hervorgingen. Die alten Einrichtungen und Gewohnheiten, die der Zögling der Grammatiker und Sophisten zum Heile Roms erhalten zu müssen glaubte, bestanden nur mehr in den Büchern und in dem Munde der heimlichen Götzenpriester (seiner Lehrer), von denen der grübelnde Jüngling sich umgeben sah. Er kannte die Welt und sein Zeitalter nicht, in welchem der Glaube und die Einrichtungen, für die er kämpfte, bereits besseren Lehren und mächtigeren Triebfedern Raum gemacht hatten, und diese schon ihren segenvollen Einfluß überall offenbarten.«

Ferdinand unterdrückte ein neues Lächeln, und der Major, der es bemerkte, unterließ nicht, die Auslegung davon zu machen. »Bruder Ferdinand,« sagte er, »gibt schwerlich zu, daß ein so großer Unterschied zwischen jenen alten und den jetzigen Zeiten Statt finde. Er hält vermuthlich, mit den Philosophen dieses und des vorigen Jahrhunderts, die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen des heutigen Europa für nicht weniger wankend und hinfällig, als die morschen Grundfesten des römischen Staats- und Priester-Regiments in Julian's Zeitalter.

Die öffentliche Meinung, auf die er sich beruft, hat ja schon in den Schriften Voltaire's und der Encyklopädisten, den unvermeidlichen Umsturz jener veralteten Doktrinen und Einrichtungen angekündigt. Unsere philosophischen Zeitgenossen sehen das große Werk ihrer Wünsche bereits als verwirklicht und vollendet an. Das Bedürfniß und die Ueberzeugung der unerleuchteten Menge wird hierbei für nichts gerechnet. Hat man doch selbst den Helden der Revolution und des Zeitalters, wegen der Rückschritte zu den erhaltenden Principien, die er um seines eigenen Vortheils willen thun zu müssen glaubte, für einen Abtrünnigen erklärt; ja, wer weiß, ob der Wiederhersteller der Throne und Altäre — wie der Held des Tages sich von der Schmeichelei am liebsten nennen hört, — in Ferdinands Augen nicht eben so gut ein umgekehrter Reuerer ist, als Julian der Apostat?«

Eine dunkle Röthe färbte plötzlich Ferdinands Wangen, und er erhob sich mit einiger Heftigkeit, um seinem Bruder zu antworten. Der alte Freiherr fiel ihm besänftigend in's Wort, und indem er sich mit mildem Ernste zu dem Major wandte, sagte er: »Du verkennst Deinen

Bruder, mehr als billig und schicklich ist. Seine Gesinnung hat mit den thörichten und strafbaren Menschen nichts gemein, welche Deine allzu gehässige Rede bezeichnet. Nie wird Ferdinand von den seichten und gefährlichen Sophismen der Partei sich im Ernste täuschen lassen, deren Meinungen er, mehr aus einem Geiste des Widerspruches, als aus Vorliebe, zuweilen vertheidigt.. Ich halte ihn sogar für unbefangener in seinen Urtheilen, als Dich, mein Sohn August, dessen herbe Weise in der Behauptung lobenswerther Grundsätze nicht durch die gute Absicht gerechtfertigt wird. Die Wahrheit, die wir Alle suchen, oder suchen sollten, ist nur auszumitteln, wenn wir auch das Gegentheil unserer liebsten Ueberzeugungen für möglich halten, und den Gründen der Andersdenkenden eine so ruhige Aufmerksamkeit leihen, als ob wir dadurch überführt werden könnten.«

Der Major betheuerte, an der innern Gesinnung seines edlen Bruders nie gezweifelt zu haben, gestand aber, daß auch der bloße Schein des Indifferentismus in so hochwichtigen Angelegenheiten ihn leicht um die Geduld bringe, und ihn oft verleite, die skeptischen Aeußerungen

Ferdinands mit mehr Bitterkeit zu empfinden und zu beantworten, als vielleicht recht sey. So habe ihn jetzt die Art von Leichtsinn wahrhaft verletzt, womit der Bruder die Zeiten Julian's und dessen Versuch, den alten Wust des Heidenthums gegen die siegende Uebermacht der christlichen Religion aufrecht zu erhalten, mit unserer Zeit und mit den Bemühungen aller Gutgesinnten zusammenstellte, Europa's ehrwürdige Staats- und Kirchen-Verfassungen gegen das Anstürmen des Unglaubens und des Gleichheitsschwindels zu beschützen. Schon aus dem Standpunkte einer bloß vernünftigen Weltbeobachtung sey doch an sich klar, sagte er, daß die Einführung der reinen Christuslehre, an der Stelle der Vielgötterei, ein unendlich folgenreicher Fortschritt der Menschengattung auf der Bahn ihrer geistigen und moralischen Entwicklung gewesen sey, wogegen das Verdrängen dieser göttlichen Lehre, durch den trostlosen Unglauben des modernen Materialismus und Pantheismus, der furchtbarste Rücksturz der Menschheit in alles Elend der Rohheit und Unsittlichkeit seyn würde.«

Ferdinand ergriff seines Bruders Hand, und,

wieder völlig heiter, sagte er gutmüthig: »Wahrlich, Bruder! ich bin so schlimm nicht, als ich Dir manchmal vorkomme. — Lassen wir das Heidenthum, an dem Du Dich ärgerst, und den Schwärmer Julian, der übrigens auch besser war, als die Sache, die er vertheidigte. Aber hat die heilige Religion, deren segenvoller Einfluß auf die Kultur und die Wohlfahrt der Menschheit nie zu hoch angeschlagen werden kann, dem Fanatismus und der Herrschsucht nicht selbst oft genug den Vorwand leihen müssen, alle Fortschritte des menschlichen Geschlechtes in seiner Vervollkommnung zu hemmen? War nicht sie es, in deren Namen finstere Gewalthaber ganzen Generationen und Himmelsstrichen das Licht der Wahrheit und die Freiheit der Gewissen entzogen? Kannte Philipp II. seine Zeit und seine Unterthanen etwa besser, als Kaiser Julian die seinigen? Und wenn jenem starrköpfigen Gegner aller Neuerungen das unselige Kunststück gelang, in Spanien und der neuen Welt jeden Aufschwung zum Besseren auf Jahrhunderte zu unterdrücken, ward seiner kurzsichtigen Politik darum weniger in den Niederlanden die Schmach bereitet, alle seine Macht und Willkür an dem

festen Willen einer Handvoll armer Fischer und Leinweber scheitern zu sehen?«

»Das ist alles ganz richtig,« unterbrach der alte Baron den Fluß von Ferdinands Rede, »aber diese Zeiten sind, dem Himmel sey Dank, vorüber. Kein Philipp II., wenn auch noch einer erschiene, wird der Gewissensfreiheit, den Fortschritten der Aufklärung und der allgemeinen Civilisation in Europa mehr gefährlich werden. Das Gegengewicht der verschiedenen, in einem System unabhängiger Staaten eingeführten Verfassungen und Glaubensbekenntnisse sichert uns davor. Ein Regent, der heut zu Tage Philipps Verwaltungs-Maximen befolgen wollte, würde es nur auf die Gefahr seiner eigenen Macht und seines Ansehens in dem europäischen Völkerbunde thun.«

»Und wodurch erlangten wir diese Sicherheit?« fiel Ferdinand lebhaft ein. »Welchen Geschicken, Begebenheiten oder Thaten verdankt die jetzige Zeit einen Vorzug, der alles aufwiegt, was frühere Jahrhunderte ihr entgegen setzen können?«

»Den Neuerern ohne Zweifel,« erwiederte Ferdinands Vater mit einem ironischen Lächeln;

»denn das wolltest Du doch sagen, und ich muß gestehen, daß Du in einem gewissen Sinne die Wahrheit gesagt hättest.«

»Den Männern wenigstens,« fuhr Ferdinand ernsthaft fort, »verdanken wir jenen unschätzbaren Vorzug, welche die Kraft und den Muth hatten, ihrer Zeit und ihrem Lande das Gepräge ihres Geistes zu geben, und die Ideen, von denen sie begeistert waren, in das Leben einzuführen. Ist dieses bewundernswürdige System verschiedenartiger Staats- und Kirchen-Verfassungen, auf welchem bisher die Unabhängigkeit der Völker und die bürgerliche Freiheit von Europa beruhten, nicht großen Theils das Werk von Entschlüssen, Handlungen und Begebenheiten, welche zur Zeit, als sie entstanden, mit den Namen von Neuerungen, Ketzereien, und mit noch weit gehässigeren Benennungen belegt wurden? — Ich lasse den Werth der dissentirenden Glaubensbekenntnisse und der repräsentativen Verfassungen hier ganz unbeachtet, auch fühle ich keinen Beruf, den Urhebern derselben Lob oder Tadel auszuspenden: aber die, unermeßlich nützliche, Folge hat das Entstehen jener neuen kirchlichen und Staats-Formen un-

ſtreitig gehabt, daß wir nicht mehr in Gefahr ſind, unter das Joch eines blinden Glaubenszwanges niedergebeugt, und der Zuchtruthe einer geſetz- und rückſichtsloſen Tyrannei unterworfen zu werden.«

»Du folgerſt etwas zu viel aus meinen Zugeſtändniſſen,« antwortete der alte Freiherr. »Die glückliche Miſchung der europäiſchen Staats- und Kirchen-Verfaſſungen, auf welcher die Sicherheit der gebildeten Welt beruht, iſt nicht die Wirkung der Urſachen allein, welche Du anführteſt. Das Gleichgewicht der politiſchen und kirchlichen Macht in Europa ging nicht — wie die bewaffnete Minerva aus dem Haupte Jupiter's — in vollendeter Geſtalt und Kraft aus den Köpfen der Reformatoren hervor. Nur aus dem Konflikt ſtreitender Elemente und Kräfte konnte dieß Wunderwerk der neueren Zeit entſpringen. Der Widerſtand, welchen die Freunde des alten Glaubens und Herkommens den ſtaatsrechtlichen und religiöſen Neuerungen entgegenſetzten, hatte einen ſehr wichtigen Antheil an der Feſtſtellung jenes beſchützenden Gleichgewichtes. Hätte die, aus dem Feudalſyſtem hervorgegangene Ariſtokratie und die römiſche Kirche ſich ge-

gen die anstürmenden Glaubensverbesserer und politischen Gleichmacher nicht aufrecht und in mehreren Staaten im Vollbesitze ihrer Macht erhalten, es wäre um die bürgerliche und religiöse Freiheit in Europa eben so gewiß geschehen gewesen, als wenn Philipp der Zweite und die heilige Ligue allen ihren Gegnern obgesiegt, und die seelentödtende Lehre vom leidenden Gehorsam und von der Gefangennehmung des Verstandes und Willens unter die Aussprüche einer, in menschlichen und göttlichen Dingen unbegränzten, Autorität über den ganzen Erdkreis verbreitet hätten.«

»Ich gebe dieß in der Hauptsache zu,« erwiederte Ferdinand. »Keine Partei beschränkt sich selbst, wenn sie aller Furcht einer Einschränkung von außen enthoben ist. Die kaum noch verfolgte Lehre wird selbst unduldsam und verfolgend, sobald sie zum Besitze der Macht gelangt; ja, die freisinnigste in ihrem Ursprunge und ihren Grundsätzen verleugnet den Hang nicht, in ein leeres, lästiges Formelwerk auszuarten, nicht weniger ertödtend für den Geist, als der Köhlerglaube, den sie verdrängt hat, so bald, mit dem Widerstande von außen, die Triebfe-

dern in ihr zu erſchlaffen beginnen, deren jede menſchliche Doktrin und Einrichtung bedarf, um das Lebensprincip der inneren Selbſtentwickelung und des Fortſchreitens zum Beſſeren in ſich zu erhalten.«

»Sehr wohl, mein Sohn!« ſagte mit ſanftem Kopfnicken der Alte. »Du erkennſt alſo, daß der edelſte Aufſchwung des Geiſtes der Gegenwirkung äußerer Antriebe, und ſogar der Hemmketten nicht entbehren kann, die ihn mehr hindern, ſich ſelbſt zu überſpringen, als das Ziel, dem er nachſtrebt, zu erreichen, wenn das Gute, welches dabei beabſichtigt wird, in Erfüllung gehen ſoll. Das iſt ohne Zweifel die wahre Anſicht, denn ſie ſtimmt mit der Natur überein, und mit dem Gange, welchen die höchſte Weisheit dem Menſchengeſchlecht in dem Entwicklungsgeſchäfte ſeiner Anlagen vorgezeichnet hat. Nur verſuchend, oft irrend, ſollen wir den Weg zum Heile finden lernen; und jeder einzelne Menſch ſoll ihn ſelbſt finden, durch eigenes Verſuchen und Irregehen, damit ihm auch das Verdienſt nicht fehle, zu ſeiner und der allgemeinen Vervollkommnung mitgewirkt zu haben. Hätte die ewige Weisheit die höchſten Güter des Da-

seyns: richtiges Erkennen und Wollen, sammt dem Genusse ungestörten Glückes, dem Menschen ohne Einschränkung, wie ohne sein Zuthun, verleihen wollen, stand es nicht in ihrer Macht, sie ihm als ein freies Geschenk zu gewähren? Aber wir sollten jene Güter durch Arbeit erringen, sollten selbstschaffend, nach dem Maß unserer beschränkten Naturanlagen, das wundervolle Werk des Schöpfers, als seine demüthigen Werkzeuge, ergänzen. Nicht im Fluge, nicht sprungweise, nur durch beharrliches, überlegtes Fortschreiten, ist es dem Menschen vergönnt, sich der Lösung dieser großen Aufgabe zu nähern.«

»Das wollen aber die Philosophen und Staatsmänner der neuen Schule nicht,« entgegnete der Major lebhaft, »sie können das Reifen der Früchte nicht erwarten, die der verhängnißvolle Baum der Erkenntniß trägt. Ohne langes Zögern und vielfaches Bemühen soll wirklich werden, was sich ihre Phantasie als das Ideal des Vollkommenen in allen menschlichen Verhältnissen vorstellt. Was sie nicht sogleich und vollständig haben können, verlangen sie lieber gar nicht.«

»Daß diese Hast und Ungeduld, der Welt,

und selbst denen, die sich davon hinreißen lassen, nicht unwiederbringlich verderblich werden," erwiederte der Alte, "dafür hat die Natur, oder vielmehr die Vorsehung gesorgt. Sie setzte dem Trieb zur Veränderung und zum vorschnellen Ergreifen eines noch zweifelhaften Gutes, mit weiser Abwägung der von ihr in die Brust des Menschen gelegten Kräfte, den Hang zur Ruhe und zum Festhalten eines gewohnten Zustandes entgegen. Und damit der Erfolg dieser bewundernswürdigen Naturanstalt im Ganzen sicher, ja unvermeidlich sey, traf sie schon in dem körperlichen Organismus der Menschengattung — mit einer beinahe nicht minderen Gesetzmäßigkeit, als sich in dem Verhältniß der beiden Geschlechter zeiget — die folgenreiche Einrichtung, daß die entgegengesetzten Temperamente und Gemüthsarten, wovon die Einen zur Thätigkeit, die Andern zur Ruhe sich mehr geneigt fühlen, selbst der Zahl nach sich ungefähr die Wage halten. Mögen daher die zu Veränderungen aufgelegten Geister immerhin ihrem Zwecke mit zu vieler Hast und Uebereilung nachstreben, die zur Ruhe und Bequemlichkeit geneigten Gemüther werden es, in gewöhnlichen Zeiten und Umstän-

den wenigstens, schon zu machen wissen, daß die Absichten ihrer unruhigen Gegner nicht zu bald und zu leicht in Erfüllung gehen. Am Ende aber geschieht dennoch das, was — nicht in der Absicht der streitenden, oft auf gleiche Weise irrenden Parteien, sondern — in dem Plane der Vorsehung liegt, welche die Weisen und Thoren, die Thätigen und Trägen, die Guten und Bösen, ihnen selber unbewußt, zur Vollziehung ihrer ewigen Rathschläge zu führen weiß.«

»Die schließliche Antwort auf unsere Streitfrage,« sagte Ferdinand nach einer kurzen Pause, »wäre also unvermerkt näher gerückt. Das Fortschreiten zum Besseren ist den Naturgesetzen und dem, was wir von den Absichten des höchsten Wesens mit der Menschheit vermuthen können, durchaus angemessen. Es ist Pflicht, diesem Besseren nachzustreben. Neuerungen, d. i. Abweichungen von dem unvollkommen befundenen Alten sind nothwendig: das Gehässige, welches dem Worte Neuerung anhängt, verschwindet nach dieser Ansicht. Nur Mißbrauch und Uebertreibung können einem gerechten Tadel unterliegen; dieser Tadel aber trifft auch den Mißbrauch und die Uebertreibung der entgegengesetz-

ten Partei und Meinung. — Auf weſſen Seite iſt nun der größere Antheil von Recht und Wahrheit? Sollen wir mehr fürchten, uns dem einen oder dem andern Extrem zu nähern? und iſt es ſchimpflicher, ein ſchwindelköpfiger Anhänger des Neuen, oder ein träger Nachbeter des Alten und Herkömmlichen geſcholten zu werden?«

»Wir ſtehen wieder auf dem Punkte,« verſetzte der alte Freiherr, »auf dem wir ſchon einmal waren. Die Frage, wie Du ſie jetzt ſtellteſt, iſt übrigens rein praktiſch, und kann nur mit Berückſichtigung aller Umſtände der Zeit und des Landes beantwortet werden, in welchen derjenige, der ſie aufwirft, ſich befindet. In Zeiten eines allgemeinen, hinlänglich geſicherten Friedens, in einem, den Beſchäftigungen und dem Genuſſe des Lebens ſich ruhig hingebenden Lande, ſind Verbeſſerungsverſuche aller Art recht eigentlich an ihrer Stelle; ſie werden dann am ſicherſten gedeihen, und unter der Aufſicht einer aufgeklärten und kraftvollen Regierung, ſelbſt im Falle des Mißlingens, keinen bedeutenden Schaden ſtiften. Unter ſolchen Verhältniſſen halte ich es für die Pflicht jedes redlichen und vernünftigen Mannes, zu allen, einigermaßen

begründeten Verbesserungs-Vorschlägen bereitwillig die Hand zu bieten, ja, die Ausfindung neuer Verbesserungsmittel sich selbst zum angelegenen Geschäfte zu machen. Die eigensinnige Anhänglichkeit an das Alte erscheint in solchen Umständen immer als verdächtig, und deutet in der Regel auf irgend einen verborgenen Beweggrund in dem Kopfe oder dem Charakter des Widerstrebenden, welchen einzugestehen ihm schwerlich zum Ruhme gereichen dürfte. — In einer so allgemein und gewaltsam bewegten Zeit hingegen, wie die unsrige, sind selbst nützliche Reformen stets bedenklich, es ist gefährlich, an den Grundfesten der aufgeregten Gesellschaft zu rütteln, und man muß fürchten, den ganzen Bau einstürzen zu sehen, während man beschäftigt ist, Verbesserungen daran vorzunehmen. Ich bekenne daher, daß ich gegen die Urtheilskraft oder den guten Willen der Menschen starke Zweifel habe, welche mitten unter den Gefahren und Stürmen, die uns umgeben, nicht aufhören, allgemeine Verbesserungspläne zu entwerfen, und mit großem Geschrei weitaussehende Reformen in Staat und Kirche, als das Eine, was Noth thut, zu verlangen. Dagegen däucht

mir eine, selbst etwas weit getriebene Vorliebe für alles Bestehende, in einer Zeit, wie die gegenwärtige, gar sehr an ihrer Stelle; ich bin geneigt, diese Vorliebe wohlmeinenden Gesinnungen und einer richtigen Schätzung der unermeßlichen Vortheile zuzuschreiben, welche wir den Gesetzen, der Religion und den ehrbaren Sitten unserer Vorältern zu danken haben. Wie ein alter Freund, ja, ein geringer treuer Diener uns lieber wird, wenn wir in Gefahr sind, ihn zu verlieren; so erscheint mir mancher alte Gebrauch, manche sonst wenig geachtete Anstalt jetzt erst werthvoll, da man sie uns entreißen will, ohne uns dafür etwas anbieten zu können, dessen praktische Nutzbarkeit irgend wodurch verbürgt wäre. Bei dieser Gestalt und Lage der Dinge, mein Sohn, halte ich es für weiser und rühmlicher, die Partei der alten Verfassungen und Gewohnheiten entschieden zu ergreifen, als mich den Beförderern bedenklicher Neuerungen beizugesellen, und in der Reihe theoretischer Staatskünstler und Gesetzgeber Platz zu nehmen, mit denen unsere Zeit bis zur Ungebühr überhäuft ist.«

Nach diesen Worten erhob sich der alte Herr,

um einer Unterredung ein Ende zu machen, bei der wir uns, wie er sagte, schon allzu lange verweilt hätten. Er lud mich ein, ihm in den Speisesaal zu folgen, wo Amalie indeß ein leichtes Abendessen für uns hatte bereiten lassen. Der heiterste Witz, die gemüthlichste Laune würzten unser kleines Mahl, von dem uns der Alte ziemlich spät, und doch zu früh für mich, entließ. — »Nein,« sagte ich zu mir selbst, als ich am nächsten Morgen aus dem Thor der Karthause fuhr, um in die Stadt zurückzukehren: »nein! die öffentlichen Angelegenheiten können in einem Lande und Zeitalter nicht verloren seyn, wo es noch solche Menschen gibt. In der Tugend und dem Glücke der Familien liegt die Bürgschaft für die Erhaltung und die Wiedergeburt der Staaten.«

Norberg und Elisa.

Eine Charakterskizze.

Herr von Norberg ist einer der ersten Geschäftsmänner Wiens. Sein Haus gehört zu den reichsten der Stadt; sein Kredit ist so weit verbreitet, als Oesterreichs Handlungsverbindungen reichen. Der Ruf seiner Rechtschaffenheit ist nicht weniger entschieden, als das Ansehen, welches ihm seine Talente und Kenntnisse verschaffen. Er ist ein strenger Arbeiter, mäßig, klug, bescheiden. Die Ueberlegenheit seiner Einsichten nicht minder, als der natürliche Adel seiner Gesinnungen, setzt ihn über die kleinliche Eifersucht gewöhnlicher Kaufleute hinweg. Er ist der allgemeine Rathgeber seiner Standesgenossen; sein Urtheil und sein Giro stehen in gleich hohem Werthe auf der Börse.

Vielleicht gibt es keinen selbstständigeren Mann, als Norberg ist; und doch scheint Elisa

unumschränkt in seinem Hause zu gebieten. In keiner andern Ehe habe ich so viel Freiheit mit so wahrer Achtung, so viel Delikatesse mit so besonnenen Absichten vereinigt gesehen. »Eine Frau ist gar nichts,« hörte ich Norberg einmal sagen, »wenn sie nicht die Königin ihres Hauses ist. Die ganze Welt ist unser: das Haus gehört den Frauen; sie schmücken es nur, wenn sie fähig sind, es zu regieren.«

In allen wichtigen Dingen scheint Elisens Entschließung den Wünschen und Absichten Norberg's zuvor zu eilen. Er hat selten einer Anordnung, welche die Oekonomie, oder die Erziehung der Kinder betrifft, etwas beizufügen, als seine Billigung und sein Lob. »Der Mann ist unglücklich,« sagt Norberg, »und für die Geschäfte verloren, der den Vormund seiner Frau, und den Zuchtmeister ihrer Kinder machen muß.« — Nur bei Gegenständen von geringerem Belange ist eine Verschiedenheit ihres Geschmackes und ihrer Urtheile wahrzunehmen. Nichts ist anmuthiger, als Elisen in solchen Fällen mit ihrem Manne im Widerspruch zu sehen. Er treibt sie scherzend aus ihrer Meinung heraus, und behält am Ende meistens Recht. »Bei diesen Gelegen-

heiten,« ſagt Eliſa, »kommt es an den Tag, daß ich einen Herrn habe.« — Dagegen verſichert Norberg: ſeine Frau mache ihm den Stand des Hausvaters ſo leicht, daß er ſich gewöhnlich nur als ihren Gaſt betrachte.

In der That erheitert Norberg's Eintritt Eliſens Beſuchzimmer, wie die Ankunft eines lieben Gaſtes. Nie iſt ſie aufgeweckter und liebenswürdiger, als in ihres Mannes Gegenwart. Ihn hörte ich ſagen: »er habe einen ſehr intereſſanten Umgang, und das ſey der mit ſeiner Frau.« So lange ich Norberg kenne, bemerke ich eine kluge Falte auf ſeiner Stirne, die ſich ſelten verliert, als an dem Theetiſche ſeiner Frau, oder in ihrer Kinderſtube. Hier muß man den feſten Mann ſehen, um die liebenswürdige Weichheit ſeines Charakters kennen zu lernen. Mit ſeinen Kindern überläßt er ſich ganz dem natürlichen Hange ſeines Temperaments. Die Kleinen nehmen ſich daher leicht etwas heraus, wenn der Vater da iſt. Eliſa ſagt dann in gutmüthigem Scherze, und nicht ohne Wahrheit: »daß er ihr die Kinder verziehe.« — »Deine Weisheit bringt das ſchon wieder in Ordnung,« antwortet er lächelnd, nicht mit weniger Wahrheit.

Eliſa liebt die Geſelligkeit, Norberg, wie die meiſten Männer von großem Verſtande, hat mehr Neigung für die Stille der Einſamkeit. Indeſſen ergetzt er ſich zuweilen gern an dem bunten Gewühle von Menſchen aller Klaſſen, die ſich an beſtimmten Tagen der Woche bei der Frau von Norberg verſammeln. Die Einförmigkeit der weiblichen Beſchäftigungen ſcheint des Reizes eines mannigfaltigen Umganges, als einer Erholung, zu bedürfen. Dieſer Umgang macht außerdem einen nicht unwichtigen Theil der Beſtimmung der Frauen aus. Schöne Sitten können nur da entſtehen und ſich ausbreiten, wo die ausgezeichnetſten Perſonen dieſes Geſchlechtes einen Einfluß auf die Geſellſchaften behaupten. Dem geſelligen Umgange die Talente und Liebenswürdigkeit einer Eliſa entziehen wollen, würde keine geringere Ungerechtigkeit gegen die Welt ſeyn, als die Geſchäfte der Einſicht und Thätigkeit eines Mannes, wie Norberg iſt, zu berauben.

Die Vollkommenheit dieſer beiden Charaktere, und die äußere Würde, die ſie umgibt, machen den gegenſeitigen Einfluß weniger ſichtbar, den ſie auf einander haben. Man muß,

wie ich, in ihrem vertrauteſten Zirkel leben, um die Innigkeit des Verhältniſſes beurtheilen zu können, worauf das Glück dieſer Ehe gegründet iſt. Das Gefühl, das Eliſens und Norberg's Herzen vereinigt, iſt eben ſo entfernt von dem Taumel der Leidenſchaft, als von dem nüchternen Intereſſe der Konvenienz: es iſt das Gefühl der reinſten Freundſchaft und Zärtlichkeit, und gleichſam das Bewußtſeyn eines verdoppelten Selbſtes, woran Neigung, Vernunft und Gewohnheit den eigentlichen Reiz und den erhöhten Werth des Lebens geknüpft haben. Eliſa und Norberg ſind unfähig, ſich als getrennte Weſen zu betrachten. Die Einheit ihres häuslichen Willens iſt das Reſultat der zarteſten Aufmerkſamkeit und der großmüthigſten Ergebung. Wie die vollkommene Tugend, nach der Bemerkung des Shaftesbury, eine Wirkung der Selbſterziehung, der Kunſt, und gleichſam des Zwanges und der Gewalt iſt, die man der Natur anthut; ſo iſt die vollkommene Ehe die Wirkung einer wechſelſeitigen Erziehung der Geſchlechter, und des freiwilligen Zwanges, den die Liebe über die ſelbſtiſchen Neigungen ausübt.

Der alte Freiherr von Sorben iſt ein er-

klärter Bewunderer seines Schwiegersohnes, dem er das Glück seines liebsten Kindes gern und laut verdankt. »Man sollte meinen,« bemerkte er einmal gegen mich, »diese zwei Leute hätten überflüssig Verstand, um ein Dutzend Haushaltungen damit auszustatten. Nehmen Sie aber dem Einen oder dem Andern nur Etwas von seinem Gewichte, so schlägt die Wagschale um, und es gibt eine mißvergnügte Ehe. Da ich den Geist und die Seele meiner Tochter sich entwickeln sah, dachte ich oft mit Unruhe an die Zeit, wo ich ihr Geschick in die Hand eines Mannes legen sollte. Jeder vorzügliche Charakter ist größeren Gefahren ausgesetzt, als Menschen von gewöhnlicher Art. Ein Weib insbesondere, das sich mehr als gemeiner Anlagen bewußt ist, wird leicht verleitet, seine eigentliche Bestimmung zu verkennen. Es hat eines Mannes bedurft, wie Norberg, um Elisen in dem Kreise, für den sie geboren ist, festzuhalten, und ihr Achtung gegen ein Geschlecht einzuflößen, dem das ihrige, nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft, untergeordnet seyn muß. Von der anderen Seite weiß ich kaum, wie Norberg mit einer Frau leben würde, die weni-

ger Kraft und Selbstständigkeit besäße, als ich meiner Tochter zutrauen darf. Die Liebenswürdigkeit allein wird einen Mann von seinem Geiste und Charakter schwerlich fesseln, gewiß nicht glücklich machen. Er sucht Erholung in dem Inneren seines Hauses; und er findet sie nur da, wo die Sicherheit und Ordnung, die er in seinen Geschäften gewohnt ist, ihm, ohne sein Erinnern und Zuthun, entgegen kommt. Ein Geschäftsmann seiner Art sollte keine andere, als zärtliche Sorgen, mit seiner Hausfrau zu theilen haben.«

Paradoxien über die Ehe.

Als Einleitung zur Geschichte einiger Hagestolzen.

Obwol ich, wie die Umstände jezt sind, meine Tage als ein standhafter Junggeselle zu beschliessen gedenke, so habe ich doch immer einen sehr hohen Begriff von dem ehelichen Leben gehabt, und ich bin hierin dem System des Herrn Kapitäns von Solms stets mehr geneigt gewesen, als dem entgegengesetzten meines Freundes Brink. Der Kapitän pflegt zu sagen, daß ein Mann, der unbeweibt und kinderlos stirbt, nur als ein angefangener Mensch zu betrachten sey; weßhalb er auch glaubt, daß die Hagestolzen, wie Brink, ich und er selbst, sich nur in einem Vorbereitungszustande auf dieser Erde befinden, und, ehe sie zu der Ruhe der Seligen gelangen, erst noch des Lebens auf einem anderen Planeten froh seyn werden, den sie zu bevölkern bestimmt sind.

Was mich betrifft, so hat mich die Natur durch die sympathetischen Freuden, deren sie mich fähig machte, für die Entbehrungen, welche das Schicksal mir auferlegt, schon zum Voraus schadlos gehalten; und meiner eigenen Glückseligkeit mangelt nichts, da meinen Freunden Norberg und Sorben, in dieser Rücksicht, der ganze Segen des Himmels zu Theil geworden. Mir selbst bewußt, die Eigenschaften nicht zu besitzen, wodurch die Vollkommenheiten, die ich von einer Hausfrau verlange, aufgewogen werden könnten, habe ich, in diesem Betracht, alle meine Wünsche und Hoffnungen gleichsam auf zwei befreundete Herzen übertragen, in deren häuslichem Glücke ich mein eigenes finde.

Herr Brink, dem es ein Vergnügen macht, in vielen Dingen anderer Meinung zu seyn, als seine Freunde, bietet dagegen gern seinen Witz auf, um das, was er das zweideutige Glück der Ehe, und (nach seiner drolligen Sprache) den Präparanden-Kursus des Kapitäns nennt, in ein auffallend komisches Licht zu stellen. Er gesteht, daß die meisten Ehemänner Gelegenheit haben, sich den Himmel auf der Erde zu verdienen. In diesem Sinne, sagt er,

ſey das Syſtem des Herrn von Solms nur ein wenig ketzeriſch, aber der Vernunft und den guten Sitten nicht gerade zuwider laufend. Brink ſchreibt die Weisheit und Selbſtverleugnung des Sokrates großen Theils den Tugendübungen zu, worin ihn die ſtrenge Zucht der Xantippe bis an ſein Ende erhielt; und von Luther behauptet er, daß er die Lehre vom Fegefeuer zu beſtreiten angefangen und endlich für ſchriftwidrig erklärt habe, nachdem er den Eheſtand aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

So oft der Kapitän um eine Antwort auf Brink's Einfälle verlegen iſt, unterläßt er nicht, ſich auf das Beiſpiel des Norbergiſchen Hauſes zu berufen; eine Inſtanz, wogegen Brink nichts einzuwenden hat, als daß ſie die einzige in ihrer Art ſey. Die Erinnerung an das vollkommene Glück dieſer Ehe verwandelt ſelbſt die ſarkaſtiſche Laune unſeres Freundes in herzliche Bewunderung und Theilnahme. »Zeige mir einen zweiten Norberg,« ſagte er einmal zu dem Kapitän, »ſo will ich Dein tolles Syſtem blindlings beſchwören, und über meine verlorene Jugend Thränen vergießen, wie eine alte Spröde, die ihre Tugend bereut, wenn Niemand ſie mehr anſieht.«

Neulich hatte Herr Brink den Muthwillen, dieſen Gegenſtand in der Geſellſchaft der Majorin von Sorben zur Sprache zu bringen. Der Kapitän iſt ein großer Verehrer dieſer Dame, und Brink zieht den guten Mann öfter damit auf, daß er ſterblich in ſie verliebt ſey.

Solms ſaß auf dem Fußboden unter Amaliens Kindern, die ein großes Gejauchze mit ihm trieben; denn er iſt ein Liebling der Kleinen, und, wenn er da iſt, geben ſie ſich nicht leicht mit Jemand Anderem ab. Das Geſicht des Kapitäns leuchtete von unſchuldiger Freude; er herzte die Kinder, und ich bemerkte, wie ſeine wohlwollenden Blicke von Zeit zu Zeit auf die ſchöne Mutter fielen, die ihm gegenüber an einem Blumentiſche ſtand.

»Fragen Sie doch unſern Solms, gnädige Frau,« ſagte Brink, »warum er es ſich nicht ſo gut werden ließ, ſelbſt Familie zu haben, da er ein ſo außerordentlicher Kinderfreund iſt?«

»Das iſt eine Frage,« antwortete Amalie, »die ich an Sie alle Drei thun möchte. Jeder von Ihnen könnte ein Haus glücklich machen. Aber vermuthlich ſind Sie unverheirathet geblieben, weil es ſo wenige Frauenzimmer gibt,

deren Werth Ihren eigenen Verdienſten angemeſſen wäre.«

»Vielmehr deßhalb,« erwiederte Brink, »weil wir uns des Beſitzes ſo vollkommener Geſchöpfe, als die meiſten Damen ſind, für unwürdig halten.«

»Das iſt eine boshafte Antwort, Herr Brink!« ſagte Amalie. »Allein im Ganzen, glaube ich, ſind die Weiber der Männer ziemlich werth.«

»Wenn Sie die Sache ernſthaft nehmen, Frau Baronin,« fuhr Brink fort, »ganz gewiß! Was mich betrifft, ſo habe ich genug gekannt, die ungefähr ſo viel werth ſeyn mochten, als ich; Einige, die noch ein Bischen ſchlimmer, und Andere, die über alle Vergleichung beſſer waren. Bei der erſten Klaſſe von Damen dachte ich gar nicht an's Heirathen; bei der zweiten ſchlug ich mir die Gedanken dazu um meiner ſelbſt willen aus, bei der letzten, den Damen und der Ehrlichkeit zu Liebe.«

»Es iſt wahr,« ſeufzte der Kapitän, »ein beſcheidener Mann findet nicht viele Frauenzimmer, mit denen er glücklich ſeyn könnte.«

»Nicht viele?« ſagte Brink. »Wenn Du

Eine findeſt, hätteſt Du genug Dein Leben lang.«

»Seht doch!« rief Amalie. »Was hätten Sie zum Beiſpiele gegen mich einzuwenden, Herr von Solms?« — Und bei dieſen Worten ſtellte ſie ſich in Poſitur vor dem Kapitän, gleichſam um ſich beſehen zu laſſen.

Solms wurde feuerroth und ſtarrte Amalien in's Geſicht, als ob ihm ein Kompliment in der Kehle ſteckte, das er nicht herausbrächte.

»Ich will nicht fürchten, Kapitän,« ſagte Brink mit einem Schalksgeſichte, »daß Du einen Widerwillen gegen die Baronin haſt?«

Der Kapitän ſtockte noch immer, und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, wie wenn man zwiſchen Ja und Nein zweifelhaft iſt.

»Ei, ei, Solms!« ſagte Brink ſehr ernſthaft.

»Hole Dich! —« fuhr der Kapitän endlich heraus. — »Ich bitte tauſend Mal um Verzeihung, gnädige Frau.« —

Die Baronin reichte dem Kapitän lächelnd die Hand. »Herr Brink iſt bei Laune,« ſagte ſie. »Er hätte wol Luſt, auch mich in Verwirrung zu bringen. Laſſen wir es gut ſeyn, Herr Kapi-

tän. Ich irre mich sehr, oder Sie sind einer der besten Menschen, die es in der Welt gibt.«

»Ob ich das bin, weiß ich nicht,« erwiederte Solms, indem er Amalien herzhaft die Hand küßte; »aber das versichere ich Ihnen, gnädige Frau, hätte die junge Person, die mir vor zwanzig Jahren, mit einer ähnlichen Frage, Besinnung und Sprache raubte, Geduld mit mir gehabt, ich wäre, nächst dem Herrn Major und unserm Freunde Norberg, der glücklichste Ehemann unter der Sonne geworden.«

»Ich glaube es selbst,« sagte Brink. »Du hast alle Eigenschaften dazu. Es ist wirklich Schade, daß so viele Zärtlichkeit für diese sublunarische Welt verloren gehen, und erst auf einem anderen Planeten Dach und Fach finden soll. Aber sage uns einmal, Kapitän, was aus der jungen Person geworden ist, die so wenig Geduld mit Dir hatte? — Eine Alte vermuthlich, wenn die Jahre recht gezählt sind.«

»Erinnere mich nicht daran,« antwortete der Kapitän. »Was meine Braut einst war, hat sie aufgehört in einer übel gerathenen Verbindung zu seyn. Sie ist weder glücklich, noch liebenswürdig.«

»Das iſt's!« rief Brink aus. Unter tauſend Ehen ſind kaum drei, an denen die Kopula etwas taugt. Die Frau war vielleicht ein Engel, der Mann ein rechtlicher, geſcheidter Menſch; aber gerade, weil ſie ſo gepaart ſind, wird Sie eine abgeſchmackte Märterin, und Er ein abſurder Tyrann. — Wenn ich Dir, außer den zwei glorreichen Beiſpielen, die wir vor uns ſehen, noch Dein eigenes Heirathsprojekt unangefochten laſſe, ſo hoffe ich, wirſt Du der glücklichen Ehen genug haben, und mir einräumen, daß der ganze Ueberreſt von Eheſtandsgeſchichten, gedruckten und ungedruckten, weiter nichts iſt, als ein Pack voll Langerweile, Jammer und Zwietracht, worüber mich nach Gebühr luſtig zu machen, ich bei Weitem noch nicht menſchenfeindlich und ſchadenfroh genug bin.«

»Uebertreibung!« ſagte der Kapitän. »Ich kenne hundert Ehen, die ſo glücklich ſind, als man es, nach den Umſtänden, nur wünſchen kann. Unter den Bauern meines kleinen Gutes iſt vielleicht ein einziges Paar, das Dich in Deinem häßlichen Glauben beſtärken dürfte.«

»Haſt Du den Leuten zur Beichte geſeſſen?« erwiederte Brink. »Ich ſetze mein Reitpferd ge-

gen Deine Nachtmütze, die Geschichte lautet anders, wenn ich Deine Bauern ausfrage.«

»Armer Herr Brink!« sagte Amalie, »Sie haben keine erfreuliche Erfahrungen über die Ehen angestellt. Aber möchten Sie uns wol sagen, wie glücklich Sie sich in Ihrem eigenen Stande finden?«

»Gerade so glücklich,« erwiederte Brink, »als nöthig ist, um mich nicht aufzuhängen. — Wissen Sie die Antwort, Frau Baronin, die ein alter Murrkopf von Philosophen einem jungen Menschen gab, der ihn fragte: was besser sey, eine Frau zu nehmen, oder ledig zu bleiben?«

»Nun?«

»Thue, was Du willst,« antwortete der Philosoph, »so wird es Dich gereuen. — Und so ist es, schöne Frau! Die alten Junggesellen reuet es, daß sie ledig geblieben, die Ehemänner (und zwar nicht bloß die alten), daß sie geheirathet haben. Das Geheimniß aber liegt vermuthlich weder in dem Ehestande, noch in dem Cölibat, sondern in der Thorheit und Inkonsequenz der menschlichen Natur selbst. Kein Zustand däucht uns erträglich, als der, den wir noch nicht aus eigener Erfahrung kennen. Im

Grunde ist nichts unleidlich, als das Leben selber. Die Braut, nach der ich mich mit geheimen Grauen sehne, ist keine andere, als die Mutter Erde, welche ihre Alles beruhigenden Arme ausstreckt, uns darin aufzunehmen.« —

»Ist Ihr Freund öfter so?« fragte Amalie, als Brink nach dieser Rede seinen Hut ergriff, und mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer ging.

»Es sind Erinnerungen aus seiner Jugend,« erwiederte ich, »die ihn zuweilen so verstimmen. Dieser herbe Gegner der Ehe liebte einst wahrhaft, und machte Anstalten, sich zu vermählen, als eine Entdeckung der außerordentlichsten Art ihm seine Braut und den Ehestand für immer verleidete.«

»Die Geschichte muß ich erfahren!« rief Amalie; »wenn ich unsers launischen Freundes gute Stunde treffe, schlägt er mir nicht leicht etwas ab.«

»Das können Sie gleich versuchen, gnädige Frau,« bemerkte Solms, »denn ich sehe Brink hier unten in Ihrem Garten, und, wie es scheint, schon wieder in besserem Humor.«

Amalie trat geschwind an's Fenster, und

lachte hell auf, denn Brink ſpielte ſehr gemüthlich mit einer jungen Katze, die, auf einem Gartengeländer ſitzend, ihm ihre Künſte vormachte. Da wir am Fenſter laut wurden, ſah er herauf, und kam nach einer Weile, mit dem Kätzchen auf dem Arme, näher.

»Es gibt nichts Artigeres, als ſo ein Thier,« ſagte er, die Katze ſtreichelnd und liebkoſend. »Man kann den niedlichen Geſchöpfen nicht gram ſeyn, wenn man auch manchmal von ihnen gekratzt wurde.«

Ein wunderliches Geſpräch entſpann ſich nun zwiſchen Brink und der Baronin, welche die Schmeicheleien und Stachelreden auf ihr Geſchlecht, die unſer Freund ihr wie Fangbälle zuwarf, mit gewandter Sicherheit, theils ſcherzend ablehnte, theils verſchärft auf den Angreifenden zurückſandte. Nach und nach zog ſie mich und die Gouvernante mit in dieſes Spiel, und verließ ſelbſt unmerklich das Fenſter, um in den Garten hinab zu eilen, wo ſie plötzlich vor Brink ſtand, der ihr verwundert, aber mit wohlgefälligem Schmunzeln, in die ſchalkhaften Augen ſah.

Als ich mit Solms zu ihnen in den Garten

kam, hatte Amalie das Gespräch bereits auf den Punkt gebracht, auf dem sie es haben wollte. Es war von den ersten Liebschaften die Rede, von denen Brink gestand, daß sie das unterhaltendste Kapitel in dem langweiligen Roman des menschlichen Lebens seyen.

»Es müßte in der That interessant seyn,« sagte die Baronin, die Geschichte dieser Liebschaften von Männern erzählen zu hören, wie Sie und die übrigen Mitglieder der stillen Gesellschaft *) sind. Ein Umstand würde diese Bekenntnisse besonders lehrreich machen: so viel ich weiß, ist keiner von den Herren, welche zu der erwähnten Gesellschaft gehören, jemals verheirathet gewesen.«

Der Kapitän seufzte, und Brink sah mich mit dem satyrischen Lächeln an, womit er gewöhnlich die kleinen Tücken begleitet, die er im Schilde führt. »Ja, ja!« sagte er, »Einige von uns haben in diesem Fache Erfahrungen ge-

*) Einige Nachrichten von dieser Gesellschaft findet man in dem ersten Theile der kritischen und satyrischen Streifzüge von Th. West und dessen Freunden, welche die zweite Abtheilung der gesammelten Schriften des Verfassers ausmachen.

macht, die der Rede werth sind. Lassen Sie sich zum Beispiel von unserem Freunde Thomas die Geschichte der schönen Helmine erzählen, die er, glaube ich, sogar zu Papier gebracht hat, und zum Besten heirathslustiger Jünglinge dereinst bekannt machen wird.«

»Ich rechne auf seine, wie auf Ihre Gefälligkeit,« erwiederte Amalie, »und hoffe, daß der Kapitän sich nicht weigern wird, den Reihen zu beschließen.«

»Da kommen noch ein Paar, die mit zum Tanz gehören!« rief Brink in der besten Laune, als er unsern Reisenden, Herrn Robert Morfeld, und den alten Freund des berühmten Ruhnkenius, Herrn Friedrich Ernst, durch die Gartenthür hereintreten sah.

»Was ist die Sache?« fragte Morfeld hastig, und hinkte, so geschwind er konnte, auf die Baronin zu, vor der er sich, seinem Podagra zum Trotz, in einer tänzerhaften Stellung hinpflanzte.

»Du sollst der gnädigen Frau erzählen,« antwortete Brink ernsthaft, »wie es zuging, daß Du ein Hagestolz wurdest.«

»Das ging ganz natürlich zu,« erwiederte

Morfeld; »ich hatte wol sehr oft Lust, eine Frau zu nehmen, aber nie besonders viel, eine davon zu behalten; und da man nach unserem Gesetz die Eine behält, die man nimmt, schlug ich mir die Sache lieber ganz aus dem Sinn.«

»Das ist ja echt türkisch!« sagte die Baronin, das Wort etwas scharf betonend.

»Weltbürgerlich,« versetzte Morfeld mit trokkener Höflichkeit. »Die Türken behalten die Frauen, die sie nehmen, wenn sie im Stande sind, sie zu nähren; und das geht auch gar wohl an, denn sie sind eine sitzende Nation. Aber ein Mann, der sich in der Welt umsehen will, und keine bleibende Stätte hat, wäre bei dem Gesetze des Korans übler daran, als bei dem christlichen. Stellen Sie sich z. B. die Verlegenheit vor, worin sich mein Freund, Ali Nasis, der Perser, befände, wenn er auf einer Fußreise von funfzehn oder achtzehn hundert Meilen, wie ich deren mehrere gemacht habe, seine 37 Frauen mitschleppen wollte; — denn so viele hatte er in seinem Harem, als ich ihn zum letzten Male in Teheran besuchte.«

»Herr Morfeld ist für die Tibetanische Ehe-

verfassung,« bemerkte Ernst ein wenig spöttisch, »wonach in Ansehung der Geschlechter das umgekehrte Verhältniß, von dem des muhamedanischen Gesetzes, Statt findet.«

»Ich halte sie wenigstens für naturgemäßer,« antwortete Morfeld, »als die platonische *), welcher die Freunde des klassischen Alterthums den Vorzug zu geben scheinen. Unter einem kriegerischen und handeltreibenden Volke, wo die Männer oft und lange vom Hause entfernt sind, ist es natürlich, daß die Weiber nach und nach das Uebergewicht erlangen, und endlich als die Häupter und eigentlichen Stammhalter der Familien betrachtet werden. Ich kannte eine Frau in Lhasse, die, während vier ihrer Männer mit den Karavanen von Peking und Sibirien, und zwei andere im Kriege abwesend waren, ihrem ansehnlichen Haushalt mit vieler Würde vorstand, und nicht abgeneigt war, mich zu ihrem siebenten Manne zu wählen.«

»Genug, Herr Morfeld, genug!« fiel Amalie erröthend ein, »wir wollen es bei den ehe-

*) In der Republik vermuthlich.

lichen Einrichtungen der Europäer bewenden lassen.«

»Ich könnte Ihnen auch von ein paar Liebschaften erzählen,« fuhr Morfeld fort, »die ich in Ländern hatte, wo die Monogamie so rein beobachtet wird, als im alten Deutschland; unter den Creeks in Nordamerika z. B., oder bei einem kleinen Negerstamme am oberen Niger, wo die schöne Gambu mich beinahe verleitet hätte, meinen weltbürgerlichen Grundsätzen untreu zu werden, und mich auf immer in die Blumenketten einer reizenden Schwarzen zu schmiegen.«

»Nun wohl!« erwiederte die Baronin lächelnd, »ich bitte um die Geschichte der schönen Gambu. — Herr Ernst ist dann wol auch so gefällig, uns Etwas von seinen Erfahrungen in diesem Punkte mitzutheilen, damit wir das Klassische in der Liebe ebenfalls nicht entbehren.«

»Ein kleines Geschichtchen aus meiner Jugendzeit,« entgegnete der alte Philolog, »kann ich zur Unterhaltung beitragen; aber es ist durchaus nicht im klassischen oder antiken Styl, sondern vielmehr so modern als möglich. Die nied-

liche kleine Person, die mir den Kopf verrückte, war eine hübsche Putzmacherin unter den Linden in Berlin, wo ich sie kennen lernte, als ich von der hohen Schule zu Leiden nach Deutschland zurückkehrte.«

»Sieh, sieh, was unser amicissimus Ernstius für allerliebste Geständnisse zu thun hat!« sagte Brink. »Das Ding fängt an mir Spaß zu machen. Es kann eine artige Gallerie von Thorheiten geben, und die Liebschaften der stillen Gesellschaft kommen vielleicht noch in der Leute Mund. Wohlan, ich bin dabei; unter der Bedingung, daß der Kapitän — — Aber wo ist Solms denn hingekommen?«

»Er hat sich in aller Stille weggeschlichen,« sagte Amalie, »während uns Herr Morfeld die Vortheile der Tibetanischen Eheverfassung erklärte.«

»Dacht' ich's doch!« rief Brink lachend. »Unser tapferer Freund hält eher das Feuer einer Batterie von zwanzig Kanonen aus, als die schalkhaften Blicke einer Dame, denen die unschuldigen Geheimnisse seines Herzens bloßgestellt sind. Aber seine strategischen Künste sollen dem guten Kapitän dießmal nichts helfen. Er

muß daran, wie jeder Andere von uns; denn die Geschichte der Hagestolzen, die wir der Baronin zum Besten geben wollen, darf keine Lücke haben. Was mich betrifft, so bin ich bereit, den Anfang zu machen. Das nächste Mal, wenn wir wieder so beisammen sind, sollen Sie die Geschichte von Brink's erster Brautfahrt hören, die aber nicht der Beschluß seiner verliebten Thorheiten ist, und vermuthlich noch mehr als eine Fortsetzung haben wird.«

Inhalt der erſten Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Zweiter Theil.

Seite

I. Hülfe zur Unzeit. Gegenſtück zu der Erzählung: Die Fingerzeige der Vorſehung..... 1

II. Wie es geſchah, daß ich ein Hageſtolz ward. Aus den Lebenserfahrungen eines Ungenannten.. 91

III. Dialogen und Charakterſkizzen von Thomas Weſt. (1807.)

Die Karthauſe, oder die Neuerungen. Eine dialogiſche Unterhaltung 235

Norberg und Eliſa. Eine Charakterſkizze..... 292

Paradoxien über die Ehe. Als Einleitung zur Geſchichte einiger Hageſtolzen..... 299

Verbesserungen.

Bilder aus dem Leben, zweiter Theil.

Seite 8 Zeile 11 von oben, lies: Plane, statt: Pläne.
— 10 Z. 7 von unten, l. Fabriksunternehmungen, st. Fabrikunternehmungen.
— 20 Z. 8 v. u. l. Nachbarn, st. Nachbaren.
— 21 Z. 3. v. u. l. Ansicht, st. Absicht.
— 38 Z. 3 v. u. l. Fond, st. Fonds.
— 44 Z. 6 v. u. l. schärfere Ahndung, st. Ahnung.
— 44 Z. 5 v. u. l. verdienten, st. verdienen.
— 53 Z. 2 v. u. l. suchte, st. suche.
— 72 Z. 7 v. o. nach den Worten: seines Briefes, setze hinzu: an mich.
— 135 Z. 11 v. o. l. anträte, st. antrete.
— 184 Z. 9 v. o. l. wußte, st. wüsse.
— 186 Z. 2 v. o. l. eines, st. ihres.
— 201 Z. 5 v. o. l. Nebelbilder, st. Nebenbilder.
— 238 Z. 8 v. o. l. den, st. dem.
— 238 Z. 12 v. o. l. Launen, st. Laune.
— 258 Z. 1 v. o. l. der, st. die.
— 275 Z. 12 v. o. l. und worin diese, st. und diese.

Thomas und Karl August West's Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Zweite Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

BIBLIOTECA
REAL
ACADEMIA

Kritiſche und ſatyriſche Streifzüge

im

Gebiete der Literatur und des Theaters,

von

Thomas West

und deſſen Freunden.

Mit Anmerkungen und Zuſätzen

von

K. A. West.

Erſter Theil.

UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA
LIBRARY

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Allgemeine Anmerkung

zu dem Inhalte dieser Abtheilung.

Der Verfasser des Sonntagsblattes — einer Wochenschrift, die in den Jahren 1807 und 1808 erschien, — ging einige Jahre nachher mit dem Gedanken um, eine zweite verbesserte Auflage dieser Zeitschrift zu veranstalten, und dieselbe nach einem etwas veränderten, ausschließend auf die Literatur und das Theater beschränkten Plane, unter dem Titel: Kritische und satyrische Streifzüge, fortzusetzen. Er unterzog zu diesem Behuf das Ganze einer genauen Durchsicht, verwarf Vieles, was ihm der Erhaltung unwerth schien, veränderte und

ergänzte Mehreres, und legte die beſſeren Aufſätze nicht rein-literariſchen Inhaltes für eine andere Sammlung zurück, welche ungefähr zu gleicher Zeit in der Form eines didaktiſchen Familien-Romans erſcheinen ſollte, und woraus ſpäter ſeine Bilder aus dem Leben entſtanden ſind. Aeußere Umſtände und Beſchäftigungen dringenderer Art unterbrachen damals die weitere Ausführung dieſes Vorhabens, und die beabſichtigte neue Auflage des Sonntagsblattes blieb in der Geſtalt, worin ſie nun dem Publikum vorgelegt wird, über ein Jahrzehend in dem Pulte des Verfaſſers verſchloſſen. Wenn dadurch Manches in den erſten Bänden dieſer Streifzüge, beſonders in dem polemiſchen Theile derſelben, veraltet erſcheint; ſo haben dagegen die Grundſätze und Urtheile des Verfaſſers, durch die Beſtätigung, welche ihnen die Zeit verlieh, einen Zuwachs an Gewicht erhalten, und als

ein Beitrag zur Geschichte und Charakteristik einer merkwürdigen Kunst- und Geschmacks-Periode, dürften diese Analekten der Tageskritik auch jetzt noch von einigem Interesse seyn.

Die kritischen Bemerkungen des Verfassers, bei welchen die Formen des Sonntagsblattes beibehalten sind, reichen bis zum Ende des Jahres 1808. Sie werden mit den sie ergänzenden Zusätzen, wovon die spätesten im Jahr 1818 geschrieben wurden, vier Bändchen ausmachen, jedes ungefähr von der Bogenzahl des vorliegenden. Eine gedrängte Uebersicht der neuern Erscheinungen unserer schönen Literatur, der dramatischen insbesondere, wird diese Streifzüge mit dem fünften Bande beschließen.

Die Stellung des Verfassers, in Bezug auf das deutsche Theater, das er, seit fünf und zwanzig Jahren und darüber, in mannigfachen praktischen Verhältnissen kennen gelernt, scheint

ihm einiges Recht zu geben, über dieſen Gegenſtand ein Wort mitzuſprechen. Er glaubt, daß es an der Zeit iſt, dieß jetzt zu thun. Die Klagen über den Verfall unſerer Schaubühne werden immer häufiger, und einzelne Stimmen von Anſehen laſſen ſich vernehmen, welche einen Rückſchritt für nöthig halten, wenn das Theater vor dem gänzlichen Untergange bewahrt werden ſoll. Es iſt merkwürdig, daß einige derſelben Schriftſteller, welche im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts als die Stifter einer neuen, glänzenderen Epoche der ſchönen Künſte auftraten, jetzt eingeſtehen, daß die Kunſt durch alle die Bewegung, welche ſie und ihre Freunde veranlaßten, um nichts weiter gekommen, ja, daß namentlich die Bühnenkunſt, in Vergleichung mit dem, was ſie zu Leſſing's, Eckhof's und Schröder's Zeit war, beträchtlich zurückgegangen iſt. Der Verfaſſer hat vor zwanzig Jahren,

zum großen Aergerniß mancher damaligen Kunstjünger, ungefähr daſſelbe geſagt. Er hegt indeſſen noch beſſere Hoffnungen von der deutſchen Bühne, als der berühmte Dramaturg, der neuerlich die Entdeckung machte, daß der Verfall des Theaters in Deutſchland von Schillern ausging, und daß es ſeit Fleck's Tode keine Schauſpieler mehr gibt, ein paar, früher wenig bekannte, Invaliden der älteren Periode und — die Zöglinge der neueſten Dreßdner Schule ausgenommen. Seine Achtung für die todten Meiſter macht ihn nicht blind gegen die Talente einiger Lebenden, und er iſt der Meinung, daß man die Schaubühne, wie die Staaten, nicht durch die unbedingte Rückkehr zu der Beſchränktheit und den Vorurtheilen der vergangenen Zeiten wieder herſtellt. —

Die nicht zahlreichen Aufſätze von fremder Hand, welche der Verfaſſer wegen des Zuſam-

menhanges, worin ſie mit den ſeinigen ſtehen, in die vorliegende neue Ausgabe des Sonntagsblattes aufnahm, werden in der Inhaltsanzeige am Schluſſe des vierten Bändchens einzeln nachgewieſen werden.

K. A. Weſt.

Das Sonntagsblatt.

Jahrgang 1807.

Neue Auflage.

Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore —

Horatius.

1.

Der Autor und der Leser.

Statt der Vorrede.

Sonntag, den 1. März 1807.

Ich habe nie gewußt, was für eine wichtige und vornehme Person der Leser ist, als in dem Augenblicke, da ich mich hinsetze, ein Autor zu werden. Ein Schriftsteller muß einen Jeden, der nur Gedrucktes liest, als einen Mann betrachten, von dem er abhängig ist, und um dessen Gunst sich zu bewerben er Ursache hat; ja, ich gestehe, daß, seitdem ich ein Kandidat der Autorschaft bin, ich kaum einen Lakaien, mit einem Buche unter dem Arm, an meinem Fenster vorbei gehen sehe, ohne in Gedanken die Mütze vor ihm abzunehmen.

In der That, ich habe mich oft gewundert, auch da ich selbst noch jünger war, woher zu unserer Zeit das junge Volk den Muth und die Beharrlichkeit nimmt, eine so unglaubliche Menge von Druckmaschinen in Gang zu erhal-

ten, als, nach bewährten Nachrichten, in dem denkenden Deutschland gezählt werden. Von allen Arten des unvorsichtigen Gebrauches, welcher von der Feder gemacht werden kann, gibt es keine, die so bedenklich, und wenn es mißlingt, so wenig zu entschuldigen wäre, als die, ein Buch, oder gar, wie es nun mir begegnet, ein Wochenblatt damit zu schreiben. Ein Mensch, der einen Schuldbrief unterzeichnet, überläßt einen Theil seines Eigenthumes und seiner Ehre der Willkühr eines Andern, und verspricht, vielleicht mehr als er hat, aber doch nicht mehr, als er weiß. Wer eine Druckschrift fertigt, verkauft und überantwortet sich selbst und sein innerstes Gemüth der ganzen Welt, und macht sich verbindlich, Forderungen zu erfüllen, die er, und oft auch die Welt, nicht einmal kennt.

Als ich heute Morgens ganz friedfertig an meinem Schreibtische saß, und der angenehmen Vorstellung nachhing, wie sich mein Name, kraft meines Berufes, nach und nach im Publikum verbreiten, und ich mir manchen unbekannten Freund erwerben würde, pochte Jemand an meine Thür. Ich hatte einen halben Bogen zu dem ersten Stücke des Sonntagsblattes angelegt, und

einige Zeilen an dem Eingange geſchrieben. Da es mir meine natürliche Schamhaftigkeit nicht erlaubt, mich bei einer ſo ungewöhnlichen Verrichtung, als die Schriftſtellerei noch für mich iſt, den Augen eines Zeugen bloß zu ſtellen, ſo legte ich ein weißes Blatt auf mein angefangenes Manuſcript und ſtand auf, meinen Beſuch zu empfangen. — Es trat ein Herr Doktor E** in das Zimmer, den ich ehemals in Berlin und Leipzig geſehen, aber nie genauer kennen gelernt hatte.

Der Herr Doktor iſt etwas kurz und ſcharf in ſeinen Ausdrücken; es dauerte daher eine Weile, ehe ich ihn zu einem, halbenweges zuſammenhängenden, Geſpräche bringen konnte. — »Haben Sie unſere Theater geſehen?« fragte ich von ungefähr. — »Leider, ja!« — fiel er mir in's Wort.

»Es iſt wahr,« erwiederte ich: »das Theater iſt nirgends mehr in dem Zuſtande, in dem es vor einem Jahrzehend geweſen.«

»Es iſt in gar keinem Zuſtande,« gab er zur Antwort.

»Sie meinen, Herr Doktor —?« fragte ich zögernd.

»Ich meine nicht. Das Theater iſt Null.«

Ich rückte ein wenig auf meinem Stuhle. »Wir bilden uns doch ein, ein paar Schauſpieler zu haben,« — fuhr ich fort. »Ohne Zweifel haben Sie Madame Roose geſehen?«

»Nein.«

»So iſt Ihnen ein groſses Vergnügen entgangen,« ſagte ich. »Man kann ſchwerlich mehr Seele auf dem Theater haben.«

Er lächelte, und ſeine Lippen machten eine Bewegung, als ob er eine Bemerkung unterdrückte. — Ich wuſte nicht gleich, wovon ich reden ſollte.

»Sie ſind über Weimar gekommen,« fing ich wieder an. »Die gute Stadt hat viel gelitten *). Wie fanden Sie Göthe'n? Er hat geheirathet.«

»Er iſt geweſen —« ſagte der Doktor gleichgültig.

Mir fiel ein, daſs Herr v. Kotzebue dieſen Einfall auf Göthe'n angewendet habe, und ich lieſs es den Doktor bemerken.

»Wahrhaftig!« ſtotterte er, und es ſchien

*) Im Feldzuge von 1806.

fast, als wollte ihm etwas Blut in's Gesicht steigen. »Aber ist es möglich,« fuhr er fort, »daß man einen Menschen, wie Kotzebue, nur nennt!«

»Warum nicht, wenn man an ihn erinnert wird?« sagte ich etwas verdrießlich.

Ich fragte nach Alexander Humboldt. »Er habe noch heute Briefe von ihm erhalten.« — Ich pries ihn glücklich, in so interessanter Korrespondenz zu stehen. — »Es sey viel Stoff,« bemerkte der Doktor; »er liebe sonst die materiellen Köpfe nicht.«

»Ihr Naturforscher ist Schelling, wie man sieht,« sagte ich.

»Das ist noch ein Mensch,« antwortete er trocken.

Wir sprachen von Kant. Der Doktor versicherte, daß er die Kritik der reinen Vernunft nicht habe durchlesen können. »Die Realkenntnisse,« meinte er, »hätten den ehrlichen Kant verdorben.«

Die Rede kam wieder auf die schöne Literatur. Herr E** fragte: »ob wir denn eine hätten? — Lessing habe Etwas davon geahnet: aber sein eigenes Beispiel habe mehr geschadet,

als ein paar Blätter seiner Dramaturgie hätten nutzen können. Vielleicht wäre Klopstock ein Dichter geworden, wenn er die Spanier gelesen hätte. Im Werther seyen einige Blize; erst im Wilhelm Meister fange es an zu tagen.«

»Und Wieland?« fragte ich unschuldig, »und Schiller?«

Er sah mich an. »Wieland!« rief er aus. »Dieser Zwitter von Frivolität und Plattheit! Diese moderne Antike! Was er Erträgliches hat, ist entlehnt; was ihm eigen ist, wird Niemand von ihm entlehnen. Schiller ist eine verkümmerte Natur: lauter krankhafter Antrieb; er hatte die Kraft nicht, zu blühen und zu reifen.«

Ich war verstummt. Der Doktor streckte sich gähnend in seinem Lehnstuhl. Nach einem ziemlich langen Stillschweigen fragte ich: ob der Herr Dokter Schriftsteller sey?

»Er habe einigen Antheil am Tartarus *) genommen,« sagte er.

*) Elysium und Tartarus, herausgegeben von Falk. — Es ist übrigens wol nur der Titel dieses Journals, was den Dokter E** bestimmte, sich eines Antheils an demselben zu rühmen; der Inhalt verräth nirgends seinen Styl und seine Ansichten.
E. A. W.

Der Himmel weiß, durch welchen ärgerlichen Zufall die Ankündigung meiner Wochenschrift auf dem Tische liegen mußte, neben dem der Doktor saß. Mit großem Schrecken sah ich das Blatt in seiner Hand. Er warf einen Blick darauf und, indem er es hinlegte, fragte er mit seinem ausdrucklosen Gesichte: »und liest man so etwas in Wien?«

Ich war im Begriff, eine Antwort hervor zu stottern, als, zu meinem guten Glücke, mein Freund Brink in die Stube trat. Die Herren grüßten sich ziemlich steif. Niemand hatte Lust, das Gespräch in Gang zu bringen; und Herr E** empfahl sich.

Der Doktor war kaum fort, als ich die Ankündigung nebst den Papieren, die noch auf dem Schreibepulte lagen, zusammenpackte und mit ausbrechender Heftigkeit in einen Winkel warf.

»Was hast Du?« fragte Brink verwundert.

Ich gab keine Antwort, sondern ging mit stärkeren Schritten, als ich sonst zu machen pflege, in dem Zimmer auf und ab.

»Du probierst eine Rolle, wie es scheint,« sagte Brink, und setzte sich ganz gemüthlich in

meinen Armstuhl, gleichsam um mir zuzusehen.

»Ich bin ärgerlich,« fuhr ich endlich heraus, »über mich, über diesen Doktor Cerberus, über die Narrheit, die uns zum Schreiben antreibt, und über Dich, der Du mich davon hättest abhalten sollen.«

»Nun, nun!« murmelte Brink, während er seine Pfeife hervorzog, und sich Tabak zu stopfen anfing.

»Wenn ich jetzt bedenke,« fuhr ich fort, »daß zwei Drittheile der jungen Leute, die in den Gesellschaften, wo man noch liest, den Ton angeben, diesem Doktor gleichen *); wenn ich mir die Urtheile vorstelle, die in diesen Gesellschaften über die unschuldigen Unterhaltungen meiner Feder, wie Du sie nanntest, ergehen werden; wenn ich mir das Augenwinken und Achselzucken, den übel versteckten Spott, die Epigramme und Stachel vergegenwärtige, denen ich von nun an

*) Im Jahre 1807 nämlich. Man sollte kaum denken, daß die jungen Leute damals schon so weit waren, als sie in unseren Tagen sind. Einige Namen sind verschwunden und andere aufgekommen; im Uebrigen hat sich der Ton und Charakter unserer jüngeren Literatoren seit zwanzig Jahren wenig geändert.

E. A. W.

ausgesetzt seyn werde, so oft ich in einem Hause, wo man weiß, daß ich Autor bin, erscheine; wenn ich überlege, wie mein Stand sonst so unbefangen, glücklich und ehrenvoll war, wie zuvorkommend man mich in vielen Gesellschaften empfing, wie ruhig ich den geschraubten Witz und das Absprechen junger Laffen anhören konnte, wie manchmal ein Einfall, den ich hatte, die Zuversicht solcher Wortführer wankend machte, und den Zuhörern unvermuthet ein Lächeln abgewann; — wenn ich das alles bedenke und überlege, so möchte ich die Stunde verwünschen, in der ich die bequeme und sichere Lage eines Zuschauers, mit der gefährlichen Stellung einer handelnden Person vertauschte.«

»Wer ist denn dieser Doktor?« fragte Brink mit dem ihm eigenen Phlegma.

»Was weiß ich!« antwortete ich. »Ein kritischer Poet, ein dichtender Kritikus; ein Mann, der Dich belehrt, daß wir noch keine Literatur haben, und daß unser Theater Null ist; in dessen Augen Lessing ein Schulfuchs, Wieland ein platter Skribent, und Schiller weiter nichts als ein Stümper ist.«

»Ich dachte, was es wäre!« sagte Brink,

und fing an, die Rauchwolken mit groſser Macht aus seiner Pfeife zu blasen.

»Wenn das am grünen Holze geschieht,« fuhr ich mit gesenkter Stimme fort, »was wird an dem dürren geschehen? Du weiſst, wie es mit meiner Schriftstellerei und meinem Berufe dazu bewandt ist.«

»Wenn Dich das interessirt,« erwiederte Brink, »so kann ich Dir sagen, was hin und wieder von Deinem Vorhaben gesprochen wird.«

»Groſsen Dank!« fiel ich ihm in's Wort. »Ich bin heute nicht aufgelegt, mein Lob zu hören.«

»Nun, was das Loben betrifft,« — murmelte Brink zwischen den Zähnen; »aber sehe man einmal die Ziererei! Ich hätte nicht gedacht, Freund West, daſs noch so viel Eitelkeit in Dir steckte.«

»Es ist eine erlaubte Eitelkeit,« antwortete ich, »sich eine Beschämung zu ersparen. — Im Ernst, Brink, es reuet mich, daſs ich es nicht bei dem bloſsen Einfalle bewenden lieſs. Wer schreibt, macht Ansprüche. Schon Jeder, der in der Gesellschaft das Wort nimmt, muſs sich klüger und Andere zu unterhalten fähiger dünken als die, welche er schweigen und ihm zuhören

macht. Wer für den Druck schreibt, wählt ein Auditorium, das ungleich größer und angesehener ist, und gibt zu verstehen, daß er etwas zu sagen habe, was von Vielen gehört zu werden verdient. Ein Autor denkt also nothwendiger Weise sehr gut von sich, es sey von seinem Verstande oder von seinem Witze, oder von Beiden zugleich.«

»Das ist es eben, was ich sage,« — fiel Brink ernsthaft ein.

»Ich habe mir daher,« fuhr ich fort, »in meinen hellen Augenblicken, einen Autor stets als einen an Gaben des Geistes reichen Mann vorgestellt, der, außer dem, was er für sich, seine Frau, seine Kinder, Freunde und Nachbarn, kurz, für den Hausbedarf nöthig hat, noch einen baren Ueberschuß an Verstand, Witz und Laune besitzt, welchen er dem Publikum zu Gute kommen läßt. Gleichwie es aber viele leichtfertige, eitle und thörichte Menschen gibt, die ihr ganzes Vermögen in Ringen, Uhrketten, gestickten Kleidern und dergleichen Firlefanz zur Schau tragen, so besorge ich, ist es auch mir im gegenwärtigen Falle ergangen, da ich mein Bischen Vernunft und Mutterwitz in diesen frivo-

ten Blättern den Augen und dem Gespötte der müßigen Menge Preis geben will; denn ich finde mich schon bei dem ersten Abenteuer, worein mich meine angehende Autorschaft verwickelt, so arm an eigenem Rath und Trost, daß ich nicht übel versucht bin, mich gleich jetzt unter den Haufen zu mischen, und, wenn man mich auspocht, wacker mit zu pfeifen.«

»Du bist eine drollige Art von Schriftsteller,« sagte Brink gutmüthig. »Doch laß es gut seyn, Thom's. Lean gewöhnt das; und am Ende findest Du vielleicht, Du habest Deine Sachen nicht so übel gemacht.«

»War es denn nicht,« fuhr er fort, »die Langeweile und der Ekel, den wir in gewissen Gesellschaften empfanden, was Dich auf den Gedanken brachte, Dir, mir, und noch Einem oder dem Andern der Unsrigen, mit einer Art von Wochenschrift eine kleine Zerstreuung zu machen? Die Langeweile fängt schon an, uns weniger beschwerlich zu seyn; denn ich sehe Dich in einer Arbeit und Beängstigung, die mir wahrhaft kurzweilig däucht. Was jene Gesellschaften betrifft, so wette ich, sie werden Dir, auf dem Wege, den Du eingeschlagen hast, noch recht

aufgeweckt und pikant vorkommen. — Waren es nicht gerade solche Urtheile, als Du über Dich ergehen zu hören fürchtest, welche die Indignation in uns erweckten, ihnen Trotz zu bieten, und unser eigenes Urtheil laut werden zu lassen? Damals sprachst Du vernünftig, Thom's. »Ich mache keinen Anspruch,« sagtest Du, »auf klassisches Verdienst, noch auf ein großes Interesse, welches so flüchtige Versuche nie einflößen können. Leicht, wie sie geschrieben sind, werden sie gelesen, und so mögen sie auch beurtheilt und — vergessen werden.«

»Das sagte ich selber,« antwortete ich, »aber ich habe mich, in meiner Unschuld, sehr geirrt. Die Zeiten der Mittelmäßigkeit, deren ich mich erfreuen zu dürfen glaubte, sind vorüber. Es wird nichts mehr geduldet, als das Klassische, und, was einen Autor zur Verzweiflung bringen könnte, Niemand weiß eigentlich, was klassisch ist. Ehemals, mein Freund, war es möglich, in mancherlei Feldern ein bescheidenes Verdienst zu erwerben, und, wenn nicht an dem Lorber, doch an der Blumenkrone des Genies Theil zu nehmen. Wer wagt es aber heut zu Tage noch, der heiteren Köpfe zu gedenken, die, bei dem

Entstehen unserer Literatur, mit schönen, obgleich weniger glänzenden, Talenten ein so anmuthiges Leben verbreiteten? Hagedorn, Gleim, Rabener, Gerstenberg, Uz! — Der Herr Doktor E. würde vor Verdruß und Scham vergehen, wenn man ihm Schuld gäbe, er habe von diesen obskuren Leuten auch nur eine einzige Zeile gelesen. Und doch sind das Männer, deren Vortrefflichkeit zu erreichen ich mir, wie Du weißt, noch nicht geschmeichelt habe.«

»Gut,« sagte Brink, »so hast Du Hoffnung, gar nicht gelesen zu werden, und in dem Falle bist Du wenigstens sicher, daß man Dich nicht auszischt.«

»Das folgt, mit Deiner Erlaubniß, im geringsten nicht. Ich kenne zwanzig junge Herren, und es thut mir leid, es zu sagen, auch ein paar Damen, die über kein Buch und über keinen Autor erboßter herfallen, als über solche, von denen sie erweislich nie zwei Seiten gelesen haben. Es geht nichts über eine solche transcendente Kritik, wie man es nennen möchte!«

»Wenn das ist,« erwiederte Brink, »so weiß ich Dir keinen andern Rath, als Dich blindlings in Dein Geschick zu ergeben, und für den

Ausgang die Götter sorgen zu lassen. Unvermeidlichen Uebeln muß man mit Resignation entgegen gehen. — Um auf etwas Anderes zu kommen, hast Du dem Persischen Gesandten Deine Aufwartung gemacht, Thom's?«

Und nun fing er an, Geschichten zu erzählen, Stadtgespräche durchzumustern, vom Hundertsten in's Tausendste zu gerathen, als ob er unklug geworden wäre. Auf einmal stand er auf, legte seine Pfeife und Tabaksdose zusammen und —

»Apropos!« sagte er, »da fällt mir noch ein, daß ich der Frau von Norberg versprochen habe, ihr morgen Dein erstes Sonntagsblatt zu bringen. Es wird doch fertig seyn?«

»Das hättest Du können bleiben lassen,« antwortete ich. »Was gehen Dich meine Geschäfte und die Frau von Norberg an?«

»Wer weiß!« erwiederte Brink recht leichtfertig. »Da liegt die Ankündigung. Dein Wort hast Du verpfändet; und wenn Elisa freundlich nickt, so kannst Du das grimmige Gesicht des Doktors verschmerzen.«

»Versucher!« rief ich aus. — »Es sey; unter der Bedingung jedoch, daß Du nichts entge-

gen haſt, wenn ich Dein heutiges Geſpräch mit mir, Wort für Wort, abdrucken laſſe.«

»Im geringſten nichts,« gab er zur Antwort. »Ich habe ohnehin Luſt gehabt, mich einmal gedruckt zu ſehen.«

Er ging, und ich ſetzte mich hin, das erſte Stück des Sonntagsblattes zu ſchreiben.

2.

Die Zueignung.

An Frau von Norberg.

Madame!

Wenn die Leichtfertigkeit verziehen werden kann, welche der Frau von Norberg, ohne ihre Erlaubniß, in einer öffentlichen Schrift zuerst erwähnt hat, so glaube ich wegen der Freiheit, die ich mir nun nehme, keiner Entschuldigung zu bedürfen. Namen, denen man Ehrerbietung schuldig ist, sollten, ohne einen würdigen Anlaß, nie genannt werden, aber es muß erlaubt seyn, ihnen, auch öffentlich, zu huldigen. Es gibt, in allen Ständen und Verhältnissen, ein Maß des Verdienstes, welches der Welt angehört, und ich bin stets der Meinung gewesen, daß die Tugenden und Reize einer seltenen Frau nicht der Verborgenheit nöthig haben, um gleich jenem fabelhaften Juwel, ihr Haus zu erleuchten und zu beglücken. Ein edles Gemüth kann vielleicht des Beifalls der Gesellschaft, aber die Gesell-

ſchaft kann der Aufmunterung nicht entbehren, welche ihr das Beiſpiel der Guten und Treffli-chen gewährt.

Indem ich einer Schrift, von ſo launenhafter Entſtehung und ſo zweifelhaftem Erfolge, den Namen Eliſens von Norberg vorſetze, verhehle ich mir jedoch nicht, gnädige Frau, daß ich in eine andere Art von Widerſpruch und Unſchicklichkeit gerathe. Das Gemeine kann, durch ſeine höhere Beſtimmung, nicht einen ihm fremden Adel erlangen, und ich fühle mich unfähig, einem Produkte meiner Hand den Geiſt, die Anmuth und Würde mitzutheilen, die Alles, was auf Sie Beziehung hat, auszeichnen ſollten. Allein, wenn es unmöglich iſt, dieſen Blättern den Werth und die Vollendung zu geben, die Ihres Namens würdig wären, ſo wird doch die Vorſtellung der vollkommenen Frau, der ſie gewidmet ſind, jeden verwerflichen, der Reinheit Ihres Geſchmackes und Ihrer Sitten anſtößigen, Gedanken von ihnen entfernt halten. Gleich dem Genius des ſchwärmenden Sokrates, ſoll Ihre Nähe und Ihre Einwirkung auf uns, nicht in dem ſich offenbaren, was wir ſind und aus eigener Schwachheit vollbringen,

ſondern in dem, was wir, nicht ohne höheren Antrieb, vermeiden.

Oft, wenn ich den Verſtand, die Schönheit der Geſinnungen, die Liebenswürdigkeit des Umganges bewunderte, worin Eliſa — wie ſie iſt, nicht, wie ſie ſeyn ſoll — *) ihr ganzes Geſchlecht ſo weit zurück läßt; wenn ich ein Zeuge der Vortrefflichkeit war, welche ſie in dem Charakter der Tochter, der Gattin, der Mutter behauptet, — einer Vortrefflichkeit, die in der Ordnung ihres Hauſes, in den Sitten und dem Glücke der Ihrigen, ſo einfach und rührend ſich darſtellt; wenn ich ihr geiſtreiches Geſpräch hörte, in dem die Vernunft die Anmuth ihrer Perſon, der Witz die Milde ihres Gemüthes anzunehmen ſcheint; wenn ich ſah und ſelbſt empfand, wie ihr Beiſpiel und ihre Gegenwart auch einen Fremden unvermerkt veredelt, und Alles, was ſie umgibt, ihr ähnlicher macht: — oft iſt dann der Wunſch in mir lebhaft geworden, daß, was ſo Vielen ein Muſter zu ſeyn verdienet, auch von Vielen gekannt ſeyn möchte.

*) Man ſehe das Buch: Eliſa, oder die Frau wie ſie ſeyn ſoll

In ſolchen Augenblicken habe ich der Verſuchung nur ungern widerſtanden, ſo ſeltene Verdienſte kund und offenbar zu machen, und den Vorhang vor einem Schauſpiele wegzuziehen, welches der Aufmerkſamkeit und der Theilnahme der Menſchen ungleich würdiger zu ſeyn ſcheint, als die Scenen der Herrſchſucht und des Ehrgeizes, mit deren Schrecken uns das Zeitalter von allen Seiten verfolgt; ich meine das Schauſpiel eines muſterhaften, durch die Tugend und die Grazien beglückten Hauſes.

Da ich es gewagt habe, Sie zu nennen, gnädige Frau, ſo werden Sie von jetzt an nicht immer vermeiden können, die Welt, die Sie näher kennen zu lernen wünſchen muß, in Ihrem Beſuchzimmer zu empfangen. Es iſt nur ein geringes Zeichen der Aufmerkſamkeit, welche ich Ihnen wegen der Ungelegenheit ſchuldig zu ſeyn glaube, deren Urſache ich bin, wenn ich mir vornehme, in ſolchen Fällen immer gegenwärtig zu ſeyn, um die Ueberläſtigen und Ungeweihten von Ihrer Schwelle abzuhalten. So groß auch Ihre Leutſeligkeit und die Gaſtfreiheit Ihres Hauſes iſt, ſo läßt ſich doch ab-

ſehen, daß es Ihnen unbequem werden könnte, das Publikum der gemeinen Stadt Wien, ohne allen Unterſchied des Standes und der Lebensart darin aufzunehmen.

Ich bin, mit der größten und aufrichtigſten Verehrung,

Madame!

Sonntag, den 8. März
1807.

Ihr unterthäniger
Thomas Weſt.

Die ſtille Geſellſchaft.

Seit einer Woche iſt es ziemlich lebhaft auf meiner Schreibſtube geworden. Ich habe mehrere Beſuche erhalten, und in den letzten Tagen ſind Verhandlungen von Wichtigkeit zwiſchen meinen vier Wänden gepflogen worden, von denen, da ſie einen beträchtlichen Einfluß auf den Inhalt und die Form dieſer Blätter haben werden, ich dem Publikum ungeſäumt Bericht erſtatte.

Der geneigte Leſer erinnert ſich vielleicht, von einer Geſellſchaft gehört zu haben, die man — es iſt zweifelhaft, ob zu ihrem Lobe, oder ſpottweiſe — die ſtille Geſellſchaft nannte. So viel iſt gewiß, daß die Perſonen, die ſie ausmachten, bis jetzt wenig Lärm in der Welt gemacht haben. Die Mitglieder waren lauter Männer von guter Erziehung und mittelmäßigen Glücksumſtänden, welche ihre Neigung zur Literatur und zu den Künſten, und eine gewiſſe Ungebundenheit der Lebensart, von den Geſchäften und der größeren Geſellſchaft entfernt hatten.

Der Zufall und ein verwandtes Bedürfniß

des Geistes hatten diese Männer vereinigt; die Laune und ein gleichgestimmtes Gefühl des Schicklichen gaben ihrer Verbindung eine Art Förmlichkeit und Regel. Kein Streit durfte in Ungestüm ausarten, noch mit Bitterkeit enden; der Humor oder das Lachen vereinigte oder schied die erhitzten Gemüther. Man sprach, man las, man theilte einander und der Gesellschaft seine Versuche und Arbeiten mit. Diese Arbeiten waren bestimmt, nie öffentlich zu erscheinen, es wäre denn zufolge eines Beschlusses und in Gestalt der Akten der Societät.

Ich hatte die Ehre, ein Mitglied dieses gesellschaftlichen Vereins zu seyn, und man sagt, daß ich einer der Stillsten unter den friedlichen Genossen unseres Bundes gewesen sey. Ein witziges Mitglied, das sich nachher unserer Gesellschaft entzog, und dessen unzeitigen Verlust die literarische Welt mit uns betrauert, hat mir deßhalb den Beinamen: der Pythagoräer beigelegt, denn so weit darf ich mich rühmen, es in der Kunst des Schweigens gebracht zu haben, daß meine Stärke in derselben selbst unter den Mitgliedern der stillen Gesellschaft, einer Auszeichnung werth schien.

Wie alle menſchlichen Einrichtungen ihrem Verfalle entgegen gehen, ſo hat auch die ſtille Geſellſchaft ſich ihrem Ende genähert. Die meiſten Mitglieder ſind durch veränderte Abſichten, zum Theil durch Geſchäftsverhältniſſe, von ihrer ehemaligen Verbindung gänzlich entfernt worden. Nur einige der Aelteſten haben in der Zwiſchenzeit einen freundſchaftlichen Umgang unter ſich fortgeſetzt.

Vorigen Dienſtag fiel es Herrn Samuel Brink, den man bald als die Seele unſeres Unternehmens kennen lernen wird, unvermuthet ein, die Reſte der ſtillen Geſellſchaft wieder zu verſammeln.

Bei der erſten Zuſammenkunft, die er veranſtaltete, waren gegenwärtig: Hr. S. Brink ſelbſt, Hr. Kapitän von Solms, der ehrwürdige Hr. Gregorius Palmer, Hr. Friedrich Ernſt der Aeltere, Hr. Morfeld, genannt Tavernier, und ich, Thomas Weſt, als Aktuar.

Es wurde beliebt, daß die genannten Freunde wöchentlich zwei Mal in meinem Hauſe zuſammen kommen ſollten. Das Sonntagsblatt ward für ein Beſitzthum unſerer kleinen Societät erkannt, und jedes Mitglied ſollte verbunden ſeyn,

zu deſſen Aufnahme und Erhaltung das Seinige beizutragen.

Da ich auf ſolche Weiſe bei meiner ſchriftſtelleriſchen Unternehmung unvermuthet Freunde und Gehülfen gefunden habe, ſo halte ich es für nöthig, das Publikum mit den Perſonen bekannt zu machen, welche auf dem kleinen Schauplatze, der ſich vor ihm eröffnet, von jetzt an erſcheinen werden.

Hr. Brink iſt der Sohn eines Rentiers, von dem er ein beträchtliches Vermögen geerbt hat. Sein Vater hatte ihn für die diplomatiſche Laufbahn beſtimmt, die er auch mit Auszeichnung betrat; aber ein Ehrenhandel, worein er verwickelt wurde, verleidete ihm die Verhältniſſe der großen Welt. Als er, nach dem Tode ſeines Vaters, Herr ſeines Vermögens und ſeiner Beſtimmung wurde, zog er ſich von den Geſchäften und von allen ſeinen früheren Verbindungen zurück. Er brachte mehrere Jahre auf Reiſen zu, und überließ ſich immer mehr der Laune des Augenblickes, die ihn zu einem der eigenwilligſten und ſeltſamſten Menſchen machte, welche es geben kann. Unangenehme Erfahrungen in der Freundſchaft und in der Liebe haben

seinem, von Natur gutartigen, Charakter einen herben Zusatz gegeben, der, besonders gegen Fremde, sich oft mit einer kaustischen Schärfe äußert. In früherer Zeit war er vielleicht in Gefahr, ein Menschenfeind zu werden, und manche Leute halten ihn noch jetzt dafür. Er scheint häufig übellaunig, zuweilen finster; aber Brink ist meist das Gegentheil von dem, was er scheint. Sein Hang zum Menschenhaß und Trübsinn ist nach und nach in eine gutmüthige Misanthropie und Schalkheit übergegangen, die ihn nicht hindert, unter seinen Freunden sehr liebenswürdig zu seyn. Er achtet den Reichthum nicht; ohne ein Verschwender zu seyn, hat er durch seine Freigebigkeit, und durch Mangel an Vorsicht, einen Theil seines Vermögens verloren. Was ihm übrig blieb, setzt ihn jedoch über Bedürfniß und Sorge hinweg. Er ist kein Fremdling in den Wissenschaften geworden, denen er sich in früherer Jugend mit großem Eifer gewidmet hatte. Sein Studium sind indeß seit längerer Zeit mehr die Menschen gewesen als die Bücher. Nie war er Schriftsteller, ungeachtet der Talente, die ihn dazu bestimmt zu haben scheinen.

Herr von Solms ist der jüngere Sohn einer

guten Familie, und hat in früheren Jahren Militärdienste gethan. Noch jetzt ist der praktische Krieg der Lieblingsgegenstand, womit sich seine Einbildungskraft und seine Kombinationsgabe beschäftigt. Niemand bezweifelt seine theoretischen Einsichten, noch seinen persönlichen Muth; aber er gesteht, einen seltsamen Mangel an Geistesgegenwart zu haben, der ihn hindert, augenblicklichen Dispositionen des Feindes mit Erfolg zu begegnen. Sein Kalkül scheint untrüglich; allein er kommt, wie nach einer Stockung oder durch plötzliche Inspiration, meist zur Unzeit und zu spät. Dieser Mangel an Fassung, der sich auch in den gewöhnlichsten Dingen verräth, gibt dem Kapitän eben sowol Stoff, seinen eigenen Humor zu zeigen, als er der Gegenstand der humoristischen Einfälle seiner Freunde ist. Jede Kleinigkeit verwirrt ihn; ungeachtet der Schärfe seines Urtheiles und der logischen Ordnung seiner Begriffe, hat er auf die einfachste Frage oft keine Antwort, und ein unbedeutender Einwurf setzt ihn in stumme Verlegenheit. Eine so sonderbare Wendung des Geistes bewog den Kapitän frühzeitig, den Dienst zu verlassen, und sich der Landwirthschaft zu widmen, die er

seit zwanzig Jahren auf einem kleinen Gute nächst Wien mit eben so viel Glück als Eifer ausübt. Man glaubt, dieselbe Ursache habe ihn abgehalten, eine Frau zu nehmen, da er ein so warmer Lobredner der Ehe ist, und doch selbst nie verheirathet war. Seine Muße füllen abwechselnd die strengen Wissenschaften und die klassischen Schriftsteller der schönen Literatur aus.

Ich habe einigen Anstand genommen, ob ich dem Publikum den Herrn Gregor Palmer, unter seinem wahren Stand und Namen, bekannt machen sollte; aber es ist so wenig Zusatz von scharfer Laune und so viel edler Ernst und Würde in der Zusammensetzung dieses Charakters, daß die Darstellung desselben dem Stande, zu dem er gehört, nicht anders als ehrenvoll seyn kann. Hr. Palmer hat sehr gründliche Kenntnisse von der positiven Theologie seines Bekenntnisses. Die Idee einer künftigen Welt verläßt ihn selten oder niemals, und in dieser Welt kennt er nichts Größeres, als die Vorstellung einer allgemeinen Kirche, ohne welche er nicht glaubt, daß die menschliche Gattung sich jemals zu einem sittlich besseren Zustande erheben werde. Er ist sanftmüthig, wohlthätig, bescheiden. Nichts haßt er

mehr als die Heuchelei, wenn anders die Abneigung eines tugendhaften Gemüthes von einer verwerflichen Gewohnheit, Haß genannt werden kann. Die Lebhaftigkeit dieser Abneigung ist ohne Zweifel die Ursache einiger Sonderbarkeiten in seinem Betragen, so wie sie die Quelle des Witzes und der Laune ist, worin er sich zuweilen über seine eigenen Fehler und über die Gebrechen der menschlichen Natur ergießt.

Herr Friedrich Ernst hat den redenden Künsten ein Leben geweihet, das nun bald (wie er sagt, seine Freunde aber nicht fürchten mögen) seinem höchsten Stufenjahre nahe ist. Er ist der heiterste alte Mann, den ich kenne. Sein Gedächtniß verräth noch jugendliche Stärke; den zierlichen Fluß seiner Rede beherrscht eine männliche Urtheilskraft. Er scherzt gern, und sein Scherz hat einen etwas antiken Gehalt und Anstrich. Herr Ernst zieht die Literatur und die Sprachen der Alten, mit denen er vertraut ist, allen neueren vor, welche er jedoch kennt und zum Theil nach Verdienste schätzt. Er hat längere Zeit in Rom, und einige Jahre in Paris und Leyden gelebt. Einige der größten Gelehrten des Zeitalters waren seine Freunde. Er hat

wenig in deutſcher Sprache geſchrieben, und nie etwas unter ſeinem Namen drucken laſſen. Am liebſten ſchreibt er Latein, in welcher Sprache er einen Band Gedichte zurückläßt, die nach ſeinem Tode erſcheinen ſollen.

Von den Reiſen und Abenteuern unſeres Freundes Morfeld muß der unterrichtete Leſer gehört haben. Es ſind nun über vierzig Jahre, daß der junge Herr Morfeld, als ein ſechzehnjähriger Knabe, das Haus ſeines gelehrten Oheims zum erſten Male heimlich verließ, um den Schauplatz der Siege des Hannibal und das ewige Kapitol kennen zu lernen. Er kam, mit einigen erſparten Dukaten in der Taſche, glücklich bis an den Fuß der Alpen, wo ihn ſein Hofmeiſter einholte, und über Frankreich nach Wien zurückführte. In ſeinem zwanzigſten Jahre ging er, mit Erlaubniß ſeines Onkels, nach England, verband ſich daſelbſt mit einigen jungen Engländern zu einer Reiſe nach Südamerika, deren Hauptzweck war, den Chimboraſſo zu erſteigen, kam deßhalb nach Kadix, und von da nach Madrid, wo ſich ſeiner amerikaniſchen Reiſe unvermuthete Hinderniſſe entgegenſtellten, aber eine gute Gelegenheit anbot, nach

Marokko zu gehen. Er entschloß sich kurz, statt der Kordilleras den Atlas und, wo möglich, die Mondsgebirge zu besuchen, schiffte sich nach Afrika ein, durchwanderte Marokko und Feß, schloß sich in der letzteren Stadt an die große Karavane an, die durch die Berberei nach Aegypten und Mekka geht, gelangte glücklich an den Nil, durchzog das Land, um die großen Pyramiden und die Ruinen von Memphis zu sehen, ging später mit einer anderen Karavane nach Mekka, von da zurück nach Syrien, besuchte Palästina und den romantischen Libanon, verlor in Haleb seinen letzten Reisegefährten, einen jungen Engländer von reicher Familie, bestieg ein Schiff, das über Smyrna nach Konstantinopel bestimmt war, und kehrte endlich, nach einer Abwesenheit von beinahe drei Jahren, zum zweiten Male in seine Vaterstadt zurück.

Hr. Morfeld fand seinen Oheim krank und im Begriff, sein Testament zu machen. Er ward bald nachher Erbe einer mäßigen Rente, die er, fast eher, als es der Wohlstand erlaubte, auf zehn Jahre verkaufte, um mit dem Fond, welchen er dadurch erhielt, eine neue Reise anzutreten. Von dieser Zeit an ist Herr Morfeld, außer

einige Jahre nach Cook's Tode, welchen er durch eine fünfjährige Ruhe feiern zu müssen glaubte, selten lange an einem Orte, in einem Lande, oder auch nur in einem Welttheile geblieben. Er hat in allen Theilen der Erde das Größte und Merkwürdigste gesehen, hat nicht nur den Chimborasso, sondern selbst den Pic von Borabora bestiegen, ist drei Mal in Ostindien, zwei Mal in China und Peru, ein Mal in Tibet, Japan und Neuholland gewesen, und ist, ungeachtet seines Alters, entschlossen, die Grabstätte Mungo Park's aufzusuchen, sobald ihn das Podagra verläßt, von dem er seit dritthalb Jahren, wider seinen Willen, in Wien zurückgehalten wird. Hr. Morfeld hat seine großen Reisen in den verschiedensten Umständen und Gestalten, bald als Schiffsschreiber, bald als Arzt, bald als Mönch, zuweilen als Bettler, meistens aber als eine Art von Kaufmann gemacht, und er ist einige Male in der Lage gewesen, mit dem Reichthum eines kleinen Nabobs nach Europa zurückzukehren. Jetzt lebt er, außer von seiner wieder frei gewordenen Rente, recht anständig, von den Ueberbleibseln seiner letzten Ostindien-Fahrt; mehr als glücklich, wenn das Podagra

ihm erlaubt, seinen letzten Reiseplan auszuführen, und seinen Freund Mungo, lebend oder todt, an den Ufern des Niger zu finden.

3.

Natur und Erziehung.

Etwas aus der Jugendgeschichte des Herausgebers.

Es hat mich oft Wunder genommen, wie meine Mutter, die eine Frau von vielem natürlichen Verstande war, auf den Einfall gekommen ist, daß ihr Sohn eine Rolle in der Welt spielen solle. Das war so ihre Art zu reden, und ich erinnere mich, diese Worte mehr als ein Mal von ihr gehört zu haben. Wenn das Herz der guten Matrone wirklich an so stolzen Gedanken hing, so sollte ich mich beinahe darüber trösten, daß sie die Zeit nicht erlebt hat, in welcher sie die Erfüllung ihrer Wünsche billigerweise erwarten konnte; denn das Schicksal hat sich ihren Absichten so wenig geneigt bewiesen, daß gleich die erste Rolle, die

ich zu ſpielen unternahm — es war auf dem kleinen Geſellſchaftstheater meiner Tante — gänzlich mißlungen iſt; und ſeither habe ich es nie mehr über meine Schamhaftigkeit erhalten, weder auf der leichtfertigen Bühne der Thalia, noch auf dem ernſthafteren Schauplatze des Lebens unter einem anderen, als meinem eigenen, ſehr anſpruchsloſen, Charakter aufzutreten.

Doch, wenn mein geringes Talent, Etwas in der Welt vorzuſtellen, den Erwartungen einer ſo liebevollen Verwandten nicht entſprochen hat, ſo iſt es mir dagegen mit den Abſichten einer nicht minder zärtlichen Freundin beſſer gelungen; ich meine, mit den Abſichten der Natur ſelbſt. Ich kann es dem gutherzigen Leſer nicht verbergen, daß ich einer der glücklichſten Einwohner dieſer Stadt bin. Von meiner erſten Jugend an iſt mir wenig Unangenehmes begegnet. Meine Geſundheit iſt meiner Lebensweiſe angemeſſen, empfindlich, aber gut und dauerhaft. Das Vermögen, welches mir meine Aeltern hinterließen, reicht überflüſſig zu, jeden beſcheidenen Wunſch zu erfüllen. Ich habe Freunde, von deren Aufrichtigkeit und Treue ich verſichert bin. Keine Leidenſchaft umwölkt die Hei-

terkeit meiner Tage. Seit vielen Jahren bekleide ich kein Amt mehr; ich liebe die Ruhe, und nie bin ich so vergnügt, als wenn ich ganz stille für mich da sitzen, und dem Thun und Treiben der Menschen aus ein Paar friedfertigen Augen zusehen kann.

Ich glaube, es war eine geraume Zeit früher, als ich fähig war, an einem solchen Schauspiele Theil zu nehmen, daß sich meine Neigung für das Theater zu entwickeln anfing. Das Haus meiner Tante, welches ich fast täglich besuchte, gab mir vielfältige Gelegenheit dazu. Ihre Kinder hatten ein Puppenspiel, mit dem sie, nach ihrer Weise, recht artig umzugehen verstanden. Ich war entzückt, als ich das kleine Zauberwerk — denn dafür hielt ich es — zum ersten Male in Bewegung sah. Mit mehr Ungeduld, als womit ich sonst um Etwas zu bitten pflegte, drang ich in meine Mutter, mir ein ähnliches Kunststück anzuschaffen. Sie besann sich eine Weile, ehe sie meinem kindischen Wunsche nachgab. Endlich kam der Kasten mit meinen Marionetten an. Das feine Aussehen der Figuren und die prächtigen Dekorationen, machten mir anfangs viele Freude. Zusehends ward

mein Vergnügen jedoch gemäßigter, und ich wußte nicht, wie mir dabei geschah. Die hübschen Marionetten sprachen und bewegten sich nicht. Da ich diesem Mangel nicht abzuhelfen verstand, so begnügte ich mich, die geringen Talente meiner Puppen zu beseufzen, und sehnte mich desto mehr nach dem belebten Schauspiele, das ich bei meinen kleinen Muhmen zu sehen gewohnt war.

Der geneigte Leser wird vielleicht aus diesem Vorfalle schließen, daß ich ein etwas einfältiger Knabe gewesen sey. Ich erzähle die Sache, wie sie sich verhielt. Indessen finde ich, daß der Held eines berühmten Romans in seiner zarten Jugend nicht viel klüger war als ich; denn was Göthe von der Taubeneinfalt des jungen Wilhelm Meister erzählt, hat, wie die ganze überaus zahme Natur seines Helden, viel Aehnliches mit meiner eigenen. Die unbedeutenden, aber wunderlichen Begebenheiten, worein sein junger Freund verwickelt ward, sind ganz von der Art, wie ich mir meine Abenteuer in müßigen Stunden geträumt habe. Nur in ein paar Fällen ist Wilhelm Meister ziemlich stark aus meinem Charakter gegangen: erstlich in dem,

daß er die Bühne mit ungleich mehr Kühnheit, wiewol nicht mit viel mehr Glück betrat, als ich, und zweitens darin, daß er sich herausnimmt, den Helden eines Geschichtsbuches vorzustellen, wozu er, aufrichtig gesagt, nicht mehr Anlage hat, als ich, oder ein anderes Mutterkind von gewöhnlicher deutscher Art und Zucht *).

Meine Tante war eine sehr geistreiche Frau, und die witzigen Köpfe, von denen immer ein halbes Dutzend um sie herum schwärmte, versicherten, daß sie außerordentlich viel Takt und Geschmack besitze. Das lebhafte Vergnügen, das ich an den theatralischen Vorstellungen ihrer Kinder fand, scheint ihr um diese Zeit aufgefallen zu seyn; denn sie nahm mich nun öfters in ihre Loge mit, wo ich Gelegenheit hatte, die Kunst in größeren Gegenständen zu beobachten.

*) Der Verfaßer hat im Verfolg dieser Blätter Anlaß gefunden, sein Urtheil über Göthe und über den Wilhelm Meister insbesondere, ausführlich auszusprechen. Die Verehrer dieses großen Schriftstellers, deren wahre Verdienste Niemand höher schätzen kann, als der Verf. selbst, werden daher ersucht, den etwas leichten Ton, in welchem hier W. Meister's erwähnt wird, nicht für einen Beweis vom Gegentheil zu halten.

E. A. W.

Ich hatte bisher nur mäßige Fortschritte in meinen Studien gemacht, besonders klagten meine Lehrer, daß ich in der Wissenschaft, Gedrucktes zu lesen, sehr zurück geblieben sey. Man gerieth darauf, mir ein Komödienbuch in die Hände zu geben. Das schlug über alle Erwartung an. Ich vertiefte mich in mein neues Lesebuch, und in wenig Tagen war ich im Stande, meinen Autor ohne vieles Stottern vorzutragen. Ich behielt sogar halbe Scenen daraus, und deklamirte die rührenden Stellen mit einem Pathos, welches die Fassungskraft meines Alters zu übersteigen schien.

Meine Tante, sehr erfreut über dieses Phänomen, machte mir ein Geschenk mit einer niedlichen Ausgabe von Voltaire's Theater. Obwol ich der französischen Sprache wenig mächtig war, hatte sie doch das Vergnügen, zu sehen, daß ich mich, ohne zu ermüden, durch den Mahomet und die Alzire durcharbeitete. Nach einigen Wochen las ich die wohlklingenden Verse Voltaire's mit mehr Fertigkeit, als ein Jahr vorher mein deutsches Vokabelnbuch. Jetzt war meine Tante überzeugt, ein entschiedenes Talent für die dramatische Kunst in mir entdeckt zu haben. Wenn

er erſt den Shakſpeare kennen lernt,« ſagte ſie, »ſo muß ſein Genie zum Durchbruch kommen.« Die gelehrten Herren von ihrer Bekanntſchaft unterließen nicht, ſie in dieſer Meinung zu beſtärken. Da meine Mutter um jene Zeit ſtarb, und mein Vater, der in ſeine juridiſchen Arbeiten vertieft war, mir noch wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo hatte die Tante ziemlich freie Hand, ihr Lieblingsſyſtem an mir auf die Probe zu ſtellen. Sie behauptete, die Natur allein thue Alles, und der Unterricht ſey gewöhnlich nichts, als ein ungeſchickter Verſuch, den Keim des Genies in jungen Köpfen zu erſticken. Die Lehrſtunden, die ich bei verſchiedenen Meiſtern hatte, wurden täglich mehr abgekürzt, um mir Muße für das freie Studium der dramatiſchen Dichter zu verſchaffen. Nach und nach fing ich auch ſchon ſelbſt zu komponiren an, und alles war im beſten Gange, die Vorausſagung meiner Tante in Erfüllung zu bringen, als mein Vater plötzlich dieſem poetiſchen Thun und Treiben ein Ende machte.

Der treffliche Mann hatte andere Abſichten mit mir, und hielt es nun für Zeit, ſich ſelbſt der weiteren Ausbildung meiner Fähigkeiten an-

zunehmen, deren künftiger Schauplatz, wie mein Vater sich ausdrückte, nicht das breterne Gerüst der Melpomene, sondern die auf Granit ruhenden Hallen der Themis seyn sollten. Er gab mir einen alten französischen Offizier zum Gesellschafter, der ein guter Mathematiker und ein leidenschaftlicher Anhänger der Lehre des Helvetius von der Macht der Erziehung war. In geradem Widerspruche mit dem, was meine Tante für die Stimme meines Genius erklärte, und zu ihrem großen Aergerniß, mußte ich die Dichter, mit denen ich in anderthalb Jahren ziemlich bekannt geworden war, gegen den Segner und Euklid vertauschen. Plutarch und Rollin waren die Schriftsteller, deren Lesung mir zu meiner Erholung gestattet wurde. Mein Hofmeister pflegte zu sagen: »aus einem Geometer könne man Alles machen, was man wolle, selbst einen Poeten, wenn es verlangt würde, und ohne alle Geometrie sey auch der Schuhmacher nur ein Stümper in seinem Metier.«

Meine Tante war trostlos über die Gewalt, welche meiner Natur angethan wurde, und wodurch, wie sie glaubte, mein angeborenes Talent vertilgt werden mußte. Desto größer war ihr

Erſtaunen und ihre Freude, als ich ſie nach einiger Zeit mit der geheimen Frucht der langen Weile überraſchte, worein mich der gelehrte Unterricht meines Erziehers zuweilen verſetzte. Es waren die ſechs erſten Akte eines, ſeiner Anlage nach, unendlichen Trauerſpieles, Julius Cäſar genannt, in welchem ich das Leben, die Thaten und den Tod dieſes großen Mannes, oder vielmehr die Begebenheiten ſeines Zeitalters, darzuſtellen verſucht hatte. Einen vollſtändigeren Triumph hätte das Syſtem meiner Tante über die Theorie ihres Gegners nicht erlangen können. Es gab durchaus keine Regel, weder in, noch auſſer der Geometrie, welche auf das geniale Produkt meiner heimlichen Nachtwachen anwendbar geweſen wäre. Obwol mein Julius Cäſar noch keinen vollendeten Shakſpeare verrieth, ſo war doch meine Tante, und halb und halb ich ſelbſt, überzeugt, daß ich in dieſem Fache einmal etwas Auſſerordentliches leiſten würde. Ich ſetzte im Stillen meine dichteriſchen Bemühungen fort, und brachte endlich eine Art Duo-Drama zu Stande, welches meine Tante der Ehre für würdig hielt, auf ihrem Geſellſchaftstheater aufgeführt zu werden. Ich ſelbſt mußte

die Hauptrolle — einen ritterlichen Troubadour — übernehmen, obschon ich sie für einen meiner Spielkameraden, einen sehr gewandten, lebhaften Jungen, Namens Eduard, bestimmt hatte. Mein Mühmchen Lily, die sich abwechselnd von mir und von Eduard den Hof machen ließ, stellte die Fee vor, auf deren Insel der Troubadour sich aus einem Schiffbruch gerettet hat, und welche ihn, nach manchen schweren Prüfungen, mit ihrer Hand beglückt.

Die Proben gingen, unter der Leitung der Tante und mit Eduards Beihülfe, sehr gut von Statten. Ich trug die etwas schwülstige Liebeserklärung des Troubadours mit einem Feuer vor, das einen sehr angenehmen Eindruck auf meine kleine Muhme zu machen schien. Doch als am folgenden Abende der Vorhang aufging, und ich das Zimmer voll von fremden Leuten sah, befiel mich plötzlich eine Bangigkeit, die mir Besinnung und Sprache zugleich raubte. Ich wußte kein Wort von meiner Rolle, und war unfähig einen Laut hervor zu bringen. Verlegen sah ich mich nach Eduard um, der mich als stummer Knappe begleitete. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher ich mich

vergebens bemühte, den Anfang meiner Rede zu finden, trat endlich Eduard vor, und sprach die Worte mit großer Zuversicht an meiner Statt. Ueberaus froh, des Sprechens enthoben zu seyn, und nach und nach meiner selbst wieder mächtig, stellte ich mich bescheiden hinter meinen Herrn, und spielte die stumme Rolle des Knappen mit bewundernswürdiger Fassung. Die schöne Fee war anfangs nicht wenig betroffen über diese unerwartete Rollenverwechslung; aber Eduard stellte seinen Liebhaber aus dem Stegreife so natürlich dar, daß sie sich den Tausch gar bald gefallen ließ. Ein seltsames Murmeln unter den Zuschauern, das endlich in ein lautes Gelächter überging, störte jedoch den possierlichen Ernst dieses kunstreichen Zusammenspiels. Meine Angst kehrte zurück und steckte auch Lily an, die zu weinen anfing; bis auf ein Zeichen der Tante der Vorhang herabfiel und die verunglückte Darstellung eine Ende hatte.

Dieser Unfall gab dem System meiner Tante und dem Vertrauen, welches sie in meine dramatische Bestimmung gesetzt hatte, einen merklichen Stoß, und ließ in mir einen Eindruck zurück, dessen ich bis auf den heutigen Tag noch

nicht völlig Meiſter werden konnte. Ohne meiner Liebhaberei für das Theater, und ſelbſt dem Antriebe zu eigenen dramatiſchen Hervorbringungen widerſtehen zu können, bin ich äuſſerſt furchtſam und zweifelhaft in der Ausübung dieſer meiner Lieblingsbeſchäftigung geworden. Obſchon ich ſeit fünf und zwanzig Jahren und darüber, den gröſten Theil meiner Nebenſtunden, und ſeitdem ich von Amtsgeſchäften frei bin, oft meine ganze Zeit der dramatiſchen Poeſie gewidmet, und obwol Lopez de Vega kaum ſo viele Theaterſtücke geendigt hat, als ich zu ſchreiben anfing, ſo bin ich doch bis jetzt noch nicht mit mehr als mit einer einzigen Tragödie zu Stande gekommen, von deren Gelingen ich keinesweges zuverſichtlich genug denke, um ihre Aufführung vor dem nächſten Jahrzehend übereilen zu wollen.

Wenn ich indeſſen in dem praktiſchen Theile der Kunſt weder die Fruchtbarkeit noch den glänzenden Erfolg erlangt habe, welche meine allzu hoffnungsvolle Jugend voraus zu ſagen ſchien, ſo glaube ich dagegen in der Theorie und Beurtheilung derſelben weiter gekommen zu ſeyn, als ſich von meinem ungeometriſchen Kopfe erwar-

ten ließ. Ich bilde mir ein, einige Blicke in die geheime Werkstätte des Genies gethan zu haben, und gleich dem Adepten, dem das Vermögen, Gold zu machen, versagt ist, muß ich mich mit den Einsichten trösten, welche ich zufällig bei einem mißlungenen Prozesse erwarb, dessen Auflösung sich die Natur allein vorbehalten hat.

Da ich im Begriffe bin, in meiner Eigenschaft als Journalist den Gerichtshof des Geschmackes zu betreten, und das Theater ein Hauptgegenstand unserer öffentlichen Verhandlungen seyn wird, so habe ich es der Ordnung und Rechtlichkeit gemäß gehalten, eine vorläufige Auskunft über meinen Beruf zur Kritik, und einige Winke über den Geist und die Gesinnung zu geben, welche ich in meiner Amtsverwaltung darzulegen gedenke. Wenn eine entschiedene Neigung, viele Empfänglichkeit, und ein halbes, der Kunst gewidmetes Leben, ein Recht ertheilen, seine Meinung über Werke des Genies zu äußern, so darf ich hoffen, nicht zu den unberufenen Beurtheilern der Schaubühne gezählt zu werden. Von der andern Seite muß das Geständniß der Schwächen, deren ich mir

ſelbſt bewußt bin, den Kunſtgenoſſen die Zuverſicht einflößen, daß ich nicht gekommen ſey, das würgende Schwert in das Reich der Thalia zu bringen, ſondern den Frieden. Eben ſo begierig, Schönheiten aufzuſpüren, als Andere, Fehlern und Lächerlichkeiten nachzujagen, werde ich in meinen kritiſchen Unterſuchungen öfters Anlaß zum Lobe als zum Tadel finden; und, wenn allzu große Verſündigungen gegen den Geſchmack mir die Pflicht auflegen, den armen Schuldigen ihr Recht widerfahren zu laſſen, ſo hoffe ich wenigſtens keine Rückſicht zu vergeſſen, die das Gefühl eigener Menſchlichkeit uns einflößt, und die mit der Würde des richterlichen Amtes nur irgend vereinbarlich iſt.

Ich bin überhaupt der Meinung, daß die Zeit und die Umſtände, worin ſich das deutſche Theater befindet, der Kritik nicht geſtatten, in ihrer vollen Strenge und mit dem ganzen ſchreckhaften Pompe zu erſcheinen, der ſie zu begleiten pflegt. Wir ſind weniger in dem Falle, eine zu große Fruchtbarkeit und Ueppigkeit des Wachsthums hindern und ausrotten zu müſſen, als es unſer Beſtreben ſeyn ſollte, die dürftige Vegetation eines erſt urbar gewordenen, aber wie-

der verödeten Bodens durch alle Mittel, die von uns abhangen, zu begünstigen. Wie schwer, wie undankbar und unerfreulich ist es heut zu Tage, für die Unterhaltung des Publikums, und für das Theater insbesondere zu arbeiten! Gewiß, diejenigen, welche sich ein öffentliches Urtheil über Schriftsteller und Schauspieler anmaßen, würden gut thun, wenn sie vorher den Versuch machen wollten, ob die Ausübung der Kunst, worüber abzusprechen ihnen so leicht und angenehm scheint, nicht Schwierigkeiten habe, von denen sie sich bis dahin nichts träumen ließen. Ihr Eigendünkel würde vielleicht seine Rechnung nicht dabei finden, aber sie könnten das Lob der Billigkeit erwerben. Wer die Strenge seines Urtheils nicht durch eigene Meisterwerke zu rechtfertigen vermag, sollte die Erlaubniß, Andere zu tadeln, wenigstens durch ein freiwilliges Opfer erkaufen, das er, zur Versöhnung der Rachegötter, auf den Altar der Kritik niederlegt.

Die Verfasser gewisser Theaterkritiken und Korrespondenzartikel scheinen ihre Kühnheit, über eine Kunst abzuurtheilen, worin sie vollkommene Fremdlinge sind, der entgegengesetzten Denkungs-

art zu verdanken. Denn da ſie ſelbſt nie etwas geſchrieben haben, noch ſchreiben werden, was der Kritik werth oder fähig wäre, ſo glauben ſie, gleich der unfruchtbaren Lady Macbeth, vor der rächenden Nemeſis ſicher zu ſeyn. Allein, obwol ſie, wie Bürger von ſeinem Recenſenten ſagte, ſchwerlich Kinder haben, ja vielleicht zum Theil ſelbſt noch Kinder ſind, ſo möchte ich ihnen doch nicht rathen, in ihrem blinden Vertrauen auf ihr falſches Geſtirn zu weit zu gehen, und die Blutſchuld über ihren Häuptern ſich anhäufen zu laſſen. Die Klatſchblätter, woraus ihre krächzenden Stimmen ertönen, ſind ſelbſt ſterbliche Weſen; und ein beleidigter Autor, oder in deſſen Ermangelung ein Mann, der die Gerechtigkeit um ihrer ſelbſt willen ausübt, könnte verſucht werden, dieſe unreifen Geburten der Anmaßlichkeit und des Afterwitzes der unterirdiſchen Gottheit zu opfern.

Ein Beſuch im Theater.

Mein Freund Brink und Herr Friedrich Ernſt, die mir manchmal den Vorwurf machen,

daß ich (um in der Sprache jener ſtahlherzigen Lady zu reden) zu viel von der Milch der menſchlichen Milde in mir habe, werden mit dem Schluß des obigen Aufſatzes beſſer zufrieden ſeyn, als ich es ſelbſt bin, da ich ihn nun wieder leſe. Ich habe mich von der Gemüthsbewegung, worin ich die letzten Stellen niederſchrieb, ſo angegriffen gefunden, daß ich mir eine Zerſtreuung machen mußte. Ich war im Theater, und erſt jetzt komme ich in einer Stimmung daraus zurück, welche die Kritik in Perſon und alle Unarten ihrer Jünger mir nicht verderben ſollen.

Etwas ſtumpf und verdrießlich, wie ich meinen Schreibtiſch verlaſſen hatte, kam ich im Burgtheater an, und ſetzte mich in meinem vertrauten Parterre nieder, ohne zu wiſſen, was gegeben werden würde. Es war noch ziemlich früh an der Zeit, und das Haus fing an, ſich langſam zu füllen. Dieſer Anblick iſt mir immer ſehr angenehm geweſen. Gewöhnlich ſtehe ich in der Mitte des Parterres, mit den Augen gegen den Eingang gerichtet. Ich bin ſehr aufmerkſam auf die Ankommenden, und da die ordentlichen Beſucher des Theaters mir ſo bekannt

sind als den Billetteurs, so fallen mir die seltneren Gäste und die ganz fremden Gesichter desto mehr auf. Heute kamen nach einander mehrere sonderbare Gestalten herein, die mich bald ganz aus meiner Träumerei weckten. Die erste davon war ein ältlicher Mann von ansehnlichem Wuchs und etwas stolzen Gang, in der Tracht eines wohlhabenden Bürgers aus der Provinz. Er lüftete seinen dreieckigen Hut, als er an mir vorbei ging, und stellte sich ein paar Schritte von mir, die Gallerie und die Logen mit fremden, aber gleichgültigen Blicken betrachtend. Nach einer Weile wendete er sich an mich, um zu fragen, wo die Loge des Hofes sey. Ich zeigte sie ihm. »Das ist artig,« sagte er im Steiermärkischen Dialekt, »daß man hier mit dem Kaiser und seinen Brüdern in Gesellschaft ist.«

Indem er noch sprach, trat eine hurtige kleine Figur herein, mit Brillen auf der Nase, und machte eine Bewegung gegen mich, als ob sie mich umarmen wollte. »Verzeihen Sie,« sagte der kleine Mann, »ich dachte meinen Onkel, den Geheimenrath zu sehen. — Es ist eine

unangenehme Beleuchtung. In Dessau haben wir das besser.«

Ohne meine Antwort abzuwarten, schlüpfte der kleine Herr in einen Seitengang, um einen Andern anzureden, den er ebenfalls verkannte. Das Gewühl wurde lebhafter, und ich überließ mich dem ergetzenden Anschauen der Gruppen und Gestalten, die sich, näher oder entfernter, um mich bewegten.

Dort schritt ein Geschäftsmann daher, auf dessen ernsten Stirn sich die Last eines mühevollen Tages zeigte; hier erschien eine Matrone mit ihren Töchtern am Arm, deren Blicke von unschuldiger Erwartung glänzten; da schlich ein Hypochondrist, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, zu seinem Sitz; neben ihm lagerte sich mit breiten Schultern und Hüften ein Rentier, noch von der Arbeit der Tafel dampfend, und bereit, in ein süßes Vergessen seiner selbst zu versinken; hier rauschte eine muntere Dame vorbei, funkelnd von Witz und Diamanten; dort schien das Auge eines Liebhabers den verborgenen Gegenstand seiner Wünsche zu suchen. Die Plätze waren voll, und die Logen entfalteten, gleich einem kostbaren Fächerwerk, den

Reichthum und die Schönheiten der Stadt, deren vornehmste Einwohner aufzunehmen sie bestimmt sind. — Durch dreißig Jahre und darüber, während welcher ich dieses Anblicks genieße, ist dieß Schauspiel immer neu und erquickend für mich geblieben.

Die ersten Striche der Violine verkündigten den Anfang des Stückes. Ich erkannte die Ouvertüre des Sargino. Mein Blick kehrte sich zu dem liebenswürdigen Fürsten *), dessen Liberalität und Eifer für die Kunst dem Publikum den schöneren Genuß dieses Werkes verschaffte. Der Vorhang stieg empor. Ich fühlte mich ganz offen und glücklich. In einer solchen Stimmung habe ich keinen Sinn für kleine Unvollkommenheiten und Mängel, welche meine Einbildungskraft, von der Schönheit des Ganzen ergriffen, ersetzt und zu veredeln sucht. Die Seele, die aus Sargino's und seiner Geliebten Gesang athmet, schien mir in ihre Mienen und Geberden über zu gehen. Ihre Figur erhob sich

*) Fürst Lobkowitz, welcher zu Anfang des Jahres 1807 mit mehreren anderen Kavaliers vom ersten Range die Direktion der beiden k. k. Hoftheater übernommen hatte.

in meinen Augen, und Sophiens schuldloses Gesicht däuchte mir belebt und reizend. Ich empfand die Gewalt der Neigung, die sie ihrem Sargino nicht länger verbergen kann. Das Bild ihres zierlichen Geliebten erhielt unvermerkt die Züge und die Haltung eines Helden. Einige falsche Töne berührten kaum mein Ohr, und die Lazzi des ehrlichen Pietro schienen mir ganz manierlich. Meine Aufmerksamkeit ward keinen Augenblick unterbrochen. Die herrliche Schlußscene des ersten Aktes vollendete die wohlthätige Verzauberung, worein ich mich versetzt fühlte.

Welch ein Ort ist das Theater! sagte ich bei mir selbst. Wie belohnend muß es seyn, ihm seine Talente zu weihen! Und zu welcher Feenwelt könnte es durch den Geschmack, die Kunstliebe, den Reichthum und das Ansehen der Beschützer umgestaltet werden, in deren Hände ein günstiger Zufall sein Schicksal gelegt hat! Nirgends, wie hier, begegnen sich die Bedürfnisse und Wünsche aller Stände und Menschengattungen, welche auf Bildung Anspruch machen. Nirgends ist die Geselligkeit freier, allgemeiner, und das Gemüth empfänglicher für alle Arten von Eindrücken. Laßt die Eumeniden durch die-

sen Saal schreiten, und jede verborgene Schuld empört sich in der unverwahrten Brust. Tartüffe, an der Seite der Großen, fällt aus seiner Rolle, wenn ihn Molière's Pfeil von der Bühne trifft. Tellheims Edelmuth, wie der Klingsberge Leichtsinn, theilt sich dem Parterre mit. Hier lacht man mit Verstand und herzlich; hier fließen unverstellte, von süßem Schmerz erzwungene Thränen. Möge der gute Geist, fuhr ich in mich gekehrt fort (indem ich, um des Vergnügens nicht zu viel zu haben, das Theater verließ und zufrieden nach Hause kehrte) — möge der gute Geist, welcher der Schaubühne Wiens hellere Aussichten eröffnete, die Hoffnungen, die er in uns erregte, erfüllen! Möge die Weisheit im Rathe des Theaters ihren Sitz nehmen, Genie und Wetteifer die Künstler begeistern, und Frohsinn, Geschmack und Sitte in allen Klassen und Reihen der Zuschauer herrschend werden!

4.

Der Machtſpruch.

Ein dramaturgiſches Geſpräch.

„Ich hindere Dich doch nicht?“ ſagte Brink, als er heute Morgen ſchon ziemlich lange da geweſen war und, ohne ein Wort mit mir zu reden, unter meinen Büchern, auf den Tiſchen und in den Schränken, ich weiß nicht wonach, geſucht hatte.

Solche Beſuche, wobei von keiner Seite etwas geſprochen wird, erhalte ich öfters von meinen Freunden, die gewohnt ſind, mich jeden Vormittag zu Hauſe zu finden. Man kommt und geht, ſpricht oder ſchweigt, lieſt ein Buch oder ſieht zum Fenſter hinaus, ohne ſich um einander und um die Förmlichkeiten des Umganges zu bekümmern.

„Du nicht,“ antwortete ich, indem ich meine Arbeit bei Seite ſchob: „Du nicht, Samuel; aber — —“

Brink. Es geht Dir nicht von Statten wie ich ſehe.

Ich. Ganz und gar nicht. Ich bin recht eigentlich in Verlegenheit.

Brink. Mit Deiner Erlaubniß, das biſt Du ziemlich oft. Wüßte ich, was die Sache iſt, ſo wollte ich verſuchen, Dir aus der Klemme zu helfen. Wenn die Vernunft nicht anſchlägt, ſo thut es vielleicht ein Machtſpruch.

Ich (einfallend). Haſt Du das Stück geſehen?

Brink. Welches Stück?

Ich. Du haſt es genannt.

Brink. Den Machtſpruch, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, ꝛc. —? Ja wohl habe ich es geſehen, und, was viel iſt, vom Anfang bis zum Ende.

Ich. Das iſt mir lieb; denn — Dir die Wahrheit zu geſtehen, — das eben iſt die Sache. Ich bin im Begriff, meine Gedanken darüber zu Papier zu bringen.

Brink. Thue das immer, Thomas. Das Papier und ich haben nichts entgegen. Oder biſt Du in Verlegenheit, was von der Sache zu denken ſey?

Ich. Nein; aber ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Brink. Mein Urtheil wäre bald gesagt: — Es ist ein unvergleichliches Stück.

Ich. Gewissermaßen hättest Du nicht Unrecht.

Brink. Wenn ich's recht betrachte, so ist es die wahre Tragödie, das echte Bocksspiel der Alten. Es reiniget die Leidenschaften und befreit davon. Ich habe weder Liebe noch Haß gegen eine Person dieses Trauerspieles empfunden; und wenn sie alle umgekommen wären, wie Mazo und Adolfo, so hätte es nur einen schöneren Leichenzug gegeben. Zuweilen möchte man das Stück für langweilig halten, aber man kommt nicht dazu, Langeweile dabei zu haben.

Ich. Das hat seinen guten Grund, Samuel; Du wirst auch bemerkt haben, daß es fast allgemein gefiel.

Brink. Es müßte aller Welt gefallen, wenn die Kritik nicht wäre, und wenn es keine Leute gäbe, die Verstand haben, oder zu haben sich einbilden.

Ich. Was Du sagst, mag Dein Ernst oder Scherz seyn; der Verstand ist es nicht, worauf es in der Beurtheilung eines Kunstwerkes allein

ankommt. Dieſes Trauerſpiel hat, bei ſehr auffallenden Fehlern, ein Verdienſt, welches die bloße Routine nicht geben kann, und das der gute Kopf, auch wenn er will, nicht immer erreicht. Es beſchäftigt; und obwol weder die Handlung noch die Perſonen intereſſiren können, ſo läßt man es ſich doch gefallen, den Ausgang abzuwarten. Die Längen, deren es viele hat, ermüden nicht.

Brink. Im Gegentheil, ſie ſind recht amüſant. Ich möchte die Radotage des Waſſerträgers, und die Schul-Exercitien des prächtigen Medicis um Vieles nicht überhört haben.

Ich. Ein Beweis, daß der Gang der Handlung dadurch nicht unterbrochen wird. Das Stück hat eine mechaniſche Haltung, die ihm ſtatt des Planes dient, und welche hervor zu bringen, eine dem Genie nicht ganz unähnliche Naturgabe erfordert wird. Niemand lernt, ſo etwas machen.

Brink. Bei meiner Ehre, nein! Aber wenn ſich Einer auf den Kopf ſtellte, ſollte es ihm, meine ich, doch gelingen.

Ich. Verſuch' es ein Mal. Du wirſt etwas Tolleres zu Stande bringen, aber nichts

so Unterhaltendes. Das ganze Stück ist aus der Seele des Autors geschöpft. So weit muß man seyn, so viel muß man wissen, und nicht mehr, und nicht ein Mal ahnen muß man, daß man mehr seyn und wissen könne, — um so zu schreiben. Auf dieser Stufe der Kultur begegnet man der Menge, und die Menge, nicht Du noch ich, noch die Verfasser der Theaterzeitung sind es, an deren Urtheil dem Dichter etwas liegen kann. Euripides, Plautus, Shakspeare, Molière und Gozzi suchten und erhielten den Beifall der Menge. Die deutschen Dichter würden dasselbe gethan haben, wenn sie ein Publikum gehabt, oder es gekannt hätten. Der einzige, der es kennt, Hr. v. Kotzebue, fährt sehr wohl dabei. Wien hat sein eigenes Publikum, das Hr. Ziegler versteht und von dem er verstanden wird. Aber ohne an Wien insbesondere zu denken, finde ich ganz natürlich, daß Leute, deren Geschmack noch nicht durch Meisterwerke verwöhnt ist, und die sich durch Vergleichungen und durch die Kritik nicht stören lassen, ein Produkt, wie das seinige, mit behaglichem Beifall aufnehmen, und sich von dem Gei-

ſie des Verfaſſers, in mehr als einer Rückſicht, angezogen fühlen.

Brink. Ganz natürlich! Ich habe ſelbſt nur eine wichtige Einwendung gegen das Stück zu machen, und die betrifft den Titel. Es ſollte nicht der Machtſpruch heißen, ſondern der Pfiff.

Ich. Wie?

Brink. Es iſt ein pfiffiges Stück, und dieſer Herzog Kosmus ſteckt voll von Pfiffen. Er weiß ſeine Leute herum zu bringen, daß es eine Art hat, und ſeine Geſetze dazu. Ein Pfiff, und Mazo iſt um ſein Kommando; noch ein Pfiff, und Adolfo verräth ſein Geheimniß. Kornelien bringt er ein paar Pfiffe bei, die nicht beſſer ausgedacht ſeyn könnten, um ſie, aus einer tragiſchen Perſon, mit allen ihrem Schmerz, zu einer bloßen Komödiantin zu machen.

Ich. Das wäre der pfiffigſte Gedanke eben nicht.

Brink. Mazo iſt ja nicht ihr Vater: ſo ein Stiefvater iſt ſo viel, als keiner, und Lorenzo hat ihn nicht ermordet; er hat ihn — ohne es zu wollen — nur ein wenig todt gemacht. Das muß Kornelien und aller Welt

einleuchten. Ein anderes Mal möchte der Herzog einen Brief haben, den ihm der Ueberbringer nicht geben darf, ohne einen Eid zu brechen. Das ist eine Verlegenheit für einen Herrn, der so viel auf Eide hält; aber Kosmus weiß sich zu helfen: — ein Pfiff, und er bekommt den Brief, ohne daß ein Mensch seinen Eid gebrochen hätte. — Der Hauptpfiff bleibt jedoch immer der Machtspruch selbst.

Ich. Du bist nicht klug mit allen Deinen Pfiffen.

Brink. Sage selbst, ist es nicht ein verwünscht schlauer Einfall, daß der, welcher Lorenzo'n im Zweikampfe erlegt, seine Braut heirathen muß, sie mag ihm anstehen oder nicht? Dem Lorenzo ist freilich nicht sonderlich damit gedient, aber für die Braut wird doch auf jeden Fall gesorgt, und — worin eigentlich die Feinheit besteht, — ihr Vetter Uzano muß auf den Kampf Verzicht thun, da ein impedimentum canonicum ihn der Hoffnung beraubt, den Dank davon zu tragen. Ein verdammt schlauer Einfall, wie ich sage! Was dieser Uzano für eine alberne Figur dabei macht! Und nun der erhabene Zug, daß der Pinsel ausruft: er wolle

nach Rom eilen, um sich die Dispens zu holen. Ja, wenn man auf ihn wartete! Das ist eben das Pfiffigste, daß Alles vorbei ist, ehe er nur nach Rom kommt.

Ich. Das ist ein Spaß, Brink, und keine Kritik.

Brink. Es ist höchstens eine Kritik, wie sie sich zu diesem Trauerspiele schickt. In dem Ganzen liegt ein Fonds von Lustigkeit, der bei der trockensten Behandlung nicht erschöpft werden könnte; allein der Verfasser hat noch hundert kleine Hebel und Druckwerke in Bewegung gesetzt, womit er die Aufmerksamkeit, wenn sie zu sinken anfängt, immer wieder glücklich aufreizt.

Ich. Seine Sentenzen und Gleichnisse meinst Du?

Brink. Die Gleichnisse sind nur drollig; aber seine Sentenzen sind wahre Epigramme. Die meisten haben eine Pointe, und diese Pointe ist in der Regel eine Ungereimtheit.

Ich. Mir gefällt der Verfasser in diesen Pointen. Wenigstens mag ich sie lieber haben, als die platten Tiraden und Schilderungen, womit andere Schriftsteller ihre Spektakelstücke

ausstaffiren. Unter uns, Samuel! die wenigsten Autoren verstehen es, den wahren Gebrauch von dem Ungereimten zu machen. Das Genie und der Unsinn gränzen näher an einander, als gewöhnliche Beobachter glauben. Ein wenig Tollheit schadet einem poetischen Werke nicht. Wer nicht begeistert werden kann, muß wenigstens fähig seyn, zu rasen. Ich kenne einen Dichter, dessen größtes Unglück die robuste Gesundheit seines Kopfes ist. Da es ihm ganz an Genie fehlt, so glaubt er sich auf eine unnatürliche Art erhitzen zu müssen, um das Außerordentliche hervor zu bringen. Aber sein kalter Verstand kann nicht zum Deliriren gebracht werden; er kann höchstens faseln.

Brink. Nun, ein wenig faselt unser Verfasser wol auch. Was dünkt Dich von der Art, womit er seine Heldin von einer plötzlichen Ahnung ergriffen seyn läßt, da sie ein Wort ausspricht, wobei weder sie noch der Dichter Etwas gedacht haben kann?

Ich. In der Unterredung mit ihrer Muhme? wo ihr der Verfasser einen nichtssagenden Ausdruck in den Mund legt, der sie in eine so unerwartete Erschütterung versetzt? — Ich ge-

ſtehe, dieſer Zug iſt verunglückt, und ohne das wunderſame Spiel der Madame Rooſe müßte er nothwendig Lachen erregen. Hier hat den Verfaſſer offenbar der glückliche Inſtinkt verlaſſen, der ihn ſonſt leitet. Es iſt überhaupt ſehr kühn, Ahnungen auf das Theater zu bringen. Eher wird man Geiſter bei hellem Tage erſcheinen laſſen können, als eine Ahnung, dieſes innere Geſpenſt, glaublich machen. Und vollends dieſe Ahnung, die aus Korneliens lachender Einbildungskraft, wie aus dem wolkenloſen Himmel, ihr auf's Herz, und den Zuſchauern auf die Naſe fällt!

Brink (nach einer Pauſe, zerſtreut). Da habe ich doch ſelbſt eine Ahnung.

Ich. Die wäre?

Brink. Es ſteht Dir ein Verdruß bevor.

Ich. Poſſen!

Brink. Du wirſt eine Recenſion von dieſem Trauerſpiele ſchreiben, womit weder der Verfaſſer, noch das Publikum, noch die Kunſtrichter zufrieden ſeyn werden.

Ich. Ich werde gar keine ſchreiben; und wäre es auch nur, um Deine Ahnung zu Schanden zu machen.

Brink. Wir wollen sehen.

Ich. Im vollen Ernste! Es läßt sich nicht viel Gutes, und ich möchte nicht gern viel Schlimmes von diesem Stücke sagen. So lange Hr. Ziegler keine andere Nachfolger erhält, als die, welche wir bisher gesehen haben, weiß ich nicht, was der Geschmack und das Publikum dabei gewinnen, wenn man es ihm verleidet, für das Theater zu schreiben. Man verlangt Neuigkeiten. Hr. Ziegler hat nicht mehr an dem Geschmack verdorben, als der Geschmack an ihm. Es fehlt seinen Stücken selten an Lebhaftigkeit und Wirkung.

Brink. Das ist wahr. Wenn die Handlung keine Nerven hat, so hat sie wenigstens Beine.

Ich. Es ist doch Etwas. Einige unserer neuesten Trauerspiele sind wahrhaft lendenlahm; die Handlung bewegt sich nicht von der Stelle. Und dann die Sitten, die Charaktere! Hrn. Ziegler's Menschen sind Phantome, aber selten Ungeheuer. Er läßt seine Helden Thorheiten begehen, aber sie gefallen sich doch nicht in Gräueln. In diesem Trauerspiele, wie in seinen meisten Stücken, schweben Sitten und Charaktere zwi-

ſchen Wahrheit und Einbildung; ohne ſich zu dem Idealen zu erheben, haben ſie den Boden der Erfahrung verlaſſen. Man ſieht, daß es mit dieſen Menſchen, ihren Geſinnungen, Leidenſchaften und Schickſalen nur eine unſchuldige Spiegelfechterei iſt, womit uns der Verfaſſer unterhalten will; und da er uns, im Ernſt oder Scherz, wirklich unterhält, warum ſollten wir ſeine unſchädliche und gut gemeinte Bemühung nicht vielmehr mit Dank, als mit ſtrengem Tadel aufnehmen?

Brink. Sag' ein Mal, Thomas! War Deine Tante nicht eine kurze, runde Frau, und hinkte ſie nicht ein wenig, aber ſehr zierlich, auf der linken Seite, wenn ſie ging.

Ich. So that ſie. Aber wie kommſt Du auf ein Mal darauf?

Brink. Dann habe ich ſie noch gekannt; und ich ſtelle mir recht lebhaft die Freude vor, die ſie haben müßte, wenn ſie Dich jetzt ſähe: — zwar nicht als Dichter, wie ſie Dich zu ſehen hoffte, aber als Einen, dem über Leben und Tod der Dichter Gewalt gegeben iſt, und der — was dem Blute deiner Familie Ehre macht — es doch nicht über ſein Herz bringen kann,

ich will nicht sagen, ein Todesurtheil, sondern nur den Todtenschein eines poetischen Werkes, zu unterschreiben. — Auf Wiedersehen, Thomas! *)

Eben da ich diesen halben Bogen in die Druckerei senden will, erhalte ich ein Schreiben von unbekannter Hand, welches eine so wohlwollende Gesinnung für mich und meine Unternehmung verräth, daß ich nicht umhin kann, dem Verfasser meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen. Die Aufmerksamkeit eines denkenden Mannes erregt zu haben, kann mir und meinen Freunden nicht anders, als schmeichelhaft seyn. Ob es der Briefsteller mit dem Zwecke dieser

---

*) Diese scherzhafte Recension, die man zur Zeit, als sie erschien, ergetzlich fand, hinderte nicht, daß der Machtspruch in Wien fortwährend mit vieler Theilnahme gesehen wurde, und bald hernach auf alle übrigen deutschen Bühnen überging, auf denen er sich ein volles Jahrzehend hindurch erhielt. Es fehlt diesem und den meisten Stücken des Herrn Ziegler nichts, als ein wenig modische Sprache, um, neben manchen der neuesten Bühnenprodukte, noch jetzt auf dem Theater Fiaur zu machen.

G. A. W.

Blätter nicht etwas zu ernſthaft nimmt, will ich indeſſen dahin geſtellt ſeyn laſſen. Auf jeden Fall verdienen ſeine Beobachtungen und Anſichten bekannter zu werden. Ich glaube daher am beſten zu thun, wenn ich den Brief des wackeren Mannes hier unverändert einrücke.

Wohlgeborner Herr!

Die erſten Blätter Ihrer Wochenſchrift, die mir von ungefähr in die Hände fielen, ſcheinen ein Unternehmen anzukündigen, welches auf die Theilnahme aller verſtändigen Menſchen Anſpruch hat. Die Verirrungen unſerer Literatur, denen entgegen zu wirken Ihr vornehmſter Zweck zu ſeyn ſcheint, fangen an, unleidlich und für die öffentliche Wohlfahrt ſelbſt beunruhigend zu werden. Ich bin Mitglied einer höheren Lehranſtalt, mein Herr, und habe in meinem Berufe Gelegenheit, die Wirkungen zu beobachten, welche gewiſſe philoſophiſche Syſteme, und das Beiſpiel einiger vorherrſchenden Schriftſteller, auf den Geiſt und die Stimmung der Jugend hervorbringen. Seitdem die Naturphiloſophie und

die neue Aeſthetik aufgekommen ſind, und in allen Journalen als die großen Tendenzen des Zeitalters gerühmt werden, hat die jungen Leute auf Schulen und Akademien ein ſeltſamer Schwindel ergriffen, der täglich bedenklicher wird, und gerade den beſſeren Köpfen am verderblichſten zu werden droht.

Ich habe bemerkt, daß dieſes Uebel noch in ſtätem Zunehmen iſt und, gleich anderen Epidemien, zu gewiſſen Jahreszeiten eine vermehrte Bösartigkeit zeigt. Nach jeder Leipziger Meſſe — ungefähr zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche — beobachte ich neue Symptomen der Krankheit und eine größere Anzahl der davon Befallenen. Die neueſte Form der Geiſtesverrückung, welche ich an mehreren Zöglingen unſerer Lehranſtalt wahrnehme, hat ſehr viel Aehnliches mit dem Bilde aufgeblaſener Narrheit, das Sie in dem Charakter des Doktors E. aufſtellten. Dieſe hoffnungsvollen Jünglinge verrathen ſämmtlich die tiefſte Geringſchätzung gegen alles Poſitive und gegen den kümmerlichen Nothbehelf der Erfahrung. Sie belächeln die Ehrfurcht, welche ihre Lehrer für unſere älteren großen Denker und Schriftſteller zu erkennen geben. Leibnitz,

Wolf und Lambert, ja, seit einiger Zeit selbst Kant, gehören in ihren Augen eben sowol zu *den mittelmäßigen Köpfen*, als Wieland, Uz und Ramler. Sie gestehen diesen Männern allenfalls ein wenig prosaischen Verstand zu, aber durchaus kein Genie, und ihren Werken höchstens eine Absicht, allein schlechthin keine Tendenz.

In welchem Ansehen ihre eigenen Lehrer bei so hoch erleuchteten Schülern stehen, können Sie sich vorstellen, mein Herr! Ich habe vielleicht nicht drei Zuhörer, die sich nicht ohne Vergleichung für klüger hielten, als mich, und es nicht ganz natürlich fänden, wenn ich von meinem Katheder herabstiege und Einem aus ihnen Platz machte. Dabei ist an ein gründliches Studium der Fakultäts-Wissenschaften, und an eine zweckmäßige Vorbereitung für die Geschäfte des Lebens gar nicht mehr zu denken. Die besseren Köpfe und die fleißigeren unter meinen Schülern gehen alle damit um, selbst neue Systeme zu erfinden, und nichts wäre leichter, als ein halbes Dutzend Universitäten mit Professoren aus meinem dießjährigen Schul-Kursus zu versehen. Aber ich wäre sehr verlegen, mehr als vier oder

fünf junge Leute unter den Zuhörern der gesammten Anstalt zu nennen, aus denen sich brauchbare Geschäftsmänner für den Dienst des Staates, der Kirche und des Publikums machen ließen. Wirklich habe ich keinen Begriff davon, woher man nach funfzehn oder zwanzig Jahren taugliche Richter für die Justizverwaltung, praktische Aerzte für die Krankenpflege, unterrichtete Geistliche für die Seelsorge nehmen wird, wenn nicht etwa durch die Bemühungen unserer Transscendental-Philosophen die Verwaltung des Rechtes, die Vorsorge für die Gesundheit der Menschen, und die Leitung der Gewissen, in Zukunft ganz überflüssig gemacht werden sollten.

Da es jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist, daß, ungeachtet der Fruchtbarkeit unserer Literatur an neuen, allein gültigen, Theorien, das praktische Leben schon so bald in einen Zustand idealer Vollkommenheit erhoben werden wird, worin die menschliche Gesellschaft des Nothbehelfes der Gesetze, des Beistandes der Erfahrung und des Trostes der Religion wird entbehren können, so scheint es für das allgemeine Interesse nicht gleichgültig zu seyn, ob unsere jungen Leute, anstatt zu philosophischen Gecken und

Projektmachern, zu nützlichen Staatsbürgern erzogen werden. Ich halte es daher auch für nöthig, der Tendenz der jugendlichen Gemüther zu dem leidigen Phantasie- und Spekulations-Wesen, wie nur immer möglich, Schranken zu setzen, und jeder Versuch, den Verirrungen dieser Art, es sey durch ernsthafte Vernunftgründe, oder durch Spott, entgegen zu arbeiten, däucht mir nützlich und beifallswürdig. Wenn dieß, wie ich nicht zweifle, der Zweck Ihres Sonntagsblattes ist, so werden Sie mir zuweilen gestatten, ein Wort, das zur Sache gehört, mitzureden. Der trockene Ton des Schulmannes, den ich dabei schwerlich werde vermeiden können, wird vielleicht durch die Eigenthümlichkeit der Ansichten aufgewogen werden, welche ich meinem Standpunkte verdanke.

Empfangen Sie, mein Herr, u. s. w.

Josuah Scharf.

5.

Umgang und Lektüre.

Bei der glücklichen Unabhängigkeit, deren ich genieße, habe ich es immer für eine der größten Annehmlichkeiten gehalten, meine Zeit nach Willkühr zwischen dem Umgange mit Menschen und der harmlosen Beschäftigung mit meinen Büchern theilen zu können. Bald ist es die Einsamkeit, bald das Treiben des geselligen Lebens, wovon ich mich angezogen fühle; und da ich hierbei bloß meiner Neigung zu folgen brauche, so bin ich selten an einem Orte, oder unter Umgebungen, worin ich mich nicht vollkommen wohl befinde. Eine Anwandlung von Unbehagen oder langer Weile, erinnert mich, wenn es Zeit ist, meinen Platz oder meine Unterhaltung zu verändern. Die Abwechslung der Gegenstände, worauf ich meine Aufmerksamkeit richte, gibt meinen Lebensgeistern bald einen neuen Schwung, und das Gefühl der Zufriedenheit, das mich auf Augenblicke verließ, ist nach kurzer Unterbrechung wieder hergestellt.

Große Städte sind das eigentliche Paradies aller Müßiggänger, die ihr Auskommen haben. Bei dem Kultur-Stande unseres Jahrhunderts muß es mit dem Kopfe oder dem Beutel eines Mannes übel bestellt seyn, der in London, Paris, Wien oder Neapel lebt, und nicht weiß, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Herr Morfeld, der den Sitten des Orients in vieler Hinsicht den Vorrang einräumt, gesteht, daß er den Aufenthalt in Paris oder Wien, dem in Konstantinopel, Kahiro und Pekin vorziehe, weil hier Bücher und Zeitungen um ein Spottgeld zu haben sind, welche man sich dort nur um ungeheuere Preise und mit großem Zeitverlust zu verschaffen im Stande ist. Aristoteles und Plinius bedurften der Freundschaft und des Schutzes der größten Monarchen ihrer Zeit, um Zugang zu dem hundertsten Theile der gelehrten Hülfsmittel zu erhalten, welche dem ärmsten Studenten des neunzehnten Jahrhunderts offen stehen. Meine schönen Leserinnen, die sich um den Aristoteles und Plinius wenig bekümmern, haben es doch in ihrer Macht, die ganze Gelehrsamkeit dieser Herren des Wissens, nach irgend einer deutschen oder französischen Version,

in ihrem Ridikül davon zu tragen, und es hängt nur von ihnen ab, die Aspasien und Livien des Alterthums durch die Grazie des Umganges vergessen zu machen, zu welcher das Zeitalter jeder wohlhabenden Bürgerstochter die Ausrüstung darleiht.

In der That, wenn ich in dem Besuchzimmer der Frau von Norberg, oder ihrer Schwester Amalie, eine Auswahl der gebildetsten Einwohner Wiens und der interessantesten Fremden, welche unsere Stadt besuchen, vereinigt sehe; wenn ich öfters, im Parterre unserer Theater, in Koncertsälen oder öffentlichen Gärten, mit Unbekannten zusammentreffe, deren Geist und Kultur mich in Verwunderung setzen; wenn ich dann wieder in dem Lese-Kabinet meines Buchhändlers die in- und ausländischen gelehrten Zeitungen durchblättere, oder mich unter den, von allen Stapelplätzen der europäischen Literatur eben angekommenen neuen und neu gedruckten Werken umsehe: so fühle ich mich versucht, in die Lobeserhebungen einzustimmen, welche einige Schriftsteller unserem Jahrhundert ertheilt haben, und ich bin, wenn nicht stolz, doch erfreut, der Zeitgenosse einer so hohen und weit verbrei-

teten Civilisation zu seyn. Manche Straße unserer Hauptstädte, manches wenig bekannte Landstädtchen Deutschlands, beherbergt heut zu Tage vielleicht mehr wissenschaftlich unterrichtete Menschen, als in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters das gesammte Europa. Selbst in den blühendsten Perioden Griechenlands und Roms war die wissenschaftliche Bildung auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Individuen beschränkt. Homer und Plato, Cicero und Horaz haben jetzt, in Weltgegenden und unter Völkerstämmen, deren Daseyn sie selbst nicht geahnet, ein zahlreicheres Publikum, als sie in ihrem eigenen Zeitalter und Vaterlande hatten; und der, mir und der Welt unbekannte, Bewohner einer der Dachstuben, die ich aus meinem Fenster beobachte, ist vielleicht in diesem Augenblicke mit einer mathematischen Aufgabe beschäftigt, deren Auflösung die ganze Wissenschaft des Euklid und Archimedes übersteigt, oder mit einer Frage der Physik, deren Beantwortung den Galiläi und Bacon von Verulam in große Verlegenheit gesetzt haben würde. Alle diese Vorzüge vor dem Alterthume und den früheren Jahrhunderten haben wir, außer unseren vollkommneren

Staatsverfassungen, den erleichterten Mitteln des Unterrichtes und der geistigen Mittheilung zu verdanken, welche die Wissenschaften und die Lektüre zu einem Gemeingut der Menschheit gemacht haben.

Ich berge nicht, daß es die Absicht dieser Wochenschrift ist, die heilsame Wechselwirkung befördern zu helfen, welche zwischen dem Weltumgange und der Literatur Statt haben kann und soll. Der geselligen Unterhaltung einen Zuwachs von geistigem Stoff, den wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen etwas von der Gewandtheit und dem Reize des schönen Umganges zu geben, dieß muß der Zweck solcher Blätter seyn, als ich zu schreiben unternommen, wenn sie überhaupt einen Zweck haben. Der Standpunkt, auf welchem ich und meine Freunde in der Gesellschaft und in der Literatur stehen, scheint einem solchen Unternehmen wenigstens nicht ungünstig. Den Wissenschaften und Künsten von Jugend auf ergeben, ohne von der Schriftstellerei Profession zu machen, mit den Geschäften und Formen der bürgerlichen Welt hinlänglich bekannt, ohne in die Interessen und Verhältnisse derselben enger verflochten zu seyn,

— gehören wir, in der Literatur wie im Leben, keiner Partei, keiner Schule, keiner Meinung ausschließend an. Wir achten das literarische Verdienst, aber wir haben keine Ursache, es höher zu stellen, als sein relativer Werth in dem allgemeinen Verbande der Gesellschaft es gestattet. Wir lieben den Umgang mit Personen aus der feinen Welt, aber wir sind nicht geneigt, unser Urtheil ihren oft launenhaften Aussprüchen und Anforderungen zu unterwerfen. Auf solche Weise sind wir vielleicht mehr geeignet, etwas zur Vermittelung jener zwei Hauptbestandtheile der National-Bildung beizutragen, als manche Schriftsteller von anerkanntem Kredit und weit größeren Talenten, deren äußere Lage weniger frei von dem Einfluß der Schulen und Parteien ist. Die Gelehrten und Künstler treiben ihre Angelegenheiten für sich; die Weltleute die ihrigen eben so. Wir sind Freunde der Kunst, welche ihre Plätze unter den Zuschauern von Zeit zu Zeit verlassen, um die Darsteller auf der Bühne über die Ansichten und Wünsche des Publikums zu verständigen, und dann wieder in die Reihen der Zuseher zurückkehren, um sich

mit ihnen über die Vorzüge und Mängel der Darstellung zu unterhalten.

Die deutsche Literatur befindet sich gegenwärtig in einem Zustande, wo es um so nöthiger scheint, auf das wirkliche Leben zurück zu sehen, und die Urtheile unbefangener Köpfe aus der Mitte des Publikums nicht unbeachtet zu lassen. Die Grübelei der Schulen und die kränkelnde Phantasie vermeinter Poeten haben die Lesewelt mit abenteuerlichen Erzeugnissen überfüllt, deren unparteiische Würdigung von den jetzigen, mit gleichgesinnten Richtern besetzten, Schöppenstühlen der Literatur schwerlich zu erwarten ist. Es möchte nicht überflüssig seyn, auch andere Stimmen über den Werth dieser Erzeugnisse zu vernehmen, und den Orakelsprüchen der Schulweisheit die Bemerkungen des gesunden Menschenverstandes entgegen zu stellen. Wir laden unsere Leser ein, dieses Vorhaben nach Vermögen zu unterstützen, und uns durch ihre Beobachtungen, Vorschläge und Erinnerungen in den Stand zu setzen, dem eigentlichen Zwecke dieser Blätter auf dem kürzesten Wege näher zu rücken.

Herr Theodor Palmer, dem ich gestern den obigen Aufsatz mittheilte, sendet mir ihn heute mit einer Beilage zurück, welche geeignet scheint, sowol in Bezug auf diese Einleitung, als auf das Schreiben des Hrn. Josuah Scharf im letzten Sonntagsblatte, hier eine Stelle zu finden. Es sind zwei Artikel aus seinen: Beiträgen zu einem philosophischen Wörterbuche für Weltleute, einem Werke, mit dem er seit längerer Zeit beschäftigt ist, und welches, wiewol zunächst nur für ihn selbst und seine Freunde geschrieben, doch vielleicht künftig ein Mal im Druck erscheinen wird.

Lektüre.

Die Umgangssprache macht einen Unterschied zwischen Lesen, Belesenheit und Lektüre. Der gemeine Mann liest — wenn er es gelernt und nichts Besseres zu thun hat — die Zeitung, ein Erbauungsbuch oder das Vademekum; Gelehrte und Halbgelehrte sind belesen, feine Leute haben Lektüre. Das Wort blieb

uns von der Nation, welche die Mode des Lesens unter den höheren Ständen verbreitete. Seitdem die Mode alle Stände vermischt hat, und Lakaien und Dienstmädchen sich kleiden, wie ihre Herrschaften, machen auch jene Anspruch auf Lektüre, und der Versuch der Sprachreiniger, das fremde Wort durch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen, trifft zufällig mit einem neuen Begriffe zusammen. Leserei und Gelese bezeichnen richtiger, als Lektüre, den Mißbrauch des Lesens, der zu einer Modekrankheit des Zeitalters geworden ist.

Man hat Lektüre, wie man Welt hat, durch den Umgang mit Büchern und Menschen, außer eigentlichen Geschäftsverhältnissen. Ein Gelehrter, der in seinem Fache, oder auch in mehreren Fächern fleißig lies't, heißt deßhalb kein Mann von Lektüre; so wenig, als ein Geschäftsmann, der in seinem Amt oder Metier täglich mit hundert Menschen zu thun hat, ein Mann von Welt ist. Man sucht Bücher wie Gesellschaften, zunächst, um sich zu unterhalten; die Bildung, die man zuweilen dabei beabsichtigt, ergibt sich am besten von selbst. Wer bei'm Lesen oder im Umgange der Welt

ſeine Bildung zu ängſtlich vor Augen hat, geräth in Gefahr, ein gelehrter Stutzer, oder ein Geſellſchaftspedant zu werden.

Bücher ſind ſelbſt Geſellſchafter, und haben, als ſolche, manche Vorzüge vor der lebenden Geſellſchaft, aber auch Manches, was ihnen, in Vergleichung mit dieſer, zum Nachtheile gereicht. Ein Vorzug iſt, daß man bei ihnen völlig freie Wahl hat, und wenn man will, oder den Verſtand dazu beſitzt, ſich immer in ausgeſuchter Geſellſchaft befindet. Man braucht keine Umſtände mit ihnen zu machen, und das iſt mehr angenehm, als nützlich, denn man lernt in ihrem Umgange nicht, ſich nach Anderen bequemen. Sie reden zu viel, und antworten zu wenig. Ein Buch ſagt Alles heraus, was in ihm iſt: es verſtellt ſich nicht, obwol ſich der Autor verſtellen mag. Das iſt eine Eigenſchaft, um deren willen man den Büchern gut ſeyn möchte; aber das Schlimme dabei iſt, daß ſie als Geſellſchafter meiſt zu flach ſind: man kennt ſie in- und auswendig, wenn man ſie ein paar Mal geleſen hat. Bücher ſind öfter geziert und altklug, als Menſchen; doch dieß iſt ein Uebelſtand, den ſie vermeiden könnten. Aber Bü-

cher sind zuweilen vollkommen weise, und das ist das Beste an ihnen.

Ein Buch weiß mehr als ein Mensch; es vereinigt das Wissen von Vielen; ein Mensch weiß das Wenige besser, denn er weiß es aus der Quelle. Von Büchern lernt man lieber; sie beschämen nicht durch persönliche Verhältnisse, und wenn sie tadeln, so kommt das Bittere der Anwendung von uns selbst. Was wir von Lebenden lernen, dringt dagegen tiefer ein und haftet besser; das gute Beispiel des Lehrers wirkt nach und nach, auch wenn seine Lehren unserem Gedächtnisse entfallen sind. Es gibt Menschen, die mehr werth sind, als das beste Buch, — so ein Mann war Sokrates. Hätte jedes Land, jedes Zeitalter nur Einen Sokrates, man könnte der Bücher größten Theils entbehren.

Ein gutes Buch ist ein Freund, der uns immer zu Gebote steht; nur müssen wir ihn selbst aufsuchen, denn er denkt nicht an uns. Er ist unparteiisch, gleichmüthig, getreu und, wenn wir gefehlt haben, unerbittlich. Ein lebender Freund ist dagegen mehr mit uns und unseres Gleichen; er schont uns, wo er nicht helfen kann, lacht herzlicher und hat — Thränen. Es

gibt hundert Dinge, die wir einem Freunde vertrauen möchten, und wovon das klügste Buch keinen Begriff hat; dafür, wenn ein solcher Freund zu rathen und zu trösten anfängt (wie etwa Seneka), so nimmt es gar kein Ende.

Ein böses Buch ist schlimmer, als ein böser Mensch, und sein Umgang oft gefährlicher. Es wohnt und schläft bei uns, und ist immer zur Hand, wenn sich der Schalk in uns regt. Bücher sind unverschämt und nicht außer Fassung zu bringen. Ein böser Mensch verstrickt sich leichter selbst; er hat, wenn auch kein Gewissen, doch Furcht vor Gesetz und Strafe. Mephistopheles kann nicht kaltsinniger verführen, als ein böses Buch, aber man kann ihm entweichen, so lange der Wille noch nicht verderbt ist; es täuscht weniger und hängt sich nicht an uns, wie ein lebender Verführer.

Schlechte Gesellschaft zu haben, zeugt von schlechtem Verstande oder von schlechten Sitten. Indeß macht man sich den Umgang nicht immer selbst, und dann hat man ein Recht, sich dessen zu schämen. Wer unter schlechten Büchern betroffen wird, kann gar nichts zu seiner Entschuldigung anführen. Ein Mensch, der sich in

abgeschmackter Gesellschaft gefallt, ist auf's Schlimmste ihres Gleichen; wen eine einfältige Lektüre ergetzt, der ist noch einfältiger, als das Buch, denn er erbaut sich daran. Es gehört schon nicht viel Verstand dazu, sich für klüger zu halten, als ein halb vernünftiges Buch. Der Umgang, auch der platteste, erweckt noch immer und unterhält ein wechselseitiges Spiel, wenn nicht des Geistes, doch der Lebenskräfte; das Lesen elender Schriften ist ganz passiv, wahres Opium für Gemüth und Verstand. Das Aergste in dieser Hinsicht ist, Alles ohne Unterschied zu lesen, und ungefähr Alles mit gleichem Wohlbehagen.

Wollte man ein Resultat aus dieser Vergleichung ziehen, so müßte man sagen, daß Umgang und Lektüre einander ergänzen und verbessern müssen, wenn sie nicht schädlich werden sollen. Wer immer lies't, verlernt das Denken, und noch gewisser das Handeln; wer sich immer in Gesellschaften umher treibt, kommt nie dazu, denken und handeln zu lernen. Kein Leser von Metier hat die Gabe des Gespräches; er docirt, auch wenn er Verstand hat. In der Gesellschaft von gutem Tone spricht man sich über

nichts aus, und der gewandten Form mangelt der Inhalt. Es muß zu dem Umgange und der Lektüre noch ein Drittes hinzu kommen, um sie ganz unschädlich und zugleich schmackhaft zu machen, Arbeit nämlich. Der größte Virtuose des Müßigganges empfindet den Einfluß dieses Naturgesetzes. Wer kein Geschäft hat, macht sich zur Noth aus dem Nichtsthun selbst eines. Die Betriebsamkeit der erwerbenden Klassen ermangelt nicht, von diesem Bedürfniß der Müßiggänger Nutzen zu ziehen, und am Ende sieht man alle Welt sehr eifrig und ernsthaft mit lauter Nichts beschäftigt. So entsteht zu einer Zeit, wo Jedermann lies't, eine Unzahl von Büchern und Lese-Waaren in modischer Form und Gestalt, deren größter Nachtheil der ist, daß sie bessere Bücher verdrängen, die schon vorher da waren; ein Gedanke, den wir in dem Artikel: Buchmacherei weiter ausführen werden.

Mittelmäßigkeit.

Das Mittelmäßige setzt zwei Aeußerste voraus, zwischen welchen es inne liegt. Da

die äußersten Punkte selten genau bestimmt sind, so ist auch der Begriff des Mittelmäßigen schwankend; und was in einer Rücksicht noch unter der Mitte ist, kann in anderer weit darüber stehen. Ein Mann, der in der Residenz oder in einem großen Handelsplatze nur wohlhabend oder mittelmäßig begütert heißt, wird in einer kleinen Landstadt reich genannt. Unter Patagonen sind die meisten Europäer Zwerge; aber in Liliput würde selbst ein Lappländer für einen Koloß von Menschen gelten. Um festere Vergleichungspunkte zu erhalten, nimmt man ein gewisses Durchschnittsmaß des Großen und des Kleinen an, und was zwischen Beiden ist, heißt dann mit Recht mittelmäßig. Kräfte, wie der menschliche Geist, wofür es kein solches Maß gibt, wenigstens keines, das sich in arithmetischen Verhältnissen ausdrücken ließe, werden dagegen leicht zu hoch oder zu niedrig geschätzt, und in der intellektuellen Welt gilt gewöhnlich für groß, klein, oder mittelmäßig, was die Arroganz, die Kurzsichtigkeit oder die Parteisucht der Beurtheiler, auf gut Glück, dazu gestämpelt hat.

Wenn die Geisteskraft eines Alexander oder Cäsar, eines Aristoteles oder Plato, eines Ho-

mer oder Sophokles, als das eine Aeußerſte betrachtet wird, wonach man das Maß des menſchlichen Geiſtes ſchätzt: ſo wird Vieles mittelmäßig heißen, was in anderer Rückſicht groß genannt zu werden verdient. Pompejus und Cicero ſind mittelmäßige Leute, wenn ſie dem Cäſar gegenüber ſtehen; bei dem Studium Homer's wird Horaz ſelbſt ſich ſeiner Mittelmäßigkeit bewußt; und mit Bacon und Shakſpeare verglichen, haben Pope und Addiſon ſich kaum über das Mittelmäßige erhoben. Aber wenn wir den Horaz, Boileau, Racine und Pope mit unſeren neueſten Dichtern zuſammen halten, ſo erſcheinen uns jene als literariſche Rieſen, um deren Fußſohlen ſich ein Heer von Pygmäen zu einem poſſierlichen Kampfe rüſtet.

Wenn es Unverſtand iſt, Alles mit einerlei Maß zu meſſen, ſo iſt es Aberwitz, das Große und Seltene herabzuwürdigen, in der Meinung, dadurch ſelbſt groß und außerordentlich zu werden. Unſere neuere Literatur zeigt uns das Schauſpiel eines höchſt lächerlichen Haſſes, mit dem die ſogenannte Mittelmäßigkeit von einem Haufen ſehr mittelmäßiger Köpfe verfolgt wird. Ein Menſch, der mit Verachtung auf

das Mittelmäßige herabsieht, glaubt natürlich selbst darüber erhaben zu seyn, und je mehr geachtete Namen er unter seine Füße tritt, desto höher scheint ihm der seinige in Ruhm und Ansehen zu steigen. Wir haben es erlebt, daß Leute von sehr zweifelhaftem Talent und Wissen die schönsten und ausgebildetsten Geister der neueren Jahrhunderte mit einer beispiellosen Arroganz und Rohheit mißhandelten, und daß eine kleine Welt von Studenten, gelehrten Stutzern und verbildeten Weibern, in diesen Tempel- und Bilderstürmern die Heroen des Zeitalters zu erblicken glaubte. Eine Erscheinung, welche von der Urtheilskraft der Zeitgenossen eben keinen hohen Begriff gibt, und einen sehr geringen von ihrer Bescheidenheit.

Die alten Dichter haben die goldene Mittelmäßigkeit sehr reizend dargestellt; und obgleich ihr Lied die bescheidenen Gaben des Glückes öfters feiert, als den Werth stiller, prunkloser Geistesgaben: so beweisen sie, wie alle wahrhaft hellen und großen Köpfe, doch überall viele Achtung für das einfache Licht des Verstandes, welches ein gemeinsames Gut der Menschennatur ist. Das größte Genie ist von

einem gewöhnlichen wohlorganisirten Kopfe so wenig unterschieden, daß nur die Unerfahrenheit, oder ein selbstischer Charakter es verleiten kann, sich seiner Vorzüge, über die große Mehrheit seiner Gattung, zu überheben. Der Mittelschlag der Talente macht eigentlich die geistige Kraft der Nationen und Zeiten aus, wie der Mittelschlag gesunder Körper ihre physische Stärke, und der der Glücksgüter ihren Reichthum. Ausgezeichnete Geister bedürfen mehr, als gewöhnliche, des Zügels der Bescheidenheit, um ihre wahre Reife und Haltung zu erlangen; auch hat die Natur ihnen diese ernste Begleiterin gleichsam als ein Gegengewicht ihres aufstrebenden Genius, mitgegeben. Nur die sich selbst verkennende Mittelmäßigkeit schwebt zügel- und steuerlos in den Regionen der Einbildung, und wähnt mit dem leeren Scheitel an die Gestirne zu streifen, weil der feste Boden der Vernunft und Selbstkenntniß unter ihren Füßen gewichen ist.

Man hat überhaupt bemerkt, daß eine ganz neue Gattung von Menschen in der Welt zum Vorschein gekommen ist, von denen man in älteren Zeiten wenig oder gar nichts gehört hat. Es sind dieß die privilegirten, oder, wie

man sie zuweilen nennt, die **außerordentlichen Wesen**, die, mehr in der Beschauung, als in der Wirklichkeit lebend, eine große Reinheit des Herzens mit einem ziemlich unreinen Lebenswandel zu verbinden wissen, sehr wenig Achtung für die bürgerlichen Verhältnisse, aber desto mehr Ansprüche an die bürgerliche Gesellschaft, ungleich mehr Stolz als Selbstständigkeit, und unendlich viel Geist, aber den gesunden Menschenverstand und, nachdem es kommt, auch die gemeine Ehrlichkeit nicht haben. Während die Privilegien der Stände und Geschlechter von allen Seiten angefochten und vernichtet werden, scheinen diese befreiten Seelen **eine neue Kaste von Privilegirten** stiften zu wollen; ja, es steht zu erwarten, daß wir — wie es in ausgearteten Aristokratien endlich mehr Patricier gibt als Plebejer, — in der Literatur und im Leben, bald weniger gemeine als ausgezeichnete Menschen zählen werden, die, als ein wahrer **Seelen-Adel**, bloß dazu bestimmt sind, den hohen Rang ihrer Natur in einer vornehmen Unbrauchbarkeit an den Tag zu legen.

Es scheint, daß einige berühmte Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zur Entstehung und

Ausbreitung, wenn nicht dieser neuen Kaste selbst, doch der hohen Meinung, die sie von sich verräth, mehr als ihnen rühmlich ist, beigetragen haben. In den beredten Werken des Bürgers von Genf und seiner Nachfolger muß man die Keime des moralisch-phantastischen Stolzes suchen, wodurch unsere Jünglinge und Frauen sich, ohne einen wahrhaft sittlichen oder praktischen Werth, mit ein wenig poetischer Bildung und einigen eingelernten Sentiments, über ungleich bessere Menschen erheben zu dürfen glauben. In Deutschland ist, in der neuesten Zeit, zu jenem Stolze vornehmer Herzen noch der Uebermuth der großen Köpfe gekommen, denen unsere Jugend die wichtige Entdeckung verdankt, daß die Knaben heut zu Tage mit sechzehn Jahren klüger sind, als ihre Väter mit funfzig waren. Wer sich umsehen will, wird eine Menge junger Herren finden, von denen Niemand sagen könnte, was sie sind, oder wozu sie taugen sollten, wenn sie nicht glücklicher Weise große Köpfe wären. Sogar unter dem weiblichen Geschlechte gibt es eine gute Anzahl Wesen dieser Art, die so hoch auf der Stufenleiter der Geister stehen, daß durchaus nichts

aus ihnen zu machen ist, es müßte denn — eine Delphine oder Korinna seyn. Die sehr begreifliche Verachtung, welche dergleichen edlere Naturen gegen den großen Haufen der sogenannten rechtlichen und verständigen Leute empfinden, macht es erklärbar, daß die Zahl der letzteren immer kleiner wird, und daß, mit der Mittelmäßigkeit, zugleich Verstand und Rechtschaffenheit täglich in größeren Mißkredit gerathen. Denn da es beinahe für schimpflicher geachtet wird, ein mittelmäßiger Mensch zu seyn, als ein Taugenichts, so ist es natürlich, daß sich Alles in die Klasse der ausgezeichneten Menschen zu drängen sucht, bei denen nach so gemeinen Eigenschaften nicht gefragt wird.

Wenn wir der Mittelmäßigkeit das Wort zu reden scheinen, so ist unsere Meinung nicht, dem hohen Range des Genies und den Vorrechten wahrhaft erhabener Gemüther Abbruch zu thun. Wir denken im Fortgange dieses Werkes den Beweis zu führen, daß uns das Höchste in Wissenschaft und Kunst, wie im Leben, nicht fremd ist, und daß wir das Außerordentliche zu schätzen wissen, obgleich wir die Nachäffung desselben verachten. Die anmaßlichen Heroen der

Zeit, mit denen wir es hier zu thun haben, ſind ſelbſt nichts als Ausreißer der Mittelmäßigkeit, und unſer einziges Verlangen iſt, ſie in die Reihen zurück zu führen, aus welchen ſie entwichen ſind.

Das vergleichungsweiſe Mittelmäßige iſt nicht ſelten vortrefflich an ſich. Wer in ſeinem Kreiſe und im Verhältniß zu den Anlagen ſeiner Natur, alles leiſtet, was von ihm gefordert werden kann, ſteht in der Rangordnung der Weſen höher, als ein unreifes Genie oder ein unfertiger Held, mit aller ſeiner Einbildung und Anmaßung. Es iſt ein Probierſtein des Verdienſtes, ſich der Gränzen deſſelben bewußt zu ſeyn, und ehrenvoller, in den Schranken einer brauchbaren Mittelmäßigkeit zu bleiben, als, ohne Nutzen und Hoffnung, nach dem eitlen Schimmer der Außerordentlichkeit zu ſtreben.

6.

Autor-Eitelkeiten.

Sonntag, den 5ten April 1807.

Ein Schriftsteller, ein Künstler und jeder Mensch, der zum ersten Male in einem öffentlichen Charakter erscheint, ist sehr geneigt zu glauben, die ganze Welt habe nichts Nöthigeres zu thun, als sich um ihn, und um seine Werke oder Handlungen zu bekümmern. Cicero erzählt sehr artig von sich selbst, mit welchen angenehmen Vorstellungen dieser Art er, bei dem ersten Aufkeimen seines Ruhmes, seine Heimath verließ, und wie seltsam er sich überrascht fand, als er sah, daß sein Name schon in der ersten kleinen Stadt der Provinz, die er besuchte, völlig unbekannt geblieben war. Ohne mich dem göttlichen M. Tullius in irgend einem anderen Stücke gleich zu achten, darf ich gestehen, daß ich eine Lächerlichkeit mit ihm gemein habe. Ich verhehle daher nicht, daß ich, mit einer ähnlichen Eitelkeit im Herzen, in den letzten Tagen darauf ausging, nach meinem zunehmenden Rufe zu horchen, wie ein launiger

Schriftſteller*) ſich ausdrückt. Es iſt mir aber in dieſer Hinſicht weder viel Gutes, noch viel Schlimmes zu Ohren gekommen, und bis jetzt ſcheint die Herausgabe meiner Wochenſchrift keine weſentliche Veränderung in den Geſchäften und Vergnügungen der Haupt = und Reſidenzſtadt Wien verurſacht zu haben.

So natürlich dieß ſeyn mag, ſo wird man mir doch einräumen, daß es für einen Autor nicht gleichgültig ſey, ob er bloß für ſich, oder auch für das Publikum ſchreibe. Ich habe daher mit meinen Freunden über die Mittel Rath gehalten, durch welche dieſen Blättern mehr Eingang in der Welt verſchafft werden könnte. Herr Brink war der Meinung, man müſſe irgend ein Spektakel anfangen, das in die Augen falle und den Leuten zu reden gebe. — »Du könnteſt zum Beiſpiel,« ſagte er, »das Wochenblatt alle Sonntage von Deinen Fenſtern ausblaſen laſſen, wozu der Kapitän ſchon ſo gut ſeyn wird, uns ſeine Waldhorniſten zu leihen, wofern wir nicht lieber eine Subſcription auf ein paar Chöre Trompeten und

*) Addiſon, im engliſchen Zuſchauer.

Pauken eröffnen wollen, die sich freilich noch besser ausnehmen würden. Oder,« fuhr er fort: »man läßt die stille Gesellschaft in Lebensgröße abkonterfeien und an Deinem Hausthore aufhängen, mit der Ueberschrift: wahre Abbildung der gelehrten Sonntagsgesellschaft. Auf einer Tafel nebenbei könnte mit großen Buchstaben zu lesen seyn: hier sind Witz und Narrenpossen feil! — Ich bilde mir ein,« sagte Brink, »das müßte außerordentlich viel Sensation machen.«

Mit dem letzten Vorschlage war Herr Morfeld einverstanden. Er versprach, sich dazu in seinem Tibetanischen Kostüm abmalen zu lassen, wovon er behauptete, daß in keinem Europäischen Werke eine erträgliche Abbildung zu finden sey.

Herr Ernst bot sich an, das Sonntagsblatt in der Bibliotheca critica, im Monthly review und in Millin's Magazin encyclopédique zu empfehlen; wogegen Herr Brink nichts einzuwenden hatte, als daß kein Mensch in Wien diese gelehrten Zeitschriften liest.

Der Kapitän von Solms stimmte für den Krieg. »In unserer Zeit,« sagte er, »hat nichts Interesse, als die Strategie. Mein Rath

iſt: wir fangen, je eher je lieber, mit aller Welt Händel an. Je mehr Feinde wir uns auf den Hals ziehen, deſto beſſer iſt es; denn dadurch koncentriren wir unſere eigene Stärke, und die Gegner werden zu allen Fehlern des Koalitionsſyſtems verleitet, wie Herr von Bülow ſehr richtig gezeigt hat.«

Da dieſer Vorſchlag ebenfalls auf das Lärmmachen abgeſehen ſchien, ſo erklärten ſich Herr Ernſt, Herr Palmer und ich mich ſelbſt dagegen; indem wir es für unſchicklich hielten, daß die ſtille Geſellſchaft ſchon ſo bald ihrem Charakter ungetreu werden ſollte.

Herr Palmer trug ſich an, ein Dutzend Predigten im Geſchmack des Abraham a Sancta Clara zu ſchreiben, die den Nummern der Wochenſchrift unentgeltlich beigelegt werden könnten. »Die Kanzelredner,« ſagte er: »werden ohnehin dieſen Weg wieder einſchlagen müſſen, wenn ſie ſich neben den Predigern auf dem Theater erhalten wollen. Falls die Geſellſchaft darüber einig iſt, kann ich Herrn Weſt gleich mit einer Standrede über die Autor-Eitelkeit aufwarten, wozu ich den Text zu wählen denke: Stoßet den Narren in einem Mörſer, die

Narrheit weichet doch nicht von ihm.«

Brink widersetzte sich diesem Antrage, indem er meinte, der bloße Name von Predigten könnte das Sonntagsblatt um die wenigen Leser bringen, die es bis jetzt noch fand. Am Ende wurde gar nichts beschlossen, wie dieß in Gesellschaften öfters geschehen soll. Man blieb dabei, das Sonntagsblatt für's Erste noch seinem eigenen Schicksale zu überlassen.

Seither ist ein Brief eingelaufen, der wenigstens beweiset, daß meine Wochenschrift Einen Leser mehr hat, als ich wußte. Der Inhalt und der Ton dieses Schreibens scheinen mir so merkwürdig, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, dasselbe bekannt zu machen.

An Herrn Thomas West.

Mein Herr!

Ich sehe aus einer Stelle Ihrer Wochenschrift, daß Ihnen mein Aeußeres aufgefallen ist. Leider bin ich ein Hypochondrist, wie Sie richtig bemerkten *). Daß ich aber das Theater gebrauche,

*) In der kurzen Beschreibung einiger Theatergäste S. 61. dieser Blätter.

wie Andere den Brunnen, auf Anordnung des Arztes, und nach einer ſtrengen, mir vorgeſchriebenen Methode, — das haben Sie mir freilich nicht anſehen können. Meine Kurzeit währt nun bald drei Monate, und wenn ich ſie noch drei weitere Monate aushalte, ſo hofft der Doktor, mich vollkommen herzuſtellen. Ich kann nicht leugnen, daß ſich der Mann viele Mühe mit mir gibt; ſollte ich deſſen ungeachtet nicht ganz geſund werden, ſo iſt das ohne Zweifel nicht ſeine Schuld, ſondern die ſeines Mittels, von dem er geſteht, daß es, wie das Rohitſcher Waſſer, von ſeiner ehemaligen Kraft und Güte verloren habe.

Ich bin ein Kaufmann, mein Herr, der ſich vor anderthalb Jahren zur Ruhe ſetzte, und ich habe weder Frau noch Kinder, noch was man ſonſt Umgang nennt. Meine Lebensart war immer ſo einfach, als meine Geſchäfte. Meine ganze Haushaltung, das Komptoir mit eingeſchloſſen, beſtand ehemals aus einem alten Buchhalter, einem Bedienten, einer Magd und meinem kleinen Mops, der, ehe er ſelbſt hypochondriſch wurde, unſtreitig das unterhaltendſte Thier von uns Allen war. So lange ich meinen

Handel betrieb, ging ich täglich eine halbe Stunde mit meinem Mops spazieren, ließ mir Abends von meinem Buchhalter die Zeitungen vorlesen, und spielte dann gewöhnlich eine Partie Triktrak mit ihm, worin er, obwol er sonst kein Mann von großen Gaben war, wirklich für einen Meister gelten konnte.

Auf solche Weise, mein Herr, bin ich nach und nach alt geworden. Als ich vor anderthalb Jahren meine Handlung niederlegte, fiel mir nicht ein, etwas Wesentliches in meiner Lebensart zu ändern. Da ich meinen Buchhalter auf Pension setzte, so las er mir die Zeitungen statt ein Mal, zwei bis drei Mal vor, und wir spielten zuweilen den ganzen Tag Triktrak, ohne daß er oder ich es müde geworden wäre. Unglücklicher Weise ist der ehrliche Kumpan, fünf Monate nachdem ich ihm seine Pension ausgeworfen hatte, gestorben. Von dieser Zeit an ist in meinem Hause nichts mehr, wie es ehemals war, und ich sowol als mein Mops haben sichtbar an Leib und Seele abgenommen.

Mein Arzt glaubt in der Einförmigkeit meiner Lebensweise den Grund des Uebels, an dem

ich leide, entdeckt zu haben. Da er mich für jede andere Zerſtreuung unempfänglich fand, ſchrieb er mir vor, die Theater fleißig zu beſuchen, wovon er ſich, als von einem mir ungewohnten Vergnügen, große Wirkung verſprach. In der That hatte ich ſeit zwanzig Jahren kein Schauſpiel mehr geſehen; es koſtete ihn daher nicht wenig, mich zu dieſer ſeltſamen Kurart zu bereden. Er geht übrigens bei der Anwendung ſeines Mittels, in Betracht der kränklichen Reizbarkeit meiner Nerven, ſehr vorſichtig zu Werke, und unterſucht noch täglich den Komödienzettel mit eben ſo vieler Genauigkeit, als die Liſte der Speiſen, die auf meinen Tiſch gebracht werden dürfen. Kleine komiſche Stücke, beſonders ſolche, worin die Hrn. Weidmann, Koch, Rooſe, Krüger und Koberwein Rollen haben, erhalten immer den Vorzug. Von der Luſtigkeit der Hrn. Weinmüller, Baumann und Haſenhut hat er meinen Kopf einige Male etwas eingenommen gefunden. Franzöſiſche Operetten werden meiſt paſſirt; aber von großen Opern darf ich höchſtens Einen Akt auf ein Mal ſehen. Ritter-, Geiſter- und dergleichen Spektakelſtücke ſind ganz

unterſagt. Die Ida*), meint er, könnte einen Mann von meiner Konſtitution umbringen. Es gehört, pflegte er zu ſagen, ein ſtärkerer Kopf dazu, die Vorſtellung eines ſolchen Stückes auszuhalten, als nöthig war, es zu machen.

Da Sie, mein Herr, eine Art Kontrole über die Theatergäſte führen, ſo habe ich geglaubt, nichts Ueberflüſſiges zu thun, wenn ich Sie mit mir bekannt machte. Vielleicht zeigt ſich aber auch ſonſt ein Anlaß, wodurch wir einander näher kommen können; denn ich berge Ihnen nicht, daß ich einige Neigung zu Ihnen und Ihrer ſtillen Geſellſchaft gefaßt habe.

Ich bin, lieber Herr, mit vieler Achtung

Ihr dienſtwilliger

Baſtian Reinhard.

Minna von Barnhelm.

Als ich vorigen Dienſtag gegen ſechs Uhr Abends am Eingange des Kärntnerthor-Theaters

*) Ein verſchollenes Schauſpiel vom Verfaſſer des Fridolin, welches damals viel Zulauf hatte.

ſtand, um die Rollenbeſetzung der Minna zu leſen, näherte ſich mir ein alter Mann von feinem Ausſehen, und indem er, an mir vorbei, einen Blick auf den Komödienzettel warf, zog er freundlich ſeinen Hut. Ich dankte ihm mit der ehrerbietigen Höflichkeit, die ich dem höheren Alter zu bezeugen gewohnt bin. Der alte Herr lächelte, und griff noch einmal nach ſeinem Hute.

»Um Verzeihung, mein Herr!« ſagte er: »ich habe eigentlich das Fräulein von Barnhelm gegrüßt, und Sie nicht gleich bemerkt.«

»Wenn das iſt,« antwortete ich mit Wärme, »ſo erlauben Sie, daß ich Ihrem Geſchmacke das Kompliment wiederhole, welches ich erſt nur Ihrer Perſon machte. — Haben Sie Ihren Platz im Parterre, ſo bitte ich Sie, mein Herr, mir das Vergnügen Ihrer Nachbarſchaft zu gönnen.«

Der Fremde. Sehr verbindlich. Aber ich war nicht geſonnen, in das Theater zu gehen, ſondern hier vorbei, noch einen Spaziergang zu machen.

Ich. Nach dem Intereſſe, das Sie an Leſſing's Minna zu nehmen ſchienen, glaubte ich das Gegentheil vorausſetzen zu dürfen.

Der Fremde. Leſſing's Minna! Sind Sie auch gewiß, mein Herr, daß ſie heute Abend hier zu ſehen ſeyn wird?

Ich. Doch, mein Herr. Die Minna wenigſtens.

Der Fremde. Mag ſeyn. Aber in welcher Geſellſchaft, denken Sie, daß wir ſie finden werden? — Ich bin nicht, wie das Fräulein von Barnhelm, in alle Tellheime vernarrt.

Ich. Unſer Tellheim, meinte ich —

Der Fremde. O, der Schauſpieler iſt ein Mann von großem Verdienſt! Ich bin ein Wiener, mein Herr, und laſſe den Talenten unſerer Bühne Gerechtigkeit wiederfahren. Aber der Tellheim, den ſich Leſſing dachte, und den ich zu ſehen wünſchte, iſt nicht mehr.

Ich. Das Stück iſt vier und vierzig Jahre alt; wir und die Schauſpieler ſind mit ihm alt geworden. Kein Wunder, wenn wir Vieles anders, und das Wenigſte beſſer finden.

Der Fremde. Das iſt es, mein Herr! Die Franziska, die mir gefiel, kann jetzt leicht Urgroßmutter ſeyn; oder ſie hat eine Nachfolgerin erhalten, zu koſtbar, um ein Kammermäd-

chen, zu gemein, um Minna's Vertraute vorzustellen. Der ehrliche Paul ist vielleicht längst vor dem Feinde geblieben; dem neuen Wachtmeister steckt dagegen noch der Rekrut in allen Gliedern. An Justen war nie viel Besonderes, wie Werner sagt; ich fürchte sehr, der alte Kerl möchte ein Trunkenbold, und der drollige Spitzbube Ricaut ein plumper Gauner geworden seyn. — Was gehen mich und Lessing's Minna diese Leute an? Ich will mir das Andenken an eins der liebenswürdigsten Produkte des deutschen Theaters nicht durch eine verpfuschte Vorstellung verderben lassen *).

Ich. Indessen ist es doch nothwendig, mein Herr, daß man solche Stücke gibt, öfters gibt, und daß das Publikum daran gewöhnt wird,

*) Die obige Charakteristik der damaligen Darsteller dieses klassischen Werkes kann als treffend angesehen werden. Wenn jetzt solche Rollenbesetzungen bei dem Wiener Burgtheater selten zu rügen sind, so finden die Bemerkungen des alten Freundes der Minna v. Barnhelm doch noch ihre Anwendung auf den Zustand vieler anderen deutschen Schaubühnen, bei welchen es Maxime zu seyn scheint, gute ältere Stücke entweder gar nicht, oder mit der schlechtest möglichen Besetzung aufzuführen.

E. A. W.

wenn wir überhaupt jemals ein Theater erhalten ſollen.

Der Fremde. Ganz gewiß! So wie es nöthig iſt, daß wir unſere alten guten Schriftſteller leſen, wieder leſen, und nie zu leſen aufhören, wenn wir Anſpruch darauf machen wollen, eine gebildete Nation zu ſeyn und eine Literatur überhaupt zu haben. — Allein, mein Herr! ehe man das Publikum daran gewöhnt, ſolche Stücke gern und oft zu ſehen, müſſen die Schauſpieler lernen, ſie gern und mit Fleiß zu ſpielen. Die Direktion wenigſtens muß es nicht dulden, daß man das Werk eines großen Meiſters durch eine elende Aufführung unter das Mittelmäßige herabwürdigt. Haben Sie in der letzten Zeit die Vorſtellung der Emilia Galotti geſehen?

Ich. Ach ja!

Der Fremde. Glauben Sie nicht, daß Leſſing ſein Trauerſpiel lieber verbrannt, als zugegeben hätte, es von einem ſolchen Marinelli, einer ſolchen Klaudia bis zum Ekelhaften verunſtalten zu laſſen? — Das ſind Gräuel, mein Herr! und wir reden von einem Theater, wir ſchmeicheln uns mit der Verbeſſerung deſſelben!

Ich. Das Beſſere muß man hoffen. Wenigſtens beweiſen unſere Schauſpieler in ſo manchem anderen Stücke, daß weder ihre Talente, noch ihr Eifer für die Kunſt erloſchen ſind.

Der Fremde. In den ſchlechteſten Stücken beweiſen ſie das oft am meiſten. Seitdem faſt alle unſere Schauſpieler und Schauſpielerinnen Dichter geworden ſind, finden ſie ſelten Zeit, eine Rolle in einem guten, älteren Stücke einzuſtudieren. Wenn man die Kunſt trefflicher Schauſpieler an die Erbärmlichkeiten des Tages verſchwendet ſieht, ſo ſollte man glauben, daß dem Theater nur Schriftſteller mangeln. Sieht man dagegen Leſſing's, Schiller's, Göthe's Meiſterwerke von Stümpern und Lehrlingen zu Grunde richten, ſo möchte man denken, daß wir gar keine Schauſpieler haben. Zuweilen kommt es mir vor, als ob es uns an den Einen und den Andern fehle, vor Allem aber an der Geſchicklichkeit, das, was wir beſitzen, mit Geſchmack und Klugheit gelten zu machen. — Gute Unterhaltung, mein Herr!«

Mit dieſen Worten verließ mich der alte Herr, um ſeinen Spaziergang fortzuſetzen; ich

aber ging etwas nachdenkend in das Theater, die Vorstellung der Minna mit anzusehen.

7.

Briefwechsel des Verfassers.

Meine Korrespondenz hat seit einer Woche einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Es sind nicht weniger als ein Dutzend Briefe an mich eingelaufen, von denen mehrere der Mittheilung werth sind, und auf die ich zum Theil zurückkommen werde. Für heute muß ich mich begnügen, deren zwei einzurücken, wovon der erste als die Einleitung eines fortgesetzten Briefwechsels zu betrachten ist, der zweite aber durch die Bekanntmachung seinen ganzen Zweck hinlänglich erfüllt. Die neue Erfindung, von welcher dieses Schreiben Nachricht gibt, kann nicht ermangeln, Aufsehen in der theatralischen Welt zu machen.

1.

Von der Karthause *). 10ten April 1807.

Es ist recht schön von Ihnen, lieber West, daß Sie Ihre ehemalige Schülerin nicht ganz vergessen, und mir von Zeit zu Zeit, wenigstens gedruckt, noch eine Lektion über die deutsche Literatur geben. Da Sie jetzt ein öffentlicher Mann sind, und Ihre klugen Gedanken zu Rathe halten müssen, um Ihre Wochenschrift so viel als möglich damit auszustatten, so bescheide ich mich gern, nichts für mich allein haben zu wollen, und mit Ihren übrigen Leserinnen nur so mitzugehen. — Ich habe die ersten Nummern Ihres Sonntagsblattes erhalten, und ich wollte — einsam und wenig beschäftigt, wie ich hier bin —, es wäre in der Woche einige Mal Sonntag. Auch mein Bruder Ferdinand, der auf einen Besuch hier ist, und mein ehrwürdiger Schwiegervater sogar, haben Ihre Wochenschrift gelesen; sie sind Beide ziemlich damit zufrieden,

*) Der Landaufenthalt des alten Freiherrn von Serben, dessen Charakteristik, so wie der Familie Norberg, in der ersten Auflage des Sonntagsblattes vorkommt, und von dem in des Verfassers Bildern aus dem Leben weiter die Rede seyn wird.

obwol der alte Herr meint, Ihr Ton könnte etwas schärfer gehalten seyn; Ferdinand aber: er sey beinahe jetzt schon zu herbe. — Nun, ich denke, Sie werden ja auch noch zulernen und es uns am Ende Allen recht machen.

In meiner Krankenstube fängt es, dem Himmel sey Dank, allmälig an ruhiger zu werden. Der Arzt hat meine kleine Patienten von der größten Gefahr frei gesprochen; zuletzt den guten Wilhelm, dem seine Geschwister die Krankheit mit herbrachten, und dem sie am ärgsten zusetzte. Aber wir werden eine langsame Rekonvalescenz haben; der Mai wird vorüber gehen, ehe wir das Zimmer verlassen dürfen. Stellen Sie sich vor, Herr West! den lieblichen Mai auf dem Lande in einer Krankenstube zubringen zu müssen! — Doch man muß Geduld haben. Ich habe in diesen Umständen mir und den Kindern allerlei Beschäftigungen ausgedacht, wozu auch Sie, mein Freund, das Ihrige beitragen sollen.

Wilhelm lies't recht gut vor, wie Sie wissen, und macht gern den Lehrer, wenn seine jüngeren Geschwister bei ihm sind. Ich habe nun aus der Bibliothek meines Schwiegervaters

Alles hervorgesucht, was von älteren deutschen Dichtern sich darin vorfand und für die kleinen Leute ein Interesse zu haben schien. Von Hagedorn und Haller, bis zu Bürger und Matthisson, fehlt keiner unserer vorzüglichen schönen Geister. Wilhelm theilt uns davon mit, was er für unsere Unterhaltung oder Belehrung besonders geeignet hält. Der kleine Professor nimmt sich recht geschickt dabei, und gibt sich ein Ansehen, das sogar mich, seine Mutter, in Respekt setzt. Zuweilen kommt aber doch etwas vor, wozu weder seine, noch meine Gelehrsamkeit hinreicht. In solchen Fällen denken wir uns nun bei Ihnen Rathes zu erholen, besonders, wenn der Gegenstand von der Art ist, daß Sie uns die Antwort durch Ihre Wochenschrift können zukommen lassen. Dieß paßt, wie ich glaube, sogar zu Ihrem Plane, und Wilhelm, der schon zu Ihren Lesern gehört, wird auch keine Schwierigkeiten machen, unter Ihren Mitarbeitern aufzutreten.

Dann ist noch Eines, um was ich Sie ersuche. Das Alte in Ehren; aber ich kann mich von dem Neuen nicht ganz entwöhnen. Wir haben hier auf der Karthause kein Buch, das

nicht wenigstens so alt wäre, als das laufende Jahrhundert. Da ist nichts von Schelling, nichs von Tieck und Novalis, nicht einmal von Schlegel, die Uebersetzung des Shakspeare ausgenommen. Auch von meinem lieben Jean Paul fand ich in meines Schwiegervaters Bibliothek nur die zwei ersten Romane. Mein alter Herr sagt, er wolle warten, bis Jean Paul seine sämmtlichen Werke umgearbeitet und in ihre einzig denkbare Form gebracht habe, nämlich in die alphabetische, aus der sie ursprünglich hervorgegangen seyen. — Was sagen Sie zu dem Einfall? Ist das nicht ein Epigramm, beinahe in Doktor E..'s Manier?

Also, ich bitte, schicken Sie mir etwas von dem Neuesten, was Ihr Buchhändler aus Leipzig erhielt. Es soll unter andern ein humoristischer Künstler-Roman von einem Ungenannten erschienen seyn, der den Tristram Shandy, und das Außerordentlichste, was wir in der Art von Hippel und Jean Paul besitzen, an Originalität noch weit überbietet. — Apropos der Originalität! Ferdinand behauptet, das sey eine Eigenschaft, welche unsern Schriftstellern durchaus fehle. Er sieht in allen Bemühungen der Deut-

ſchen, originell zu ſeyn, nichts als veränderte Verſuche im Nachahmen; ja, er glaubt, die neueſten deutſchen Originalgenies ſeyen auf gutem Wege, unſere, den Fremden nachgeahmte Literatur, zu einer rein überſetzten zu machen. — Ich wünſchte wol, Ihre Meinung über dieſen Punkt zu leſen. Es ſollte mir doch leid thun, wenn der Bruder Recht hätte, und das zu einer Zeit, wo die neueſte Kunſtphiloſophie die ſchönſte Hoffnung gab, vermittelſt — wie heißt es doch? — ganz recht! — vermittelſt des ſynthetiſchen Verfahrens der Kritik alle Arten von Originalwerken nach Belieben zu konſtruiren. — Nun? Habe ich das gelehrte Kauderwelſch der neuen Aeſthetik nicht gut behalten?

Adieu, lieber Weſt! Ich und meine Kleinen grüßen Eliſen herzlich. Einen Brief an ſie wird der Bruder mitbringen, der morgen oder übermorgen nach der Stadt zurückkehrt.

Amalie, Freiin von Sorben.

2.

Ich bin Arzt, mein Herr, und nehme als solcher mir die Freiheit, es nicht ganz zu billigen, wenn Sie Briefe und Meinungen kranker Menschen öffentlich bekannt machen. Ob es indiskret war, die Herzensergießungen eines Leidenden der Welt vorzulegen, will ich nicht untersuchen. Sie haben es gethan, und Ihre That hat Gutes gewirkt, denn unser Hypochonder, Herr Bastian Reinhard, der mein Patient ist, denkt mit einer gewissen ruhigen Behaglichkeit an sein Uebel, seitdem er sich in Ihrem Sonntagsblatte gedruckt lesen kann. Er hält jetzt seine Krankheit für eine öffentliche Angelegenheit. Die Freude, die er darüber empfindet, hat die Leiden seiner Leber sichtbar gemildert. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich gestern in sein Zimmer trat und hörte, wie der milzsüchtige Mann eine Arie aus Don Juan sang oder brummte, deren leichtfertiger Inhalt in der That drollig mit seinem Zustande kontrastirte; denn — Sie werden es kaum glauben, er sang: »Es wäre vom Teufel, wenn mein Register ꝛc.« Im ersten Augenblicke besorgte ich eine Agitation, wie sie ihn öfters anwandelt,

und da er, wahrscheinlich, weil ich ihn im Singen überraschte, etwas verwirrt schien, so wurde ich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß sein Kopf wieder angegriffen sey. Auf meine Frage aber, wie er sich befinde? antwortete er: »Gedruckt!« indem er zum Tische eilte, und mir Nro. 6. des Sonntagsblattes überreichte.

Weil nun das Gedrucktseyn meinem Patienten so gut bekommen ist, so kann ich Ihnen keine Vorwürfe darüber machen. Allein ich sehe mich selbst dabei, ohne meinen Willen, der Welt zur Schau ausgestellt, und das kann mir nicht gleichgültig seyn. Meine Aeußerungen und Meinungen über Theaterstücke, welche Herr Bastian Reinhard verrathen hat, können mißdeutet werden; sie können bei einigen Autoren, die sich dadurch beleidigt fühlen, nachtheilig auf das Leibersystem wirken, und mich träfe der Vorwurf, daß ich, der als praktischer Arzt nicht bloß Krankheiten heilen, sondern ihnen auch vorbauen soll, die prophylaktische Methode vernachlässigt und zur Entstehung neuer Krankheiten mitgewirkt habe. — Um mich hierüber zu rechtfertigen, bleibt mir nur der Ausweg, mehr von meinen Grundsätzen über das Theater im Pu-

blikum laut werden zu lassen, als ohne diese Veranlassung geschehen seyn würde. Ich muß es Ihnen, mein Herr, also gerade heraus sagen, daß ich seit funfzehn Jahren an einer medicinischen Dramaturgie arbeite, und daß, wenn mir die Natur Gesundheit und Kraft erhält, ich, nach deren Vollendung, eine ganze medicinische Aesthetik herauszugeben entschlossen bin.

Es ist nichts Neues, und Baglivius, Cullen, Stoll und Frank haben bereits Winke gegeben, daß die Musik einen entschiedenen Einfluß auf die Nerven habe. Ich selbst kurirte einen in der Phrenitis oder Hirnentzündung heftig Deliirenden dadurch, daß ich ihm den Marsch aus Graf Armand alle drei Stunden ein Mal vorblasen ließ. Der auffallend gute Erfolg dieser Kurart bestätigte bei mir eine schon früher gefaßte Idee, daß die schönen Künste eigentlich in die Materia medica, oder in die Reihe der Heilmittel gehören, und daß man durch gewisse Kunstwerke eben so gut als durch China, Opium, Rhabarber und Ipekakuanha auf den menschlichen Körper wirken könne. Diese Idee erhält durch das Brownische System eine lichtvolle

Gründlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Sie wissen, daß das Leben, nach diesem System, eigentlich in dem Spiel oder Kampf besteht, welcher zwischen der im Körper wohnenden Erregbarkeit, und den von außen hinzukommenden reizenden Potenzen Statt findet. Das Resultat, das aus der Einwirkung der Reize auf die Erregbarkeit erfolgt, ist die Erregung. Diese hat ihre verschiedenen Grade: der höchste ist = 80, der geringste = 0. Ueber Achtzig und unter Null muß der Tod erfolgen. In unserem Zeitalter der Schwäche ist nicht zu besorgen, daß die Erregung jemals einen zu hohen Grad erreichen werde; wir sterben daher Alle = 0, welches also der Tod, oder die Gränze zwischen Leben und Tod ist, denn der letzte müßte eigentlich — 1 seyn, oder auch schon — ½, — ¼ oder so wenig man will. — Die Gesundheit ist = 40. Wenn nun die Reize die Erregung auf 40 bringen, so sind sie heilsam; im Gegentheile schädlich. Sie erschöpfen dann entweder die Erregbarkeit, und erzeugen Krankheiten aus indirekter Schwäche; oder sie lassen dieselbe sich zu sehr anhäufen, und dann entstehen Krankheiten aus direkter Schwäche. Die

Potenzen sind also entweder schwächend oder stärkend. Da aber ihre Wirkung nicht bloß von ihrer eigenen Natur, sondern auch von dem Grade der Erregbarkeit des Körpers, auf den sie wirken, abhängt, so kann eine und dieselbe Potenz schwächend oder stärkend seyn, je nachdem viel oder wenig Erregbarkeit vorhanden ist.

Reizende Potenz kann alles werden, was auf die Erregbarkeit wirkt, folglich auch jedes Kunstwerk, und in wiefern ein solches die Erregbarkeit erschöpft, oder zu wenig aufregt, erhält es seine Stelle in der Materia medica, so gut wie andere in den Apotheken vorhandene Mittel. So wirkt z. B. eine Musik von Händel wie Opium, eine von Mozart wie China, eine von Gyrowetz wie Bockshornsaft oder wie Kamillenthee. Ein Gleiches gilt von Gemälden: Correggio ist Kampher, Michael Angelo China, Raphael Opium, Battoni Süßholz, Füger Leontodon Taraxacum; Schönberger ist sehr wirksam, aber ich habe seinen Gemälden in meinem Systeme noch keine Stelle anweisen können; im Allgemeinen gehören sie zu den analepticis oder herzstärkenden Mitteln.

In keiner Kunst ist die Aehnlichkeit ihrer

Produkte mit Medikamenten sichtbarer, als in der dramatischen. Diese wirken sogar auf einzelne Organe, bringen die seltsamsten Zufälle hervor, und sind gegen gewisse Krankheiten wahre Specifica. Ich habe nach manchen Stücken Kopfweh, Uebelkeiten, Leberverhärtungen, vermehrte Absonderung der Galle, Angstschweiße und sogar ein Mal nach einem Trauerspiele die Kopfwassersucht entstehen sehen. Noch ganz neuerlich beobachtete ich bei einem Patienten, welcher der Vorstellung der Ida beigewohnt hatte, einen sonderbaren Zufall: der Kranke nämlich litt durch acht Tage an einem beständigen Gähnen, das von Uebelkeiten und heftigem Kopfweh begleitet wurde.

Eben so oft habe ich heilsame Wirkungen von dramatischen Medikamenten wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Ein harthöriger Hypochonder, der ehemals ein leidenschaftlicher Freund des Theaters war, und sich jetzt dieses Vergnügen versagen muß, weil er nichts hört, wurde von mir öfters in jene Opern geschickt, welche man neuerlich in die Scene gesetzt hat, und worin bekanntlich viel geschossen wird. Die Freude, die der gute Mann darüber empfand,

daß er jetzt Stücke sieht, die ihm nicht bloß als Pantomime erscheinen, sondern wobei er auch seinen Theil hören kann, war außerordentlich. Schon bei der dritten Vorstellung, welcher er beiwohnte, wurde seine verhärtete Leber sichtbar weicher, so, daß, wenn Opern mit obligaten Kanonen öfters gegeben werden, ich Hoffnung habe, ihn ganz herzustellen. — Für Leute, die Wasser im Kopfe haben, sind Stücke, worin viel geweint werden kann, äußerst heilsam und beinahe specifisch, indem sie eine wohlthätige Ableitung der wässerigen Feuchtigkeiten aus dem Gehirne bewirken.

Aus einer großen Reihe von Beobachtungen hebe ich nur diese heraus, zum Beweis, daß Theaterstücke reizende Potenzen sind.

Der Grad ihrer Wirksamkeit hängt natürlich von der Konstitution oder der Erregbarkeit desjenigen ab, auf den sie wirken. Da es jedoch wichtig war, ein Mittelmaß auszufinden, nach welchem sie geordnet werden konnten, so habe ich mir einen Menschen gedacht, von gesunden Sinnen, starker Lunge, guten Verdauungswerkzeugen, sanguinisch, jedoch mehr gegen den Phlegmatiker als zu dem Choleriker geneigt,

von mittelmäßigen Geistesfähigkeiten, und mit demjenigen Grade der Bildung des Verstandes versehen, welche man haben muß, um ein Kunstwerk überhaupt nur goutiren zu können. Auf einen solchen Mittelschlag von Menschen lasse ich nun die Theaterstücke wirken, und beobachte den Grad der Erregung, den sie hervorbringen. Nach diesem Grade weise ich ihnen erst die Stelle im Systeme an. Dem zufolge sind die Tragödien von Schiller meist über 50, Göthe schwankt zwischen 45 und 35; die Iphigenia hält gerade 40, und bewirkt also das Ideal der Gesundheit, dagegen der Groß = Kophta auf 13 steht. — Merkwürdig sind die dramatischen Werke von Lessing, die alle wie eisern auf 36 verbleiben, mit Ausnahme jedoch der Minna von Barnhelm, die ganz gesund ist, und daher gerade auf 40 zeigt. — Kotzebue erreicht mitunter, besonders in seinen rein komischen Stücken, eine ganz ansehnliche Höhe, die dem Grade der Gesundheit ziemlich nahe kommt; bisweilen aber sinkt er auch bis zu 17 ½. — Die Iffland'schen Familiengemälde erheben sich selten über 22, mit Ausnahme der Jäger, welche 29 ⅘ halten.

Ich wiederhole, daß diese Grade nur in Be-

zug auf meinen oben aufgestellten gesunden Mann genau und zuverlässig sind, und daß andere Konstitutionen ganz andere Resultate oder Grade angeben würden. So habe ich oft bemerkt, daß Kotzebue's rührende Schauspiele bei manchen Frauen die Erregung auf 77 brachten, während sie bei dem gesunden Manne nur 19 Grade erregten. — Was ich von der Ida zu meinem Hypochonder sagte, war ebenfalls nur in Bezug auf seine individuelle Konstitution gemeint, der zufolge ich das Stück wirklich unter 0, oder — 15 bis — 20 setzen mußte, daher es ihm unfehlbar den Tod zugezogen hätte. Nach dem mittleren Maßstabe aber hätte ich es immer auf 3 ¾ setzen können, wo es denn eben so wenig als eine Prise Tabak schädlich seyn wird.

Noch muß ich hierbei bemerken, daß einige theatralische Produkte, bei einem und demselben Subjekte, verschiedene Grade von Erregung, fast zu gleicher Zeit, hervorbringen. Diese, glaube ich, wirken wie gewisse Mixturen, welche aus Ingredienzien zusammengesetzt sind, die nach chemischen und physischen Gesetzen sich nicht mit einander vertragen; sie kühlen und erhitzen oft

zugleich, wie z. B. eine Mixtur aus Maderawein und Salpeter, oder wie einige Stücke von Herrn Ziegler.

Es würde die Gränzen eines Briefes überschreiten, wenn ich noch mehr von meinem an Beobachtungen so fruchtbaren Systeme erwähnen wollte. Ich begnüge mich, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß meine Urtheile nicht etwa leere Scherze, oder augenblickliche Einfälle sind, sondern daß sie auf Erfahrung und einem daraus hergeleiteten, mühsam erdachten, Systeme beruhen, das zu seiner Zeit der Welt bekannt gemacht werden soll. Die Wichtigkeit desselben wird keinem Zweifel ausgesetzt seyn. Auch sehe ich bereits mehrere Veränderungen voraus, welche dadurch in dem Theaterwesen bewirkt werden müssen. So wird wahrscheinlich auf den Komödienzetteln künftig, neben dem Titel, der Grad der Erregung immer angegeben werden, damit sich Kranke und Gesunde darnach richten können. Z. B. »Heute wird aufgeführt: General Schlenzheim, für Gesunde = 9, für Pferdeliebhaber = 30, für Leute, die gern um Nichts weinen = 40.« Damit diese Angaben aber nicht willkürlich, oder

aus Protektion bestimmt würden, müßte jedes Stück vorher der Censur eines Arztes unterworfen werden, welcher Proben seiner Geschicklichkeit in der medicinischen Dramaturgie abgelegt hätte.

Sollten Sie, mein Herr, neugierig seyn, mein System, ehe es noch vollständig im Druck erscheint, näher kennen zu lernen, so werden Sie wohl thun, sich mit einigen Freunden zu associiren, um ordentliche Vorlesungen bei mir zu hören. Dieses müßte aber bald geschehen, da ich gesonnen bin, eine Reise zu machen, um auswärtige Theater zu besuchen, und vielleicht auch unterwegs öffentlichen Unterricht über mein neues System zu geben.

In Erwartung einer gütigen Antwort habe ich die Ehre ꝛc.

D. Timotheus Wiederhold.

8.

Der Bühnendichter und das Publikum.

Eine dramatische Abendunterhaltung.

Als ich am vorigen Donnerstage in den Salon der Frau von Norberg trat, fand ich die, noch nicht zahlreiche, Gesellschaft lauter als gewöhnlich. Zwei oder drei junge Damen sprachen zugleich, und behaupteten sehr lebhaft ihre Meinung gegen Herrn Friedrich Ernst und einen Fremden, den ich zum ersten Male sah. Der Fremde, ein bescheidener junger Mann, schien etwas betroffen über den Eifer, in welchen die Damen plötzlich geriethen. Die Rede war vom Theater, und der Gegenstand des Streites — Herr von Kotzebue.

Der Fremde hatte, wie sich aus dem Zusammenhange des Gespräches ergab, über einige Darstellungen des Hofschauspieles Urtheile geäußert, welche die Aufmerksamkeit seiner schönen Zuhörerinnen erregt und zum Theil ihre Zustimmung erhalten hatten. Dadurch zutraulich gemacht, war er mit seiner Meinung offener

hervor gerückt, und hatte nach und nach zu erkennen gegeben, daß ihn der Zustand unsers Theaters überhaupt sehr wenig befriedige. Besonders tadelte er die Wahl der aufgeführten Stücke, wobei er den Lieblingsschriftsteller des Theaterpublikums, von Seiten der Moral und des guten Geschmackes zugleich, angriff. Die Damen vertheidigten ihren Günstling, anfangs mit Ruhe und einer gewissen Zurückhaltung; doch als die Kritik des Fremden zunehmend schärfer ward, auch der alte Herr Ernst ihm in der Hauptsache beistimmte, verloren sie die Geduld, und brachen endlich in die antikritische Heftigkeit aus, von welcher ich bei meinem Eintritte Zeuge war.

Während einer kleinen Pause, welche entstand, winkte mir Elisa aus ihrem Lehnstuhle zu, und wies mir einen Platz neben sich und Palmern an, der, so wie sie selbst, dem Streite ruhig zuhörte. Die ältere der drei Damen, eine anziehende Witwe von sechs und zwanzig Jahren, nahm jetzt das Wort. »Nach den Grundsätzen dieser Herren,« sagte sie, »sollte man glauben, das Theater sey ein Ort, welchen man besucht, um Buße zu thun, oder nachzuholen,

was die Gouvernanten an uns versäumt haben. Wir wollen im Theater unterhalten seyn; ein Bühnenstück, das mich und andere feine Leute auf eine anständige Weise unterhält, ist in meinen Augen ein gutes Stück, und ein Autor, der uns des Jahres mit drei bis vier solchen Stücken beschenkt, hat gerechten Anspruch darauf, der Günstling des Publikums zu seyn, was Dieser oder Jener auch dagegen zu erinnern haben mag.

»Das ist eine Kunsttheorie,« erwiederte Ernst, »welche das Publikum in Person nicht bündiger hätte ausdrücken können. Herr von Kotzebue amüsirt Sie und das Publikum, mithin ist er ein unvergleichlicher Schriftsteller, und wir anderen Pedanten, die wir danach fragen, ob Kotzebue Sie auch immer amüsiren sollte, haben großes Unrecht. Aber, schöne Frau, das Publikum irrt sich zuweilen, so gut als ein Einzelner, und man hat Beispiele, daß Dieser oder Jener, der ein Stück oder einen Autor anders beurtheilte, als das Parterre und die Logen, am Ende Recht behielt.«

»Ich bin nicht alt genug,« versetzte die Dame, indem sie ihr schönes Näschen ein wenig

spöttisch in die Höhe warf, »um eine so reife Bemerkung durch meine Erfahrung zu widerlegen. So lange ich jedoch denke, war das Publikum, was Kotzebue'n betrifft, immer derselben Meinung. Nur die Kunstrichter, von der alten wie von der neuen Schule, haben seinen Verdiensten nie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gerade der Umstand aber, daß diese Herren, die sonst in Nichts übereinstimmen, so einhellig in ihrem Verdammungsurtheile über einen allgemein beliebten Autor sind, — gerade dieser Umstand macht ihr Urtheil verdächtig, und bestärkt das Publikum in der Vorliebe für einen Schriftsteller, dessen Talente und glücklichen Erfolge der Mißgunst der Gelehrten in einem so ungewöhnlichen Grade ausgesetzt sind.«

»Ja wohl! ja wohl!« riefen die beiden Fräulein lebhaft, und ein junger Herr, der die Partei der Damen ergriffen hatte, setzte hinzu: »Vortrefflich bemerkt! Das ist das Geheimniß von der Sache!«

»Das ganze doch wol schwerlich,« erwiederte Ernst lächelnd; »ich wenigstens empfinde nichts von einer solchen Mißgunst; und wenn unter den deutschen Gelehrten eine Verschwörung

gegen den Lieblings-Autor der Damen angezettelt ist, so bitte ich, mich von aller Theilnahme an einem so schwarzen Anschlage frei zu glauben. Ich denke übrigens keinesweges gering von den Talenten des Herrn von Kotzebue, und wenn ich meine ganze Meinung von diesem merkwürdigen Manne aussprechen darf, so werden Sie vielleicht finden, Madame, daß sie von der Ihrigen nicht beträchtlich abweicht.«

Ernst fing nun an, den schriftstellerischen Charakter Kotzebue's umständlich auseinander zu setzen. Er rühmte seine Fruchtbarkeit, seinen Witz, die angenehme Mannigfaltigkeit seiner Hervorbringungen. Kein deutscher Schriftsteller, bemerkte er, kenne die Bretterwelt besser, und verstehe mehr von der Kunst, jedem Stoff seine theatralische Seite abzugewinnen. Kotzebue spiele sehr häufig mit seinen Zuschauern, und nicht immer ganz ehrlich; aber selbst da, wo er ihnen, merklich genug, einen blauen Dunst vormache, wisse er sich ihrer Theilnahme zu versichern und ihnen, oft gegen ihre eigene, bessere Einsicht, Lachen oder Thränen abzulocken. Eine solche Gewalt über die Einbildungskraft und das Gemüth der Menschen beweise ein Talent von

mehr als gewöhnlicher Art und Wirksamkeit; kein Kunstrichter vermöge Kotzebue'n dieß abzusprechen: aber es sey der Beruf und die Obliegenheit der Kritik, Leser und Zuschauer über den Mißbrauch aufzuklären, welchen der Verfasser nur allzu oft von diesem Talente mache.

»Ich dächte,« sagte Frau von Norberg, »meine Freundin Serena könnte mit dieser Erklärung zufrieden seyn. So viel ich weiß, hat sie selbst mit der prunkenden Reue der Eulalia, dem zweideutigen Edelmuthe Cederström's, und allen den gleißenden Tugenden, womit Kotzebue seine Helden so freigebig ausstattet, eben so wenig sympathisiren können, als mit den derben Naivheiten seiner Gurli's und Aphanasien. Es war vorzüglich der Witz, der leichte Ton, die dramatische Lebendigkeit mehrerer seiner rein komischen Stücke, welche ihm die Gunst unserer Freundin verschafften. Diese Vorzüge räumt Herr Ernst dem Verfasser willig ein, und dagegen wird, glaube ich, auch Herr Schlegel und sein Freund hier nichts Wesentliches einzuwenden haben.«

»O, gewiß nicht!« erwiederte der Fremde, mit einer artigen Verbeugung gegen die Damen.

»Die Deutschen haben keine beluſtigendere Poſſe, als die deutſchen Kleinſtädter; und wenn man den beiden Klingsberg ein wenig Frivolität verzeiht, ſo werden ſie auch kaum ein beſſeres Luſtſpiel aufzuweiſen haben.«

»Die Herren ſind ſehr gütig,« entgegnete mit einem feinen ſatiriſchen Lächeln Serena. »Vielleicht haben Sie auch einige Nachſicht für die munteren Scenen im Epigramm, in den Verwandtſchaften, und in noch ein paar anderen Stücken, an denen das Publikum Gefallen findet, — in Ermangelung der beſſeren nämlich, welche die Herren Schlegel uns geben könnten, wenn — ſie wollten.«

»Die Herren Schlegel,« ſagte der Fremde ernſthaft, »haben ſich, wie ich ſehe, bei den hieſigen Damen durch ein paar Witzworte übel empfohlen, die ſie ſich über den Verfaſſer der Octavia und der Huſſiten erlaubten. Ob einer von ihnen beſſere Luſtſpiele ſchreiben wird, als Herr von Kotzebue, weiß ich nicht, oder — aufrichtig geſagt, — bezweifle ich vielmehr ſelbſt gar ſehr. Doch wenn es ihnen deßhalb verwehrt ſeyn ſollte, ihre Meinung über den dichteriſchen Werth dieſes Schriftſtellers auszuſpre-

chen, so hätten wir Alle, wie wir hier sind, eben so wenig, vielleicht noch weniger, ein Recht dazu. Ich bin kein blinder Verehrer der Brüder Schlegel; aber ihre Talente und Kenntnisse scheinen mir Achtung zu verdienen, und die künstlerischen Bestrebungen, welche ihre Kritik hin und wieder erweckt hat, werden vermuthlich nicht ohne erfreuliche Folgen für unsere Literatur und für die Kunst überhaupt seyn.«

»Oh, zuverlässig nicht!« fiel Serena ein. »Wir sehen diese Folgen bereits überall, und haben unsere Freude daran. Welch ein Aufschwung in allen Fächern der Literatur, in der bildenden Kunst sogar, und vielleicht auch bald in der Musik! Was für burlesk-erhabene Tragödien, was für langweilig-geniale Romane verdanken wir nicht schon der neuen Kunsttheorie! Und welche unvergleichlichen Werke haben wir erst noch zu erwarten, wenn die wahre Mystik die romantisch-plastische Poesie durchdrungen haben wird! — Apropos, Herr Ernst! Haben Sie denn die Weihe der Kraft gelesen?«

»Ich nicht!« antwortete Ernst; »aber Freund Palmer hat mir Einiges daraus mitgetheilt. Er

sah es als Theolog eben nicht ungern, daß Luther ein wenig lächerlich darin erscheint, und fand besonders die mystische Faselei, welche den derben Reformator in seiner Glorie zeigen soll, ganz dazu gemacht, den vermeintlichen Triumph des Protestantismus in ein tragi-komisches Fastnachtsstück zu verwandeln.«

»Die neue Kunsttheorie hat keinen Antheil an dieser läppischen Apotheose der Reformation,« bemerkte der Fremde. »Die Choryphäen der neuen Dichterschule möchten überhaupt Anstand nehmen, Herrn Werner unter die Ihrigen zu zählen. Er ist ein poetischer Sonderling, dessen Eigenthümlichkeiten für den Psychologen merkwürdiger sind, als für den Kunstrichter.«

»Wenn das richtig ist,« nahm jetzt Palmer das Wort, »so war ich im Irrthum. Ich glaubte in dem Verfasser der Weihe der Kraft wirklich den Poeten zu erkennen, von welchem Deutschland dereinst die echt-christliche Tragödie zu erwarten hätte. Die etwas prosaische Natur seines Stoffes hat zwar der Phantasie des Dichters keinen so kühnen Aufflug gestattet, als Calderon zum Beispiel in der Andacht zum Kreuze nimmt, aber geben Sie

Werner'n einen ſolchen Stoff, und wir wollen ſehen, ob ſein myſtiſches Genie hinter den Muſtern zurück bleibt, mit denen uns Herr Schlegel in dieſer Gattung bekannt machte.«

»Die Andacht zum Kreuze?« rief Serena. »Ganz recht! Ich habe von dieſem Meiſterſtück der ſpaniſchen Bühne gehört. — Sagen Sie mir, meine Herren, warum gibt man uns dieſes Stück nicht? Warum ſehen wir überhaupt keines der genialen Werke auf dem Theater, mit welchen die dichteriſchen Beſtrebungen der neuen Kunſtſchule unſere Literatur bereicherten? Alarkos, Lacrimas, Niobe, der Graf von Gleichen fehlen noch immer auf dem Repertoir der deutſchen Bühnen. Selbſt mit der Genoveva hat man noch keinen Verſuch gemacht. — Ich bilde mir ein, es gäbe kein wirkſameres Mittel, das deutſche Theater von der Kotzebue'ſchen Miſere zu befreien, als die Aufführung dieſer geiſtreichen Werke, wovon, wie Jedermann weiß, das geringſte mehr Poeſie und dramatiſche Kraft enthält, als alle Kotzebue'ſchen Stücke zuſammen genommen.«

Die beiden Fräulein lachten hell auf über Serena's ironiſchen Einfall, und der junge Ba-

ron, der, ganz vertieft in das beredte Mienenspiel der schönen Witwe, dem Gange der Unterredung mehr mit den Augen, als mit den Gedanken zu folgen schien, rief in einer Art von Entzückung aus: »Allerliebst! eben so treffend als witzig!« — Die Physiognomie und die Haltung des Fremden verriethen einige Verlegenheit. Er war von der Wendung, welche das Gespräch genommen, unangenehm berührt. Seine umherschweifenden Blicke blieben endlich auf die Frau des Hauses gerichtet, die seine Verlegenheit zu bemerken und daran Theil zu nehmen schien.

»Haben Sie die genannten Werke gelesen, Herr Baron?« fragte Frau von Norberg den jungen Herrn, der noch ganz vergeistert da stand.

»Welche Werke, gnädige Frau?« erwiederte der Baron zerstreut.

»Den Alarkos, die Niobe, die Andacht zum Kreuze, Tieck's Genoveva.«

»Um Vergebung, — nein, gnädige Frau!« antwortete der junge Herr, ein wenig stotternd. »Aber der Freimüthige, und die Zeitung für die elegante Welt sprechen auch davon.«

»Ich habe einige dieser Werke gelesen,« fuhr Frau von Norberg fort; »und ich berge nicht,

daß mir in der Genoveva z. B. und in der Andacht zum Kreuze Poesie genug zu seyn scheint, um einige Dutzend gewöhnlicher Theaterstücke damit auszustatten. Die Genoveva auf die Bühne zu bringen, ist wol dem Dichter selbst nie in den Sinn gekommen; aber, wenn die Andacht zum Kreuze aufführbar gemacht werden könnte, möchte ich wol Zeuge der Wirkung seyn, welche die Handlung dieses Stückes auf eine versammelte Volksmenge hervorbringen muß.«

»Ah, ah! Ist es möglich?« rief Serena. »Meine zarte Elisa wäre im Stande, ein solches Ungeheuer von Gräueln und Abgeschmacktheit mit anzusehen?«

»Was daran verletzend, ja abscheulich ist,« erwiederte Frau von Norberg, »habe ich bei'm Lesen schon empfunden. Das Stück kann, nach Rücksichten der Religion, der Moral und des Geschmackes, nur mit bedeutenden Veränderungen aufgeführt werden. Ob diese Veränderungen gemacht werden können, ohne der Wirkung des Ganzen wesentlich Abbruch zu thun, mögen die Kunstverständigen entscheiden. Die Situationen, das ganze Gebäude des Stückes, schei-

nen etwas Unverwüſtliches zu haben, und des Verſuches wol werth zu ſeyn, unſerem Gefühl und unſeren Begriffen näher gerückt zu werden.«

»Das eigentliche Muſter einer chriſtlichen Tragödie,« ſagte der Fremde, wieder ermuthigt, »auf welches Schlegel hinweiſet, iſt der ſtandhafte Prinz. Es wird Ihnen bekannt ſeyn, meine Damen, daß mit dieſem Trauerſpiele der Verſuch bereits gemacht wurde, deſſen Sie ein weniger vollkommenes Werk nicht unwürdig achten.«

»In Weimar,« entgegnete Serena; »ja! man hat mir davon erzählt. Auch von dem Verſuche, den man dort mit dem Alarkos machte, hörte ich, und von manchen anderen Verſuchen, welche man in Wien, oder in einer anderen großen Stadt, wo es ein eigentliches Publikum gibt, nicht ſo bald wird nachahmen können. Schade darum! obwol man ſagt, in dem deutſchen Athen ſelbſt ſey deßhalb, und dem Anſehen zum Trotz, welches Terenz, Calderon, Göthe und Schlegel dort genießen, Kotzebue doch immer noch nicht von dem Theater verbannt; ja, auch unſere Wiener Dichter: Jünger, Ziegler, Madame Weiſſenthurn, Hol-

bein und Stegmayer sogar, seyen nicht davon ausgeschlossen.«

»Warum sollten sie dieß auch seyn?« fragte der Fremde mit unbefangener Artigkeit. »Man verkennt im übrigen Deutschland die Talente nicht, welche Wien besitzt.«

»Wien bedankt sich für das Kompliment,« erwiederte Serena lächelnd. »Ein paar Talente indessen, die Wien nach der Meinung hiesiger Kenner wirklich hat, scheinen im übrigen Deutschland noch wenig erkannt zu seyn. Man berichtet nichts davon, daß die artigen Lustspiele der Herren Hutt, und von Steigentesch auf den norddeutschen Bühnen gespielt werden; selbst die Werke unsers vorzüglichsten Trauerspieldichters*) sind noch nicht dahin durchgedrungen.«

»Das kommt vermuthlich daher,« sagte Ernst, »daß es auch im übrigen Deutschland ein eigentliches Publikum gibt, wie Sie sich vorhin ausdrückten, gnädige Frau. Dieses

*) Des Hrn. Heinrich von Collin vermuthlich. Erst spät sind einige seiner Trauerspiele auf andern deutschen Theatern aufgeführt worden: was auch mit den kleinen Stücken von Hutt und Steigentesch der Fall war

C. A. W.

Publikum — der Herr und Meiſter jeder Schau bühne, welche nicht, wie die Weimarer Bühne unter äſthetiſcher Kuratel ſteht, — will Schauſpiele ſehen, die es begreift, die ſeiner Empfindungsweiſe und dem Grade ſeiner Ausbildung zuſagen, und doch Reiz und Neuheit genug haben, um es auf einige Stunden ſeine Geſchäfte, ſeine Sorgen oder ſeine Langeweile vergeſſen zu machen. Solche Schauſpiele verſteht Kotzebue zu ſchreiben, und nächſt ihm diejenigen, welche, mit mehr oder weniger Geſchick, in den Gattungen und in der Darſtellungsmanier ſich zurecht finden, die man jetzt eben am liebſten ſieht. Ein artiges Talent, das von der gewohnten Bahn abweicht, ein bedeutendes ſogar, das, im entgegengeſetzten Sinne des großen Publikums, neue Bahnen verfolgt, wird ſich höchſtens da geltend machen, wo ſeine Bemühungen von wohlwollenden Freunden, Anhängern und Landsleuten unterſtützt werden.«

»Dieß gebe ich zu,« erwiederte Serena. »Damit ſcheint aber die Autorität des großen Publikums, welche Sie zuvor anfochten, ziemlich feſtgeſtellt, und eine Menge Projekte der Bühnendichter und Kunſtrichter, das Theater,

ich weiß nicht auf welche Stufe idealiſcher Vollkommenheit empor zu heben, verfliegen in's Leere.«

»Eine Menge ganz gewiß!« antwortete Ernſt; »aber — wenn Apollo und die Muſen uns nicht ganz abhold ſind, — hoffentlich doch nicht alle! Ich glaube ſelbſt nicht, daß wir die alte Maskenkomödie, den Kaiſer Octavianus mit dem neu aufgeſtutzten Hanswurſt, und das chriſtliche Trauerſpiel dem Wiener Publikum ſchon ſo bald werden aufreden können. Allein es gibt, außer der Genoveva und dem ſtandhaften Prinzen, noch Werke des Genies, welche über die, vom Publikum am meiſten begünſtigten Theaterſtücke weit empor ragen, und deren Einführung auf die Volksbühne wenig oder gar keinen Schwierigkeiten unterliegt. In dem Kreiſe der Gebildeten, zu dem ich ſpreche, kann Niemand zweifelhaft ſeyn, was es für Werke ſind, welche ich hierbei vor anderen im Sinne habe.«

»Vortrefflich, Herr Ernſt!« rief Eliſa. »Das iſt der Punkt, auf dem ich Sie ſchon lange erwartete.«

»Iſt es nicht eine Schande für die erſte Bühne Deutſchlands,« fuhr Ernſt fort, »daß

Vierteljahre vorbeigehen, ohne daß man ein einziges klaſſiſches Stück darauf vorſtellen ſieht? Warum ſind Leſſing's, Göthe's, Schiller's Werke von dem Repertoir des Hoftheaters gleichſam verſchwunden, oder großentheils noch gar nicht auf demſelben erſchienen? Warum ſehen wir von den Meiſterſtücken der Ausländer ſelbſt die nicht mehr, welche ſchon zur Zeit unſerer Väter das Bürgerrecht auf dem deutſchen Theater erhielten? Soll uns Bayard für den Cid, Fridolin für die Phädra und Zaire entſchädigen? Barbarei und Größe für den König Lear? Blinde Liebe für den Tartüffe, und der Hausdoktor für die Frauenſchule? — Man gebe uns nur das Vortreffliche wieder, das wir ſchon gehabt haben; man laſſe uns die Meiſterwerke nicht länger entbehren, die wir mit leichter Mühe uns zueignen können, und wir wollen auf alle gewagten Verſuche und Neuerungen gerne Verzicht thun!«*)

*) Man vergeſſe nicht, daß hier von dem Zuſtande des Wiener Hoftheaters im Jahre 1807 die Rede iſt. Seither, beſonders aber in den letzten vier oder fünf Jahren, ſcheint die Verwaltung des Hofburgtheaters zu der Ueberzeugung gelangt zu ſeyn, daß

Die Ankunft einiger Herren und Frauen, denen bald mehrere andere folgten, unterbrach hier den Gang der Unterredung. Der Saal füllte sich ziemlich schnell. Auch der Herr des Hauses, mit seinem Schwager Ferdinand von Sorben im Arme, trat herein und begrüßte die versammelten Gäste. — »Das Publikum, meine Herren!« sagte Serena, indem sie munter aufstand; »die Unterhaltung in den Kulissen hat ein Ende.« — Mit vieler Grazie wendete sie sich nun zu dem Fremden, und wußte ihn durch die angenehmste Gesprächigkeit für den kleinen Verdruß schadlos zu halten, den sie ihm durch ihren etwas herben Widerspruch verursacht haben mochte. Der Fremde war nicht unempfindlich für diese Genugthuung; die streitenden Meinungen schienen einander unvermerkt näher zu rücken, und es war voraus zu sehen, daß, bevor die Gesellschaft aus einander ginge, das dramatische System des Herrn Schlegel entweder ei-

---

ältere klassische Werke die Grundlage des Repertoirs einer Schaubühne ausmachen müssen, welche Bestand haben und des Namens einer Kunstanstalt werth seyn soll.

G. X. W.

nen Anhänger verloren, oder eine der liebenswürdigsten neuen Schülerinnen gewonnen haben würde.

Die Gesellschaft vertheilte sich in einige Hauptgruppen; die vornehmsten Damen und ein paar alte Herren von Rang ließen sich auf ihren Ehrenplätzen nieder. Die Unterhaltung fing an, die gewöhnliche Gestalt solcher abendlichen Versammlungen anzunehmen. Man erzählte einige Tagesneuigkeiten, machte Witz, so gut es gelingen wollte, lästerte ein wenig, ließ es dabei auch nicht an erbaulichen Bemerkungen fehlen, bis auf einmal wieder das Theater der Gegenstand des allgemeinen Gespräches ward. Die Oper und das Ballet nahmen dabei die Aufmerksamkeit der Versammlung am meisten in Anspruch. Der Stimme und der Methode einiger Mitglieder der Oper wurde das verdiente Lob ertheilt; auch der Gestalt und der Schnellfüßigkeit einer oder der anderen Tänzerin fehlte es nicht an Bewunderern. Die Kritik von zwei oder drei Bühnenneuigkeiten, die kein Glück gemacht hatten, ward mit ein paar, mehr oder weniger treffenden, Witzworten abgethan. Im Allgemeinen zeigte sich zwar viel Theilnahme an

dieser Art von Zeitvertreib, aber nichts, was auch nur entfernt einem Enthusiasmus für die Kunst ähnlich sah. Nicht einmal entschiedene Parteiungen kamen zum Vorschein; unter den Damen verrieth sich einige Neigung, der italienischen Oper den Vorzug zu geben, welche durch die gelungene Darstellung des Sargino eine Art von Aufschwung erhalten hatte; aber auch Gluck's Iphigenia in Tauris, die vor einigen Monaten wieder zur Aufführung gebracht worden, behauptete sich in ihrem Ansehen. Man war zufrieden, ohne begeistert zu seyn; wie dieß beim Theater immer der Fall ist, wenn den Werken der Reiz der Neuheit und den Darstellern, bei aller kunstgerechten Tüchtigkeit, die überwiegende Macht des Genies oder einer sehr anziehenden Persönlichkeit abgeht.

Ich hatte meinen Platz neben Serena's Lehnstuhl genommen, hinter welchem der Fremde stand, und den Gang dieser gesellschaftlichen Kunstkritik sehr aufmerksam zu beobachten schien. Herr von Norberg und Ferdinand kamen jetzt auf uns zu: der erste stellte dem Fremden seinen Schwager und dann auch mich vor, bei welcher Gelegenheit wir erfuhren, daß der junge Mann

ſelbſt Dichter ſey und die Abſicht habe, dem Hoftheater eine ſeiner dramatiſchen Arbeiten zur Aufführung anzubieten. Serena ergriff mit Wärme den Anlaß, dem jungen Fremden ihre Theilnahme zu beweiſen, indem ſie ſich antrug, die Vermittelung dieſer Sache bei der Direktion und den Schauſpielern zu übernehmen, mit welchen ſie in gutem Vernehmen ſtand. Norberg und Ferdinand ſtimmten dieſem Vorſchlage eifrig bei, welchen ſie als ſehr zuträglich für die Abſicht des Dichters erklärten. Der junge Mann bekannte ſich mit liebenswürdiger Unbefangenheit zu ſeiner Autorſchaft, geſtand aber, daß er durch das, was er heute ſchon gehört und noch jetzt vor den Augen habe, ſehr zweifelhaft geworden, ob er es wagen dürfe, die Gebilde ſeiner Einſamkeit auf der öffentlichen Schaubühne und vor einem Publikum auszuſtellen, deſſen Anſichten und Forderungen ihm bisher ſo wenig bekannt geweſen. Er halte es für ſicherer, ſeine Verſuche dem Druck zu übergeben, wo ſich größten Theils nur ſolche Leſer finden würden, welche dichteriſche Hervorbringungen mit einer Art von Vorliebe betrachten, und auch an einem

poetiſchen Sonderling das etwanige Gute nicht überſehen, das ihm eigen iſt.

»Das iſt ſehr beſcheiden,« ſagte Serena, »oder unerträglich ſtolz. Sie verſchmähen den Beifall der Welt, obwol Sie ihn zu verdienen glauben, oder Sie begnügen ſich mit Lobſprüchen, die, wenigſtens für den dramatiſchen Dichter, keine ſind. Ein Schauſpiel iſt gemacht, um auf der Bühne geſehen zu werden; davon hat es den Namen. Ich habe keinen Begriff davon, wie man eine gute Komödie oder Tragödie geſchrieben haben, und darüber gleichgültig ſeyn kann, ob ſie aufgeführt wird oder nicht.«

»Außer den neueren deutſchen Dichtern,« bemerkte Ferdinand, »haben auch die dramatiſchen Schriftſteller aller Zeiten und Nationen keinen Begriff von einer ſolchen Gleichgültigkeit gegen den theatraliſchen Erfolg ihrer Werke gehabt. Von Aeſchylus und Ariſtophanes angefangen, bis zum Gozzi und Beaumarchais, iſt es nie einem dramatiſchen Genie eingefallen, ſtatt für die Bühnen, für die Leſe-Kabinette zu ſchreiben. Dieſe Erfindung blieb unſerer Zeit und unſeren Landsleuten vorbehalten; aber wenn wir darin originell ſind, ſo können wir darauf

rechnen, daß die deutsche Originalität nie von einem anderen Volke nachgeahmt werden wird.«

»In der That,« fiel Norberg ein, »diese unersprießliche Eigenthümlichkeit unserer schönen Literatur, welche die dramatische Poesie von dem Theater, und das Theater von der Poesie getrennt hat, gehört zu den wenig erfreulichen Erscheinungen ähnlicher Art, die wir dem Mangel einer eigentlichen Hauptstadt Deutschlands zuschreiben müssen. Wo sollen die deutschen dramatischen Dichter, die in dreißig bis vierzig mittelmäßigen und kleinen Städten zerstreut leben, die deutsche Nationalbühne und das große Publikum suchen, das, wenn es im Theater vereinigt ist, wirklich die Auswahl und Blüthe der deutschen Nation darstellt? Die Franzosen, die Engländer, die Spanier haben ein Nationaltheater, weil sie Nationen sind, weil sie Hauptstädte haben, welche den Mittelpunkt der Nation, ihrer Macht und Größe, ihrer Einsichten und ihres Geschmackes bilden. In diesen Ländern ist es unvermeidlich, daß ein aufstrebendes Talent sich von diesem Mittelpunkte der Macht, des Ansehens und des Ruhmes angezogen fühle, und daß ein Dichter, der für das Theater schreibt,

nur dann ein dramatischer Schriftsteller zu seyn glaube, wenn sein Werk auf der Schaubühne der Nation erschienen ist, und vor dem höchsten Richterstuhle der dramatischen Kunst, dem vor dieser Bühne versammelten Publikum, die Probe bestanden hat.«

»So ist es,« entgegnete Ferdinand. »Dort erweckt in dem Talent der Anblick der Bühne die Lust, für sie zu schreiben; in Deutschland lesen viele junge Leute eher die Theater aller Nationen, bevor sie eines sehen. Der Nachahmungstrieb entsteht; und unsere Dichter schreiben Tragödien und Komödien wie andere Meßartikel, in griechischer, Shakspeare'scher, Calderon'scher Art und Form, unbekümmert, ob die Einrichtung unserer Schaubühne, die Sitten, der Geist und Geschmack unseres Volkes, diesen fremdartigen Formen im geringsten zusagen. So erhalten wir dramatische Produkte, die Alles sind, was man will, nur nicht das, was die deutsche Bühne bedarf, und woran geistreiche Zuschauer unserer Zeit sich erbauen oder ergetzen könnten.«

»Es ist noch ein Glück,« sagte Ernst, »wenn es Werke des Genies, die ehemals auf der Bühne

lebten und wirkten, und nicht theoretiſche Kunſtlehren allein ſind, wodurch unſere Dichter zur Kompoſition dramatiſcher Werke angetrieben werden. Ein guter Theil der deutſchen Leſe-Dramen, wie man dieſe neue Gattung nennen will, iſt offenbar aus den unfruchtbaren Grübeleien der Kunſtphiloſophen entſprungen. Keine Dichterſchule, keine Bühne und kein Theaterpublikum der gegenwärtigen und der vergangenen Zeiten würde ſie als die ihrigen anerkennen; und wenn dieſe ſeltſamen Treibhausfrüchte jemals einen Boden finden ſollten, worin ſie einheimiſch werden, und Menſchen, welche ſie für genießbar halten könnten, ſo müßten es ein Land und Menſchen ſeyn, welche auf demſelben Wege der reinen Spekulation erſt in's Daſeyn gerufen würden.«

»Alles, was Sie mir ſagen,« erwiederte der Fremde, »überzeugt mich immer mehr, daß es für mich das Rathſamſte ſey, die gefährliche Bahn zu vermeiden, die ich zu betreten Willens war. Ich beſorge ſehr, daß mein dramatiſcher Verſuch auf der öffentlichen Bühne kein beſſeres Schickſal haben würde, als irgend eines der Werke, die Sie ſo eben bezeichneten. Obwol

dieser Versuch keine Frucht einer hohlen Theorie ist, so leugne ich doch nicht, daß die neueren Kunst-Ideen Einfluß auf ihn hatten, und daß ich dabei mehr die Beispiele der großen Dichter früherer Zeiten, als die Anforderungen des heutigen Theater-Publikums vor den Augen hatte. Vielleicht ist meine Arbeit, auch ohne Rücksicht auf die Darstellung, als mißlungen zu betrachten, und eben so wenig dramatisch als theatralisch. Hierüber hoffe ich von unbefangenen Kunstrichtern belehrt zu werden, wenn mein Drama gedruckt ist; sollten ihre Stimmen für mein Talent nicht günstig ausfallen, so werde ich mich über mein verfehltes Bestreben mit dem Gedanken beruhigen, daß Bessere als ich nicht glücklicher darin waren, und daß man ein ehrenwerther Mann seyn kann, ohne ein dramatischer Dichter zu seyn.«

»Und warum, mein junger Freund,« sagte Norberg, »wollen Sie die Entscheidung über ein Talent, für das Ihre Neigung und Ihre Bescheidenheit Gewähr zu leisten scheinen, der Laune, den zweifelhaften Einsichten und der nicht minder zweifelhaften Unparteilichkeit von Richtern überlassen, welche, nach der bekannten Zu-

ſammenſetzung unſerer Recenſir-Anſtalten, in dieſem Falle nicht einmal kompetent ſind? Welche Belehrung erwarten Sie von einem Schulmann, der von theatraliſchen Dingen ſelbſt nichts verſteht, über Ihre Anlage, für das Theater zu ſchreiben? Warum wollen Sie darüber nicht vielmehr die Stimmen unbefangener Kunſtfreunde aus der Mitte deſſelben Publikums vernehmen, welches der natürliche Richter der theatraliſchen Kunſt iſt? Wenn Sie es zu gewagt finden, Ihr Werk auf der öffentlichen Bühne vor dem großen Publikum auszuſtellen, — ſuchen Sie ein kleineres, an dem Sie vorläufig die Probe damit machen können.«

»Ja, mein Herr!« rief Serena; »und laſſen Sie uns dieſes kleine Publikum ſeyn. Molière prüfte die komiſche Kraft ſeiner Meiſterſtücke an dem geſunden Sinn ſeiner Haushälterin. Ich biete mich an, die Rolle der guten Alten bei Ihrem Stücke zu übernehmen.«

»Gnädige Frau,« ſagte der Fremde in angenehmer Verwirrung, — »Ihre Güte ſetzt mich in große Verlegenheit.«

»Ein Autor, der für das Theater ſchreibt,« erwiederte Serena, »muß auf Verlegenheiten ge-

faßt ſeyn. Wir wollen Ihnen Ihren erſten Auftritt nicht allzu leicht machen, mein Herr! Je genauer wir es mit Ihnen nehmen, je beſſer kommen Sie nachher bei dem Publikum durch.«

»Unſere ſchöne Freundin räth Ihnen Gutes,« ſagte Ferdinand. »Sie können ſich auf den Takt der geiſtreichen Frau verlaſſen, und hätten für einen Prüfungsausſchuß des öffentlichen Geſchmackes keine trefflichere Repräſentantin finden können.«

»Die Komplimente bei Seite, mein Herr v. Sorben,« verſetzte Serena. »Ich rechne bei dieſem Ausſchuſſe ſehr auf Ihre Mitwirkung und auf die unſeres würdigen Freundes Norberg; da haben wir gleich den geſunden Verſtand und die Sicherheit der wahren Geſchäftsmänner beiſammen. Meine zufahrende Lebhaftigkeit wird durch Eliſens beſonnene Zartheit gehörig gemäßigt werden; und wenn die Herren Ernſt und Weſt von der Partie ſeyn wollen, ſo wird unſerem Geſchmacks-Ausſchuß auch der Antheil von Gelehrſamkeit nicht fehlen, den man von Repräſentanten des Publikums billiger Weiſe fordern kann.«

»Ich bin mit dieſer Zuſammenſetzung des

Komite's einverſtanden,« ſagte Norberg, »und ſchlage den künftigen Montag zur Berichtserſtattung vor. Halten Sie ſich bereit, lieber Herr, uns Ihren Vortrag zu machen. Sie werden aufmerkſame Zuhörer finden und, nicht übelwollende, aufrichtige Beurtheiler.«

»Nun wohlan!« erwiederte der Fremde, »ich nehme Ihr gefälliges Erbieten an, auf die Gefahr, die gute Meinung zu verlieren, welche Sie, wenn nicht von meinem Talente, doch von meiner Beſcheidenheit zu haben ſchienen. In jedem Falle wird der Verſuch, den Sie mir, auf Koſten Ihrer Zeit und Ihrer Geduld, anzuſtellen geſtatten, für mich von Nutzen ſeyn. Auch dem Publikum, deſſen Stelle Sie vertreten wollen, wird dieſe Leſe-Probe einigen Vortheil verſchaffen; denn im ſchlimmſten Falle wird ihm dadurch die Langeweile erſpart werden, der Sie ſich großmüthig an ſeiner Statt unterzogen.«

Nach dieſen Worten, die der junge Mann mit beſcheidenem Anſtande vortrug, verbeugte er ſich vor Serenen und verließ die Geſellſchaft; ich aber ging nach Hauſe, um die dramaturgi-

sche Unterhaltung, deren Zeuge ich war, für die Leser des Sonntagsblattes aufzuzeichnen.

9.

Originalität und Nachahmung,

in Beziehung auf den neuesten Zustand der deutschen Literatur.

An Amalie von Sorben.

»Die Nachahmer sind in Deutschland zu Hause!« ruft einer von den Verfassern der Literaturbriefe aus, »das ist weltbekannt.« — »Kein Deutscher,« läßt Göthe Aurelien im Wilhelm Meister sagen: »kann einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einem Ausländer gelernt hat.«

Ich weiß nicht, meine liebe Freundin, ob die besten Köpfe einer Nation gut daran thun, wenn sie ihre Landsleute in ihren eigenen und aller Fremden Augen verächtlich machen. In Deutschland scheint das aber zu dem guten Tone zu gehören, und wir Oesterreicher wollen wenig-

ſtens in dieſem Punkte nicht hinter unſeren deutſchen Nachbarn zurück bleiben.

So viel ich einſehe, ſind der eigentlichen Originale in der Schriftſtellerwelt, überall und zu allen Zeiten, nur wenige geweſen. Unſer Freund Ernſt, der ſeine Forderungen in dieſer Rückſicht vielleicht etwas zu weit treibt, läßt unter den Neueren überhaupt nur acht oder neun Köpfe für original gelten; alle übrigen ſind, ſeiner Meinung nach, mehr oder weniger geiſtreiche Nachahmer: — ein Ausdruck, der, wie er ſagt, den Begriff ſehr großer Talente nicht ausſchließt; denn Virgil, Horaz und Terentius haben ſich nicht geſchämt, an der Spitze ſolcher Nachahmer zu ſtehen.

Oft iſt das Muſter, nach dem ſich ein angebliches Original gebildet, nur weniger bekannt. In anderen Fällen macht die gemiſchte Manier der Nachahmung, deren Vorbilder dadurch verſteckt oder verunſtaltet werden, das ſcheinbare Original. Die meiſten Originale, in den Künſten wie im Umgange, ſind Karikaturen und gezwungene Abweichungen von dem Ueblichen und Muſterhaften. Der wahrhaft originelle Kopf trotzt den Regeln eben ſo wenig, als er

ſich denſelben mit Abſicht unterwirft; aber die Regel iſt in ſeinen Werken, und wird daraus abgeleitet.

Ich habe ſtarke Zweifel gegen die Originalität eines Schriftſtellers, der in keine Form paßt und, wie Ernſt es ausdrückt, in keiner Schule ausgelernt hat. Das Maß der eigenen Geiſteskraft, welches in einem Werke ſichtbar iſt, nicht deſſen Form oder Gegenſtand, beſtimmt die Originalität eines Autors. Eben ſo wenig, als die Form und der Gegenſtand, gibt die Gemüthsſtimmung eines Verfaſſers ſeinen Produkten einen originellen Gehalt. Voltaire iſt ein ungleich größeres Original als Rouſſeau und Diderot, ungeachtet der wahren oder angenommenen Singularität in dem Charakter und der Manier der zwei Letzteren. Ich glaube nicht, daß man Sterne'n mehr Originalität zuſchreiben könne als dem Fielding; und Richardſon hat mehr Eigenthümliches als Beide, obwol ſich jeder Stümper zutraut, ſo klar und förmlich als er zu ſchreiben.

Gewöhnlich aber verſteht man unter der Originalität eines Schriftſtellers nur ſeine feſte, ihm eigene Manier, in der Behandlung des Gegen-

ſtandes ſowol als der Sprache. Denn beſtimmt und feſt muß eine Manier wenigſtens ſeyn, um als auf ſich ſelbſt gegründet oder originell zu erſcheinen. In dieſem Sinne haben wir unter den älteren Schriftſtellern unſerer Nation mehrere originelle Köpfe, ſehr wenige unter den neueren. Die erſteren ſchrieben einerlei Sprache, aber jeder in ſeinem eigenen Styl; die letzteren ſcheinen nur einerlei Styl zu haben, aber dafür hat jeder ſeine Sprache für ſich.

Wenn, wie es in neuerer Zeit manchmal geſchehen iſt, den Verfaſſern des Laokoon und des Nathan, des Oberon und der Geſchichte der Abderiten, — vier Werke, die allein hinlänglich wären, einer Nation ohne alle Literatur einen ausgezeichneten Rang in der literariſchen Welt zu verſchaffen, — wenn dieſen Verfaſſern Genie und Originalität ſtreitig gemacht werden, ſo hat Deutſchland freilich keine Originale aufzuweiſen, den Jakob Böhme etwa ausgenommen, und unſere Literatur iſt, mit dem Doktor E. zu reden, gleich Null. Aber dann gibt es, außer dem Homer, Ariſtophanes, Shakſpeare und Cervantes, überhaupt keine Schriftſteller, die des Namens werth wären,

und die Franzoſen, Italiener und Engländer haben eben ſo wenig eine Literatur als wir.

Als vor ungefähr funfzig Jahren Leſſing und ſeine Freunde gegen die Schulen auftraten, die ſich damals, unter dem Einfluß einiger ſehr mittelmäßigen Köpfe, in Deutſchland zu bilden anfingen, hatten ſie vielleicht Urſache, die Nation vor der Sucht der Nachahmung zu warnen, und den jungen Schriftſtellern einzuſchärfen, daß man es wagen müſſe, Original zu ſeyn. In unſerer Zeit haben wir von den Schulen und von der Nachahmungsſucht nichts zu beſorgen, deſto mehr aber von der Vernachläſſigung aller Schule, und von der Wuth der Singularität, die ſich der meiſten jungen Leute von einigem Talente bemächtigt zu haben ſcheint. Ein Kunſtrichter, der jetzt unter uns aufträte, würde daher ſehr wahrſcheinlich den umgekehrten Weg der Literaturbriefe und der Dramaturgie einzuſchlagen genöthigt ſeyn, er würde die unreinen Köpfe, die ſich mächtige Genies zu ſeyn bedünken, anſtatt zu höheren Muſtern, welche zu verſtehen ihnen nicht zugemuthet werden kann, in das Gymnaſium zurück verweiſen, dem ſie allzu früh entlaufen ſind. Vor allen Dingen aber

würde er unsere Jugend lehren, Achtung für die älteren Schriftsteller ihrer Nationen zu haben, für Schriftsteller, unter denen Mancher ist, dessen ihnen unbekannte Werke mehr Geist, Witz und wahrhaft dichterisches Verdienst enthalten, als die ganze Sippschaft der in dem letzten Jahrzehend aufgekommenen Genies (wenn sie ein Mal mit ihren Talenten einen gemeinschaftlichen Fonds machen wollten) unter sich aufzubringen im Stande seyn möchte.

Es ist zu beklagen, daß einer der schönsten Geister, welche die neuere Zeit hervor brachte, durch die schwer zu begreifende Indolenz, womit er sich den ungebührlichen Götzendienst gefallen läßt, der mit seinem Namen getrieben wird, in der höchsten Reife seines Ruhmes und seiner Jahre mehr Theil an diesem literarischen Unfuge zu nehmen scheint, als man von ihm, selbst in dem ersten Feuer und Uebermuthe der Jugend, befürchten zu müssen glaubte. Seitdem das Athenäum der Welt geoffenbart hat, daß Göthe der einzige deutsche Dichter ist, predigen die Jünger der neuen Lehre, daß ihr Herr und Meister ein Wesen sey, welches — wie ein verrückter Poet von Fichte'n sagte: —

»von Ewigkeit her sich selber gesetzet;«
und nun geht jeder Kindskopf hin, sich gleichfalls zu setzen. Allein, obwol schwerlich Jemand, die besagten Kunstjünger ausgenommen, eine größere Meinung von dem Verfasser des Werther und des Tasso haben kann als ich, so halte ich ihn doch für eine erschaffene, ja sogar für eine durchaus menschliche Natur, und ich bin schon mehr als ein Mal versucht gewesen, meinem Freunde Ernst beizustimmen, der Göthe'n für den genievollsten Nachahmer unter den Neueren erklärt, aber weit entfernt ist, ihn zu den eigentlichen Originalköpfen zu zählen.

»Göthe's Genie,« sagt Ernst, »bewegt sich mit der glücklichsten Gewandtheit in allen Formen, und der Innigkeit seines Gefühls ist keine Schönheit verborgen noch unerreichbar, die ein stärkerer Geist vor ihm erdachte, oder vielleicht auch nur ahnte. Er hat den Euripides wirklich verschönert, welches von Racine kaum gesagt werden kann; und sein Götz von Berlichingen ist, der Form nach, das Vollkommenste, was in der Manier des Shakspeare geschrieben wurde. Aber man zeige mir in Göthe's Schriften Eine originelle Situation, Einen neuen Cha-

rakter, der an Erfindungskraft, Tiefe und Wahrheit, mit den Schöpfungen des Shakspeare, Dante und Cervantes zu vergleichen wäre; oder man nenne mir Eines seiner Stücke, worin der Gang der Handlung, ich will nicht sagen, den Oedipus, sondern nur Calderon's Andacht zum Kreuze an origineller Kraft und Wirkung erreichte.«

Ein talentreicher Kopf erhält zuweilen in einem kritischen Zeitpunkte der Literatur eine zufällige Richtung, welche sich in seinen ersten Produkten zeigt, und die, weil seine Werke mit einer inneren Kraft begabt sind, großen Eindruck auf die zur Veränderung schon geneigten Gemüther macht. Von dieser Zeit an hat er den Kredit eines Originals, und erhält Nachfolger. Seine Lehrer aber, und die Umstände, die ihn bildeten, werden vergessen; ja, der schwache Theil der Leser und Skribenten glaubt in ihm eine außerordentliche Erscheinung zu sehen, welche in dem vorhergehenden Zustande gar keinen Grund hat. Wer mit der Lage der deutschen Literatur in dem merkwürdigen Jahrzehend von 1760 bis 1770 bekannt ist, begreift, wie ein jugendlicher Geist voll Empfänglichkeit und Energie sich da-

mals der gleichsam zerstreuten Elemente der Kunst bemächtigen und in lebendigen Gestalten darstellen konnte, was der Fleiß, der Scharfsinn, und das weniger glückliche Genie seiner Vorfahren und Zeitgenossen ihm vorbereitet hatte.

Ein furchtbarer Krieg hatte der deutschen Nation eine ernsthaftere Stimmung und mehr Geschmack für das Große und Ungewöhnliche gegeben. Klopstock war, wie ein fremdes Meteor, erschienen. Die alte französische Schule wurde in Deutschland von Lessing, in Frankreich selbst von Diderot mit überlegenem Scharfsinn angegriffen. Außerordentliche Menschen, wie Voltaire, Hume, Rousseau, hatten die Meinungen in Freiheit gesetzt. Das Herkommen verlor sein Ansehen, die kleinen Muster verschwanden. Die guten Köpfe, die sich in der bürgerlichen Beschränktheit des alten Deutschlands entwickelt hatten, verfielen mit den Gegenständen, welche sie behandelt, in Vergessenheit. Wieland schrieb, — der erste Autor, den die Deutschen den großen Männern des Zeitalters im Auslande an die Seite setzen durften. Die Kunstrichter hatten die Natur, den Shakspeare, die Griechen, als das Höchste der Nach-

ahmung aufgestellt. Die griechischen und englischen Tragiker fingen an in Uebersetzungen gelesen zu werden; Hamlet und Lear erschienen auf der Bühne. — Jetzt trat Göthe auf, und seine ersten Werke entstanden; Produkte und Vorbilder des Geschmackes, der zu herrschen begann, und gemacht, durch den lebendigen Geist, der in ihnen athmet, die Originale, wonach sie gebildet sind, selbst zu verdrängen.

Daß in einem solchen Zeitpunkte die jüngeren Köpfe, in dem Wirbel des Stärksten unter ihnen, mit fortgerissen werden, ist natürlich. Manche Talente gehen in einer solchen Epoche zu Grunde, wie damals Lenz, Wagner und Andere, deren Namen nicht mehr genannt werden. Sie scheinen bloß Trabanten des neuen Gestirnes, oder Wahnwitzige zu seyn, welche sich durch nichts, als durch die Uebertreibung der herrschenden Manier auszuzeichnen fähig sind.

Wenn der erste Sturm und Drang vorüber ist, so fangen die mittelmäßigen Köpfe an, sich in die ältere und neuere Schule zu theilen; und nun kommt die Zeit der eigentlichen Nachahmer. Andere gerathen auf Nebenwege, und nehmen eine gemischte Schreibart an, in der Meinung,

dadurch selbst Originale zu werden. Entstehen zugleich kritische Streitigkeiten, und werden der Nachahmungen zu viele, so, daß der Reiz der Neuheit verbraucht und selbst die Uebertreibungen der neuen Manier gemein geworden sind: so sieht man der Literatur, den Schriftstellern und der Lesewelt eine seltsame Verlegenheit an. Es ist, als ob die Autoren nicht wüßten, was und wie sie schreiben, und das Publikum nicht, was es sich gefallen lassen solle. Wenn in solchen Umständen ein neues großes Genie auftritt, so ist Alles bald wieder in seiner Ordnung, und man sieht den vorigen Gang der Originalität und Nachahmung zurückkehren. Geschieht dieses nicht, so kommt eine Menge gemachter Talente und erzwungener Reputationen zum Vorscheine, wovon immer Eine die Andere zerstört. Bei dieser Lage der Dinge macht mancher Sonderling ein Glück, der außerdem kaum bemerkt worden wäre.

Aber die Gährung, die Göthe's Erscheinung in der deutschen Literatur verursacht hatte, war kaum vorüber, als durch einen ungleich mächtigeren Geist in den spekulativen Wissenschaften eine Revolution bewirkt wurde, welche alle jun-

gen Köpfe Deutſchlands in eine neue, weit ſtärkere und anhaltendere Bewegung ſetzte. Kant's Philoſophie, deren Freunde und Anhänger dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik der Vernunft unendlich mehr Schaden gethan haben, als alle ſeine Feinde und Widerſacher, fand auch Eingang bei einigen der ausgezeichnetſten dichteriſchen Talente des Zeitalters. Schiller, der perſönliche Freund und Bewunderer Göthe's, erſann, von Kantiſchen Principien geleitet, ſeine rhapſodiſchen Theorien der Kunſt. Einige poetiſirenden Halbphiloſophen brachten dieſe Theorie zu der Reife, deren ſie fähig iſt: Allen war Göthe, deſſen Perſönlichkeit übermächtig auf ſie wirkte, das nächſte Muſter und die höchſte Autorität. Fichte, und bald nach ihm Schelling, droheten indeſſen den alten Kant ſelbſt zu verdrängen. Die Syſteme vervielfältigten ſich, wie der Kenntniſſe weniger wurden. Die Begebenheiten der politiſchen Welt vermehrten die allgemeine Verwirrung der Gemüther; und wie ihre Konſtitution, ſo ſchien der alte, gute Verſtand der Deutſchen in dieſer Fluth und Grundloſigkeit der Meinungen unterzugehen. Alle Fächer wurden vermengt; die Erfahrung und die

klaſſiſche Literatur machten der Wiſſenſchaft des Abſoluten Platz; man regierte Staaten und heilte Kranke nach demſelben Princip, nach dem man ein Sonett oder eine Tragödie ſchreibt. Die neue Aeſthetik entſtand und die Poeſie des Poetiſchen: ein Ungeheuer, das, wie Saturn und die franzöſiſche Revolution, ſeine eigenen Kinder verzehrt. Sie erkennt keine Muſter, denn jeder Eingeweihte trägt, wie die Myſtiker das Licht, den Kanon der Vollkommenheit oder das Unendliche in ſich ſelbſt. Aber ſie bedarf eines Idols, und dieß Idol ward abwechſelnd Göthe, Jakob Böhme und Hanns Sachs. Die Köpfe aus Göthe's erſter Schule waren von dem Genie entzündet worden; die Jünger der zweiten Schule ſcheinen dagegen von der Grübelei ausgebrütet zu ſeyn. »Es ſind kranke Küchelchen,« wie Brink ſagt, »die abſterben, ehe ſie flügge werden, und in denen nicht Lebenskraft und Wärme genug iſt, um die Tollheit, von der ſie angeſteckt ſind, gar zu kochen.«

Wenn man die Wirkungen des Genies und den gewaltigen Anſtoß betrachtet, den oft ein einziger origineller Kopf ſeinen Zeit- und Kunſtgenoſſen gibt, ſo hat man Urſache, über die

Kraft des menschlichen Geistes zu erstaunen. Denn es ist doch nicht zu leugnen, daß die Menge, der Eifer, und selbst die Ausschweifungen der Anhänger einer neuen Lehrart, oder einer neuen Manier in der Kunst, von der Ueberlegenheit des Kopfes zeugen, die sie zuerst auf die Bahn gebracht hat. Von der anderen Seite findet man jedoch auch Anlaß, sehr demüthig von der Beschränktheit und Schwäche der menschlichen Natur zu denken, wenn man erwägt, was für Menschen und Meinungen es nicht selten sind, durch welche die Gemüther der Menge bangen und in Aufruhr gesetzt werden.

Vielleicht ist es bei Manchen nur ein Glück, wenn sie von einer so allgemeinen Ansteckung frei bleiben. Man sagt, die stärksten Naturen seyen der Wuth der Epidemien zuerst ausgesetzt. Einige unserer neueren Schriftsteller hat vermuthlich nur ihr Mangel an Empfänglichkeit und ihre Schwäche von dem Schwindel gerettet, der die ganze literarische Welt befallen zu haben scheint, Andere offenbar nichts als die Eitelkeit, selbst Original zu seyn. Diese Eitelkeit und der Dünkel, nach einem wirklich großen Manne, dem man folgt, dessen Nachtreter zu seyn man

aber nicht das Ansehen haben will, selbst noch groß, wenn nicht sogar größer als er zu erscheinen, dieser erbärmliche Dünkel ist nur allzu oft Ursache, daß eine wichtige Erfindung nicht gleich anfangs, so sehr als sie könnte, vervollkommnet wird. Die Wissenschaften und Künste scheinen in demselben Augenblicke stille zu stehen oder rückgängig zu werden, in dem sie, durch die Kraft und Bemühung eines außerordentlichen Mannes, auf eine hohe Stufe von Vortrefflichkeit gebracht worden sind. Man möchte den Meister übertreffen, welchen zu erreichen man sich nicht schmeicheln sollte. Wie viele brauchbare Gelehrte, und wie manchen angenehmen Schriftsteller würden wir mehr haben, wenn diejenigen, denen es nicht gegeben ist, Original zu seyn, hätten lernen wollen, gute Nachahmer zu werden! und wenn sie, da nur Einer der erste Kopf seines Faches seyn kann, sich mit der bescheidenen und nützlichen Rolle untergeordneter Talente hätten begnügen mögen!

Ein Vorschlag zur Verbesserung des deutschen Lustspieles.

In der letzten Freitagssitzung der stillen Gesellschaft, während Brink mit Herrn Morfeld über das chinesische Theater sprach, war Solms lange in eine algebraische Aufgabe vertieft, was ihn jedoch nicht hinderte, von Zeit zu Zeit eine Querfrage an Brink und Morfeld zu richten, die sich auf den Gegenstand ihres Gespräches bezog. Der Kapitän hat vielleicht seit zwanzig Jahren kein Theater mehr besucht, und bis vor Kurzem auch nur sehr ungern von theatralischen Dingen geredet. Der Grund dieser Abneigung ist ein verdrießlicher Liebeshandel, den er in seiner Jugend mit einer Schauspielerin hatte. Seitdem das Sonntagsblatt erscheint, glaubt er aber seinen alten Groll bezwingen zu müssen; und obwol er sich noch nicht entschließen konnte, wieder ein Schauspiel anzusehen, ist er doch mit allerlei Plänen beschäftigt, welche auf die Verbesserung der Bühne abzielen. Einige dieser Pläne, die äußere Einrichtung der Theater und deren ökonomische Verwaltung betreffend, haben

manches Sinnreiche, und ſind zum Theil vielleicht auch ausführbar; andere hingegen ſcheinen mehr zum Scherz und zur Verſpottung der Bühnenkunſt erdacht zu ſeyn, als zu ihrer Beförderung, obſchon der Kapitän ſich das Anſehen gibt, es ſehr ernſtlich damit zu meinen.

Brink hatte vor einiger Zeit die Frage aufgeworfen: wie es anzufangen wäre, etwas mehr Luſtigkeit in die deutſchen Luſtſpiele zu bringen, da es unſerer anſtändigen Komödie doch an dieſer Eigenſchaft offenbar am meiſten fehle? Er ſelbſt ſowol, als Ernſt, Palmer und Morfeld brachten verſchiedene Mittel in Vorſchlag, welche ich nicht ermangeln werde, zum Nutzen und Frommen unſerer Theaterdichter nach und nach bekannt zu machen. Morfeld, der gerne lacht, und mitunter auch einen etwas derben Spaß liebt, ließ ſich die Sache beſonders angelegen ſeyn. Er ſuchte in allen Ländern, die er geſehen, Beiſpiele des Komiſchen auf der Bühne, und gab jetzt eben umſtändlich von den Luſtſpielen der Chineſen Bericht, in welchen die Baſtonade gewöhnlich eine Hauptrolle ſpielt, zum großen Ergetzen der Zuſchauer, wie er verſicherte. Solms, der dieſen Bericht halb und halb mit

angehört hatte, ließ nun plötzlich seine algebraischen Rechnungen liegen, und unterbrach die Erzählung Morfelds mit der Erklärung: »daß er eine Motion zu machen habe.«

Nachdem ich, unserem Reglement gemäß, Stille geboten hatte, sagte der Kapitän: er habe mit einem Freunde, der die Sache gründlicher behandelte, als die chinesischen Empiriker, mit einem Mathematiker und Naturphilosophen nämlich, über die ästhetische Wirksamkeit der Bastonaden Untersuchungen angestellt, und wünsche nicht, daß eine Frage von solcher Bedeutung nur oberflächlich, nach der Art der Bellettristen und Reisebeschreiber, beantwortet werde. Seiner Ueberzeugung nach könne durch eine erschöpfende Beantwortung dieser Frage, und durch einen darauf gegründeten, wohlberechneten Operationsplan, dem bemerkten Grundfehler des deutschen Lustspieles auf die wirksamste Weise abgeholfen werden. Sein Freund habe vorläufig einige Bemerkungen über den Gegenstand zu Papier gebracht, die er jetzt vorlesen wolle, bloß, um die Aufmerksamkeit auf diese wichtige Untersuchung zu lenken; die weitere Ausführung hänge von genauen und

weitläufigen Berechnungen ab, mit denen er und sein Freund gegenwärtig noch beschäftigt seyen, und welche, wenn sie vollendet wären, zugleich die Anwendung der aufgestellten Grundsätze außerordentlich erleichtern würden. Hierauf zog Solms einen kleinen, ziemlich stark beräucherten, halben Bogen aus der Tasche und las, was folgt.

Ueber die komische Kraft des Prügelns auf dem Theater.

Nach Principien der neuesten Philosophie.

Zu den unanständigen Gewohnheiten, welche Leuten ohne Erziehung eigen sind, gehört unstreitig das Prügeln. In der guten Gesellschaft enthält man sich dessen mit Recht. Aber man hat auch den Schein jener üblen Gewohnheit von dem Theater verbannt, und daran, wie ich glaube, nicht wohl gethan. Nur selten erlaubt sich, in unseren Tagen, ein komischer Dichter noch dergleichen Späße. Die Schauspieler selbst scheinen dagegen eingenommen zu

seyn, seitdem nicht mehr eigene Sporteln dabei zu gewinnen sind, wie ehemals z. B. eine Ohrfeige mit 30 Kreuzern gut gethan wurde. Zur Zeit aber, als das Lustspiel bei den Franzosen in seiner schönsten Blüthe stand, wurde weidlich auf dem Theater zugeschlagen, und noch jetzt, wenn ein poetischer Poet Muth hat, sich in diesem Punkt über das Vorurtheil der Modernen hinweg zu setzen, kann er sicher seyn, daß drei Viertheil des Hauses laut auflachen werden.

Warum lachen aber die Leute, wenn Einer geprügelt wird?

Ich habe Ursache zu glauben, daß der Geprügelte Schmerzen empfinde. Nun ist aber der Schmerz nicht lächerlich. Wenn ein Kind geschlagen wird und weint, so schreien gewöhnlich alle Kinder mit, die gegenwärtig sind. Warum machen wir Erwachsene es anders in diesem Falle, da wir doch sonst nicht viel mehr als große Kinder sind, und auch als solche behandelt seyn wollen?

Es wird den Kennern der neuesten Philosophie bekannt seyn, daß die schwierigsten Fragen, welche der menschliche Verstand sich aufwirft, nach keiner anderen Weltweisheit, als

nach der neueſten mit Zuverläſſigkeit beantwortet werden können. So iſt auch die Frage: »warum die Leute lachen, wenn Einer geprügelt wird?« — weder nach dem Carteſius, noch nach Leibnitz, noch nach Hume, am wenigſten aber nach Feder beantwortlich. Deſto helleres Licht bringt dagegen die Naturphiloſophie in dieſe dunklen Stellen des menſchlichen Wiſſens, und ohne dieſelbe wird man über das Prügeln nie richtig räſoniren, ja kaum ſich ordentlich prügeln laſſen können.

Wir müſſen daher auch in gegenwärtiger Unterſuchung, ſo viel als möglich, alles in der Sprache und Manier der neueſten Denker abhandeln.

Um alſo jenes delikate, man möchte ſagen, kitzliche Problem zu löſen, iſt es vor allen Dingen nothwendig, auf den Begriff des reinen Prügelns zurück zu gehen.

Das reine Prügeln aber iſt diejenige kräftige Anwendung der Ueberredungskunſt, welche bei'm Mangel an Uebereinſtimmung unter den handelnden Perſonen, den leidenden Theil durch den Stock zur Vernunft bringt; oder deutlicher: Wenn das Nicht-Ich zum

Ich geklopft wird, so ist das reine Prügeln gesetzt.

Hieraus erklärt sich das Lächerliche des schmerzhaften Aktus. Das Komische entspringt dabei nämlich aus dem Kontrast zwischen Mittel und Zweck, und aus dem Unerwarteten des Erfolges. Der Stock, als ein plumpes, todtes, grob sinnliches Instrument, kontrastirt mit der subtilen geistigen Vernunft, und unerwartet, überraschend muß es seyn, in dem Kopfe einen Geist erwachen zu sehen, während auf dem Rücken eine Handlung vorgenommen wird, die wenig Achtung für die Würde des, in der geprügelten Person wohnenden, Geistes zu verrathen scheint. Es zeigt demnach von wahrer Achtung für die Vernunft, die geltend gemacht werden soll, wenn wir über das zum Ich geklopfte Nicht-Ich lachen.

Das Problem ist also völlig zu unserer Ehre gelöst. Man könnte zwar einwenden, daß diese Auflösung nur das Lächerliche des reinen, oder des Prügelns a priori, begreiflich mache; abgesehen aber davon, daß Jedermann sich leicht überzeugen kann, ob meine Grundsätze auch auf das angewandte Prügeln a posteriori passen, so

kann der Einwurf, daß mein Prügeln nur ein ideales Prügeln sey, hier nicht Statt finden. Denn da es aus Principien, welche die neueren Naturphilosophen in Gang gebracht haben, abgeleitet ist, so wird es auch, mit Hülfe der Naturphilosophie, nicht schwer werden, das ideale zum realen Selbstbewußtseyn zu erheben. Auch die Wissenschaftslehre von Fichte gibt hierüber Auskunft, denn gleich wie sich das Ich als selbstständiges Wesen setzt, so kann es sich auch als ein geprügeltes Wesen setzen. Ob es aber wirklich, oder nur in der Idee, als solches gesetzt werde, ist eine von den Fragen, die in der Philosophie keinen Sinn haben. Ich fahre daher ruhig in meiner Untersuchung fort.

Man sieht aus der obigen Definition, daß das Prügeln eigentlich ein komplicirter Begriff ist. Löst man ihn, nach der analytischen Methode, in seine einfachen Elemente auf, so findet man, daß das Prügeln zunächst aus drei Theilen zusammengesetzt sey.

1. aus dem Zuschlagen nämlich,
2. aus dem Wehethun, und
3. aus der Sinnesänderung des Geprügelten.

Es könnte mancher vielleicht schon an einem

Theile genug haben, er wird aber bald finden, daß man alle drei braucht, um auf den Geſichtspunkt aufmerkſam zu machen, aus welchem das theatraliſche, oder, um allgemeiner zu reden, das äſthetiſche Prügeln beurtheilt werden muß; um ſo mehr, da ſich daraus auch das, bei den neueren Aeſthetikern ſo beliebte, Myſtiſche, welches in der Handlung liegt, erklären läßt. Jedes äſthetiſche Produkt nämlich gehört, nach Schiller, entweder zu der ſentimentalen oder zu der naiven Gattung; das Prügeln aber greift in beide ein, denn zufolge des Zuſchlagens iſt es naiv, zufolge des Wehethuns aber ſentimental.

Das Prügeln iſt alſo die ſentimental-naive Myſtik, die beſonders im komiſchen Drama ihre Anwendung findet, und zwar aus dem Grunde, weil, wie bekannt, jedes gute Luſtſpiel erſtlich draſtiſch, zweitens elaſtiſch und drittens plaſtiſch ſeyn muß. Selbſt der ungelehrte Leſer weiß, daß plaſtiſche Kunſt bei den Alten die Bildhauerkunſt, und die Kunſt, in bas- und hautrelief zu arbeiten, genannt wurde. Das Prügeln iſt eines Theils eine ſolche Arbeit, und zweckt anderen Theils darauf ab. Außer dieſer

gemeinen oder phyſiſchen Plaſtik, kann aber durch das Prügeln auch eine hohe oder metaphyſiſche erlangt werden, welche in der erwähnten Sinnesänderung beſteht.

Das Prügeln kann zwar auch tragiſch werden, denn bekanntlich iſt eine Ohrfeige, die doch auch zum Prügeln, wiewol zu einer höheren Gattung, gehört, der Hebel, der im Cid den ganzen dramatiſchen Mechanismus in Bewegung ſetzt; doch auf das ernſthafte Prügeln will ich mich hier nicht einlaſſen; ich nehme nur das komiſche in Schutz. Die modernen, gar zu höflichen, Komiker haben ſich, durch Vermeidung deſſelben, um alle überraſchenden Kontraſte gebracht. Wo man noch nicht ſo höflich iſt, z. B. auf dem Leopoldſtädter Theater, habe ich oft eine allgemeine Theilnahme von Seiten des Publikums, zu beobachten Gelegenheit gehabt, und darin einen Beweis gefunden, daß das theatraliſche Prügeln weder etwas Unſchickliches, noch Etwas außer der Zeit ſey. In der That, es könnte den guten Geſchmack wieder herſtellen, wenn man es nur kühn und muthig wieder in Gang bringen wollte.

Die neueſte Schule der Dramaturgen ſcheint

hierüber Verſuche anſtellen zu wollen. Nachdem es ihr gelungen, die griechiſche Tragödie, auf ihre Manier, wenn gleich noch nicht auf das Theater, doch in die Laden der Buchhändler zu bringen, ſo darf man ſich ſchmeicheln, daß ſie auch die griechiſche Komödie nicht außer Acht laſſen, ſondern ſich mit den Sitten des Ariſtophanes nach und nach vertraut machen werde. Wirklich gehen einige von den neueſten Komikern bereits darauf aus, den üblen Geruch, der in den Luſtſpielen der Griechen bisweilen mitwirken mußte, wieder in Aufnahme zu bringen. Iſt man aber einmal ſo weit in der Nachahmung der Griechen vorgerückt, ſo wird das Prügeln wol von ſelbſt nachfolgen.

Warum wollte man auch, zum Schaden der Bühne und des echten Geſchmackes, darauf Verzicht leiſten? Selbſt nach der beſchränkten Anſicht der ehemaligen Aeſthetiker läßt ſich Manches dafür anführen. Das Theater ſoll eine Schule der Sitten, eine Erziehungsanſtalt ſeyn. Haben wir vergeſſen, daß in den alten Schulen, die kräftige und beſcheidene Männer gezogen haben, tüchtig zugehauen wurde? Und können wir leugnen, daß die neuen Schüler, jeder

Art, kraftlos und unbescheiden sind? Da es nun für diese Leute zu spät seyn möchte, sie in die alten Schulen zu schicken, warum sollten wir ihnen nicht die Gelegenheit gönnen, im Schauspiel das Versäumte nachzuholen und, entweder als Dichter oder Zuschauer, die Möglichkeit einer guten Erziehung, vermittelst des Prügelns, anzuerkennen.

Ich wünsche, durch diese abgerissenen Gedanken etwas zur Ehrenrettung einer, leider, veralteten Theatergewohnheit, und zur Wiederaufnahme derselben beizutragen. Der Gegenstand ist so reichhaltig, daß sich ohne sonderliche Mühe ein ziemlich dickes Buch darüber schreiben ließe; ich begnüge mich aber, nur einige Winke gegeben zu haben, und überlasse die Anwendung meiner Theorie einer geschickteren Hand. Bei dieser Arbeit wird man sich nur nicht an den, freilich gemeinen, Ausdruck stoßen, sondern die Sache nehmen und geben müssen, wie sie ist.

Eine Bemerkung möge mir zum Schluß noch erlaubt seyn. Wenn ich mich irre, so ist mein Irrthum verzeihlich. Man ist in der Theorie des Prügelns noch sehr weit zurück, so alt auch die Praxis seyn mag. Nach Kant fangen alle

unſere Erkenntniſſe mit der Erfahrung an; die Philoſophen aber haben hierüber die Erfahrung entweder vermieden, oder es ſonſt nicht rathſam gefunden, davon zu ſprechen.

Hilarius Frank.

10.

Deutſche Tageblätter.

Sonntag, den 5ten Mai 1907.

„Wenn man die Sache recht betrachtet,“ ſagte neulich Brink, nachdem er eine Zeit lang mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit die neueſten Nummern von einem Dutzend deutſcher Journale durchblättert hatte, „ſo war es doch ein erſtaunlich ſinnreicher Gedanke des ſeligen Hofrathes Spazier, eine nicht politiſche (und eben ſo wenig gelehrte) Zeitung für die ſogenannte elegante Welt heraus zu geben. Der Gedanke ſcheint ganz einfältig, und Jedermann glaubt, er könnte ihn auch gehabt haben;

aber wenn man tiefer eindringt, ſo zeigt es ſich, daß ungleich mehr hinter dieſem einfachen Gedanken ſteckt, als man ſich vorſtellte.«

Palmer, der, in einem philoſophiſchen Werke leſend, unſerem Freunde Brink gegenüber ſaß, legte das Buch bei Seite, und nahm die ruhige Stellung eines Zuhörers an, welcher geneigt und darauf gefaßt iſt, einen zuſammenhängenden Vortrag über einen wichtigen Gegenſtand zu vernehmen. Dieſe pantomimiſche Aufforderung verfehlte ihre Wirkung nicht. Brink fuhr nach einer kurzen Pauſe mit groſſer Ernſthaftigkeit fort, über den berührten Gegenſtand folgender Maßen zu ſprechen.

»Mehrere, ſonſt verſtändige, Leute glaubten, der Unternehmung des ſeligen Spazier, gleich bei deren Entſtehung, ein baldiges Ende voraus ſagen zu können. Sie begriffen nicht, wie aus einem ſo dürftigen Stoffe, als der Erfinder ſeinem Blatte vorbehielt, ſich eine Zeitſchrift von hinlänglichem Intereſſe für das gröſſere Publikum ſollte machen laſſen. Auch mochten ſie dem Verfaſſer, der für einen etwas ſeichten Kopf galt, ſchwerlich zutrauen, daß er im Stande ſeyn würde, den Mangel an Materien durch

den Reichthum eigener Ideen, und durch die geiſtvolle Behandlung der Form zu erſetzen. Aber dieſe vorſchnellen Beurtheiler überlegten nicht, daß viele wichtige Erfindungen einen eben ſo unſcheinbaren Urſprung hatten, und daß die tiefſinnigſten Kombinationen des Genies nicht ſelten das Gepräge der Einfalt an ſich tragen. In der That bin ich verſucht, den verachteten Karl Spazier für einen Kopf erſter Größe zu halten, und die von ihm bewerkſtelligte Einführung der nicht politiſchen, oder — wie man ſie hin und wieder nicht allzu ehrerbietig genannt hat — der Klatſchzeitungen, für ein epochemachendes Ereigniß der deutſchen Literar- und Kultur-Geſchichte.«

Palmer nickte beifällig mit dem Kopfe und wendete ſich zu mir, als wolle er ſehen, welchen Eindruck dieſer panegyriſche Eingang auf mich mache. Ich empfand einige Neigung zum Lachen; aber Brink's unerſchütterliche Ernſthaftigkeit legte mir Stillſchweigen auf, und ich behielt die anſtändige Faſſung, welche die Miene des Redners zu fordern ſchien.

»Was ich an der Erfindung des wackeren Spazier am meiſten bewundere,« fuhr Brink

fort, »iſt gerade das, was die Gegner des Mannes derſelben zum Vorwurf machten; ich meine die Simplicität oder Einfalt des Gedankens an ſich, eine Zeitung ohne Inhalt (und eben ſo ohne Geiſt) für die elegante Welt zu ſchreiben, und auf das Gelingen dieſes Unternehmens, trotz der anſcheinlichen Nichtigkeit des Planes, mit voller Zuverſicht zu rechnen. Es iſt möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß der Erfinder, in der kindlichen Unbefangenheit ſeines Gemüthes, ſelbſt keine Ahnung davon hatte, auf welchen tiefſinnigen Grundregeln der politiſchen Oekonomie ſein einfaches Zeitungsprojekt beruhte. Sein Genie wirkte inſtinktartig in ihm, und indem er, zwiſchen Schlafen und Wachen, den leichten Umriß eines neuen Meßartikels ſkizzirte, zeichnete ſeine Hand unbewußt die Geſetze auf, nach welchen forthin ein ganzes Weltgebäude noch unbekannter Zeit- und Tagblätter, gleich eben ſo vielen Wandel- und Irrſternen, ihre wunderſame Laufbahn zurücklegen. Nach einem äußerſt ſimplen Entwurfe, den jedes Kind in's Werk ſetzen und allenfalls ſelbſt machen kann, ſieht man, ſeit jener folgenreichen Begebenheit, allenthalben in Deutſchland Zeit-

schriften entstehen, die sämmtlich einerlei Tendenz, einerlei Gehalt und einerlei Bürgschaft ihres Gedeihens und ihrer Dauer darbieten. Sie werden geschrieben, gedruckt, mit der Post versendet, und verbraucht, — und das Alles macht sich gleichsam von selbst. Was sonst einem Zweige der Industrie leicht nachtheilig werden kann, überhäufte Konkurrenz nämlich, gibt den Tageblättern erst den rechten Schwung, und sichert dieser neuen Gattung der schriftstellerischen Betriebsamkeit das Uebergewicht über alle andere Arten literarischer Hervorbringungen. Ich trage kein Bedenken, mit der größten Bestimmtheit voraus zu sagen, daß nach vierzig oder funfzig Jahren in Deutschland nichts anderes mehr gedruckt und, noch gewisser, gelesen werden wird, als Journale und Zeitungsblätter für die elegante und nicht elegante Welt, zum immer wachsenden Ruhme des trefflichen Spazier, und zur Beschämung derer, welche den hohen Geist des Mannes in seiner bescheidenen Einfalt nicht zu erkennen vermochten.«

Ein Zeichen der Billigung, womit ich den ersten Theil dieser Voraussagung begleitete, blieb von Brink nicht unbemerkt. Er richtete die fol-

genden Worte an mich, indem er seinen feierlichen Ton zu einer angenehmen Vertraulichkeit herabstimmte.

»Als vor ungefähr hundert Jahren,« sagte er, »Addison und Steele den Versuch machten, ihren Geist und ihr Wissen in einem täglich erscheinenden Zeitblatte auszuprägen, und den gebildeten Einwohnern Londons das damals neue Vergnügen einer durch die Zeitungspresse beförderten literarischen Konversation zu verschaffen, rühmten sie sich, die Philosophie, von den Lehrstühlen und Bibliotheken, in die Prunksäle der Weltleute und in die Putzzimmer der Frauen eingeführt zu haben. Sie hielten es nicht für unbescheiden, hierbei an den Sokrates zu erinnern, von welchem gesagt worden, daß er die Weisheit vom Himmel herabgerufen habe, um auf der Erde und unter den Menschen zu wandeln. Das Verdienst jener Schriftsteller, wie das ihres Vorbildes, beschränkte sich indessen darauf, ihr eigenes Denken und Wissen gemeinnütziger zu machen, und zugleich in Anderen die Lust und das Vermögen, zu denken, in Anregung zu bringen. Ihre Erfindung, wenn es eine zu nennen ist, erstreckte sich nicht über die neue Form der

periodiſchen Mittheilung; denn im Uebrigen haben ihre Wochen- und Tageblätter vor den populären Schriften anderer geiſtreichen Männer nichts voraus, und Plutarch, Lucian und Montaigne leiſteten für ihre Zeitgenoſſen in keiner Hinſicht weniger als Addiſon, Swift und S. Johnſon für die ihrigen. Das Verfahren, welches dieſe Schriftſteller bei ihren periodiſchen Mittheilungen beobachteten, konnte keine andere Nachfolger haben, als ſolche, die an Geiſt und Wiſſenſchaft ihnen, wenn nicht gleich, doch nahe kamen; ja, ſelbſt ihren Leſern konnten einige Vorkenntniſſe und die Mühe des eigenen Nachdenkens nicht erſpart werden. Es ſcheint daher, daß die Stifter jener unvollkommenen Vorläufer der heutigen Tageblätter den Werth ihrer Erfindung viel zu hoch angeſchlagen, vielleicht auch, daß ſie nur im Scherz oder aus Politik etwas ruhmredig davon geſprochen haben; eine Politik, die — im Vorbeigehen geſagt — ihren Nacheiferern noch heut zu Tage zu empfehlen ſeyn möchte.«

»Dagegen kann von dem Stifter der deutſchen Tageblätter mit Recht gerühmt werden, daß er, durch den einfachen Plan und die äu-

ßere Einrichtung derſelben, zugleich deren Fortgang auf unabſehliche Zeiten geſichert, und nicht nur den Verfaſſern, ſondern auch den Leſern allen weiteren Aufwand an Geiſt, Wiſſenſchaft und Nachdenken für immer erſpart habe. Die deutſchen Tageblätter erſcheinen und vervielfältigen ſich in's Unendliche, ohne daß dabei etwas Anderes in Bewegung zu ſeyn ſcheint, als die Druckerpreſſe und die Journalpoſt. Gleichwie durch die Erfindung der Dampfmaſchinen der ganzen gewerbtreibenden Welt eine vollkommene Umwälzung bevorſteht, indem dadurch die Geſchicklichkeit der Hände und die Arbeit der Menſchen größten Theils überflüſſig wird, ſo muß durch die einfache Mechanik der heutigen Zeitblätter die geſammte Literatur eine völlig veränderte Geſtalt und Einrichtung erhalten, worin Verſtand und Geſchmack für die Autoren eben ſo entbehrlich ſind, als für ihre Leſer. Weit entfernt, der eleganten Welt den ſchwerfälligen Unterricht der Philoſophie aufzudringen, wird durch dieſe Organe der geiſtigen Kultur vielmehr der angenehme Schnickſchnack der Toiletten und der natürliche Mutterwitz der Bierſchenken in die Literatur eingeführt, zum großen Nutzen der

allgemeinen Civiliſation, welche eine allmälige Gleichmachung der Gelehrten und Ungelehrten, der Klugen und Einfältigen, der Weiſen und Narren zum letzten Endzweck hat.«

»Dieſe Vorausſagung unſeres Freundes Brink,« nahm jetzt ich das Wort, »könnte in Erfüllung gehen, ohne daß wir deßhalb Urſache hätten, dem Hofrath Spazier für das Geſchenk der Klatſchzeitungen, welches wir ihm verdanken, ſo hoch verpflichtet zu ſeyn, als Brink annimmt. Es hat allerdings den Anſchein, daß unſere Literatur in der Sündfluth der Tageblätter untergehen wird; aber der ehrliche Spazier ſcheint an dieſem drohenden Ereigniß nicht mehr Antheil zu haben, als hundert andere Lohnſchriftſteller, welche der deutſche Buchhandel Jahr aus Jahr ein in Arbeit und Nahrung ſetzt. Die elegante Zeitung, wie alle die unzähligen Nachahmungen, welche dieſes Journal bisher fand und noch weiterhin finden wird, iſt eine reine Buchhändler-Erfindung, und die Gelehrten — wie viel oder wenig gelehrt ſie auch ſeyn mögen —, welche die Hand dazu boten, laſſen ſich gar nicht ein, fallen, worauf ihre Brotherren, die Verleger, es bei dieſen Unternehmungen abgeſehen haben.

Die Sache ist so eingeleitet, daß die Schriftstellerei, als Handwerk, in der deutschen Literatur bald eben so überflüssig seyn wird, als Geist und wahres Talent es jetzt schon sind, und daß die Buchhändler nicht mehr nöthig haben werden, ein Honorar für Verlagsartikel auszugeben, welche die Leser, die sie bezahlen, eben so gut auch schreiben können.«

»Das ist's ja, was ich sage!« rief Brink. »Darin besteht eben die Schönheit einer Erfindung, daß der Unwissendste, wenn er die Handgriffe kennt, gerade so weit damit kommt, als der Gelehrteste, und daß, wenn die Maschine etwas taugt, ein Pinsel nicht weniger damit ausrichtet, als das größte Genie. Die unvergleichliche Einrichtung der Klatschblätter mag nun den ehrlichen Spazier, oder seinen pfiffigen Verleger zum Urheber haben; sie konnte unmöglich zweckmäßiger ausgedacht werden, um die deutsche Lesewelt mündig zu machen, und die ganze Nation in lauter Poeten, Kritiker und Journalisten zu verwandeln. Gebt nur Acht, was in zwanzig bis dreißig Jahren aus Euren vermeinten Klassikern, und selbst aus den großen Köpfen werden wird, die uns neuerlich von

dem Glauben an die Trefflichkeit unſerer älteren Schriftſteller befreit haben! Die Herren Schlegel, Fichte und Schelling werden dann eben ſo wenig gelten, als jetzt ſchon Klopſtock und Wieland. Nicht bloß von Meſſe zu Meſſe, ſondern von Journalpoſt zu Journalpoſt werden neue Geſtirne am literariſchen Himmel aufſteigen, und berühmte Namen wie Sternſchnuppen ſich aus dem Dunſtkreiſe jeder kleinen Stadt erheben, die eine wandernde Schauſpielertruppe und ein äſthetiſch-kritiſches Zeitblatt für gebildete Leſer hat. Dann wird es keine Schriftſteller von Metier mehr geben, aber Jedermann wird Schriftſteller ſeyn. Kein Alter, kein Geſchlecht, kein Stand wird von dem Ruhme ausgeſchloſſen ſeyn, Proſa wie Verſe, und Verſe wie Proſa zu ſchreiben. Man wird Autoren von einem gewiſſen Range und Gewicht die Lohnlakaien der Klatſchblätter machen, und ſich glücklich ſchätzen ſehen, die Unſterblichkeit der Ephemeren von geſtern zu theilen. In dieſem Schlaraffenleben der journaliſtiſchen Allgewalt werden die Erſten die Letzten, und die Letzten die Erſten ſeyn, und von allen den Berühmtheiten der verfloſſenen Jahrhunderte wird nichts

übrig bleiben, als der berühmte Name des Erfinders der unzähligen Morgen-, Abend- und Mittagsblätter, in welche die gesammte Literatur und Kunst der Deutschen umgewandelt seyn wird.«

Nach diesen Worten stand Brink auf, machte Palmern und mir eine ernsthafte Verbeugung, und ging gravitätisch zur Thür hinaus.

Mein Verleger hat ein Schreiben erhalten, welches der obigen Standrede des Hrn. Brink zu einiger Erläuterung dienen kann. Ob der Verleger geneigt sey, auf die Vorschläge des Briefstellers einzugehen, weiß ich in der That nicht. In keinem Falle kann es den Absichten des Einen wie des Andern entgegen seyn, wenn der Inhalt des Briefes bekannt wird. Er ist folgender.

Wohlgeborner!

Man sagt mir, Sie seyen noch ein Anfänger im Buchhandel. Ich vermuthe es selbst; denn sonst hätten Sie wol nicht eine neue Zeit-

schrift unternommen, ohne sich vorher meines Beistandes versichert zu haben. Kein Verleger, der den Platz kennt, hätte das gewagt.

Sie wissen, mein Herr, oder Sie sollten wenigstens wissen, daß ich an den meisten Journalen, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts im In- und Auslande erscheinen, starken Antheil habe. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Mann, der in alle Fächer paßt, und es gilt mir Einerlei, ob ich Philosophie, Politik, Kanzelreden, oder Knittelverse schreibe. In der letzten Zeit habe ich mich vorzüglich mit dem Theater und der schönen Literatur beschäftigt, die meine hiesigen jungen Freunde jetzt erst recht in Aufnahme zu bringen anfangen. Ein bekanntes Journal, das seit Kurzem hier erscheint, wird zwar nur von meinen Schülern geschrieben; indessen können Sie meine Schreibart füglich nach einigen Recensionen und Abhandlungen beurtheilen, welche darin abgedruckt sind. Es ist eigentlich mein Geist, der diese Zeitschrift aufrecht erhält; nicht selten ist aber auch der Buchstabe mein.

Ich pflege nämlich meine Recensionen auf Vorrath zu machen, und sie Dutzendweise an die

jungen Skribenten aus meiner Schule abzulaſſen, die dann bloß die kleine Bemühung haben, gehörigen Ortes den Titel eines Buches oder Theaterſtückes, den ungefähren Inhalt, die Namen der Perſonen oder Schauſpieler, und allenfalls ein paar abgeriſſene Stellen einzuſchalten. Die Hauptſache, — ich meine das Urtheil, und die Wendungen, womit dieſes vorgetragen wird, — ſind immer ſchon da, und paſſen, zum Verwundern, auf die verſchiedenſten Fälle. Wenn man darüber einig iſt, ob ein Buch gelobt oder getadelt, ein Autor empfohlen oder verſchrieen werden ſoll, ſo gibt ſich das Uebrige von ſelbſt. Als Beiſpiel kann ich die Korreſpondenz-Nachrichten anführen, welche das Morgenblatt von den hier erſcheinenden Journalen, Theaterſtücken u. dergl. liefert. Mehrere dieſer Nachrichten ſind von mir verfaßt, und Sie werden kaum begreifen, woher das Treffende in den Urtheilen kommt, wenn ich Ihnen ſage, daß ich keines der genannten Journale und Theaterſtücke geleſen noch geſehen habe. Den witzigen Bericht über das Sonntagsblatt in einer der letzten Nummern des Morgenblattes ſchrieb ich, bevor

noch eine Zeile von Ihrer Wochenschrift erschienen war.

Im Vertrauen, lieber Mann! Sie werden wenig Glück mit Ihrem Sonntagsblatte machen. Es thut mir um Ihretwillen leid; allein, so weit ich die stille Gesellschaft bis jetzt kenne, habe ich keine Lust, mich in eine Verbindung mit ihr einzulassen. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden meiner Bescheidenheit die Auseinandersetzung der Gründe ersparen, die mich zu dieser Erklärung bewegen. Da ich aber wirklich wünsche, Etwas für Sie zu thun, so bin ich auf einen Gedanken gerathen, wodurch ich Ihnen nützlich seyn kann, ohne mit Hrn. West und dem Sonntagsblatte in Kollision zu kommen.

Ich bin entschlossen, mein Herr, ein Alletagsblatt zu schreiben, und, wenn wir über die Bedingungen einig werden, in Ihrem Verlage heraus zu geben. Die Gegenstände sollen ungefähr dieselben seyn, mit denen sich Hr. West im Sonntagsblatte beschäftigt; allein, in der Behandlung denke ich gänzlich von ihm abzuweichen. Von mir haben Sie keine Einleitungsscenen, keine Ambages, keine Dialogen statt kräftiger Recensionen zu erwarten. Wo es nö-

thig ist, kann ich sehr ironisch seyn, und da möchte ich die Leute sehen, die unterscheiden könnten, ob es mir mit dem, was ich sage, Ernst oder Scherz sey. Die eigentliche Stärke meiner Manier aber besteht in dem Derben und Handgreiflichen. Was ich in dieser Art schreibe, soll einem Blinden einleuchten, und der Blödsinnigste muß finden, daß er das Nämliche selbst gedacht haben könnte.

Ich werde täglich einen gedruckten Bogen in Quarto liefern, denn in Oktav schreibt heut zu Tage kein Journalist von einiger Reputation. Sie werden gut thun, wenn Sie das Alletagsblatt mit aller möglichen Pracht drucken lassen. Mein Portrait ist noch nicht gestochen; wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, so lasse ich mich vielleicht bewegen, Herrn Lampi oder einem andern guten Künstler zu sitzen. Ich möchte Ihnen rathen, auch dem Sonntagsblatte ein etwas ansehnlicheres Format und Aeußeres zu geben. Da ich die Sonntage zu feiern gedenke, so könnte sich Hrn. West's Wochenschrift vielleicht als eine Beigabe meines Alletagsblattes erhalten, wenn sich der Mann anders ein wenig in meinen Ton zu finden weiß.

Um Mitarbeiter brauchen Sie sich nicht zu bemühen. Ich habe sehr viele Freunde, und mein Anhang heißt Legion. Die größte Unterstützung erwarte ich übrigens von Dilettanten in der Schriftstellerei (Männern sowol als Frauen), und von jungen Leuten, die sich zum ersten Male gedruckt sehen wollen. Diese Art Mitarbeiter, mein Herr, sind für ein aufkommendes Journal von der größten Wichtigkeit, und eigentlich dazu gemacht, es in Gang und rechten Schwung zu bringen. Es schadet nichts, wenn in den Aufsätzen solcher Dilettanten der Autorschaft keine ordentliche Konstruktion und zuweilen kein Menschenverstand ist; denn erstens nimmt man es bei'm Lesen eines Tageblattes überhaupt nicht so genau, dann gefallen diese Aufsätze wenigstens den Verfassern und deren Freunden ganz gewiß, und endlich wird durch solche kleine Nachlässigkeiten eine angenehme Mannigfaltigkeit erzielt, welche bei einer Zeitschrift die Hauptsache ist. Das eigentliche Geheimniß aber besteht darin: je mehr Mitarbeiter, die zum großen Haufen gehören, ein Journal hat, desto mehr Leute gibt es, die dafür im Publikum Partei machen. Von dieser Klugheits-

regel, wie von der Autorpolitik überhaupt, ſcheint der gute Weſt nicht die geringſte Ahnung zu haben.

Man erzählt ziemlich lächerliche Dinge von den Vortheilen, die Sie den Verfaſſern des Sonntagsblattes angeboten haben ſollen. Eher möchte ich glauben, daß die Herren gratis ſchreiben; welches ſie, da ſie an Feiertagen arbeiten, auch leicht thun können. Es ſey aber wenig oder viel, was Sie den Verfaſſern geben, ſo werden Sie einſehen, daß es eine mäßige Forderung iſt, wenn ich das Dreifache davon verlange. Noch bedinge ich mir 150 Frei-Exemplare, wovon die Hälfte auf Velinpapier; bei meinen ausgebreiteten Bekanntſchaften werde ich damit kaum ausreichen. Dagegen ſtehe ich für die Hälfte ſo viel Abnehmer, als ich Mitarbeiter haben werde, und deren wird keine kleine Zahl ſeyn, wenn ich meine Verbindungen in der gebildeten und ungebildeten Leſewelt, die ſich gern ſelbſt gedruckt ſieht, recht geltend mache.

Sind Sie mit dieſen Bedingungen einverſtanden, mein Herr, ſo kann ſogleich Hand an das Werk gelegt werden. Eine impoſante Ankündigung ſoll dem Alletagsblatte die glor-

reiche Bahn bereiten, die es zu wandeln bestimmt ist. Als Redakteur werde ich »mich rastlos bestreben, die Zufriedenheit der Kenner zu erreichen und, vereint mit den bestgewählten Herren Mitarbeitern, zu erfüllen, was auch der leiseste Wunsch jedes geschätzten Freundes des Werkeltagsblattes begehren kann. Keine Klippe wird mir unübersteiglich werden, kein neuer Gegenstand eine inhaltsleere Ansicht geben. Eigene Erfahrungen haben meinem Unternehmen Grund gegeben und für jeden Tadel des öffentlichen Interesse gesichert. — So möge das Bestreben eines ehrlichen Mannes, dem Verdienste seine Krone zu bringen, mit Liebe beschaut, mit Huld aufgenommen werden!«*)

Ich bin mit besonderer Werthschätzung

Ihr ergebener

Thaddäus Platt.

*) Worte aus der Ankundigung einer im Jahre 1807 in Wien erschienenen Zeitschrift.

11.

Dramaturgiſche Briefe.

An Amalie von Sorben.

Erſter Brief.

Wie nun, gnädige Frau? Haben Sie ſchon genug an den dramatiſchen Neuigkeiten, die ich Ihnen ſandte? — Mein letztes Packet kommt zurück, zur Hälfte ungeleſen, wie ich ſehe, und Sie verlangen nicht, daß ich Ihnen ein neues dafür ſchicke. Dagegen erwähnen Sie einiger Antiquitäten, die Sie unter den Büchern Ihres alten Herrn fanden: — Julius von Tarent, — Ugolino, — Klinger's Günſtling; — ſogar Anton Wall's dramatiſche Bagatellen, und der Plautus des guten Lenz, ſind Ihnen nicht entgangen. Die ſchlichte Proſa dieſer ehrlichen Leute ſcheint mehr Anziehendes für Sie zu haben, als alle die künſtlichen Versmaße der modernen Romantiker und Deutſch-Griechen. — Was wird man von Ihrem Geſchmacke ſagen, liebe Baronin? und von mir, der Ihnen ſolche Dinge in den Kopf geſetzt hat? — Wenigſtens

wird man mir es Schuld geben, wenn man lieſ't, daß Sie ſich im Scherz meine Schülerin nennen. — Je nun! der Vorwurf ließe ſich ertragen. Vielleicht wäre ich ſogar ein wenig ſtolz darauf, in einer ſo edlen Natur die Neigung zum Einfachen und Wahren mit gepflegt und erhalten zu haben.

Was Sie mir von Ihres Schwiegervaters Bemerkungen über das deutſche Theater ſchreiben, iſt größten Theils nur allzu treffend. Das leere Fach in der Bibliothek der Karthauſe mit der Aufſchrift: Deutſches Luſtſpiel, däucht mich ein Epigramm, eben ſo ſcharf und nicht minder wahr, als ſein Einfall über die Form von Jean Paul's geiſtreichen Werken. — Es iſt wahr, liebe Freundin! unſere dramatiſche Literatur iſt noch weniger reich in der komiſchen Gattung, als in der tragiſchen. Wir haben kaum eine urſprünglich deutſche Komödie vom erſten Range aufzuweiſen, gegen zehn oder funfzehn Tragödien und ernſthafte Schauſpiele. So vortrefflich Leſſing's Minna in ihrer Art iſt, ſo kann man ſie doch kein Luſtſpiel im eigentlichen Sinne des Wortes nennen. Es fehlt dieſer liebenswürdigen Kompoſition nicht nur an

einem komiſchen Hauptcharakter, ſondern auch an einer komiſchen Grund-Idee, ohne welche es kein wahres Luſtſpiel gibt. Hätte Leſſing Zeit gefunden, einen oder den andern Entwurf, den ſein Nachlaß enthält, ganz auszuführen, ſo würden wir ein eigentliches Luſtſpiel von ihm haben, ohne Zweifel eben ſo muſterhaft, als es Minna, Emilia Galotti und Nathan für die dramatiſchen Gattungen ſind, zu denen ſie gehören. — Die Mitſchuldigen von Göthe ſind ein ſchätzbarer Verſuch im Niedrig-komiſchen, aber ſie ſind, wiewol von Meiſterhand, doch kein Meiſterſtück. Was wir ſonſt von urſprünglich deutſchen Luſtſpielen beſitzen, hat bei manchen Vorzügen doch zu wenig klaſſiſchen Gehalt, um den Werken unſerer groſſen Meiſter in der tragiſchen und ernſthaften Gattung an die Seite geſtellt zu werden.

Deſſen ungeachtet bin ich der Meinung, daß wir noch viel eher eine komiſche, als eine tragiſche Bühne haben, und daß, was in dieſer Hinſicht von unſerer dramatiſchen Literatur gilt, keinesweges auch von unſerem Theater geſagt werden kann. Wir ſehen auf der Bühne, wenigſtens hier in Wien, noch wahre Luſtſpiele,

und ſehen ſie ziemlich oft; zuweilen in einer Vollkommenheit der Darſtellung, die wenig zu wünſchen übrig läßt. Ob dieſe Luſtſpiele urſprünglich deutſch, oder von fremder Abkunft ſind, ändert in der Sache nichts. Sie haben mit den Thorheiten, welche ſie ſchildern, das Bürgerrecht in Deutſchland erworben, und die beſten davon werden ſich auf unſerer Bühne erhalten, auch wenn wir mehr originell deutſche, gute Luſtſpiele haben werden. Das wahre Lächerliche iſt, wie das wahrhaft Schöne und Erhabene, von weltbürgerlicher Art und Abſtammung; es iſt an keinen Ort und keine Zeit gebunden, und kann wol die äußere Form, aber nicht den Gehalt und das Weſen verändern. Ariſtophanes und Menander, Plautus und Terenz, Cervantes und Lopez de Vega, Shakſpeare und Ben Jonſon, Molière und Regnard, haben aus denſelben Quellen geſchöpft, welche auch nach ihnen für alle wahren Günſtlinge der komiſchen Muſe, von Moreto, Wicherley, Destouches und Holberg an, bis zu Gozzi, Goldoni, Sheridan und Beaumarchais herab, nicht vertrocknet waren. Die deutſche Bühne hat von dem unermeßlichen Stoff, welcher in den Wer-

ken der genannten und vieler anderer trefflichen Komiker aufgehäuft iſt, in den letzten dreißig Jahren ſich ſo Manches zugeeignet, und zum Theil mit ſo viel Geſchick und Erfolg, daß bloß einige Nachhülfe in Form und Sprache nöthig ſcheint, um ein Repertoir von guten Luſtſpielen zu bilden, denen man wenig anmerkt, daß ſie nicht auf deutſchem Grund und Boden entſtanden ſind.

Das Verdienſt, welches ſich Schröder, Jünger, Dyk, Gotter, Beck und Andere in dieſer Hinſicht um die deutſche Bühne erwarben, darf ſich wol mit dem meſſen, was unſere Original-Schriftſteller vom zweiten und dritten Range für das Theater leiſteten. Die Original-Schauſpiele von Brandes, Großmann, Bretzner, Beil, Stephani, ſo wie die früheren, mehr der Literatur angehörigen, dramatiſchen Werke von J. F. Schlegel, Romanus, Gellert, Weiſſe, Cronegk und Brave, ſind von dem Repertoir der deutſchen Bühne verſchwunden, das ſie ehemals zum Theil ausfüllten. Die Original-Arbeiten von Ziegler, und ſelbſt die größere Zahl derer von Iffland, Babo und Kotzebue, werden jenen Vorgängern in das Reich der Vergeſſenheit fol-

gen. Daſſelbe wird der Fall mit einer Menge von Stücken jetziger Theaterdichter ſeyn, welche das Bedürfniß des Neuen auf die Bühne bringt, und die Gunſt des Tages kurze Zeit darauf erhält. Schröder's, Jünger's und Anderer gelungene Bearbeitungen ausländiſcher Meiſterſtücke werden, neben den Werken unſerer eigenen großen Schriftſteller, auf dem deutſchen Theater aufgeführt werden, ſo lange die Direktionen und das Publikum Luſtſpiele von gediegenem Geiſt und Gehalt, den ephemeren Erſcheinungen der Mode werden vorzuziehen wiſſen.

Sagen Sie ſelbſt, liebe Freundin, möchten Sie die beiden Theile vom Ring entbehren, weil ſie von dem Engländer Farquhar entlehnt ſind, und weil Kotzebue ein recht wohlgerathenes deutſches Stück ſchrieb, das den dritten Theil dazu macht? Oder finden Sie die komiſche Kraft der guten alten Repertoir-Stücke: Stille Waſſer ſind betrieglich — Glück beſſert Thorheit — das Portrait der Mutter, durch die etwas veraltete Sprache ſo geſchwächt, daß Sie ſie für die, übrigens ſehr artigen, Kleinigkeiten der Herren v. Steigentesch und Hutt, gerne hingäben? Merken

Sie den überaus ergötzlichen Luſtſpielen: Er mengt ſich in Alles, Maske für Maske, die Schachmaſchine, ihren fremden Urſprung an? Und wünſchen Sie nicht mit mir das Landmädchen, die falſchen Vertraulichkeiten, die Läſterſchule, das öffentliche Geheimniß, die heimliche Heirath, Irrthum in allen Ecken, die unmögliche Sache, und vielleicht noch ein Dutzend ſolcher Stücke wieder zu ſehen, die uns, vor zehn oder funfzehn Jahren, ſo viel Vergnügen machten? — Ich gehöre, wie Sie wiſſen, nicht zu Kotzebue's und Iffland's Gegnern, aber ich habe oft die allzugroße Fruchtbarkeit dieſer Schriftſteller beklagt, weil die Theaterverwaltungen und die Schauſpieler durch dieſelbe verleitet wurden, ſo manche ältere treffliche Stücke zurückzulegen, welche durch das, was wir dafür erhielten, bei weitem nicht erſetzt ſind.

Aber, werden Sie mir einwenden, das alles ſind ja keine deutſchen Luſtſpiele, und eine nationale Komödie von echt deutſcher Art und Form iſt es, was die neueſte Kritik verlangt, und was unſere jungen Genies uns ge-

ben wollen. — Ganz recht! Eine deutſche Komödie; davon iſt jetzt allerdings hier und da die Rede *). Schade nur, daß die Meiſter der Kunſt ſelbſt noch nicht wiſſen, worin dieſe Deutſchheit eigentlich beſtehen ſoll, und daß ihre Schüler unter ſich uneinig ſind, ob ſie die deutſchthümliche Art und Form dem Hans Sachs, dem Andreas Gryphius, den wandernden Marionettenſpielern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, oder dem Ariſtophanes, dem Shakſpeare, ja wol gar dem Gozzi abborgen ſollen. Ich wüßte nichts, worüber man in Betreff dieſer Deutſchthümlichkeit völlig einverſtanden wäre, die Wiederherſtellung des Hans Wurſt etwa ausgenommen, der übrigens nicht übel thun wird, mit unſerm Kasperl und Thaddädl gute Brüderſchaft zu halten, um ſeine trockene Spaßhaftigkeit mit ein wenig moderner Luſtigkeit aufzufriſchen.

Eine nationale Komödie! Was iſt das,

*) Auch ganz neuerlich iſt dieſer Gegenſtand wieder öfters zur Sprache gekommen. Die deutſche Komödie, und die Anſichten der Kritiker von ihr, ſtehen immer noch auf demſelben Punkte, auf dem ſie vor zwanzig Jahren ſtanden.

liebe Freundin? — Was ſie bei dem Anfange der Kunſt in verſchiedenen Zeiten und Ländern war, das weiß ich; was ſie in dem heutigen Europa, bei dem jetzigen Stande der Kultur und den Sitten ſeyn ſoll, davon habe ich keinen Begriff. Eine lokale Komödie mag es noch hier und da geben; eine nationale, beſonders eine ſogenannte feine oder höhere nationale Komödie giebt es in dem gebildeten Europa nirgends mehr. Unſere Sitten, unſere Denkart, unſere Thorheiten und Vorurtheile ſind europäiſch; alſo kann auch unſere Komödie, welche uns den Spiegel dieſer Sitten, Vorurtheile und Thorheiten vorhalten ſoll, nur eine europäiſche ſeyn. Einige unbedeutende Abweichungen in der äußeren Form, in der mehreren oder minderen Freiheit des Scenenwechſels, in dem Gebrauche der Proſa oder des Verſes und der verſchiedenen Arten deſſelben, machen keinen Unterſchied, welcher der Rede werth wäre. In der Hauptſache hat ſelbſt die Form der Komödie auf allen Bühnen Europa's ungefähr einerlei Zuſchnitt und Farbe, wie die Kleidung, worin ſie gewöhnlich geſpielt wird, überall denſelben Zuſchnitt hat. Die allgemeine Kultur hat die

Eigenthümlichkeiten der ehemaligen Nationalbühnen, auch da, wo es ſolche Bühnen gab, nach und nach verwiſcht; in der Komödie noch ungleich mehr als in der Tragödie, und in der feinen, höheren Komödie zuerſt und am meiſten. Der Clown in England, der Gracioſo in Spanien, der Arlequin in Frankreich, haben ihre Jacken ausgezogen; ſelbſt die italiäniſche Maskenkomödie vermag ſich kaum noch hier und da durch das Lokal-Intereſſe, und durch die Erinnerungen des Volkes an eine gewohnte Beluſtigung vergangener Zeiten, zu erhalten.

Und nun vollends wir Deutſche, wie ſollten wir zu einer nationalen Komödie kommen? Wir, die wir nie eine Nationalbühne, ja, kaum eigene Anfänge der Kunſt hatten, die wir unſere ſtehenden Theater nicht eher erhielten, als zu einer Zeit, wo es auch in dem übrigen Europa keine ganz ſelbſtſtändige Nationalbühne mehr gab? — In der That, die Verlegenheit der Herren, ihr Projekt zur Ausführung zu bringen, iſt begreiflicher, als das Projekt ſelbſt. Der Gedanke, in einem verfeinerten Zeitalter zu den rohen Anfängen der Kunſt zurückzukehren, oder vielmehr — weil unſere Bühne keine

ſolche Anfänge hatte — die Kunſt ſelbſt ganz von vorne anzufangen, um eine urſprüngliche deutſche Komödie zu erhalten —, dieſer Gedanke iſt doch gar zu abgeſchmackt. Daß die Profeſſoren auf den deutſchen Hochſchulen in dieſen betrübten Zeiten auf ſo wunderliche Gedanken gerathen können, haben ſie uns bewieſen; daß einige unſerer jungen Genies die Sache ernſtlich nehmen und Anſtalten machen würden, ſo barocke Einfälle auszuführen, war bei dem Zuſtande unſerer Literatur voraus zu ſehen; aber auf der öffentlichen Bühne werden dieſe Abgeſchmacktheiten der Schule nie Eingang finden. Die deutſchen Kritiker mögen immerhin dem Theaterpublikum vordemonſtriren, daß es noch gar keine deutſchen Luſtſpiele gibt; das Publikum bekümmert ſich zum Glück wenig um die Kritiker. Es wird fortfahren, ſich, ſo gut es kann, in Luſtſpielen zu unterhalten, die deßhalb um nichts ſchlechter ſind, weil verſtändige und feine Leute in London und Paris, ſchon vor hundert oder hundert funfzig Jahren, ſich daran ergetzt haben und auch heute noch ergetzen. Und ich glaube, liebe Freundin, das Publikum hat ſehr Recht, das zu thun.

Aber die Dichter, werden Sie ſagen, was ſollen die thun? Denn bei allen dem iſt der Mangel unſerer dramatiſchen Literatur an guten Luſtſpielen nur allzu gewiß und fühlbar. — Je nun, ich denke, die Dichter, die es wirklich ſind, werden eben thun, was andere vor ihnen gethan haben. Das wahre Talent findet ſich endlich zurecht, allen falſchen Theorien zum Trotz. Laſſen Sie nur erſt den deutſchen Ariſtophanes oder Molière geboren ſeyn, und geben Sie Acht, wie bald dann unſere Kunſtrichter mit der echten Theorie des deutſchen Luſtſpieles fertig ſeyn werden.

Th. Weſt.

Schreiben an den Herausgeber.

Geſchwind, mein Herr! ſetzen Sie ſich hin und kündigen Sie Ihren Leſern an, daß in der künftigen Woche Herr Ochſenheimer, der erſte Intrigant und Tyrannenſpieler der deutſchen Bühne, in Wien ankommen wird *). Sie ken-

*) Da es die Abſicht des Verfaſſers iſt, in dieſen Streifzügen Beiträge zur Geſchichte der deutſchen

nen meine Vorliebe für diesen Schauspieler, den vorzüglichsten, welchen ich bisher in einem Fache sah, worin auf unserem Hoftheater seit geraumer Zeit wahre Popanze erschienen sind. Als ich Ihnen, nach meiner vorjährigen Reise, von dem angenehmen Eindrucke erzählte, welchen das Spiel dieses Künstlers auf mich machte, waren Sie mit meinem Urtheile über ihn größten Theils einverstanden. Ich fordere Sie jetzt auf, das Publikum auf den Genuß vorzubereiten, den es von den Gastrollen dieses Schauspielers zu erwarten hat.

Unstreitig ist Ochsenheimer ein ausgezeichnetes Talent, darüber haben wir Beide nur eine Meinung; aber sagen Sie mir: ist der Mann ein Nachahmer oder ein Duplikat? — Die Natur wiederholt sich zuweilen, wie die größten

---

Schaubuhne, und der Wiener Theater besonders, zu liefern, so hat er es nicht fur zweckwidrig gehalten, den obigen Brief und ähnliche Aufsatze aus dem Sonntagsblatte darin aufzunehmen. Die allgemeine Chronik der Wiener Hofbuhne in den letzten dreißig Jahren, womit der Verfaßer seine dramaturgischen Uebersichten zu beschließen gedenkt, wird die Bedeutung, welche diese Einzelheiten in Bezug auf das Ganze haben, näher ausweisen.

C. A. W.

Künſtler ſich wiederholen. So, glaube ich, hat ſie den trefflichen Iffland noch ein Mal hervorgebracht, und das zweite Exemplar heißt Ochſenheimer. Denn daß dieſer Ton der Stimme, dieſe Art zu deklamiren, ſelbſt das Manierirte davon, dieſes ganze Mienen- und Geberdenſpiel bloß abgeſehen ſeyn ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich.

Sie behaupteten einmal, wenn ich mich recht erinnere, kein Schauſpieler habe jemals die Anfangsgründe ſeiner Kunſt ſo vollkommen inne gehabt, als Iffland. Ich möchte von Ochſenheimer daſſelbe ſagen. Seine Stimme, — wahrlich nicht die ſonorſte Stimme von der Welt! — ſein Geſicht, ſein ganzer Körper däucht mich ſo vollkommen artikulirt, daß die kleinſte Veränderung, ein Hauch, ein flüchtiger Zug, an ihm bedeutend und verſtändlich wird. Und ein Schauſpieler, der ſich und den ganzen Mechanismus der Kunſt in einem ſo hohen Grade beſitzt, ſollte die Kopie eines Andern ſeyn wollen? — Ich glaube es nicht, mein Herr, oder wenn ich es glauben muß, ſo beweiſen ſie mir fein ordentlich, warum ich das muß.

Ochſenheimer wird uns den Marinelli geben. Ich habe einen Bund mit meinen Augen und

Ohren gemacht, in dem ganzen Stücke Niemand außer ihm zu sehen und zu hören, es wäre denn, daß mich meine alte Schwachheit für den Grafen Appiani, oder mein kindlicher Respekt gegen die Väter von ehedem, unversehens anwandelte. Wie ich diesen Marinelli finden werde, will ich Ihnen ehrlich gestehen. Es ist eine der schwersten Aufgaben — bilde ich mir ein — die sich ein Schauspieler von Verstand machen kann, ein deutscher besonders. Daß der Mann die glatteste Außenseite, den feinsten Hofton haben müsse, ist wol außer Zweifel. Marinelli gefällt immer, den Weibern wenigstens, und seinem Prinzen, der eine Weiberseele hat. Wenn er will, muß er bezaubern können. Habe ich nicht Recht?

Doch Herr Ochsenheimer mag den Marinelli nehmen, wie ich mir ihn denke, oder wie er selbst will — er wird uns gewiß etwas sehr Gutes geben. Ein Schauspieler von Kopf kann einen Charakter, den Lessing schrieb, nicht mittelmäßig darstellen. Man nennt auch Molière's Geizigen unter den Rollen, welche Herr Ochsenheimer spielen wird. Wir haben Ifflanden in diesem Charakter gesehen. Ich stelle mir vor,

die Originalität eines Schauspielers muß sich zuerst in einem so allgemeinen Charakter zeigen, wenn er überhaupt Originalität hat. In dieser Rolle also wollen wir Herrn Ochsenheimer erwarten, um zu entscheiden, ob er etwas mehr, als ein bloßer Abdruck von Iffland ist.

Möchten wir übrigens diesen Schauspieler nur behalten, so wenig Original oder so ganz Kopie er auch ist! Wir müssen den Mann durchaus haben. Wenn es nöthig ist, will ich eine Verschwörung unter allen artigen Weibern anzetteln, das sage ich Ihnen voraus. Es muß Etwas geschehen, um die Lücken in unserer Hofschauspielergesellschaft auszufüllen. Wo noch so viel Vortreffliches vereinigt ist, darf es in einigen Hauptfächern nicht an dem Unentbehrlichsten fehlen. Wir haben — sollte man es glauben? — keinen Intrigant, keine ernsthafte Mutter, keine jugendliche Liebhaberin, besonders im Trauerspiel. Seit Kurzem haben wir endlich eine Soubrette; denn daß Mad. Renner eine solche ist, und zwar eine der besten, die es gibt, behaupte ich, Ihrem alten Theaterfreunde zum Trotz. — Aprepos! Warum sagten Sie uns noch kein Wort von dieser allerliebsten Schauspielerin?

Haben Sie ihre Proberollen nicht gesehen? Und ist es möglich, in einer solchen Musterkarte der Schauspielerkunst mehr Leben, Wahrheit und darstellendes Talent zu zeigen, als die niedliche kleine Frau darin bewies?

Adieu, Herr West! Grüßen Sie mir unsern jungen Dichter. Er soll in seinem neuen Lustspiele ein paar Scenen für Hrn. Ochsenheimer und für Mad. Renner einlegen, und ich stehe für den Erfolg. — Unter uns, mein Freund! Wir müssen für diesen hoffnungsvollen jungen Mann Etwas thun. Er ist wirklich allzu bescheiden; ein Dichter, besonders ein Theaterdichter, sollte nicht so gar bescheiden seyn. Was meinen Sie? Ich habe einen Plan — — doch davon mündlich! Adieu, lieber Freund!

Serena.

12.

Scherz und Ernſt.

Risu inepto res ineptior nulla est. *Mart.*

Jedermann iſt überzeugt, daß an keinem Orte der Welt mehr Witz und natürlicher Humor zu finden iſt, als in unſerer guten Stadt Wien. Wir haben, wie Falſtaff von ſich ſagt, nicht nur ſelbſt Witz, ſondern wir ſind auch die Urſache, welche den Witz Anderer zum Vorſchein bringt, indem wir ihnen Gelegenheit geben, denſelben an uns zu üben. Was ich aber an der glücklichen Gemüthsbeſchaffenheit meiner Landsleute am meiſten bewundere, iſt ihre Gabe, aus dem unfruchtbarſten Stoffe, ja ſelbſt aus dem Qualm und den Hefen der Trübſeligkeit, ſich einen großen Spaß zu bereiten. Ueber nichts wird in Wien mehr Witz gemacht, als über Geringfügigkeiten, wovon man anderwärts gar keine Kenntniß nimmt; und nie hat ſich der eigenthümliche Humor dieſer Stadt in einem glänzenderen Lichte gezeigt, als in Fällen einer öffentlichen Kalamität, welche den Muth und

die Laune jedes anderen Volkes niederschlagen würden.

Es gibt Leute, die kurzsichtig oder boshaft genug sind, diesen uns eigenen Zug einer gedankenlosen Leichtfertigkeit unseres National-Charakters beizumessen. Wer die Wiener besser kennt, wird jedoch ihren Hang zur Spaßhaftigkeit vielmehr als den Beweis einer erhabenen Denkungsart betrachten, welche sie über die gemeinen Bedürfnisse und Rücksichten des Lebens hinweg setzt. In der That glaube ich, daß wir eine starke Ader von spartanischer Großherzigkeit in unserem Geblüte haben, und es soll mich nicht wundern — wenn etwa eine neue Sündfluth oder das jüngste Gericht über uns ausbricht — die witzigen Köpfe Wiens mit einem Wortspiel im Munde in die Wellen versinken, oder auf den Kirchhöfen sich lachend um ihre Gebeine zanken zu sehen. Ein Wiener, der Profession von dem Witze macht, treibt gewöhnlich kein anderes Geschäft, oder kümmert sich wenig um das, welches sein Amt oder sein Stand ihm auflegt. Gehört er zu den Gelehrten, so kann man versichert seyn, daß er nicht schreibt. In der Regel hört er auf zu lesen, so-

bald er eine Stimme in der Gesellschaft erlangt hat. In diesen Gesellschaften das Wort zu führen und jeden Nebenbuhler seines Ruhmes daraus zu vertreiben, das ist eigentlich die Aufgabe, die sich sein Ehrgeiz macht. Wo ein witziger Kopf dieser Art gegenwärtig ist, spricht sonst Niemand, und alle Meinungen verschwinden vor seinen Einfällen. Er selbst hat keine Meinung, wenigstens gewiß kein System, und es ist ihm ganz gleichgültig, ob er über die Narrheit, oder über die Vernunft, über das Machwerk eines Stümpers, oder über ein Produkt des Genies, über eine Harlekinade, oder über das Unglück und das Verderben der Zeiten lacht.

Ich stelle mir vor, daß diese Gattung von Witz, wie die poetische Poesie, eigentlich das Höchste sey, was der menschliche Geist zu erreichen im Stande ist. Der reine Witz muß keinen Zweck haben, als sich selbst; es ist eine gemeine Satyre, die noch etwas Anderes beabsichtigt, als das Lachen. An diesen Maßstab gehalten, scheinen mir Lucian, Juvenal, Cervantes und Swift nur alltägliche Köpfe; Eulenspiegel, Hasenhut und ein paar junge Schalksnarren meiner Bekanntschaft hingegen die sinnreich-

ſten Talente, die jemals auf Witz Anſpruch machten. Ein neuerer Philoſoph hat den Grund und die Natur des Lächerlichen anzugeben geglaubt, indem er ſagte, es ſey die Auflöſung von Etwas in Nichts: nach den Erfahrungen, die ich angeſtellt habe, behaupte ich im Gegentheil und ich denke, mit ungleich mehr Recht, daß es die Entſtehung eines läppiſchen Gedankens aus Nichts iſt.

Nach der Beſcheidenheit, deren ich mich befleißigen zu müſſen glaube, habe ich es immer vermieden, in Gegenwart eines, die Geſellſchaft dominirenden Witzlings, mein Urtheil über irgend eine Sache laut werden zu laſſen. Ich habe mich bei dieſen Herren dadurch in den Ruf eines guten Kindes gebracht, vor dem man keine Urſache hat, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Dieſem Umſtande verdanke ich auch den vollſtändigen Begriff, welchen ich von dem Umfange und der Wirkſamkeit ihrer Talente habe; denn bisher waren ſie gewohnt, dieſelben ſo frei vor mir ſpielen zu laſſen, als ob ich gar nicht da wäre. Seitdem mein Sonntagsblatt erſcheint, und hin und wieder geleſen wird, finde ich jedoch, daß einige von dieſen Herren ſehr zurückhaltend ge-

gen mich geworden ſind. Herr Brink ſagt, dieſe Stille zeige ein nahes Ungewitter an, und er glaubt ſchon ſchwere Wolken voll epigrammatiſcher Blitze und Donnerſchläge aufſteigen zu ſehen, die ſich nächſtens über meinem Haupte entladen würden. Ein paar Wortſpiele über den Titel meiner Wochenſchrift, welche bereits im Umlaufe ſind, vergleicht er mit den Sturmvögeln, deren Annäherung den Seefahrern einen ausbrechenden Orkan zu verkündigen pflegt. Nach der Art von Witz, die in den gedachten Wortſpielen merkbar iſt, vermuthet Brink, daß dieſe Verboten des Sturmes zu dem Geſchlecht der Rothgänſe oder Tölpel (Pelicanus Sula Lin.) gehören, wovon zuweilen einige, durch ihr plumpes Gewicht zu Boden gedrückt, auf das Verdeck der Schiffe niederfallen.

Herr Brink, dem der Witz ſelbſt nicht abhold iſt, und der ſeinem Hange zur Satyre gern freien Lauf läßt, hat gleichwol eine entſchiedene Abneigung gegen den Mißbrauch des Witzes und gegen die frivole Spaßhaftigkeit, welche er ſeinen Landsleuten manchmal vorwirft. Er hält das Lachen, wie die Freude, für Etwas, das in einer ernſthaften Seele Grund

fassen muß, wenn es nicht verächtlich werden soll, und ich habe ihn oft die ganze Bitterkeit seiner Laune über den schalen Spott gemüthloser Witzlinge ausschütten sehen, die keinen Unterschied zwischen den Gegenständen ihrer lustigen Einfälle zu machen wissen. Da mein Freund entschlossen scheint, mit dieser Klasse von witzigen Köpfen in offene Fehde zu treten, so habe ich eine vorläufige Erklärung nicht für überflüssig gehalten, damit Jeder, dem daran liegt, bei Zeiten inne werde, wessen er sich von uns zu versehen habe.

Ueber den Beruf zum Schriftsteller.

An die Freiin von Serben.

Unser Freund West hat in einem Aufsatze, der an Sie gerichtet ist, gnädige Frau, einige Gedanken einfließen lassen, die mir von ungefähr entfallen sind. Ich habe keine Ursache, meine Einfälle zurück zu nehmen. Was mich Herr West sagen läßt, ist ziemlich genau meine Meinung. Ich lege kein Gewicht auf diese Mei-

nung; und welches Gewicht könnte auch das Urtheil eines Mannes haben, der seit beinahe sechzig Jahren alle Veränderungen der deutschen Literatur mit angesehen hat, ohne einen Einfluß auf sie zu nehmen, oder sich einen Namen in der literarischen Welt zu machen?

Ich bin indessen genannt; und da, was ich für mich und mit einem Freunde dachte, aufgehört hat, verborgen zu seyn, so wünsche ich, daß meine Gedanken ganz bekannt werden. Das Urtheil eines Einzelnen erhält durch die Oeffentlichkeit eine Art Interesse, besonders, wenn es von dem herrschenden Geschmacke abweicht. Vielleicht findet es Jemand der Mühe werth, der Meinung, die ich geäußert habe, zu widersprechen, oder sie wol gar zu widerlegen. So alt ich auch bin, gnädige Frau, so glaube ich doch die Fähigkeit, Belehrung anzunehmen, nicht verloren zu haben. Aber wer mich eines Besseren überzeugen soll, muß erst meinen Irrthum in seinem ganzen Umfange kennen lernen.

Ich liebe die Kunst, und ich habe die Muße eines unabhängigen Lebens durch keine anständigere Unterhaltung auszufüllen gewußt, als durch diejenige, welche mir die humanen Stu-

dien gewährten. Allein ich bin weder Dichter noch Schriftsteller. Wenn einige Anlagen zu dem letztern in mir waren, so habe ich wenigstens den Zeitpunkt versäumt, wo ich davon hätte Gebrauch machen können. Wie die Sachen jetzt sind, bin ich daher bloß Einer aus dem Publikum, und ich finde, wie die stille Gesellschaft überhaupt, in den Umständen der Zeit einen zufälligen Anlaß zum Schreiben, ohne mich eines Berufes dazu rühmen zu dürfen.

Wer zum Schriftsteller berufen ist, muß sich des Besitzes der Eigenschaften bewußt seyn, die den Redner auszeichnen, auf den Grad von Vollkommenheit erhöht, welche die Vorstellung eines Auditoriums zu erfordern scheint, zu dem alle Zeiten und Nationen gehören. Das Merkmahl der Vollendung ist wesentlich in dem Begriff des Schriftstellers. Ein Philosoph, ein Staatsmann, selbst der größte, verdient, ohne diese Vollendung seiner Werke, den Namen eines Schriftstellers noch nicht, und es gibt, eigentlich zu reden, keinen großen Schriftsteller, als den klassischen. Sogar den ersten Genies in der Dichtkunst, also in dem Gebiete der Darstellung selbst, wird in dieser Hinsicht der

Ehrentitel großer Schriftsteller streitig gemacht, wenn ihnen das klassische Verdienst mangelt.

Ich habe hier den Ausdruck Schriftsteller in der engsten und würdigsten Bedeutung genommen, nach welcher, in allen Jahrhunderten, nur sehr wenige Günstlinge der Natur und des Glückes auf diese Benennung Anspruch haben. Es gibt jedoch einen Beruf zur Schriftstellerei, der weniger selten ist. Dasselbe Maß von Talenten, wodurch jemand ein vorzüglicher Geschäftsmann wird, macht ihn auch fähig, ein guter Schriftsteller zu werden. Aber diese Art von Beruf ist, wie die Mittelmäßigkeit überhaupt, schon sehr von dem Zufall abhängig. Nach meinen Beobachtungen gründet sich der Beruf des Schriftstellers vom zweiten Range meistens auf einen Mangel in der Person. Damit sich Jemand zur Schriftstellerei ausschließend bestimme, muß er sich beinahe einer gewissen Untauglichkeit zu Geschäften bewußt seyn; denn es gehört in der That nicht viel Verstand dazu, um die Vorzüge eines geschäftigen Lebens vor dem spekulativen einzusehen, und um zu wissen, daß die Vortheile, welche die Schriftstellerei in

der Welt gibt, nur gering sind, und nicht anders seyn können. Die Neigung, die gewöhnlich schon frühe eine Richtung in uns erhält, thut dann das Uebrige. Wenn einmal ein Hang zum beschaulichen Leben da ist, so kommt die Unanstelligkeit und die Unlust zu den Geschäften von selbst. Man schränkt sich ein und entbehrt Vieles, um einer Neigung gemäß zu leben, deren sanfte Reize von einer leichten und schuldlosen Befriedigung begleitet werden.

Die Vollendung und das Bestreben nach dem klassischen Verdienst, sind auch für den Schriftsteller vom zweiten Range die unerläßliche Bedingung der öffentlichen Achtung, und dieß um so mehr, da er den innern Gehalt und Geist wahrhaft großer Autoren nicht zu erreichen vermag. Nicht viel, aber etwas Gutes zu schreiben, ist eine Aufgabe, die sich jeder Literator zur Amtspflicht machen muß. Die Obliegenheit seines Standes ist die Kultur seiner Zeitgenossen, und, sofern seine Werke auf die Nachwelt übergehen können, der künftigen Geschlechter. Nicht bloß Vergehungen gegen die Moralität und die Sitten, auch jeder Verstoß wider den guten Geschmack, und alle Fehler der Vernachlässigung

fallen dem Schriftſteller zur Laſt, und verdienen die ſtrengſte Ahndung der Kritik, ohne deren Wachſamkeit kaum je eine Literatur entſtehen, gewiß keine ſich erhalten wird.

Sie ſehen, gnädige Frau, daß ich von einem Manne rede, der die Literatur als ein Geſchäft (nicht als ein Gewerbe) treibt, und ſich dadurch von dem Dilettanten und dem Stümper unterſcheidet. Jeder Dilettant iſt ein Stümper der Art nach; es wäre denn, daß er jenen Namen ſich bloß aus Beſcheidenheit beilegte. Wer mit den Künſten nur zu ſpielen gewohnt iſt, bleibt unvermeidlich ein Pfuſcher, was für Anlagen er auch von der Natur haben mag. Unter dieſer Gattung von Menſchen lernt man den falſchen Beruf zur Schriftſtellerei kennen, der ſo verſchieden iſt, als die Gemüthsart und die Lage der Perſonen, welche ſich, ohne wahre Talente und ohne gelehrte Bildung, mit dem Schreiben befaſſen. Die Einbildung, Fähigkeiten zu haben, die man nicht beſitzt, und das kindiſche Verlangen, ſich auf einer, Jedem offen ſtehenden, Laufbahn zu zeigen, vertritt hier am häufigſten die Stelle des Berufes. Eine ſolche Anmaßung verdient ſchon an ſich Tadel; ſie wird aber vollends

der Gegenstand eines sehr gerechten Spottes, wenn sie, bei einigem Erfolg, in Hochmuth und Aufgeblasenheit ausartet. Der eingebildete Stümper, der unter einem Publikum ohne Geschmack, und bei Recensenten, die ihm gleichen, Beifall findet, trotzt auf seinen angemaßten Werth, und läßt nichts unversucht, für das Bessere, das schon da ist, oder noch neben ihm erscheinet, seine Fratzengestalten unterzuschieben.

Ich darf Ihnen nicht erst versichern, gnädige Frau, wie sehr ich der erklärte Feind dieses schriftstellerischen Volontär-Systems bin. So verächtlich das Buchmachen als Handwerk ist, so läßt sich doch Etwas für den Buchmacher von Profession anführen. Die Noth ist sein Beruf; den Stümper, der es aus Liebhaberei ist, entschuldigt gar nichts. Ein Mann von Verstand, der schreiben muß, um zu leben, ist zu beklagen; aber wenn er einen Begriff von der Bestimmung der Wissenschaften hat, so wird er jede Gelegenheit ergreifen, um einem solchen Stande der Erniedrigung zu entgehen. Sind Sie bei einem Scribenten zweifelhaft, ob ihn der Hunger, die Convenienz, oder die Eitelkeit zum Schreiben antreibt, so geben Sie nur Acht, wie

sich der Mann dabei geberdet. Ein Autor, der um Brot schreibt, und nicht aller Urtheilskraft ermangelt, ist gewiß sehr bescheiden. Ist ein Scribent vom Handwerk zugleich trotzig und aufgeblasen, dann ist es Zeit, ihn der Geißel des Satyrs zu überlassen; denn die Eitelkeit, die der Hunger nicht bezwingt, muß tief gewurzelt seyn.

Es gibt einen Beruf zum Schreiben, den ich den zufälligen nenne, und bei dem die Talente des Autors für die Darstellung in keine Betrachtung kommen. Die Sache, das Verhältniß des Schreibenden zu seinem Gegenstande oder zu dem Publikum, nicht sein besonderes Talent und seine Darstellungsgabe, machen in diesem Falle seinen Beruf zum Schreiben aus. Jeder Gelehrte, jeder Mann in Geschäften, selbst jeder Augenzeuge einer merkwürdigen Begebenheit, kann sehr gute, auch dem Publikum wichtige, Gründe haben, seine Gedanken und Erfahrungen öffentlich mitzutheilen. In diesem Falle fragt man nur, was, nicht wie etwas gesagt wird, und die Wahrheit der Sache, oder der Gehalt des Stoffes, nicht die Schönheit der Form ist es, was die Welt dabei interessirt.

Unſere Literatur befindet ſich in einer Lage, in der jeder Mann, dem Wiſſenſchaft und Kunſt, und die Ehre ſeiner Nation am Herzen liegen, einen Beruf empfinden kann, ſeine Meinung über die Gefahr, welche der Kultur drohet, und über die Mittel, einer allgemeinen Verwilderung des Geſchmackes vorzubeugen, laut werden zu laſſen. Ich habe mehr als ein halbes Jahrhundert vorbeigehen ſehen, und bin Zeuge der erfreulichſten, wie mancher niederſchlagenden, Erſcheinungen in der deutſchen Literatur geweſen; aber eine Epoche, wie die jetzige, ſah ich vorher nie. Ein Haufen unreifer Knaben und gemeiner Handwerker ſcheint ſich der höchſten Gewalt in der Gelehrten-Republik bemächtigen zu wollen. Der Wahnwitz trägt den Blinden die Fackel der Kritik vor, und in Bierſchenken entſcheiden Betrunkene die Rangſtreitigkeiten des Bettelſtolzes. Ein zweifelhaftes Talent entſteht, vielleicht fähig, ein guter Verſificateur, ein trefflicher Ueberſetzer zu werden; der Geiſt der neuen Aeſthetik kommt über ihn, und über Nacht wird der junge Menſch ein Genie vom erſten Range, das höchſtens noch die Autorität des Ariſtophanes und Calderon über ſich

erkennt. Da ist ein Mann, kaum gelehrt genug, um Schreiber bei einem Advokaten zu werden; aber weil er sich eben fühlt, versucht er es mit einem kritischen Journale, und bietet, wie Midas, dem Verdienste seine Krone an. Ein trockener Reimer, unfähig, einen eigenen Gedanken zu haben, plündert einen Schriftsteller, der in allen Händen ist, und stellt sich an, als ob er die dramatische Dichtkunst mit einer neuen Gattung bereichert hätte. Dort setzt ein Dichter, dem ein bescheidener Fleiß das Lob eines guten Schriftstellers erwerben könnte, sich selbst den Lorber auf, und stolzirt am hellen Morgen mit dem Siegel auf der heitern Stirn einher, das nicht die Kunst, sondern seine Einbildung ihr aufgedrückt hat. Anonyme Korrespondenten halten in den literarischen Klatschbuden heimlich Gericht über ihres Gleichen, und während sie sich selbst Weihrauch streuen, beschmutzen sie unbekannte Namen mit der Asa foetida der üblen Nachrede.

Die Indignation wird in solchen Umständen die Muse, die einen sonst ruhigen Beobachter zum Schreiben und zur Satyre begeistert. Ich

geſtehe, daß ich und meine Freunde keinen anderen Beruf zur Schriftſtellerei haben, als den Unwillen, den uns die Unfähigkeit und die Anmaßung der unberufenen Schriftſteller des Zeitalters einflößen. Keine Stimme von Anſehen läßt ſich vernehmen, um dem Muthwillen und Aberwitz des literariſchen Pöbels Einhalt zu thun. Wenn die natürlichen Vorſteher und Richter des Volkes das Gemeinweſen und ihre angeborene Stelle verlaſſen, und ſich dagegen Knechte und Schergen zu Gericht ſetzen, ſo iſt es nöthig, daß aus der Mitte des Privatſtandes Männer hervortreten, die ſich des Willens und der Kraft bewußt ſind, die öffentliche Ordnung gegen die Angriffe kleiner Tyrannen aufrecht zu erhalten. Die zufällige Verpflichtung ſolcher Männer hört in dem Augenblick auf, in dem eine rechtmäßige Autorität hergeſtellt iſt. Auf gleiche Weiſe werden die Mitglieder der ſtillen Geſellſchaft ſich, vergnügt und ruhig, in ihre gewohnte Einſamkeit zurück ziehen, ſo bald beſſere Köpfe ſich des verfallenden Geſchmackes annehmen, oder die elenden Skribenten, die ſie zu vertreiben entſchloſſen ſind, irgend eine ehrliche

Hantirung ergreifen, welche sie, gegen ihre Natur und den Willen der Götter, mit der Kunst zu schreiben vertauscht haben.

Friedrich Ernst.

Der Klatscher in den Theatern von Wien.

In der Vorstellung des Trauerspieles Tankred, welche am vorigen Dienstag im Hoftheater Statt fand, bemerkte ich, da das Haus eben nicht voll war, auf einer der vorderen Bänke einen ältlichen Mann, der mit dem Schauspiele aufmerksam beschäftigt schien, aber sich öfters unmuthig umsah, als ob er durch Etwas gestört würde. Ich glaubte die feinen Gesichtszüge des alten Herrn schon ein Mal gesehen zu haben, und erinnerte mich endlich, daß es der unbekannte Freund des Fräuleins von Barnhelm war. Jetzt wurde mir auch deutlich, was ihn beunruhigte. Es waren die lauten Beifallsbezeigungen eines anderen Zuschauers, der, wenige Schritte hinter ihm, in der Mitte des Parterre stand. Mich hatten diese Beifallsbezeigungen nicht geirrt; ich war sie von dem Manne gewohnt, dessen Ge-

ſtalt und Benehmen ich ſeit Jahren kenne. Der zunehmende Unmuth des alten Herrn machte mich lächeln; die joviale Unbefangenheit ſeines Nachbars verrieth nicht auf die entfernteſte Weiſe, daß er die Urſache davon ſeyn könnte. Der Klatſcher — denn ſo wollen wir der Kürze wegen den ehrlichen Mann nennen — dachte an nichts, als an Demoiſelle Jagemann und an die Ehre der Gaſtfreundſchaft, welche er gegen die ſchöne Fremde zu behaupten für ſeine Pflicht hielt.

Wer, ſo wie ich, die Theater häufig beſucht, muß dieſe merkwürdige Perſon oft geſehen haben. Es iſt eine Figur von anſehnlicher Länge, dabei ziemlich voll und rund, die, wenn ſie aufrecht ſteht, über alle anderen Zuſeher empor ragt. Die breiten Schultern und kräftigen Arme des Ehrenmannes machen ihm überall Raum, und vermehren den Reſpekt, den ſchon ſeine Länge den Umſtehenden einflößt. Der Klatſcher hat den Vortheil, ſeine gewichtigen Hände leicht frei machen und, auch bei gedrängt vollen Häuſern, über den Köpfen der anderen Zuſchauer mit deſto mehr Nachdruck gebrauchen zu können. Dieſes Vortheile bedient er ſich denn, ſeit funf-

zehn Jahren und darüber, in allen Theatern Wiens, mit dem glücklichsten Erfolge. Er bringt seine Amtsstunden, wie er die Theaterzeit nennt, regelmäßig in einem oder dem anderen Schauspielhause zu, und wenn es nöthig ist, sieht man ihn wol auch an Einem Abend in drei oder vier Theatern nach einander erscheinen, überall gleich thätig, die Talente aufzumuntern und das Schicksal neuer Bühnenstücke entscheiden zu helfen.

Man muß dem Klatscher die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen Beifall mit der größten Unparteilichkeit ausspendet, so zwar, daß er selbst zwischen dem Guten und Schlechten keinen merklichen Unterschied macht. Beinahe Alles, was aufgeführt wird, gefällt ihm; er liebt alle Gattungen von Spektakeln, und ist besonders für das Neue enthusiastisch eingenommen. Zuweilen scheint er der Oper, zuweilen dem Ballette den Vorzug zu geben; aber er verschmäht auch die Tragödie nicht, und einige unserer Heldenspieler sind seine erklärten Günstlinge. Obgleich Wiener mit Leib und Seele, weiß er doch fremde Talente zu schätzen; alle Theatergäste können auf die bereitwillige Unterstützung seiner Hände und Lungenflügel rechnen. Man

ſagt, daß er einige Schwäche für hübſche Mädchen und Frauen habe; wenigſtens ſchien er ſchon manchmal einen ſchlanken Wuchs und ein Paar ſprechende Augen für einen vollgültigen Beruf zur Schauſpielkunſt zu halten. Uebrigens machen ihm die Aeußerungen ſeines Wohlbehagens an theatraliſchen Vorſtellungen ſelbſt das größte Vergnügen: das Klatſchen und Bravo-Rufen ſind für ihn wohlthätige Erleichterungen der Natur, und er würde ſich gar nicht geſund fühlen, wenn ſeine Lebenskräfte dieſer heilſamen Motion entbehren müßten.

Wer dieſe Umſtände und den gutmüthigen Charakter des Klatſchers kennt, verzeiht ihm die Unarten, zu welchen ſeine unbedachtſame Lebhaftigkeit ihn zuweilen hinreißt. Obwol er ſich auf ſein Urtheil eben nicht viel einbildet, glaubt er es doch frei ausſprechen zu dürfen, und er kann es durchaus nicht leiden, wenn er darin geſtört, oder wol gar abſichtlich geneckt wird. Ein muthwilliges Ziſchen, Pochen oder Lachen, wodurch man ſeine Beifallsbezeigungen unterbricht, kann den guten Mann bitterböſe, ja, nach Umſtänden, ganz toll machen. Er wird dann immer hitziger in der Behauptung ſeiner

Meinung, und hört nicht eher auf, bis entweder er oder seine Gegner aus dem Felde geschlagen sind. Sein Haupt-Antagonist in dieser Art von Kämpfern ist ein kleines, hageres Männchen, das man ebenfalls häufig in den Theatern sieht, und welches wir den Zischer nennen wollen. Wo sich dieses leibhafte Bild des Neides und der üblen Laune in der Nähe des Klatschers zeigt, kann man auf einen solchen Kampf gefaßt seyn, der für gleichgültige Zuschauer mitunter ergetzlicher, als das Schauspiel auf der Bühne ist, aber zuweilen auch ruhige Leute um ihre Unterhaltung bringt und sie aus dem Hause vertreibt.

Bei der erwähnten Vorstellung des Tankred hatte der Klatscher bis in die Mitte des zweiten Aktes sein altes Theaterrecht unbestritten ausgeübt. Der Empfang der schönen Amenaide war glänzend, und auch in ihrer zweiten Scene wurden die Bemühungen des Klatschers von einem Theile des Publikums willig unterstützt. Er war höchstens dem feineren Kenner durch einige, zur Unzeit angebrachte Bravo's, und hin und wieder durch den allzu nachdrücklichen Gebrauch seiner Hände, etwas beschwerlich gefallen. Der

alte Freund des Fräuleins von Barnhelm schien nach und nach mit seiner Weise bekannt zu werden, und nicht mehr viel darauf zu achten. Doch in der Hauptscene des Orbassan ließen sich zuerst einige Zischlaute seines Gegners vernehmen, und nun fingen die verstärkten, theilweise unangenehm bekämpften Beifallsbezeigungen des Klatschers an, wirklich störend zu werden. Tankred's Auftritt erhöhte seinen Muth und seinen Eifer; der Beifall ward immer stürmischer, und von den schönen Worten des Helden konnte kaum mehr die Hälfte gehört werden. Der Sieg des Klatschers schien vollkommen; aber der alte Herr, der während des dritten Aufzuges oft, bald ernsthaft, bald mit ironischem Lächeln zurückgesehen hatte, stand beim Schlusse des Aktes auf und verließ das Haus, zur großen Verwunderung des Klatschers, welcher ihn bemerkt und ganz einstimmig mit seiner Meinung geglaubt hatte.

Mein Freund Brink war kurz vorher in das Parterre gekommen, und hatte dieses Intermezzo des Klatschers mit angesehen. Er steht mit dem Manne ziemlich gut, und war schon vor einiger Zeit auf den drolligen Einfall gerathen, daß es für die Zwecke der stillen Ge-

ſellſchaft ſehr zuträglich ſeyn würde, eine engere Verbindung mit dieſem lauten Individuum zu ſchließen. Sein Plan, verſicherte er mir jetzt, ſey eben reif geworden, und der Zeitpunkt zur Eröffnung der Unterhandlungen könne gar nicht günſtiger ſeyn. Ohne ſich an meine Einwendungen zu kehren, ging er auf den Klatſcher zu, nahm ihn vertraulich unter den Arm, und führte ihn an mir vorbei, um mit ihm, ich weiß nicht wohin zu gehen. Zu meinem Erſtaunen kehrte der Klatſcher an dieſem Abende nicht mehr in das Theater zurück; ein Umſtand, welcher der übrigen Vorſtellung zwar etwas von dem rauſchend-glänzenden Beifall benahm, den ſeine Gegenwart ihr hätte verſchaffen können, aber die Gaſtſpielerin (Demoiſelle Jagemann) nicht hinderte, ihr ſchönes Talent mit alle dem Anſtand und der ruhigen Würde zu entwickeln, worin deſſen eigentlicher Vorzug beſteht.

13

Dramaturgiſche Briefe.

Zweiter Brief.

Freuen Sie ſich mit mir, liebe Freundin! Der Verfaſſer des Regulus und der Polyxena hat ſich des deutſchen Luſtſpieles angenommen. Auch »er iſt einverſtanden, daß Luſtſpiele nun »das gröſte Bedürfniß unſerer Schaubühne ſind.« Er geht noch weiter, und behauptet, »daß ohne »feine Luſtſpiele die deutſche Schauſpielkunſt »bald ihrem Untergange nahe ſeyn werde.« — Ja, er fürchtet ſogar, »das tragiſche Theater werde »aus Mangel eines — komiſchen ſterben.«

Was ſagen Sie dazu? Der Ausdruck könnte glücklicher ſeyn; aber macht nicht dieß Geſtändniß dem tragiſchen Dichter Ehre? — Daß ein Mann, der den Kothurn mit ſo vieler Würde trägt, zugleich ſo viele Achtung für den niedrigeren Sokkus zeigt, daß ſich ſeine Vorſorge auf eine Gattung erſtreckt, worin zu glänzen er vielleicht weniger Hoffnung hat; daß er ſogar die

Abhängigkeit der tragiſchen Bühne von der komiſchen eingeſteht, Er, der ſich berufen fühlen könnte, das deutſche Theater durch die hohe Tragödie allein aufrecht zu erhalten: — gewiß, das iſt ſehr beſcheiden und löblich gedacht, und eine Erſcheinung, welche in unſerer Zeit unter die Seltenheiten gehört.

Doch ich ſchreibe vielleicht der Beſcheidenheit des Herrn Verfaſſers zu, was ich auf eine andere Rechnung ſetzen ſollte. So gar beſcheiden muß ein Mann, wie Er, eben auch nicht ſeyn. Ohnehin iſt er nur damit einverſtanden, »daß »Luſtſpiele nun das größte Bedürfniß unſerer »Bühne ſeyen.« — Verſtehen Sie dieſes nun, liebe Freundin? Ich will es Ihnen erklären. — Nun, da wir endlich Trauerſpiele haben — wir haben den Regulus, wie Sie wiſſen, den Coriolan, die Polyxena, Balboa, Bianca della Porta — nun ſind Luſtſpiele das größte Bedürfniß der Bühne. Ein größeres Bedürfniß iſt erfüllt; das größte nach ihm kommt an die Reihe. Die hohe Tragödie iſt da, die hohe Komödie — der Verfaſſer nennt ſie auch die feine — ſteht zu erwarten.

Und von wem wäre es natürlicher, das

feine Luſtſpiel zu erwarten, als von dem Manne, dem wir bereits die meiſten hohen Trauerſpiele verdanken? Ich ſage, die meiſten. Denn obgleich Schiller ein paar Tragödien mehr geſchrieben hat, ſo gehören doch nicht alle zur hohen Gattung, und faſt keines iſt, wenigſtens bei uns, aufführbar. Die höhere Komödie fehlt uns noch ganz. Dieſem Bedürfniß muß abgeholfen werden. Hr. v. Collin iſt der Mann dazu, und ſein Selbſtbewußtſeyn — ein ganz anderes Ding, als die Beſcheidenheit! — mahnt ihn, es zu beweiſen. Er hat uns vorläufig mit ſeinen Gedanken über das feinere Luſtſpiel beſchenkt *). Wie man hört, iſt er im Begriffe, unſer Theater nächſtens mit einem Luſtſpiele zu bereichern, das zu dieſen ſeinen Gedanken paſſen wird.

Der Grund zwar, aus welchem unſer Dichter das Bedürfniß des deutſchen Luſtſpieles für ſo dringend hält, iſt mir nicht völlig einleuchtend. Er ſagt: »Der größere Theil unſerer »Schauſpieler iſt mit den Dichtern zu dem nach-

*) Ueber das Bedürfniß der deutſchen Schaubühne an feineren Luſtſpielen. Morgenblatt Nro. 67 und 68.

»läſſigen Sokkus verwöhnt. Man kann die »Künſtler an den Fingern zählen, die mit »Würde, wie in jenen alten Tagen, die »Bürde des Kothurns ertragen. Unter die»ſen ſind wieder die Meiſten im Alter ſehr »vorgerückt. So werden hohe Trauerſpiele, »aus Mangel tragiſcher Schauſpieler, »dem deutſchen Publikum bald ganz ungenieß»bar werden.«

»Wie nun?« fragen Sie, »iſt das der Grund, warum Hr. v. Collin es für nöthig hält, ſich des Luſtſpieles anzunehmen? Daß die guten tragiſchen Schauſpieler nach und nach alt werden, iſt nichts Beſonderes; die komiſchen werden es nicht minder. Aber was hat das Altwerden der Schauſpieler, und der tragiſchen namentlich, mit dem Bedürfniſſe der deutſchen Schaubühne an feineren Luſtſpielen gemein?« — Geduld, Madame! Sie werden es gleich hören.

Hr. v. Collin fährt fort: »Wie aber iſt zu »helfen? Dadurch, daß man dem Luſtſpiele ſeine »alten Rechte auf der Bühne gewähret; aber »dem eigentlichen, dem poetiſchen, deſſen Dar»ſtellung eben ſo viel Kunſtaufwand, als die »Darſtellung des Trauerſpieles erheiſcht.« —

»Vers und Reim kehre in das Luſtſpiel zurück.« — »Denn ſo lange unſere jungen Schauſpieler »durch das höhere Luſtſpiel nicht gezwungen »werden, Anſtand, Würde, Feinheit, höheren »Vortrag ſich eigen zu machen, ſo lange wird »ſich auch die Schauſpielkunſt nicht heben, ſon»dern immer mehr verſchlimmern, und das tra»giſche Theater wird aus Mangel — eines ko»miſchen ſterben.«

Da haben Sie nun die Schlußfolge des Hrn. Verfaſſers in ihrem Zuſammenhange. Das hohe Trauerſpiel ſoll dargeſtellt werden. Dazu gehören Schauſpieler, die ſich Anſtand, Würde, Feinheit, höheren Vortrag eigen gemacht haben. Um ſich dieß alles eigen zu machen, brauchen die Schauſpieler Vorübungen. Die beſten Vorübungen dieſer Art verſchafft ihnen das feinere Luſtſpiel. Alſo ſind feine Luſtſpiele das große Bedürfniß der Bühne, und wir müſſen Komödien ſchreiben: aber eigentliche, d. h. poetiſche, d. h. Komödien in Reimen.

Dieſe Gedanken ſind ſehr deutlich. Wären ſie nur auch ganz richtig; und, ſoferne ſie dieß ſind, wären ſie nur nicht ſo gar gemein! Das

tragiſche Theater muß ein ſehr ſchwaches Leben haben, das aus Mangel — eines komiſchen ſtirbt. Was für eine Tragödie iſt das, deren Schickſal ganz oder größeren Theils von der mimiſchen Kunſt abhängt? Wo und wann hat ſich das eigentlich tragiſche Talent des Mimen in dem Luſtſpiele gebildet? Und dann! Welche Beſtimmung der hohen Komödie iſt es, der Darſtellung des Trauerſpieles zur Vorübung zu dienen? Zur Vorübung; denn das iſt doch offenbar die Meinung des Hrn. Verfaſſers. — Wahrhaftig, wenn Hr. v. Collin die komiſche Kraft ſeiner Luſtſpiele aus der nüchternen Betrachtung ſchöpft, daß es den jungen tragiſchen Schauſpielern an anſtändigen Exercitien mangelt, ſo bin ich nicht begierig, ſeine Komödie kennen zu lernen. Thalia wird es ihm ſchwerlich verzeihen, daß er ſie zur Zofe ihrer Schweſter herabwürdigen will; und Momus iſt zu etwas Anderem gut, als den Tanzmeiſter der tragiſchen Muſe zu machen.

Die Komödie, die der Hr. Verfaſſer eigentlich meint, heißt ihm bald die hohe, bald die feine, bald die poetiſche. Iſt dieſe Vielfältigkeit des Ausdruckes ein Zeichen von dem Reich-

thume ſeiner Sprache, oder von der Dürftigkeit ſeines Begriffes? Das Feine iſt bei Weitem nicht immer auch das Hohe, und poetiſch, dem Geiſte nach, ſollte wol ſelbſt das Niedrigkomiſche ſeyn. Die Geſchichte der Literatur und des Theaters iſt nicht Hrn. v. Collins Fach; ſeine Beiſpiele ſind durchaus unglücklich gewählt. Göthe's anmuthige Tändelei: Die Mitſchuldigen, gehört weder der Handlung, noch den Charakteren, noch der Manier nach, zum Hochkomiſchen, und die Abgeſchliffenheit der Sitten iſt es wahrlich nicht, was den beſten Stücken der Franzoſen — des Molière und Regnard ſeinen — ihre komiſche Stärke gibt.

Hr. v. Collin will das deutſche Luſtſpiel in Reimen geſchrieben haben. Sehr gut! Ich möchte ſelbſt einmal eine deutſche Metromanie in Alexandrinern, die Philoſophen oder einen ähnlichen Gegenſtand, in einer, dem Genius der deutſchen Sprache angemeſſenen, Versart ſehen. Aber zuvor wünſchte ich, daß der große Geſchmack und der wahre Geiſt des Komiſchen unter den Deutſchen erwachte. Gereimte Luſtſpiele können wir bis zur nächſten Meſſe genug haben: ob ein Miſanthrop, ein Tartüffe darun-

ter ſeyn werde, iſt ſehr zweifelhaft. Das Trauerſpiel wenigſtens hat nicht viel dabei gewonnen, daß die Sylbenmaße und die äußeren Formen der Griechen unſeren jungen Schriftſtellern geläufiger geworden ſind. An Bombaſt und phantaſtiſchen Mißgeſtalten ſind wir reicher geworden; nicht an Gefühl, nicht an Geiſt, noch an tragiſcher Wirkung.

Unſer Verfaſſer ſpricht ſehr viel von der Feinheit, dem Anſtande, der Würde der Komödie, welche einführen zu wollen er ſich das Anſehen gibt. Das feine Luſtſpiel in Ehren! Aber glauben Sie nicht, daß unſerer Komödie die Luſtigkeit noch nöthiger wäre, als der Anſtand und die Feinheit? Hätten wir nur erſt Luſtſpiele, worin Leute von Verſtand lachen können! Mit der Feinheit, denke ich, würde es ſich wol geben. Das wenigſtens iſt meine Meinung; und wenn ich nicht irre, ſo war es auch Leſſing's Meinung.

Leſſing's? Nun ja! Leſſing iſt auch der Mann, auf den ich mich berufen ſollte. Leſen Sie einmal, was Hr. v. Collin von dieſem Schriftſteller ſagt. Der arme Leſſing! — Doch das verdient einen zweiten Brief. Ich will Sie indeß

rathen lassen, was der Verfasser des Regulus von dem Verfasser Nathans des Weisen Merkwürdiges gesagt haben kann.

Dritter Brief.

Nun, Madame? Was haben Sie herausgebracht? — Sie können es nicht errathen? — Ich glaube es gern. Auch ich würde es nicht errathen haben. — So hören Sie denn!

Hr. v. Collin erzählt die Geschichte des deutschen Theaters. Er nimmt drei Epochen an, die vorüber gegangen sind. Die vierte — die, man weiß nicht recht, zum Theil schon angefangen hat, zum Theil erst erscheinen soll, — und alle folgenden, nennt er die höheren Epochen.

»Als die deutsche Bühne sich nach der französischen bildete,« erzählt Hr. v. Collin, gab »es nur zwei Gattungen des Schauspieles: »Lustspiele und Trauerspiele. Die Lust»spiele, so wie auch die, späterhin gleichfalls »aus dem Französischen genommenen, wenigen Dramen« (da hätten wir doch auch schon die

dritte Gattung) »zeichneten sich durch eine be»sondere Feinheit und Zartheit aus, und konn»ten daher auch nur bei einer feinen und zar»ten Darstellung gefallen.« —

»Die Einführung Shakspeare's gründete die »zweite Epoche. — Die Künstler gefielen sich in »diesen Darstellungen; — das Erhabene der »Shakspeare'schen Gattung schloß das feine, »zarte, schöne Spiel nicht aus, das sie ihren »frühern Uebungen zu verdanken hatten. Auch »erhielten sich jene französischen Lustspiele und »Dramen, und ihre Nachbildungen, recht nach»barlich und gut in dieser Epoche auf dem Schau»platze.« Gegen diese ganze Darstellung läßt sich Vieles einwenden. Wir wollen indessen den Verfasser weiter hören.

»Leider aber bahnte diese Anglisirung der »Bühne der dritten Epoche, jener nämlich, der »Natürlichkeit, oder vielmehr Gemeinheit, »den Weg. Ein großer Mann gab zu diesem »Uebergange« — zur Gemeinheit — »Veran»lassung: Lessing.«

Habe ich auch recht geschrieben? Ja doch! — Und damit Niemand über den Sinn seiner Worte einen Zweifel habe, setzt der Hr. Verfas-

ser dann gleich hinzu: »Er« — Lessing — »zog »die Sprache zu einer Natürlichkeit herab, »bei welcher sie keinen Anspruch mehr machen »konnte, Organ der Poesie zu seyn.«

Sehen Sie, liebe Freundin, dieß that Lessing! Ein großer Mann freilich, — wie es denn allerlei große Männer gibt: — aber leider der ärgste Geschmacks- und Sprachverderber, mit dem Deutschland jemals gestraft wurde! Er hat die unselige Gemeinheit auf unsere Bühne gebracht; er hat die Sprache herabgezogen, daß sie keinen Anspruch mehr machen konnte, Organ der Poesie zu seyn. Nicht Shakspeare, nicht das weinerliche Drama, nicht die Anglomanie, — denn das alles war schon da, und vertrug sich recht nachbarlich und gut mit dem feinen, zarten, schönen Geschmack, der vor Lessing auf der deutschen Bühne herrschte; — Lessing allein ist Schuld, daß Feinheit, Zartheit, Würde, Anstand von unserem Theater verschwunden sind, und — wenn sich nicht Männer, wie der Verfasser der Polyxena, der Sache annehmen — schwerlich wieder darauf zurückkehren werden.

»Aber wie, um aller Welt willen!« — höre

ich Sie ausrufen — »wie kommt Lessing dazu, dieß Alles verschuldet zu haben? Wo hat er der Gemeinheit das Wort geredet? Auf welche Weise hat er die Sprache herabgezogen? — Durch sein Beispiel, oder durch seine Lehre?« — Das mag Hr. v. Collin wissen, liebe Freundin; ich weiß es nicht. Miß Sara, Minna von Barnhelm, Emilia Galetti, Nathan, stellen keine ganz gemeine Naturen dar; auch die Sprache ist noch erträglich. Die Literaturbriefe, die Dramaturgie, Diderot's Theater, sind in ziemlich reinem, sogar edlem Deutsch geschrieben. Die Schönheiten Shakspeare's, das unerreichbare Verdienst der Griechen sind darin entwickelt, das ernsthafte Drama wird darin empfohlen: aber dieß Alles war, nach Hrn. v. Collin's Meinung, sogar schon vor Lessing da, und darin zeigt sich noch keine Neigung zum Gemeinen. Lessing schrieb seine Trauerspiele in Prosa; die Sprache dieser Trauerspiele scheint den Gegenständen angemessen. In keiner höheren Sprache wurden Clavigo, Julius von Tarent, Egmont, Ugolino, Fiesko gedichtet. Die Sprache des Götz von Berlichingen, der Räuber, ist noch um einige Grade natürlicher. Und diese Sprache

ſollte keinen Anſpruch machen können, Organ der Poeſie zu ſeyn? Spricht ſich in den genannten Werken die Poeſie nicht aus? — Ich dächte, in einem Paar davon wäre Poeſie genug, um zwanzig hohe Tragödien von der neueſten Mache damit auszuſtatten.

Wollen Sie hören, wie es, nach Hrn. v. Collin's Vorſtellung, in dem Kopfe eines großen Mannes ausſieht? — Es iſt eine merkwürdige Stelle, und die ſeltſamſte Charakteriſtik Leſſing's, die mir bis jetzt vorgekommen iſt. — »Scharfſinn,« ſagt Hr. v. Collin, »war die verdrängende Kraft ſeines Kopfes; Kampfluſt die ihr »entſprechende Eigenheit ſeines Gemüthes. An »dem unmäßig Bewunderten, Mängel, an dem »ungerecht Verachteten, Vorzüge aufzudecken, und »ſo mit dem Zeitalter in die Schranken zu tre»ten: das war ſeine Sache.« — Ein ſehr zweideutiges Lob, welches verdienen zu wollen, ſich Leſſing wol nie beifallen ließ! Der Streit erſcheint oft im Gefolge des Scharfſinnes; aber die Streitluſt muß nicht die Führerin der Scharfſicht ſeyn. Es iſt eine elende Sagacität, die darauf ausgeht, Mängel aufzudecken. Die Urtheile eines ſcharfſinnigen Mannes ſtoßen häu-

sia gegen die platten Meinungen seiner Zeitgenossen an, und der Kampf wird dann nicht von ihm, sondern von den beschränkten Köpfen erregt, die sich in dem Besitz ihrer eingebildeten Weisheit und ihres eitlen Ruhmes nicht stören lassen wollen.

»Fand sein Scharfsinn,« fährt Hr. v. Collin fort, »an der Enthüllung französischer Blöße »gleich eine zu leichte Arbeit, so war ihm doch »an der Ausstellung Shakspeare'schen Reichthu»mes eine große und freudige gegeben. Vergleis»chung war der Weg, den er bei seinem Stu»dium einschlug; hieraus erklärt sich von selbst, »daß er in Shakspeare am meisten suchte, be»wunderte, pries, was er bei den Franzosen »entbehrte.« — Wer der Vergleichung nöthig hat, dächte ich, und vollends der Vergleichung mit den Franzosen, um Shakspeare's Genie kennen, bewundern und preisen zu lernen, thäte eben so gut, den Shakspeare ungelesen zu lassen. Wer bei dem einen Autor sucht, was er bei dem andern entbehrt, gibt einen Beweis von seiner Einseitigkeit, aber nicht von seinem Scharfsinn. — Doch ich will die Gedankenreihe des Verfassers nicht zu sehr unterbrechen.

»Er drang folglich im Drama,« sagt Hr. v. Collin weiter, »auf wahren, natürlichen Aus»druck der Leidenschaften, vollständige Darstel»lung der Charaktere, durchgängige Begründung »und innere Wahrheit der Handlung.« (Wie nun? Hatte er nicht Ursache, darauf zu dringen?) »Weil Würde, Feierlichkeit, Anstand der »Franzosen zu falschem Flitter, Bombast und »kalten Hofton verleiteten,« (also doch wirklich verleiteten;) »ging er auf der an»dern Seite wieder zu weit, und zog die Spra»che zu einer Natürlichkeit herab, bei welcher »sie keinen Anspruch mehr machen konnte, Or»gan der Poesie zu seyn.«

»Lessing starb auf halbem Wege.« (Das ist Schade! Aber wohl dem, der an dem vermeinten Ziele so weit ist, als Lessing auf halbem Wege war!) »Hätte er den Kreis seiner Unter»suchungen vollenden können, er wäre zurück ge»kommen.« — Zurück gekommen? Auf was? wozu? — Auf die französische Blöße? zu dem falschen Flitter, Bombast und kalten Hofton der Franzosen? — Doch wol nicht. — Sie sehen, Hr. v. Collin hat sich versprochen; er wollte sagen: Lessing wäre wei-

ter gekommen. Und wie weit denn? wohin denn? — Dahin vermuthlich, wo jetzt der Verfaſſer des Regulus iſt. Ja freilich! Aber ich denke, deßhalb ſteht Leſſing nicht aus ſeinem Grabe auf. — »Es »iſt leichter,« bemerkt der Verfaſſer überaus reif und richtig, »ſich die gewonnenen Schätze eines »Genies, als ſeine Kraft, anzueignen. Darum »ſchritt man nicht vorwärts, wie Leſſing gethan »haben würde, wenn ihn nicht andere Beſchäf»tigungen und ein zu früher Tod abgehalten »hätten. Wer Kraft in ſich fühlte, wandelte »dem Verklärten in ſeinen leuchtenden Fußtapfen »nach, froh, durch ihn einen höheren Stand»punkt gewonnen zu haben, bis es einigen Ge»nies vorbehalten war, höhere Flüge zu »ahnen, zu wagen, und anderen, ſie zu be»rechnen.«

Was Hr. v. Collin damit ſagen wollte, daß Leſſing vorwärts gegangen ſeyn würde, wenn er länger gelebt hätte, iſt nicht leicht zu errathen. Als Dichter ſchreitet Niemand mehr vorwärts, der das Alter erreicht hat, in welchem Leſſing ſtarb; als Kunſtrichter iſt es nicht möglich, weiter zu gehen, wenn man, wie Leſſing, alle Vorurtheile abgelegt hat, und mit den gröſ-

ten Genies des Alterthumes und der neuern Zeit vertraut geworden ist. Die praktische Kunst hat nach Lessing's Tode in Deutschland Fortschritte gemacht, die Kritik schwerlich. Lessing lernte noch Göthe'n kennen, und bewunderte ihn; man muß beklagen, daß ihm die Freude nicht vergönnt war, Schiller'n in seiner Reife zu sehen. Aber so groß diese beiden dramatischen Genies — die einzigen, die man nach Lessing nennen sollte — auch sind, so haben sie doch nichts Vollkommeneres hervorgebracht, als die Griechen und Engländer, als die größten Schriftsteller anderer Nationen. Lessing's Begriff von der Kunst konnte also, durch die Erscheinung und durch die Werke dieser zwei neueren Genies nicht erweitert werden. Die Formen, worin einige ihrer Dramen gedichtet sind, konnten ihm nichts Neues seyn; und wären sie ihm auch neu gewesen, so konnten sie wenigstens keinen Einfluß auf die ihm eigene Form und Dichtart haben. Höhere Flüge als Lessing zu ahnen, möchte schwer seyn, denn er kannte die höchsten, die der menschliche Geist zu machen versucht hat. Selbst höhere zu wagen, als seine Natur ihm gestattete, war Lessing

zu klug, zu bescheiden, zu selbstständig. Berechnet aber hat den Flug des Genies nach ihm Niemand, der als Kunstrichter eine Vergleichung mit ihm aushalten könnte.

Ich bin ziemlich ernsthaft geworden, meine liebe Freundin, und in der That muß man ernsthaft werden, wenn man sieht, daß ein Mann von Anlagen durch den zweideutigen Beifall, den seine ersten Versuche erhielten, sich verleiten läßt, die Kunst, die Meister derselben, und sich selbst so sehr zu verkennen, als bei unserem Dichter der Fall ist. Hätten Sie vermuthet, daß ein Aufsatz, wie der vorliegende, einen Schriftsteller zum Verfasser haben könne, der auf einigen Ruhm Anspruch macht, wenn dieser Schriftsteller nicht die unbegreifliche Zuversicht gehabt hätte, sich unter einem solchen Aufsatze zu nennen? — Man kann ein gutes Schauspiel machen, ohne ein gelehrter Kenner der dramatischen Kunst zu seyn; aber Niemand kann über Dinge urtheilen, die ihm historisch fremd sind, und sich zu seinem Urtheile bekennen, ohne seine Unterscheidungskraft und seine Bescheidenheit zugleich in Verdacht zu bringen.

Bei ein paar anderen Gelegenheiten scheint

die Bescheidenheit des Hrn. v. C. noch mehr in's Gedränge zu kommen. Lesen Sie, wenn Sie können, ebenfalls im Morgenblatte (Nro. 35.), die poetische Rhapsodie: **Künstler-Gefühle**; und (Nro. 49.) die Parabel: **Der Kunstrichter**, — beide von demselben Verfasser. In der ersten finden sich folgende Stellen:

Mir hat die Kunst
Der Menschheit strahlendes Siegel
Auf die heitere Stirne gedrückt;
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich schützend gefaßt.
— — — — — — — — —
Bilder, wie sie selig die Geweiheten
Erfah'n in den beglücktesten Stunden,
Ha, sie wogen vor mir,
Riesengestalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magischer Glanz; und ich schwebe
Schon auf den Höhen der Menschheit!?

Wie gefällt Ihnen das? Darin ist doch Poesie? — Kennen Sie Etwas von gleicher Stärke in unseren ersten Dichtern? Und Hr. v. Collin sollte sich nicht über unsere ersten Dichter erheben! — Am Ende scheint sich der Hr. Verfasser zu besinnen. Er ruft aus:

„O, wie hafft' ich das Licht! — — —
Verſchwunden! Verſchwunden! —
War es ein luftiges Bild,
Das mich zum Gott erhob?"

Doch er ermannt ſich wieder, und ſchließt mit den Worten:

„Ich that's! ich that's!
Groß iſt der Menſch!
Sey geprieſen, göttliche Kunſt!
Du biſt das Höchſte!"

Die Parabel belehrt den Kunſtrichter, wie er ſich gegen den Hrn. Verfaſſer zu betragen habe. Er ſoll ihm auf ſeinem Wege zum Heiligthume zurufen: Schau auf das, was hinter dir liegt! — Der Dichter ſchaut, und ſtrebt mit neuer Kraft weiter hinauf. — Nun glaubt er bis zu den Vorgebäuden gedrungen zu ſeyn. — Die, welche ihm ſagen: „Der Vorhof des Heiligthums iſt nicht das Heiligthum ſelbſt," ſchilt der Dichter neidiſche Buben. Sein Kunſtrichter fährt ſie an: „Ihr Kleinherzigen und Thoren! wißt „Ihr nicht, daß es noch keinem Sterbli„chen vergönnt war, in das Allerheiligſte „zu dringen?"

O, mein Herr! Ihr Kunſtrichter weiß nicht, was er will. Es iſt nicht von dem Allerheiligſten die Rede, nicht einmal von dem Vorhofe des Heiligthums. Sie folgen einer falſchen Spur. Das kommt vom Zurückſehen. Steigen Sie von Ihrer Höhe herab! — Sie ſind gar nicht auf dem rechten Berge! —

14.

Es hat meinem Freunde Thomas beliebt, mir in einem Billet anzuzeigen, daß er auf das Land gehe, und daß er es mir überlaſſe, die Herausgabe des heutigen Sonntagsblattes zu beſorgen. Ich hätte große Luſt, ihn ſtecken zu laſſen, denn er weiß, daß ich kein Freund von unerbetenen Aufträgen bin. Aber Ernſt und Solms, die zugleich mit mir in ſeiner Wohnung ſind, wollen behaupten, unſere Händel gingen die Leſewelt nichts an, und wir hätten uns gegen ſie ſolidariſch verpflichtet, ihr jeden Sonntag eine kleine Ergetzlichkeit zu machen. Das mag wahr ſeyn; nur iſt es ein wenig ſchwer, ergetzlich zu ſeyn, wenn man gerade den Spleen hat. Zum Glück läuft ſo eben ein Beitrag ein,

der das heutige Blatt groſsen Theils ausfüllt. Ich laſse ihn hier ſogleich folgen, für die paar Kolumnen, die der Drucker etwa noch braucht, wird dann wol Rath werden.

Sonntag den 31. Mai 1807.

Samuel Brink.

Die Familie Platt.

In dem Sonntagsblatte Nro. 10. finde ich einen Aufſatz von Herrn Platt. Da es zwei Männer dieſes Namens in Wien gibt, die beide als Gelehrte, jeder in ſeiner Art, von ihren Freunden geſchätzt werden, ſo vermuthe ich, daſs dieſer Umſtand dem Herrn Weſt unbekannt geblieben, ſonſt würde er es wol der Mühe werth geachtet haben, deſſelben in einer Note zu erwähnen. Ich glaube, der Nachwelt einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich auf die Möglichkeit der Namensverwechſelung aufmerkſam mache, damit das Andenken des Einen nicht in dem Rufe des Andern zu Waſſer werde. Es lebt zwar in unſerer guten Stadt noch ein dritter Herr Platt, Edler von Plattenſtirn, da jedoch weder er, noch

seine Frau Gemahlin, eine geborne Plump, nebst beiden Fräulein Töchtern, sich jemals um die Literatur bekümmert haben, noch geeignet sind, die literarische Welt sonderlich zu interessiren, so übergehe ich diese Seitenfamilie mit Stillschweigen. Herr Platt, von welchem im Sonntagsblatte die Rede ist, wird gewöhnlich der Jüngere genannt, zum Unterschiede von seinem Vetter, welcher der Aeltere heißt.

Herr Platt der ältere ist ein wohlhabender Mann, der keine andere Sorgen hat, als sein Geld auf eine angenehme, seinem Charakter angemessene, Art zu verzehren. Er thut dieses, nicht ohne seine Vorliebe für Künste und Wissenschaften an den Tag zu legen. Sein Antiken-Kabinett ist reich an großen Seltenheiten. Er zeigt in demselben z. B. eine Fliege, in Spiritus aufbewahrt, die dem Mathias Corvinus ein Mal soll auf der Nase gesessen haben. Herr Platt besitzt eine Kollektion von Ostereiern, die nicht ihres Gleichen in der Welt hat. Auch seine Sammlung von zerbrochenen alten Ziegeln ist einzig in ihrer Art. Es befindet sich darunter ein Stein, der in dem Fenster des Thurmes befindlich war, in welchem Richard

Löwenherz gefangen saß. Gerade auf diesen Stein soll der König öfters seinen Ellenbogen gestützt haben, wenn er nach dem Himmel sah. Man bemerkt noch die Vertiefung. — Es ist Schade, daß in seiner schönen Gallerie von Vogelnestern das berühmte Tunkinsnest*) fehlt; denn, obwol dieser, in Europa seltene, Leckerbissen dem Herrn Platt schon einige Male in die Hände fiel, so hat er doch nie lange der Versuchung widerstehen können, ihn aufzuessen.

Das Bücher-Verzeichniß von der Bibliothek des ältern Herrn Platt kann als ein Repertorium der Literatur des Erbärmlichen angesehen werden. Ich denke, es bei einer anderen Gelegenheit bekannt zu machen, weil Autoren und Bücher

*) Von der Hirundo esculenta, oder Salangane. »Der Vogel ist von der Größe eines Zaunkönigs, und auf den Sundischen und anderen Inseln des indischen Archipelagus bis Neu-Guinea ꝛc. einheimisch. Er baut dort in die Uferlöcher und Berghöhlen die berufenen indianischen oder Tunkinsnester, deren Stoff der Hausenblase ähnelt, und vermuthlich aus halb verdauten, dadurch vor Fäulniß gesicherten, und so regurgirten molluscis besteht. Man sammelt wol jährlich vier Millionen dieser Nestchen, die größten Theils nach China verkauft werden.« S. Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen 1799. S. 187.

dadurch auf die kürzeste Art charakterisirt, und lange Recensionen erspart werden können. Die Bibliothek zählt viele tausend Bände in allen Fächern. Die Romane allein füllen einen ganzen Saal. Nie habe ich die Schriften von Spieß in einem schöneren Einbande gesehen. Eine Sammlung von Komödienzetteln, in funfzehn Foliobänden, hat er sogar nach England geschickt, und von dem berühmten Kalthöber *) binden lassen.

Dieser letzte Zug erklärt sich aus Herrn Platt des Aelteren großer Vorliebe für das Theater, die man fast Leidenschaft nennen könnte, wenn ein Mann von seinem Charakter einer Leidenschaft fähig wäre. Er versäumt kein neues Stück, keine neue Rollenbesetzung, selbst keine neue Dekoration; denn nach seiner Erklärung ist das Theater nichts anderes als: »das, durch immer neue Augenweide, eingesammelte Futter für Geist und Herz.«

Von Aristoteles hat er reden hören, dagegen aber den Diderot und Lessing nicht gelesen; ob-

*) Einige Nachrichten von diesem berühmten Buchbinder finden sich in den englischen Miscellen v. J. 1802.

gleich er gern liest, und aus dem Freimüthigen und der Zeitung für die elegante Welt ganze Stellen auswendig weiß, die ihm das Ansehen tiefer Gelehrsamkeit geben.

Die meisten Schauspieler, und besonders die Schauspielerinnen, kennt er persönlich. Ueber das Corps de ballet hat er eigene Begriffe, mit denen er sich jedoch nicht öffentlich heraus wagt. Einige Theaterdichter sind seine Freunde; er leiht ihnen oft Gedanken, und mehrere neue Opernbücher sind offenbar von ihm, wiewol er zu bescheiden war, sich auf dem Zettel nennen zu lassen. Er hat überhaupt nie etwas unter seinem wahren Namen drucken lassen, und zwar, wenn man seinem Vorgeben Glauben beimessen darf, weil er die Strenge der Censur nicht leiden will, die ihm einige Male seine derben Ausfälle auf nützliche Anstalten nicht passiren ließ. Seitdem hört man ihn öfters sagen: »Ich wollte wol schreiben, wenn ich nur dürfte!« Herrn Platt's Feinde behaupten dagegen, er sey froh, seine Unfähigkeit hinter der Strenge der Censur verbergen zu können. Dieß scheint jedoch Verleumdung zu seyn; denn wie sollte ein Mann, der die Nase in alle Künste und Wissenschaften

gesteckt hat, sich selbst eine Unfähigkeit einzugestehen? Er spricht über Alles, und es gibt Leute, die seine Aussprüche für Urtheile halten. Wenn er schreibt, so ist er seines Publikums gewiß. Wer unsere neuere Literatur kennt, merkt wol, daß der Geist dieses Mannes den Herren Skribenten eigentlich den Muth zu schreiben eingeflößt haben muß. Daß aber wenig oder nichts unter seinem Namen gedruckt wird, hat, um die reine Wahrheit zu sagen, seinen Grund in einer sonderbaren Eigenheit seines Charaktere. So sehr er sich nämlich selbst liebt, so hat er doch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen seinen Namen, und nichts ist ihm fataler, als wenn er hören muß: »dieß oder jenes Buch oder Schauspiel sey gewiß wieder eine Arbeit des Herrn Platt.« Aber seine Erben werden einst bei der Revision seiner Papiere über die Menge der Plattschen Arbeiten erstaunen; denn er hat unglaublich viel geschrieben und drucken lassen. Wenn neue Spektakel in Wien zu sehen sind, so verfertigt er gewöhnlich die Anschlagzettel. Eine jüngsthin erschienene Empfehlung der Kuhpocken, die er für einen Arzt, der nicht schreiben kann, aufsetzte, ist als ein

Muſter anzuſehen, wie die Gelehrten auf die Moralität wirken ſollen. Bei Gelegenheitsgedichten iſt er die allgemeine Zuflucht aller Bedürftigen: wir haben öfter ſeine Poeſien aus dem fünften Stocke im Theater uns auf die Köpfe regnen ſehen. Leute, die ſich in den Zeitungen empfehlen wollen, brauchen ſich nur an ihn zu wenden; er iſt in ſolchen Aufſätzen ſehr geübt. Die Gaſtwirthe in den Tanzſälen laſſen ihre Zettel von ihm ſchreiben; dafür hat er im ſchwarzen Bock, in der neuen Welt, bei'm Mondſchein, bei'm Sperl und an vielen anderen Orten freien Eintritt; auch darf er Damen ſeiner Bekanntſchaft mitbringen. — Das merkwürdigſte Produkt ſeiner Feder aber iſt eine Art Tagebuch, das zu ſeiner eigenen Unterhaltung und Seelenſtärkung beſtimmt iſt. Daraus lernt man den merkwürdigen Mann in ſeiner ganzen Eigenheit kennen; er zeichnet zwar nur auf, was Neues in Wien geſchieht, die Anſicht aber charakteriſirt ihn deutlich, und wird ihn, allem Anſehen nach, in Wien unſterblich machen.

Ich bin ſo glücklich geweſen, eine Stelle aus dieſem geiſtreichen Tagebuche in Abſchrift zu erhalten, und glaube, durch die Bekanntmachung ſowol

beim Publikum, als bei dem Verleger des Herrn West mir ein Verdienst zu erwerben, weil, wie ich hier und da in Kaffeehäusern gehört habe, das Sonntagsblatt mehr Freunde und Gönner finden würde, wenn öfters Aufsätze von der Plattschen Partei darin aufgenommen würden. Die nachfolgende Stelle scheint vor ein paar Wochen geschrieben zu seyn.

„Die wilden Thiere wurden heute von mir „besucht. Ich habe mir einen Knoten in's Tuch „gemacht, weil ich einen Einfall über den ge„schickten kleinen Affen hatte, kann mich aber „nicht mehr darauf besinnen. Die Bestien sind „merkwürdig. Der Tiger ist mager, aber kräf„tig. Schade, daß die Löwin kein Löwe ist. „Die Kakadu scheinen noch nicht lange in Eu„ropa zu seyn, denn sie sprechen keine mir be„kannte Sprache. Man sollte die Thiere nicht „aus Wien lassen. Wenn auch unser Gefühl „für die Hetze schon zu fein ist, so könnten sie „doch auf dem Theater gebraucht werden. Eben „fällt mir ein, daß ich ein Stück schreiben will, „welches Tippo Saib heißen soll. Um die „Vorstellung recht brillant zu machen, wären „diese Thiere unentbehrlich. Morgen kommt der

»Garderobe-Schneider und der Dichter K. zu mir;
»ich werde bei ihnen auf den Strauch ſchlagen,
»ob man ſich zum Ankauf der Beſtien Hoffnung
»machen dürfe. Wird das Stück nur hundert Male
»hinder einander gegeben, ſo ſind die Unkoſten
»bereits eingebracht. Ich brauche eigene Mär-
»ſche für den Zug der Menagerie. Ueberhaupt
»muß das ganze Stück mit Muſik begleitet wer-
»den; und, da es geſchehen könnte, daß die
»Thiere anfingen zu brüllen, ſo muß der Com-
»poſiteur darauf Rückſicht nehmen, damit keine
»Diſſonanzen entſtehen. In der Ouvertüre müſ-
»ſen die Stimmen aller Thiere nachgeahmt wer-
»den. Ich habe in der Stadt und in den Vor-
»ſtädten mehrere muſikaliſche Freunde, welche
»fähig wären, dieſe Arbeit zu übernehmen.
»Als Dichter will ich dafür ſorgen, daß die
»Worte zu dem Gebrülle paſſen. Von den Affen
»verſpreche ich mir ſehr viel: ſie ſollen beſonders
»koſtumirt werden; auch will ich ihre Rollen in
»illuminirten Kupfern verewigen. Den Tippo
»Saib denke ich als einen grauſamen Helden zu
»ſchildern, daher der Tiger ihn nothwendig im-
»mer begleiten und auch auf dem Zettel unter
»den ſpielenden Perſonen ausdrücklich aufgeführt

»werden muß. Des Kontraſtes wegen ſtelle ich »dann einen ſanften Helden ihm gegenüber, in »deſſen Gefolge der Kaſuar, der etwas lahm iſt, »erſcheint. Der Kaſuar wird aber nicht auf den »Zettel geſetzt, der Ueberraſchung wegen. Was »ich aus den Papageien machen ſoll, weiß ich »noch nicht; vielleicht bediene ich mich ihrer »ſtatt des chriechiſchen *) Chors?«

»Wenn die Thiere engagirt werden, ſo bin »ich des Erfolges meines Tippo Saib gewiß.«

»Eines nur beſorge ich: daß nämlich die »Leute, aus Furcht vor den Beſtien, wenn es »zur Aufführung kommt, nicht in das Theater »gehen; doch auch dafür wird Rath werden. »Heute iſt es ſchon zu ſpät, darüber weiter nach»zudenken. Ich will mich daher auskleiden und »ſchlafen legen. — Gute Nacht, mein lieber »Platt.«

Nach dieſer Probe wird man ohne Zweifel begierig ſeyn, mehr von dem Tagebuche des Herrn Platt kennen zu lernen. Ich glaube, daß

*) Dieſe Orthographie zeigt, daß Herr Platt der ältere auch die Komödienzettel von der Joſephſtadt ſchreibt, auf welchen vor einigen Tagen: »Der chriechiſche Kaufmann« mit großen Buchſtaben zu leſen war.

es nur von dem Verleger des Herrn West abhängt, dieses möglich zu machen; denn, wenn er, wie ihm sehr zu rathen ist, den Verlag des Alletagsblattes übernimmt, so getraue ich mich, dafür zu stehen, daß Herr Platt der Aeltere, der seinem Vetter sehr geneigt ist, sich bewegen lassen wird, einen Auszug davon in dieses Journal einrücken zu lassen.

Hilarius Frank.

Brink's Traum.

Es geht mir, wie den meisten Menschen. Ich glaube Grundsätze zu haben, und handle fast immer nach Einfällen. Was ich besitze, scheint mir gering; nur was mir versagt ist, däucht mich eines Wunsches werth. Wäre ich an eines Andern Stelle, ich hätte große Dinge ausgerichtet. Das habe ich mir oft eingebildet. Aber das Gute, welches zu thun in meiner Macht stand, ist selten vollbracht worden. Den Menschen ist schwerlich zu helfen. Wie sollten sie weise seyn, da sie kaum jemals klug werden?

Ich bin auch ein Staatskundiger; denn das iſt meines Amtes nicht, und was mich am wenigſten angeht, macht mir die meiſte Sorge. Vor ein paar Tagen lag ich, ſpät in der Nacht, auf meinem Ruhebette. Die Karte von Europa war auf dem Tiſche vor mir aufgeſchlagen. Ich dachte den neueſten Begebenheiten nach, und vertiefte mich in die Berechnung der Folgen, welche, meiner Meinung nach, die Ereigniſſe der Gegenwart in den künftigen Zeiten haben müßten. Darüber ſchlief ich ein, und hatte einen Traum, der ſeltſam genug iſt, um erzählt zu werden.

Mir träumte, ich ſey geſtorben und zur Erde beſtattet. Ich hörte Fußtritte über mir und Stimmen. Nach und nach ward es ruhig. Ich lag enge und kühl: eine ſanfte Wärme drang durch die Erde, gleich einem gelinden Sommerregen. Mein Bewußtſeyn verlor ſich, wie wenn man im Traume tiefer einzuſchlafen glaubt.

Es mochte einige Zeit verfloſſen ſeyn, da ich mich wieder fühlte. Mir war, als ſänke ich, erſt langſam, dann ruckweiſe, dann mit ſtürzender Gewalt. Ich empfand einen heftigen Stoß — und der Sarg ſprang.

Da richtete ich mich auf. Neben mir lag ein Todter, den ich zu erkennen glaubte. Ich machte ein Zeichen über ihn und fragte: wann er gestorben sey? — »Vor hundert Jahren,« antwortete der Todte. — Ich erschrak sehr; denn ich sah, daß es Thomas war.

In diesem Augenblicke verdüsterte sich der Ort, an welchem wir uns befanden. Nur in der Mitte brannte ein heller Punkt, ohne einen Schein um sich zu verbreiten. Ich suchte mich ihm zu nähern, — denn ich war mir ganz bewußt und meiner mächtig. — Jetzt wendete sich die Flamme, und stand über mir.

»Wo bist du, Thomas?« sagte ich. — »Ich trage dir das Licht vor,« antwortete Thomas's Stimme; »folge mir!«

Ich bewegte mich aufwärts, in der Richtung des lichten Punktes, der vor mir ging. Die Bewegung war schnell und währte ziemlich lange. Plötzlich standen wir still.

»Nimm dich hier in Acht,« sagte meines Freundes Stimme, »das Licht wird erlöschen.«

Es geschah.

Wir waren auf einer weiten Ebene. Aus

einem Gebüſch, in das wir traten, leuchtete die Oberfläche eines großen Stromes. Thomas ging vor mir, in einem ſonderbaren, halb deutſchen, halb orientaliſchen Anzuge. Nach einer Weile kehrte er ſich gegen mich um. Sein Angeſicht war blaß und ernſthaft; auch ſchien es gealtert zu haben.

»Iſt jener Fluß nicht die Donau?« ſagte ich.

»Wir gehen an ihrem Ufer nach der Stadt zu,« antwortete Thomas, ſeinen Weg ruhig fortſetzend. — Ich betrachtete ihn von Zeit zu Zeit. Es war etwas Fremdes in ſeinem ganzen Weſen, das mich beunruhigte.

»Es träumen Einem tolle Dinge,« ſagte ich endlich, »ich bildete mir ein, wir ſeyen geſtorben.«

»Wir ſind es auch,« erwiederte Thomas. »Ich habe dich nur achtzehn Monate überlebt, und mich an deiner Seite begraben laſſen.«

»Es iſt aber widerſinnig,« antwortete ich, »daß wir todt ſind, und an der Donau mit einander ſpazieren gehen.«

»Nach dem Tode iſt nichts widerſinnig,« ſagte er.

Wir näherten uns der Stadt, deren präch-

tige Lage sich vor unseren Augen mit jedem Schritte mehr zu entwickeln schien. Ich sah nun, daß es eigentlich zwei Städte waren, die sich an beiden Ufern der Donau in großen Massen ausbreiteten.

»Ich kenne diese Städte nicht,« sagte ich. »Auch diese Ebene hat keine Aehnlichkeit mit der Gegend von Wien, wo wir lebten und, wie du behauptest, begraben wurden. Wo sind wir?«

»Was du siehst,« antwortete Thomas, »ist die östliche Hauptstadt des Reiches. Ich habe sie fünf Mal besucht, seitdem wir bei einander unter der Erde sind. Du warst nie zu erwecken, so gern ich dich auch schon früher mit mir genommen hätte.«

»Das sind unvernünftige Geschichten, Thomas. Wenn ich es nicht zum Theil selbst sähe, so würde ich glauben, du rasest. — Aber wo sind wir denn eigentlich? und wo will das Alles hinaus?«

»Gedulde dich nur eine Weile,« sagte Thomas, und als ich mich nach ihm umsah, war er meinen Augen entrückt. Ich aber befand mich plötzlich in einem Gewühle von Menschen, die mich mit sich fortzogen. Es war ein fröh-

liches Gewühl; man ſchien ein Feſt zu feiern, zu welchem die Bewohner des Landes von allen Seiten herbeiſtrömten.

Ich überzeugte mich jetzt, daß ich mich unter meinen Landsleuten befände, und zwar in der Hauptſtadt des geſegneten Ungarns, welche der Mittelpunkt des blühendſten Wohlſtandes und einer hohen Civiliſation geworden war. Ein Wald von Dampf- und Segelſchiffen, die ſich nach allen Richtungen durchkreuzten, bedeckte das breite Bett der Donau. Alles, was die Länder des Aufganges und Mittages Koſtbares hervorbringen, war in dem unermeßlichen Bazar aufgeſchichtet, der ſich weithin an beiden Ufern des Fluſſes erſtreckte. Eine unzählige Menge von Menſchen, Einheimiſche und Fremde, Geringe und Vornehme, von den verſchiedenſten Völkerſtämmen, und in den Trachten von Europa, Aſien und Afrika, bewegte ſich geſchäftig und lebensluſtig um mich her. Der Klang von zwanzig Sprachen ſchlug an mein Ohr; aber ich bemerkte mit beſonderem Wohlgefallen, daß die magyariſchen Bauern und die dalmatiniſchen Schiffsjungen das reinſte Deutſch ſprachen, das ich jemals gehört hatte.

Voll angenehmen Erſtaunens über dieſe ſtatiſtiſche Merkwürdigkeit, fragte ich einen jungen Matroſen, in welcher Schule er ſein ſchönes Deutſch gelernt habe? Aber der Burſche ſchien mich nicht zu hören, ſondern wandte mir den Rücken zu, und in dem Augenblicke ſah ich mich zwiſchen zwei niedliche Kroatinnen eingeklemmt, die ſich als Muhmen begrüßten und einander um den Hals fielen. Ich wich vor der Gruppe zurück, ohne Schaden zu nehmen; der luftige Körper, der mich umgab, empfand den Druck und die Stöße von außen eben ſo wenig, als er ihnen zu widerſtehen vermochte. Da ich mir zu gleicher Zeit der Fähigkeit bewußt wurde, meinen Ort nach Belieben, und ſo ſchnell als ich wollte, zu verändern, ſo verließ ich den Bazar, und durchſtreifte die ungeheuere Stadt von allen Seiten. Ueberall fand ich das regſte Leben und einen Kulturzuſtand, der mich mit Bewunderung und theilnehmender Freude erfüllte. Es war das Feſt eines funfzigjährigen Weltfriedens, welches die Stadt und das ganze Reich feierte. Schon dieſes Friedensfeſt allein erklärte zum Theil die außerordentlichen Erſcheinungen, deren Zeuge ich war. Aber den vollſtändigſten Auf-

ſchluß über die Wunder, welche ich ſah, erhielt ich, als ich in den prächtigen Nationalpalaſt trat, und die Monumente beſchaute, die hier den großen Männern des neunzehnten Jahrhunderts errichtet waren.

Drei koloſſale Statuen, mit den Geſichtszügen der Habsburger, waren in der Mitte dieſes vaterländiſchen Pantheons aufgeſtellt. Sie unterſchieden ſich durch die einfachen Inſchriften: Dem Sieger — dem Friedensſtifter — dem Geſetzgeber. Eine fünffache Reihe von Büſten, die Beſten und Edelſten aus allen Ständen vorſtellend, welche ſich unter den glorreichen Regierungen dieſer Beherrſcher bekannt gemacht, umgab kreisförmig ihre ehrfurchtgebietenden Geſtalten. Auf hundert Marmortafeln, welche ringsum die Wände bedeckten, waren die Großthaten, die weiſen Beſchlüſſe und tugendhaften Handlungen verzeichnet, wodurch die Monarchie zu ihrem gegenwärtigen Stande von Wohlfahrt und Ruhm erhoben worden. Kriegshelden, Staatsmänner, Gelehrte und Künſtler genoſſen hier keiner größeren Auszeichnung, als der gewerbfleißige Bürger und Landmann. Das Gemeinnützige allein gab den Anſpruch auf eine

Stelle in dieſem Tempel der Unſterblichkeit. Ich betrachtete eben das Bruſtbild eines ehrlichen Leinwebers, und las die Beweggründe ſeiner Aufnahme unter die Würdenträger des Ruhmes, als ich bemerkte, daß mein Freund Thomas mit einem halben Dutzend tiefſinniger Leute herein kam, in welchen ich berühmte Schriftſteller unſerer Zeit zu erkennen glaubte.

Die Herren ſprachen von der Einrichtung der National-Bibliothek, die ſie beſucht, und worin ſie, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, keines ihrer epochemachenden Werke gefunden hatten. Thomas ſuchte ihnen zu erklären, wie das zuginge. Die Unterredung, welche ſich darüber entſpann, war ſo merkwürdig, und charakteriſirte die Literatur, wie ſie gegenwärtig iſt, und nach hundert Jahren ſeyn wird, ſo auffallend, daß ich mir erlaube, ſie wörtlich mitzutheilen.

(Die Fortſetzung folgt.)

15.

Dramaturgiſche Briefe.

Vierter Brief.

Sonntag, den 7. Juni 1801.

Sie möchten gern die Schriftſteller aus der erſten und zweiten Periode des deutſchen Theaters genannt haben, durch welche die Kunſt und die Sprache der Bühne ſo weit gebracht worden, daß ſie zu Leſſing's Zeit wieder zurückgehen, und daß insbeſondere die Sprache durch dieſen allzu berühmten Mann von der Höhe, worauf ſie vor ihm ſtand, herabgezogen werden konnte?

Ich geſtehe, daß ich mich in die theatraliſchen Epochen des Hrn. v. Collin überhaupt nicht zu finden weiß. Wenn nicht etwa Lohenſtein die erſte Periode allein ausfüllen ſoll, ſo kenne ich vor Leſſingen nur eine Epoche der deutſchen Bühne, und das iſt die Gottſchediſche. Dem Hrn. Gottſcheb, ſeinen Freunden und Schülern, haben die Deutſchen ihre erſte Bekanntſchaft mit dem franzöſiſchen Theater zu danken.

Die Gottschedianer übersetzten und dichteten in Reimen: aber wie übersetzten und dichteten sie, und in welchen Reimen! Haben Sie Lust, den poetischen Schwung, die Würde und Zierlichkeit kennen zu lernen, die in den dramatischen Produkten dieser Männer herrschen? Ich glaube, nein.

Die guten Köpfe, welche Gottscheden zunächst folgten, Joh. Elias Schlegel, v. Cronegk, Gellert, Romanus, verbesserten den Geschmack seiner Schule, ohne selbst Epoche zu machen. Die Sprache bildete sich unter ihren Händen. Sie waren die ersten Muster einer reinen, aber gewiß nicht einer hohen Schreibart. Man fuhr fort, den Alexandriner im Trauerspiele anzuwenden. Das Lustspiel wurde in Deutschland sehr frühe in Prosa geschrieben. Es gibt keine gute, ja keine erträgliche deutsche Komödie in Versen, die älter wäre, als Göthe's Mitschuldige. Wenn daher unser Verfasser sagt: »man gewähre dem Lustspiele seine alten Rechte auf der Bühne, man lasse Vers und Reim in das Lustspiel zurückkehren,« so sagt er Etwas, das gar nicht auf die deutsche Bühne paßt.

Die zweite Epoche der dramatischen Kunst

in Deutschland ist keine andere, als die Epoche Lessing's. Niemand vor, und selbst Niemand nach ihm, hat so entscheidend auf die Denkart und den Geschmack in theatralischer Hinsicht gewirkt, daß man eine dritte Periode außer der seinigen annehmen könnte. Die Griechen, Shakspeare, Diderot, das ernsthafte Drama, das bürgerliche Trauerspiel, wurden durch seine und seiner Freunde kritische Schriften gleichsam erst, und beinahe zugleich, unter den Deutschen eingeführt. Der höhere Schwung, den die dichterische Sprache, vornehmlich durch Klopstock, erhielt, wurde von Niemand früher und geistreicher gewürdigt, als von Lessing; auch die Aufnahme des fünffüßigen Jambus in das Trauerspiel ist größten Theils sein und seiner kritischen Freunde Werk. Unter den großen Talenten, welche Lessing's Geist erweckte, steht Göthe, unerreichbar, oben an. Iphigenia, Götz, Clavigo, Werther, sind gleichsam die Resultate von Lessing's Lehren, und die Blüthen des poetischen Lebens, das dadurch unter den Deutschen rege geworden.

Kennen Sie etwas, das später erschienen ist, und fähig gewesen wäre, Epoche in der dra-

matiſchen Dichtkunſt zu machen? Ich wüßte nichts, wenn es nicht etwa die ſchwärmeriſche Theorie ſeyn ſoll, welche die ſchwachen Köpfe des Zeitalters verwirret, und wavon das Beſte dunkle Ahnungen deſſen ſind, was Leſſing's Scharfſinn klar und einfach darlegte. Einige mißverſtandene Ideen Schiller's, ein paar ſchneidende Einfälle der Xenien, ſcheinen der merkwürdige Stoff zu ſeyn, aus dem ſich die neue Weisheit, ſofern ſie praktiſch zu werden ſtrebt, entwickelt hat. Man will reine Formen, keine Mittelgattungen. Die hohe Tragödie, das hohe Luſtſpiel, allenfalls Gozzi's romantiſche Tragi-Komödie: aber keine Dramen, keine bürgerlichen Trauerſpiele! — Und damit bilden ſich die jungen Leute ein, den Iffland'ſchen Jammer, die Kotzebue'ſche Sentimentalität, und die erbärmliche Gemeinheit los geworden zu ſeyn, womit ſich unſer Theater ſchleppt. Aber der Jammer, die Empfindelei und die Erbärmlichkeit begleiten ſie in die hohe Tragödie, in das reine Luſtſpiel, in die romantiſche Dichtung; und es wäre weniger arg, wenn ſie es beim Alten gelaſſen hätten.

Doch wenn ich nur auf den Sinn und Aus-

druck des Aufſatzes ſehe, mit dem wir uns eben beſchäftigen, ſo ſollte ich kaum annehmen, daß Hr. v. Collin Anhänger der neuen Theorie ſey. Er ſpricht zwar von hohen Tragödien und Luſtſpielen, von höheren Epochen und Flügen, und von dem Höchſten, das da kommen ſoll; aber er ſpricht von dem Allen ſo unbeſtimmt, ſo gewöhnlich, ſo altfränkiſch beinahe, daß man nicht einmal die Sprache der neuen Schule darin erkennt. Daß der Vers, wie er dafür zu halten ſcheint, die Weſenheit der Poeſie ausmache, haben ſchon vor dem Ariſtoteles Manche geglaubt, zu Horazens Zeit glaubten es alle Dichterlinge, und Gottſched glaubte es wieder. — Eben ſo wenig iſt in der Vermengung der hohen und feinen Komödie die Tendenz der neuen Lehre ſichtbar. Nach dieſer Lehre taugen die feinen Luſtſpiele nichts, und die Ausgelaſſenheit der Ariſtophaniſchen, oder wo möglich, einer noch älteren und roheren Komödie, iſt es eigentlich, worauf die neueſten Aeſthetiker es abſehen. Das ſeltſame Verhältniß des Luſtſpieles zu der Tragödie aber, das Hr. v. Collin feſtſetzt, läßt ſich weder aus der neuen, noch aus der alten Theorie, noch aus der ganzen Geſchichte der Kunſt

erklären; denn bei allen Völkern ist die Komödie später zur Reife gekommen, als das Trauerspiel, und nie ist es Jemand eingefallen, feine Lustspiele zu schreiben, um darin die tragischen Schauspieler stehen, gehen und Verse deklamiren zu lehren.

Zu welcher Schule gehört denn also Hr. v. Collin? — Nach der Sprache einiger seiner Aufsätze, zu der neuesten; nach dem Geiste seiner Werke, zu keiner, oder zu allen. Er hat von jeder Schule Etwas behalten, nur nicht immer das Beste; und wie er in Euripides und Shakspeare kaum etwas Anderes fand, als sich und den Lohenstein, so scheint er auch in Aristoteles, Kant und Schiller wenig mehr, als sich und den Gottsched, gefunden zu haben. Das möchte immerhin seyn. Lohenstein hatte sein Verdienst, Gottsched, was auch die Schweizer und die Literaturbriefe von ihm sagen, hatte sein Verdienst; Hr. v. Collin hat unstreitig das seinige. Er trägt in einer gebildeten, etwas hochtrabenden, Sprache gewöhnlich alltägliche, aber mitunter auch gute, zuweilen treffliche Gedanken vor. Seine Stücke werden immer die Zierde einer Bühne seyn, auf der keine

größere Meister erscheinen, als Iffland und Kotzebue, auf welcher Hr. v. Holbein mit Hrn. Ziegler um die Palme des Sieges ringt, und wo jeder Stümper es wagen darf, seine Hände nach dem Lorber der Dichtkunst auszustrecken. Wer möchte dem Hrn. v. Collin den Ruhm mißgönnen, ein Mann von Bedeutung unter solchen Nebenbuhlern zu seyn?

Aber wenn Männer, die sich ihrer ehrenwährten Mittelmäßigkeit erfreuen dürften, den Ersten und Größten sich vordrängen, wenn sie das Andenken der Vortrefflichen antasten, denen Deutschland seine Kultur und literarische Bedeutenheit, die neueren Schriftsteller ihre gebildete Sprache und das Bischen Geschmack schuldig sind, welche den gemeinsten Produkten unserer Zeit eigen seyn können; wenn sie, stolz auf den Beifall der leicht befriedigten Menge, ihren Haß gegen jeden unabhängigen Kopf, gegen jedes bessere Urtheil laut werden lassen, und einen kleinen Hof von Schmeichlern um sich nähren, die für die Bemühung, ihnen Weihrauch zu streuen, sich erlauben, verkappt, aber unter ihrer Fahne, rechtliche Leute anzugreifen: — dann ist es Zeit, die Uebermüthigen an ihre

Menschlichkeit zu erinnern, und den Nimbus von Celebrität zu zerstreuen, der gewöhnlichen Beobachtern ihre Schwäche verbirgt.

Lesen Sie in dem Morgenblatt die Korrespondenz-Nachrichten aus Wien; oder lesen Sie sie nicht! Wenn Sie wissen wollen, ob ein neues Theaterstück, eine Schrift, die in Wien erscheint, in diesem Blatte gelobt oder getadelt werde, so fragen Sie nur, wie der Verfasser mit einer gewissen Partei steht. Sollte er sich auch nicht genannt haben, sollte er auch gar nicht der Verfasser seyn; — ist er nur sonst nicht in dem Interesse der Partei, so können Sie darauf rechnen, daß die Schrift wegwerfend beurtheilt und Jemand als Verfasser geschmäht wird, er mag sich dazu bekennen oder nicht. In einer der neueren Nummern jenes Blattes finde ich einen, mir bisher unbekannten, Mann als Recensenten des ästhetischen Faches in den Annalen der österreichischen Literatur genannt, mit dem Beisatz: »daß seine Beurtheilungen unter aller Kritik seyen.« Ich nahm mir die Mühe, diese Recensionen nachzulesen, und ich trage kein Bedenken, sie größeren Theils für das Beste zu erklären, was die Annalen enthalten, und was

seit mehreren Jahren, im Fache der Kritik, in Wien gedruckt worden ist. Jeder Unbefangene wird Ihnen dasselbe davon sagen.

Wollen Sie einen Aufschluß über diese Sache? — Er ist sehr bald gegeben. Einige Arbeiten des Verfassers der Polyxena werden in diesen Recensionen nicht so unbedingt bewundert, als es der Dichter zu fordern scheint. Ein anderer hiesiger Theaterdichter wird darin nicht mit allzu viel Respekt behandelt. Der Recensent ist kein Freund der neuen Theorie; er wagt es, mit seinem eigenen Verstande zu urtheilen, und die klassischen Schriftsteller des Alterthums und der neueren Zeit scheinen in seinen Augen eine größere Autorität zu haben, als die Orakelsprüche der ästhetischen Fetisch-Diener. — Ist das nicht Ursache genug, von dem Recensenten zu sagen, daß er unter aller Kritik sey? Es ist wenigstens eine eben so gute Ursache, als die, welche den Uebersetzer eines unbedeutenden Opernbuches im Morgenblatte zu einem Dichter von Range, und seine stumpfsinnigen Bewunderer zu schönen Geistern und Kunstrichtern gemacht hat.

Th. West.

Paradoxe Ansichten und Einfälle,
das Theater betreffend.

Der Kapitän v. Solms und Herr Morfeld sind seit acht bis vierzehn Tagen in einer wunderbaren Thätigkeit und Bewegung. Sie haben beide zugleich ihre Abneigung gegen das Theater überwunden, und sind plötzlich von einem wahrhaften dramatischen Schwindel befallen, der um so seltsamer erscheint, je fremder ihnen der Zustand der deutschen Bühne geworden ist. Morfeld hat noch länger als der Kapitän kein europäisches Theater mehr besucht; und obwol Solms mit unseren neueren Dichtern, auch im dramatischen Fache, nicht unbekannt ist, so hat er doch keines ihrer Werke, das jünger als Emilia Galotti, Clavigo oder Fiesco ist, auf der Bühne darstellen sehen. Der Eindruck, welchen die bunten Erscheinungen der hiesigen fünf Theater auf diese Männer hervorbringt, ist daher eben so lebhaft, als ihre Urtheile über das, was sie sehen, naiv und von den gewöhnlichen Ansichten abweichend sind.

Morfeld ſcheint von der Oper und dem Ballet wahrhaft entzückt; was begreiflich wird, wenn man erfährt, daß Gluck's Iphigenia und Mozart's Don Juan für ihn ſo gut als neue Werke ſind, und daß er ſich nicht erinnert, ſeitdem er zum letzten Male in Hindoſtan war, ein Bajaderen-Korps geſehen zu haben, das ſich mit unſerem weiblichen Ballet-Korps vergleichen ließe. Das naturgemäße Koſtume der Tänzerinnen in den Inka's überraſchte ihn auf eine ſehr angenehme Weiſe. Er glaubte, wie er ſagte, ſich plötzlich unter die unſchuldigen Bewohner der Südſee-Inſeln, oder unter die Hirtenvölker des inneren Afrika verſetzt, als er die Unbefangenheit gewahr wurde, mit welcher ein halbes Hundert junger Mädchen, Frauen und Männer ihre reizenden Körperformen faſt unverhüllt zur Schau trägt, und womit das Publikum von jedem Alter, Geſchlecht und Stand ſie betrachtet. Seiner Meinung nach iſt dieſe liebenswürdige Unbefangenheit ein großer Beweis von der zunehmenden Sittenreinigkeit und Tugend der Zeitgenoſſen, welche die altfränkiſchen Bollwerke der Reifröcke und Faltenkleidungen zu ihrer Vertheidigung entbehren gelernt haben. Das heutige Europa iſt,

nach Morfeld's Ausdruck, auf den Höhepunkt der öffentlichen Moral gelangt, auf dem Sparta stand, als von seinen nackten Tänzern gesagt wurde, daß sie mit dem Mantel der allgemeinen Schamhaftigkeit bedeckt seyen.

An der hiesigen Oper bewundert Morfeld besonders die Universalität des Geschmackes, welcher keine Gattung, keine Schule, keine Art von Verdienst verschmäht, und neben dem Don Juan und der Iphigenia auch dem Neusonntagskinde und den Schwestern von Prag ihr Recht widerfahren läßt. Er ist, wie das Publikum, heute für die deutsche, morgen für die französische, und übermorgen für die italienische Musik; nur beklagt er, daß für die tartarische und hottentottische noch zu wenig geschehen sey, obwol die neueste Oper des Hrn. Stegmayer dazu den Weg zu bahnen angefangen habe. Was seither in Wien für die äußere Ausschmückung der Oper gethan worden, hat den ganzen Beifall unseres Reisenden. Vornehmlich rühmt er in dieser Hinsicht das Theater an der Wien, wo die berittene Oper und das Orchester mit natürlichem Racketen- und Peloton-Feuer vollkommen geeignet seyen, alle

bescheidenen Wünsche der Musikfreunde zu befriedigen. Die sinnreiche Verwendung ganzer Menagerien im gesungenen Drama hält er für den Triumph der Kunst; er hofft, die Direktion werde den glücklichen Gedanken des älteren Hrn. Platt, auch einige reißende Bestien in der Oper auftreten zu lassen, baldmöglichst in Ausführung bringen. Von dem Tippo Saib dieses geistreichen Mannes verspricht er sich eine außerordentliche Wirkung; wenn Leonardi's ganzer Thierpark darin auftritt, und die prächtige Tigerkatze die Rolle übernimmt, welche Herr Platt ihr zugedacht hat.

Weniger Interesse, als an der Oper und dem Ballet, scheint Herr Morfeld bis jetzt an dem deutschen Schauspiele zu nehmen. In der That konnte er erst zwei Vorstellungen von recitirten Stücken beiwohnen, da in den letzten Wochen die Aufführung der neuen Opern: Ines de Castro und Kaiser Hadrian, und die Wiederholung einiger Lieblingsballette, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Jäger und die Advokaten, welche er sah, haben ihm nur eine mäßige Unterhaltung verschafft, obwol er dem Spiele der Herren Brockmann,

Koch und Ochsenheimer alles Lob ertheilt. Morfeld ist durch seine Reisen in fernen Welttheilen unserem Familienleben zu sehr entfremdet worden, um für solche häusliche Gemälde noch den rechten Sinn zu haben. Sein Urtheil über diese Gattung von Schauspielen schmeckt ziemlich nach der neuen Schule, mit der er übrigens nicht das Geringste gemein hat. Er begreift nicht, warum Iffland die Scene seiner Jäger nicht lieber an die Hudsons-Bai oder nach Sibirien verlegt hat, wo er doch einige interessante Bemerkungen über den Biber- und Zobelfang hätte anbringen können. Von den Advokaten behauptet er, daß sie sich in chinesischem Kostume ungleich besser ausnehmen würden; wo dann auch die Bastonade an dem Intrigant des Stückes mit großem Erfolge und zur Erbauung des Publikums, in echt orientalischem Styl vollzogen werden könnte. — Unser Reisender hofft indeß in einigen heroischen Schauspielen, auf welche Brink ihn aufmerksam machte, mehr Befriedigung zu finden; besonders ist er neugierig, ein paar militärische Spektakelstücke im Theater an der Wien zu sehen, da auch der Kapitän bestä-

tigt, daß sie noch weit besser beritten seyen, als das gesungene Drama.

Die Ansichten des Kapitäns von Solms stimmen in den wenigsten Punkten mit denen des Herrn Morfeld überein. Solms ist kein leidenschaftlicher Verehrer der Musik und des Tanzes; er glaubt außerdem, die Oper (wenigstens die italienische) und das Ballet, vor funfzehn oder zwanzig Jahren, in einem Zustande von Vollkommenheit gekannt zu haben, mit welchem der jetzige nicht zu vergleichen sey. Der Kapitän zieht unbedenklich ein Pas de deux der Vigano allen den pomphaften Aufzügen und Seilkünstlerstücken der heutigen Ballette vor; einige Duetten oder Terzetten der Storace, des Benucci und Mombelli machten ihm, seiner Versicherung nach, mehr Vergnügen, als die ganze Opera seria und bussa, die wir jetzt haben. Er hält übrigens die planmäßige Uebersättigung des Publikums durch alle Arten von theatralischem Sinnenreiz, dem Geschmacke und den guten Sitten für gleich nachtheilig, die Einführung der Kavallerie-Evolutionen und der Bestien auf der Bühne aber für eine Barbarei,

welche der dramatischen Kunst und aller anständigen Unterhaltung im Theater ein Ende machen müsse.

Der Kapitän war sehr erfreut, einige der vorzüglichsten Schauspieler der guten alten Theaterzeit noch am Leben und in der vollen Kraft ihres Talentes zu finden. Brockmann und Lange schienen ihm in den Rollenfächern, die sie spielten, nicht gealtert zu haben, und die hinreißende Komik des unvergleichlichen Weidmann übten noch die gewohnte Macht über seinen getreuen Bewunderer aus. Solms bedauerte nur, daß er beinahe keines der guten alten Stücke mehr sah, worin diese trefflichen Künstler ihn ehemals so sehr ergetzt hatten. Wiewol ein erklärter Freund der Familienbande und des häuslichen Stillelebens, — das er, selbst Hageſtolz, in dem Glücke seiner Freunde Norberg und Sorben genießt, — ward es dem Kapitän doch etwas zu viel, im Theater, auf Anlaß der Gaſtſpiele des Hrn. Ochſenheimer, faſt gar nichts als Iffland'ſche Familiengemälde aufführen zu sehen. Die Dienſtpflicht und der Spieler wurden ihm hin und wieder sogar etwas peinlich, und es bedurfte der ganzen Kunst des fremden Gastes sowol, als

der Herren Brockmann, Koch, Krüger und Lange, die denselben so trefflich unterstützten, um dem Kapitän die düstere Einförmigkeit dieser Stücke genießbar zu machen.

Vermuthlich ist es der Abspannung zuzuschreiben, welche Solms nach einer solchen Reihe einförmiger Vorstellungen empfand, daß die Darstellung der ihm ganz neuen Spektakelstücke: Bayard, Fridolin und der Machtspruch, einen ungemein lebhaften, keinesweges unangenehmen, Eindruck in ihm hervorbrachten. Ich fand ihn sehr aufgeregt nach diesen Darstellungen, und uneinig mit sich selbst, wie er sich die unläugbare theatralische Wirkung dieser Stücke erklären solle. Er gestand, daß in der Komposition, den Charakteren und der Sprache weder Wahrheit noch Natur, ja, häufig sogar kein gesunder Menschenverstand sey; und doch sehe und höre man das Alles mit einem gewissen Interesse an. Was ihn dabei am meisten in Verwunderung setzte, war der künstlerische Ernst und die Meisterschaft, womit die Schauspieler ihre Rollen, nicht spielten, sondern dichteten; also zwar, daß die Situationen erst dadurch ihre Bedeutung und den wahren Nachdruck erhielten.

Am Ende trug er kein Bedenken, die Herren Ziegeler und von Holbein wirklich für Genies und für eine Art von Dichtern zu erklären, aber in einer Gattung, für die man einen ganz neuen Namen erfinden ſollte. Seiner Meinung nach könnten ſolche Stücke, wenn ſie auf der deutſchen Bühne recht einheimiſch geworden, wie die Commedia dell' arte in Italien, die dramatiſche Poeſie, als eine gelehrte Kunſt, nach und nach völlig überflüſſig machen.

Die Projekte des Kapitäns zur Verbeſſerung der Bühne haben durch die Beobachtungen, die er ſeither anſtellte, einen neuen Schwung, aber zum Theil auch eine andere Richtung erhalten. Er ſetzt nun Zweifel in die Sicherheit mancher ſeiner früheren Berechnungen; insbeſondere iſt er mit Morfeld über die äſthetiſche Wirkſamkeit der Prügel auf dem Theater uneins geworden. Solms ſcheint jetzt die Verbeſſerung des deutſchen Luſtſpieles von weniger einfachen Mitteln zu erwarten. Sein Vertrauen zu den Talenten mehrerer hieſigen Dichter und mimiſchen Künſtler hat ihn nicht blind gegen die Mängel gemacht, welche in dem Perſonale und den Einrichtungen unſerer Bühnen bemerk-

dar sind. Er ist sehr eifrig mit allerlei Entwürfen beschäftigt, diesen Mängeln abzuhelfen; und wenn nur die Ausführung nicht hinter diesen scharfsichtigen Entwürfen zurück bleibt, so ist zu hoffen, daß wir bald ein sehr gutes Theater haben werden.

16.

Stadt und Land.

Unsere Stadt war in der letzten Zeit so reich an Unterhaltungen und Spektakeln aller Art, daß die wenigsten Menschen Zeit fanden, auf das große Schauspiel zu merken, welches die erneuerte Natur rund umher vor unseren Augen eröffnet hat. Ich bin selbst ein sehr schaulustiges Wesen, und ich gestehe, daß mir Demoiselle Jagemann und Madame Renner, Ines de Castro und Hadrian, Leonardi's Thierpark und die gymnastischen Künste des Ludwig Porte, der Glückstopf und der Wiener Jahrmarkt, mehr Zeit und Aufmerksamkeit gekostet haben, als sie einem Manne, den alle diese Dinge im Grunde sehr wenig angehen, werth seyn können.

Als ich vorigen Sonntag auf der Petzelsdorfer Anhöhe den ersten Frühlingsmorgen über die prächtigen Umgebungen Wiens verbreitet sah, war ich einen Augenblick lang unwillig über mich selbst, daß ich einen so kostbaren und natürlichen Genuß, einen ganzen Monat hindurch, zum Theil so frivoler Zerstreuungen wegen, entbehrt hatte. Ich nahm mir vor, dieses Versehen gegen die schöne Natur gut zu machen, und brachte die letzten acht Tage auf dem Landhause eines meiner Freunde zu, in gänzlicher Vergessenheit der Stadt und der Vergnügungen, welche die Einwohner Wiens zu einem angenehmen Leben für so nothwendig halten.

Ich glaube, es gibt kein Volk in der Welt, das der städtischen Lebensart so sehr ergeben wäre, als die große Mehrheit der Wiener. Dieß ist um so auffallender, da die umliegende Gegend eine bequemere Gelegenheit zu ländlichen Unterhaltungen darbietet, als die Umgebung irgend einer anderen Hauptstadt in Europa. Ohne Zweifel haben die Umstände der Zeit, und der abnehmende Wohlstand der Mittel-Klassen, für viele Familien den Sommeraufenthalt auf dem Lande zu kostbar gemacht. Aber wenn ich

die bestaubten Promenaden Wiens mit schimmernden Equipagen bedeckt sehe, wenn mich das Gedränge der eleganten Welt, der modische Prunk der Damen, oder der Witz ihrer Begleiter aus der großen Allee des Praters verscheucht, und ich dann ein paar hundert Schritte weiter die lieblichste Natur in tiefer Einsamkeit und gleichsam verödet finde; wenn ich vergebens Menschen in dem herrlichen Garten suche, den ihr Freund und Schätzer ihnen gewidmet hat; wenn ich etwa, indem ich dem Gewühle und den steifen Zirkeln der Stadt zu entfliehen gedenke, nach Hirzing oder Baden — den gewöhnlichsten Landpartien der Wiener — gerathe, und dort demselben Gewühle und noch steiferen Zirkeln begegne: — dann schließe ich, daß weniger die Noth, als der verschlimmerte Geschmack der Zeiten, meine Landsleute immer mehr von der Natur und ihren einfachen Vergnügungen entfernt, und daß, wie Palmer sagt, wir bald vor lauter Freuden der Freude nicht mehr fähig seyn werden.

Man bemerkt, daß die Theater seit einigen Jahren während der Sommermonate eben so häufig besucht werden, als in dem Winter.

Wenn die Direktion nur für Neuigkeiten sorgt, so fehlt es auch in der drückenden Hitze des Julius und August nicht an vollen Häusern. Das mag sehr gut für die Theaterkasse seyn, aber es ist nicht gut für die Kunst. Wo die Thore des Schauspielhauses immer offen stehen, und von einer neugierigen Menge belagert sind, da ist der Zeitpunkt nicht ferne, den Tempel des Geschmackes zu verschließen. Die Alten kannten kein beständiges Theater. In den glücklichsten Perioden der Kunst hielt man das Genie nicht für fruchtbar genug, die Schauluſt des Volkes, ohne lange Unterbrechungen, zu befriedigen. Wer Tag für Tag, ohne Aufhören und Unterschied der Zeit, durch Spektakel gereizt und unterhalten seyn will, verliert alle Besonnenheit des Urtheils, und behält höchstens Sinn für Wechsel und Neuheit. In den großen Städten des heutigen Europa hat bisher der Sommer eine Art von Stillstand in den theatralischen Vergnügungen bewirkt, während dessen die Schauspiele seltener besucht und weniger Neuigkeiten verlangt wurden. Es ist nicht abzusehen, in welche Barbarei das Theater versinken müsse, wenn dem Dichter, den Schauspielern und dem

Publikum gleichsam die letzten Ruhepunkte entzogen, und die Gaben der Musen, wie ein gemeines Bedürfniß, täglich von Handwerkern zubereitet und von der Menge gedankenlos genossen werden.

. Bei der Unabhängigkeit, deren ich mich erfreue, macht es mir ein Vergnügen, den edlen Vorstehern der großen Theater Wiens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne mich für verbunden zu achten, jede ihrer Anstalten zu bewundern und gut zu heißen. Die neue Direktion hat bereits achtungswerthe Beweise von der Liberalität ihrer Grundsätze und von ihrem Eifer für das Interesse der Kunst gegeben. Keine Kosten werden gespart, um das Personale des Theaters zu verbessern und, wo möglich, zu ergänzen. Herr Ochsenheimer ist engagirt; — unstreitig die wichtigste Erwerbung, welche das deutsche Schauspiel, nächst Iffland, machen konnte. Ein anderer Schauspieler, der aufgenommen ist, Herr Haide aus Weimar, hat die vielbedeutende Empfehlung für sich, daß er sich unter Göthe's und Schiller's Augen gebildet. Für mehrere Fächer besitzt Madame Renner ein angenehmes Talent. Wir haben in kurzer Zeit

vier neue Sängerinnen, von mehr oder weniger ausgezeichnetem Verdienſte, gehört, und zwei der größten Meiſterſtücke der lyriſchen Gattung, Gluck's Iphigenia und Mozart's Don Juan, ſind mit all' der Pracht und Vollkommenheit aufgeführt worden, deren das Perſonale und die Lokalität unſerer Bühne bis jetzt fähig waren. Dieſe Erſcheinungen zeigen uns, daß die Theater Wiens nicht in den Händen gewöhnlicher Unternehmer, ſondern großmüthiger Freunde und Beſchützer der Künſte ſind, welche, wie Roms Aedile, den ehrenvollen Poſten, den ſie bekleiden, als eine Gelegenheit zu dem anſtändigſten Aufwande betrachten, durch den ſie ſich um das Vergnügen und um die Bildung ihrer Mitbürger verdient machen können.

Es iſt zu wünſchen, daß derſelbe Geiſt der Liberalität die Protektoren des Theaters zu dem Vorhaben leite und ſie darin beſtärke, der allzu weit getriebenen Schauluſt des Publikums und dem unmäßigen Hange zu Neuigkeiten entgegen zu wirken. Kein Volk kann eine gute Schaubühne haben, bei dem die größten Meiſterwerke von derſelben verbannt werden, ſobald ſie über ein Jahrzehend alt ſind. Frankreich erhielt den

Ruhm seines Theaters, ein Jahrhundert hindurch, bloß durch die Beständigkeit, womit die Direktoren der größeren Bühnen an den klassischen Produkten ihrer alten Schriftsteller hingen. Noch jetzt werden Corneille's, Racine's, Moliere's Werke auf den Haupttheatern von Paris mit der größten Sorgfalt aufgeführt. Kein französischer Schauspieler wird Anspruch auf den Namen eines Künstlers machen, wenn er seine Talente nicht in den berühmten Rollen der älteren Meister erprobt hat. Das Publikum ist gewohnt, die Neuigkeiten des Tages mit den Mustern zu vergleichen, welche die großen Autoren der Nation aufgestellt haben. In solchen Umständen kann das Schlechte zwar erscheinen, aber nicht lange geduldet werden; mittelmäßige Produkte können ein vorübergehendes Glück machen, aber sie werden das Vortreffliche, welches ihnen zur Seite geht, nie verdrängen. Ein alltäglicher Kopf, dem ein wenig Sprache und Theaterkenntniß die Zuversicht einflößt, den Sonderling zu spielen, darf sich nicht schmeicheln, Epoche in der dramatischen Kunst zu machen. Nur das wahre Talent wird sich neben den klassischen Schriftstellern der älteren Zeit erhalten, und un-

vermerkt den Rang einnehmen, den die Natur und ſein erworbenes Verdienſt ihm anweiſen.

Unſer Theater iſt noch nicht reich genug an guten Originalwerken, um der Beihülfe fremder Bühnen entbehren zu können. Aber wie leicht iſt es, bei der Bildſamkeit unſerer Sprache und unſeres Geſchmackes, das Beſte, was die Ausländer hervorbrachten, uns zuzueignen! Göthe und Schiller haben es nicht verſchmäht, franzöſiſche Trauerſpiele für die deutſche Bühne zu bearbeiten. Sollten Moliere, Regnard, Destouches, Piron, nicht werth ſeyn, auf unſer Theater verpflanzt zu werden? — Ungeachtet der Vergötterung Shakſpeare's in der neueſten Zeit, beſitzen wir noch keine gute Bearbeitung ſeiner vorzüglichſten Stücke, welche durchaus aufführbar wäre. Daß wenigſtens der größte deutſche Dichter nicht der Meinung iſt, Shakſpeare könne und müſſe auf unſerer Bühne ſo vorgeſtellt werden, wie er ſchrieb, beweiſet ſeine tiefſinnige Beurtheilung des Hamlet im Wilhelm Meiſter. Die neuen Engländer, Lee, Otway, Congreve, Rowe, Farquhar, u. ſ. f. ſcheinen unſern jetzigen Schauſpieldichtern größten Theils unbekannt zu ſeyn. Doch möchte man ihnen

rathen, lieber aus dieſer Quelle, als aus dem Seichtwaſſer ihrer eigenen Einbildungskraft zu ſchöpfen. Ihnen die Nachahmung der Griechen zu empfehlen, däucht mir hingegen überflüſſig und ſchädlich; denn alle die faſelnden Nachbildungen griechiſcher Originale, die wir in den letzten Jahren entſtehen ſahen, zeugen von der vollſtändigen Unfähigkeit der Verfaſſer, in den hohen Geiſt der alten Kunſtwerke einzudringen, ja auch nur zu ahnen, worin die Größe und Schönheit derſelben beſteht.

Wenn das Theater der Aufmerkſamkeit verſtändiger Beobachter werth ſeyn ſoll, ſo muß es aufhören, ein bloßes Labſal des Müßigganges und der Neugierde zu ſeyn, und ſich einen Einfluß auf den Geſchmack und die Sitten des Volkes verſchaffen. Die Kunſt verdient unſere Huldigung nur in ſofern, als ſie auf die Veredlung der Menſchen abzweckt, und jeder Augenblick, den wir dem Genuſſe der Natur entziehen, iſt ein Verluſt, wenn uns die Künſte nichts als einen ſchalen Zeitvertreib darbieten.

Ich bin mir ſelbſt ſchuldig, zu erklären, daß ich die Feder nicht in der Abſicht ergriffen habe, um den Nomenclator der Spektakel Wiens vor-

zuſtellen. Dieſes geiſtreiche Geſchäft mag forthin in den Händen bleiben, die ſich deſſen ſeit einiger Zeit bemächtigt, und nun ganz neuerlich in dem Morgenblatte, mit der Klatſchgeſchichte unſeres Theaters, zugleich das Geheimniß ihrer lächerlichen Anmaßung und ihrer verächtlichen Parteiſucht abzurollen angefangen haben. Es iſt, hoffe ich, ein würdigerer Zweck, den ich mir vorſetzte. Dieſer Zweck iſt kein anderer, als: — die Freiheit des Urtheils und die Rechte des geſunden Verſtandes gegen den zudringlichen Aberwitz und die abſprechende Plattheit der Skribenten des Tages zu behaupten; das Andenken der großen und guten Schriftſteller der Nation bei meinen Mitbürgern aufzuwecken und, wo es nöthig iſt, gegen die Angriffe des Unverſtandes und der Neuerungsſucht zu vertheidigen, der Mittelmäßigkeit ihr Recht widerfahren, aber den aufgeblaſenen Stümper, den literariſchen Kabalenmacher die ganze Bitterkeit des Tadels und alle Stachel des Spottes empfinden zu laſſen, und auf ſolche Weiſe zur Aufrechthaltung der guten Sache der Vernunft und des Geſchmackes, wenn nicht in Deutſchland,

doch in meiner Vaterſtadt, mit allen Kräften, die mir die Natur verlieh, mitzuwirken.

Th. Weſt.

Schreiben an den Herausgeber.

Ich bin eine Witwe, mein Herr, die mit zwei Töchtern von einem anſtändigen, aber beſchränkten Einkommen lebt. Meine Mädchen ſind beide in dem Alter, das für unſer Geſchlecht das entſcheidende iſt: die Aeltere, Suſanna, im neunzehnten, die Jüngere, Betty, im ſiebzehnten Jahre. Da wir wenig Umgang haben, ſo ſind die öffentlichen Spaziergänge, ein wenig Muſik und Lektüre, und zuweilen das Theater, unſere einzigen Unterhaltungen. Wenn Sie, wie es ſcheint, den Augarten und das Belvedere öfters beſuchen, ſo haben wir einander vielleicht ſchon geſehen. Meine Suſanne wenigſtens bildet ſich ein, den Hrn. Weſt recht gut zu kennen, und ſie behauptet, daß Sie unſer in Ihrem Berichte von der Vorſtellung des Sargino gedacht

hätten, wo ich, was sonst selten geschieht, mit meinen Töchtern im Parterre war.

Dieß mag nun seyn oder nicht, mein Herr, so finde ich mich doch von mehr als einem Grunde bewogen, Ihnen zu schreiben. Der erste Grund ist ein verdrießlicher Umstand, der mich hindert, meine gewöhnlichen Spaziergänge zu machen, wodurch einige Stunden in meiner Tagesordnung übrig bleiben, welche ich auf irgend eine Weise ausfüllen muß. Ich habe ehedem in den Sommermonaten Abends regelmäßig die Bastei oder das Glacis besucht; da ich aber gegenwärtig keine männliche Begleitung habe, und mich und meine Töchter den zudringlichen Höflichkeiten nicht gerne aussetze, die Frauenzimmern seither häufig an diesen Orten, und auf der Straße überhaupt, widerfahren: so sehe ich mich genöthigt, die schönen Abende in meinen Zimmern zuzubringen, wo meine Mädchen doch nur von ihrem Fenster wegzugehen brauchen, um sich den Blicken eines jungen Gecken zu entziehen, der sich ihnen etwa gegenüber stellt. Damit ist nun zwar meine Betty — ein sehr lebhaftes Kind, wie ich selbst in meiner Jugend war — höchst unzufrieden; denn sie liebt die Freiheit und Bewegung außer-

ordentlich, und ſie verwünſcht alle Männer, weil die Ungezogenheit einiger ſie um ihre Spaziergänge gebracht hat. Ich bin ſelbſt ein wenig Betty's Meinung. Aber was iſt dabei zu thun? Die Geſetze mengen ſich in ſolche Dinge nicht; und wenn ich Sie, mein Herr, auch bäte, die jungen Laffen zu züchtigen, die keinem Frauenzimmer an einem öffentlichen Orte begegnen können, ohne ihm eine Ungebührlichkeit zuzumuthen, — was würde es helfen?

Suſanne, die einen größeren Hang zum Leſen verräth, als mir lieb iſt — denn das Mädchen läßt ſich öfters über einem Buche betreffen, wenn ich ſie mit ihrer Nadel beſchäftigt glaube — findet ſich dagegen ſehr leicht in unſere neue Lebensart. Sie hat ſich durch eine gutherzige Nachbarin eine weitläufige Romanen-Bibliothek zu verſchaffen gewußt, worin ſie nun ganz vertieft iſt. Und das iſt der zweite Grund, mein Herr, warum ich an Sie ſchreibe. — Ich habe meinen Kindern immer gern ſo viel Freiheit gelaſſen, als vernünftiger Weiſe möglich war. Auch freuet es mich, wenn ſie Wißbegierde zeigen; und was könnte für die Wißbegierde eines mannbaren Mädchens anziehender ſeyn, als die

Geſchichte ihres Herzens und der Verhältniſſe, worein uns die Liebe verwickelt? Allein ich geſtehe Ihnen, beſter Herr, daß ich über den Inhalt eines großen Theiles dieſer Romane nicht wenig erſchrak, und daß ich mich verpflichtet glaubte, unſerer allzu gefälligen Nachbarin für's Erſte ihre ganze Bibliothek wieder zurück zu ſchicken.

Die meiſten dieſer Bücher ſind hier in mehreren Auflagen gedruckt: ein Beweis, daß ſie ziemlich allgemein geleſen werden. Unſere Nachbarin verſichert, ſie würden durchaus für unſchädlich, ja ſogar zum Theil für moraliſch und ſehr unterrichtend gehalten. Iſt das möglich, mein Herr? und ſollte es für junge Mädchen keine anſtändigere und nützlichere Lektüre geben, als die rohen Produkte der Herren Kramer und dergleichen?

Ich denke, Herr Weſt, Sie könnten ſich ein Verdienſt um Ihre Mitbürgerinnen erwerben, wenn Sie uns einen Entwurf zu einer ſchicklichen Frauenzimmer-Bibliothek mittheilen wollten; eine Angelegenheit, die, wie mir ſcheint, in den Händen der Nachdrucker und der literariſchen Taglöhner ſehr übel beſorgt iſt. In der

Erwartung, daß Sie uns wenigſtens von Zeit zu Zeit einige Bücher anzeigen werden, die ein wohlerzogenes Mädchen oder eine ſittſame Frau, ohne Erröthen und Aergerniß, in die Hand nehmen darf, habe ich mit meinen Töchtern einſtweilen die Geſchichte der Clariſſa zu leſen angefangen, deren wohlthätige Wirkung auf ein junges Gemüth ich aus eigener Erfahrung kenne. Bis wir damit zu Ende ſind, könnte Ihr Plan zu einer Damen-Bibliothek allenfalls fertig ſeyn, ohne daß Sie ſich dabei ſehr zu übereilen brauchten; denn das Buch hat einen Umfang, vor dem ſelbſt meine Suſanne, ſo eine entſchloſſene Leſerin ſie auch iſt, ein wenig bange geworden.

Der dritte Grund, um deßwillen ich Ihnen ſchreiben zu müſſen glaubte, iſt das Theater. Meine Umſtände erlauben mir nicht, daſſelbe häufig zu beſuchen; und wenn ſie mir es erlaubten, ſo würde ich dieß doch ſchwerlich thun. Aber öfter, als es jetzt geſchieht, würde ich, meiner Kinder wegen, doch in das Theater kommen, wenn ich nur immer voraus wüßte, daß es mich nachher nicht gereuen werde. Dieſes iſt, leider, ziemlich oft der Fall, und zwar nicht bloß aus Mangel an Unterhaltung, ſondern, was wichti-

ger ist, der nachtheiligen Eindrücke wegen, die, nach meinen Beobachtungen, manche von dem Publikum mit Beifall aufgenommene Stücke in den Köpfen und Herzen meiner Töchter zurückließen. Ich bin keine Prüde, mein Herr, aber ich versichere Ihnen, daß ich in den Werken einiger beliebten Theaterdichter ungleich mehr Anstößiges finde, als andere Leute; und die seltsamen Einfälle und Fragen, womit Betty mich, bei solchen Anlässen, gewöhnlich in Verlegenheit setzt, lassen mich schließen, daß der Anstoß nicht genommen, sondern gegeben ist; indem er von einer so unbefangenen und reinen Seele empfunden wird, ohne daß sie sich bewußt ist, worin er besteht.

Ließe sich kein Mittel ersinnen, mein Herr, einem zarten Gefühle und Geschmacke dergleichen, gewiß nicht heilsame, Sensationen zu ersparen? und könnte man nicht einen Maßstab für Theaterstücke erfinden, der auf die moralische Konstitution der Zuschauer eben so genau berechnet wäre, als es derjenige ist, den Ihr Doktor Wiederhold für die körperliche Konstitution der Zuscher erfunden haben will? Ich glaube, in dieser Hinsicht wäre die Sache fähig,

eben so ernsthaft behandelt zu werden, als der Doktor darüber scherzhaft gewesen ist. Die moralische Reizbarkeit und Korruption des Menschen läßt sich vielleicht noch bestimmter in Grade eintheilen, als die physische. Ich habe die Skala des Hrn. Wiederhold nach meinen Gedanken regulirt, und die sittliche Wirksamkeit einiger Stücke und einzelner Scenen damit verglichen. Der Auftritt des Don Juan mit dem Bauernmädchen ist, nach meinem moralischen Gesundheitsmesser, für reizbare junge Geschöpfe = 80. Menschenhaß und Reue deutet bei einer Frau unter dreißig Jahren, die mit ihrem ersten Liebhaber noch nicht ganz einig ist, auf 78; nach dieser Zeit, und bei sehr vielen Frauen von mittlerem Alter, gerade auf 40. Ein paar Scenen in dem sehr tugendhaften Mädchen von Marienburg habe ich bei einer der neueren Vorstellungen nahe an 0 gefunden. Die Jugend Heinrichs des V. schien bei meiner Betty auf 51 Grade zu zeigen; und bei einem alten lüsternen Herrn, der neben uns saß, und das arme Ding lorgnirte, seines hektischen Hustens ungeachtet, beinahe auf 9.

Die größte Schwierigkeit hierbei möchte in-

deſſen ſeyn, dem Publikum von dieſen Eigenſchaften eines Theaterſtückes zum Voraus, auf eine anſtändige Weiſe, Nachricht zu geben. Vielleicht könnte das durch gewiſſe Motto's auf dem Anſchlagzettel am einfachſten bewerkſtelligt werden; und da dürfte dann die klaſſiſche Stelle im Carolus Magnus, wo die Großmutter bei einer indecenten Scene ausruft: »Geh' nach Haus, Urſula!« als warnendes Motto, über den Titel mehrerer Stücke des Herrn v. Kotzebue geſetzt, eine ſehr ſchickliche Anwendung finden.

Sophronie.

Herrn Haide's Debut.

Auf dem Repertoire des Hoftheaters für die künftige Woche, finde ich das Debut des Herrn Haide angeſetzt. Dieſer Schauſpieler iſt für ein Fach engagirt, welches hier ſeit vielen Jahren durch einen Künſtler ausgefüllt wird, den ſeine bewundernswürdige Natur und eine lange Gewohnheit zu dem Lieblinge des Publikums gemacht haben. Hr. Lange iſt in ſeiner Gattung

nicht bloß für unſer Theater, er iſt gewiſſer Maßen ſelbſt für die Societät ein Muſter geworden. Unſere reiferen Schönen müſſen ſich noch mit Vergnügen der Zeit erinnern, wo ihre Männer und Liebhaber ſich, mehr oder weniger, à la Lange um ihre Gunſt bewarben. Auch manche ſehr junge Dame ſcheint kein anziehenderes Vorbild eines ſentimentalen Helden zu kennen. In der That iſt es kaum möglich, einen feineren Anſtand mit mehr Leidenſchaftlichkeit und Energie zu verbinden. Noch jetzt iſt beinahe jede Bewegung des Hrn. Lange ein Modell von Präciſion und Zierlichkeit, und das jugendliche Feuer ſeines Spieles ſcheint des Alters und der Rechenkunſt zu ſpotten, die ihm ſeine Jahre nachzählt.

Mit einem, von der Natur und der Vorliebe ſeiner Landsleute, ſo hoch begünſtigten Manne als Nebenbuhler ſeines Ruhmes in die Schranken zu treten, iſt ohne Zweifel ein gewagtes Unternehmen. Ein Schauſpieler, der, in Hrn. Lange's Fach, neben ihm ſich auszeichnen und erhalten ſoll, muß nicht bloß unſern Verſtand befriedigen, er muß auch fähig ſeyn, unſern Geſchmack zu beſtechen und unſere Herzen zu gewinnen. Wenn ſein Spiel nicht völlig rein von

aller Manier ist — und schwerlich wird es das seyn — so steht zu erwarten, daß diese Manier um so unangenehmer auffallen werde, je mehr sie sich von derjenigen des Hrn. Lange entfernt. Denn auch unser Liebling hat eine Manier, welche mit der Natur und Kunst nicht durchaus übereinstimmt: aber das Fehlerhafte derselben ist uns durch die Gewohnheit vorlängst unmerklich, in den Augen der Meisten sogar zur Schönheit geworden.

Ein Freund der Kunst, den ich so glücklich bin, auch meinen Freund nennen zu dürfen, — doch warum soll ich den liebenswürdigen Mann nicht nennen? — Herr Wieland scheint eine Ahnung von der Schwierigkeit dieses Unternehmens gehabt zu haben, ohne noch mit den Lokalumständen und persönlichen Verhältnissen bekannt zu seyn, welche dieselbe so sehr vermehren. In einem Briefe, den ich vor Kurzem von ihm erhielt, befindet sich folgende, den Hrn. Haide betreffende, Stelle.

»Wiewol die Versetzung eines, auch noch so »vorzüglichen und geübten, Schauspielers in eine, »gleichsam für ihn neue, Welt, und vor die »Augen und Ohren eines Publikums, dem er

»eben ſo fremd iſt, als dieſes ihm — zumal »eines ſo zahlreichen, ſo anſehnlichen, und aus »ſo mannigfaltigen, zum Theil ſehr ungleichar»tigen, Gliedern zuſammengeſetzten Publikums, »wie jenes in unſerer großen Kaiſerſtadt — »gewiſſer Maßen immer etwas Mißliches hat, »ſo halte ich mich doch verſichert, daß Hr. Haide, »wenn er anfangs auch nur ſo viel Aufmunte»rung findet, als echte Kenner der unendlichen »Kunſt, worin er eine immer höhere Stufe zu »erſteigen ſich beeifert, ihm ohne Ungerechtigkeit »nicht verſagen können, endlich in Wien eben »den Beifall erhalten werde, deſſen er ſeit meh»reren Jahren in unſerem kleinen Weimar ge»noſſen hat.« — »Indeſſen, da er in Wien ſo »ganz fremd iſt, wird ihm auf alle Fälle ein »Freund nöthig ſeyn, der ihm, für den Anfang »wenigſtens, und bis er ſich in dieſer, ihm ſo »neuen Welt gehörig orientirt haben wird, wie »ein guter Genius zur Seite ſtehe.« —

Ich glaube die Abſicht meines verehrten Freundes ſowohl, als das Intereſſe der Kunſt und des Künſtlers, den er empfiehlt, nicht beſſer befördern zu können, als indem ich dem Hrn. Haide auf der gefahrvollen Laufbahn, die er betritt,

den milden Geiſt ſelbſt zum Begleiter gebe, der aus den angeführten Zeilen ſpricht. Die Empfehlung eines großen Mannes iſt eine Schuld, die jedes edle Gemüth als einen Antrieb zu ſeiner Vervollkommnung betrachten muß, und welche nur ein verkehrter Eigendünkel, durch die Vernachläſſigung des Talentes, das dadurch zuerſt anerkannt ward, auf den wohlwollenden Begünſtiger deſſelben zurückwälzen kann.

17

Dramaturgiſche Briefe.

Fünfter Brief.

Ich habe behauptet, daß wir — hier in Wien wenigſtens — noch eher eine komiſche Schaubühne haben, als eine tragiſche, obwol in unſerer dramatiſchen Literatur das Verhältniß umgekehrt iſt. Sie kommen auf dieſe Behauptung zurück, gnädige Frau, und verlangen, daß ich mich deutlicher darüber erkläre. Ich will es thun, und ich kann kurz dabei ſeyn.

Wenn Sie einen Blick auf die wöchentliche Austheilung der beiden Hoftheater werfen, so finden Sie in den letzten drei Wochen folgende Luſtſpiele darauf angeſetzt: Der Ring, Die deutſchen Kleinſtädter, Die unglückliche Ehe durch Delikateſſe, Er mengt ſich in Alles, Die beiden Klingsberg, Erſatz, Der Juriſt und der Bauer, Der Fremde, Rettung für Rettung, Die Jugend Heinrichs des Fünften, Die deutſche Familie, und Die Organe des Gehirns. Dagegen erſcheinen in demſelben Verzeichniſſe die Trauerſpiele: Regulus und Der Machtſpruch, nebſt dem Ziegler'ſchen Ritterſchauſpiel: Das Gaſtrecht. Hier haben Sie alſo zwölf, meiſt ſehr gute, Luſtſpiele, gegen eine Tragödie von Hrn. v. Collin, und zwei tragi-komiſche Spektakelſtücke von Hrn. Ziegler. Gehen Sie in dem Theater-Almanach das Verzeichniß der, in dem verfloſſenen halben Jahre aufgeführten Stücke durch, und Sie werden überall, mit wenigen Ausnahmen, ungefähr das gleiche Verhältniß bemerken. Wenn nicht gerade ein neues Trauerſpiel von einem der hieſigen Bühnendichter im Zuge iſt — wo dann

die Wiederholungen kein Ende nehmen wollen — ſo kann man, unter den Statt habenden Darſtellungen, immer drei Viertheile meiſt guter Luſtſpiele, gegen ein Viertheil größten Theils mittelmäßiger Trauerſpiele rechnen. Mit Hrn. v. Collin's Bianca della Porta wurde zum neuen Jahre das Burgtheater eröffnet; im März folgte dann Hrn. Ziegler's Machtſpruch nach. Beide Stücke wurden zur Genüge wiederholt. Von älteren klaſſiſchen Trauerſpielen ſahen wir in dieſem halben Jahre nur: Hamlet, Emilia Galotti und Tancred, alle drei auf Anlaß von fremden Gäſten, welche Rollen darin hatten. Außerdem wurden Eſſex, Octavia, Rolla's Tod, Barbarei und Größe, und Coriolan, jedes ein Mal gegeben; — und damit iſt das ganze tragiſche Repertoir unſerer Hofbühne, während ſechs Monathen, abgefertigt.

Wie nun? Sprechen dieſe Thatſachen nicht für ſich ſelbſt? That ich unſerer Schaubühne Unrecht, wenn ich ihre Anſprüche im Fache der Tragödie noch unter das herabſetzte, was ſie im Komiſchen leiſtet? — Und doch, glaube ich, könnte ſie ſich dieſen Vorwurf erſparen. Unſere dramatiſche Literatur enthält Stoff genug,

um die Grundlage zu einem tragiſchen Theater zu bilden; ſie enthält deſſen ſogar mehr, als zu einem komiſchen. Es kommt nur darauf an, das, was in der Literatur bereits beſteht, zu jener Grundlage zu verwenden, und ſich bei dieſem Geſchäfte von einigen Schwierigkeiten nicht abſchrecken zu laſſen, welchen man in der Ausführung begegnet.

Deutſchland erhielt ſein tragiſches Theater, woher es ſein komiſches hat — von dem Auslande. Franzöſiſche und engliſche Luſt- und Trauerſpiele, in zeitgemäßer Form und Sprache, füllten das Repertoir unſerer Bühne aus, neben den ſchwachen Erzeugniſſen des Tages und den wenigen Originalwerken, die ſich ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts darauf behaupteten. Die Sprache des Luſtſpieles, das fortwährend in Proſa geſchrieben wurde, änderte ſich wenig; daher blieben die guten älteren Stücke der komiſchen Gattung auf dem deutſchen Repertoire. Anders war es mit den, in ſteifen Alexandrinern überſetzten, oder der franzöſiſchen Schule nachgebildeten, Trauerſpielen jener Periode. Die veraltete Form der Sprache und des Versbaues, noch mehr als ihr nüchterner Inhalt, verdrängte

ſie von der Bühne, als Shakſpeare auf derſelben erſchien, und die rhythmiſche Sprache der Poeſie durch Klopſtock, durch unſere Lyriker, durch Göthe und Schiller, einen neuen Schwung und ihre volle Ausbildung erhalten hatte.

Die Lücke, welche auf dieſe Weiſe in dem Repertoire der tragiſchen Bühne entſtand, mußte nirgends fühlbarer werden, als da, wo man es verſäumte, den Zuwachs von klaſſiſchen Werken, welchen die dramatiſche Literatur in dieſem Zeitraume erhielt, auf das Theater zu verpflanzen, und dadurch ein neues Repertoir der Tragödie zu gründen. Das iſt bei uns der Fall; denn — ſollte man es glauben? — von allen Meiſterſtücken der deutſchen Dichtkunſt im tragiſchen Fache, iſt Emilia Galotti das einzige, welches noch von Zeit zu Zeit auf unſerem Hoftheater erſcheint. Göthe und Schiller ſind, ſeit vier oder fünf Jahren, eben ſo wenig darauf zu ſehen, als Corneille und Racine, welche davon verdrängt zu haben man jenen hier und da zum Verdienſt anrechnet.

»Um Apollo's und aller Muſen Willen!« höre ich Sie ausrufen, »wie geht das zu?« — Denn man erſtaunt immer, wenn das Unglaub-

liche ausgesprochen wird, es mag so bekannt seyn, als es will. — Wie es zugeht, weiß ich nicht, liebe Freundin; aber die Sache ist so. Ueberhaupt hat man sich bisher nicht viele Mühe gegeben, Göthe's und Schiller's Werke für unsere Bühne zu erwerben, und einheimisch auf derselben zu machen. Clavigo, der im Jahre 1786 zum ersten Male aufgeführt und in demselben Jahre vier Mal wiederhohlt wurde, ruht nun seit ein und zwanzig Jahren. Im Jahre 1787 wurde Fiesco auf die hiesige Bühne gebracht, und bis 1800, in verschiedenen Zeiträumen, zwanzig Mal gegeben, nachher sahen wir ihn nicht wieder. Dann ward im Jahre 1800 mit der Aufführung der Iphigenia ein Versuch gemacht, und endlich im Jahre 1802 mit der Darstellung der Jungfrau von Orleans; was die letztere betrifft, leider, in einer sehr verstümmelten Gestalt. Indessen war die Aufnahme dieser beiden Meisterstücke keinesweges so kalt, daß es gerechtfertigt werden könnte, sie nach einigen Vorstellungen wieder ganz bei Seite gelegt zu haben. — Außer diesen wenigen Versuchen, zu denen man noch die Aufführung der Geschwister (1787 — 1805) rechnen mag,

iſt nichts bekannt geworden, was geſchehen wäre, um den Theatern Wiens den Beſitz der dramatiſchen Werke zweier Genies zu verſchaffen, welche Deutſchland und die Welt als die erſten ihrer Zeit erkennt.

Muß man ſich nicht wundern, liebe Freundin, daß unſere vaterländiſchen Dichter, die ſo begeiſtert von dem hohen Aufſchwung unſerer tragiſchen Bühne ſind, nicht den geringſten Anſtoß an dieſer niederſchlagenden Erſcheinung nehmen? Keine Klage entſchlüpft ihnen über die Gleichgültigkeit der Direktion und des Publikums gegen die großen Meiſter der Kunſt. Sie fürchten, die tragiſche Bühne »möchte aus Mangel einer komiſchen ſterben,« und ſie bemerken nicht, daß wir jetzt weniger als jemals eine tragiſche Bühne haben. Der Abgang von Göthe's, Schiller's und Schakſpeare's Werken auf dem Repertoire unſeres Theaters ſcheint ſie nicht im mindeſten zu befremden. — Es iſt wahr, die zwei erſten Dichter der Nation haben die Aufführung ihrer Werke den Theatern ſelbſt nicht leicht gemacht. Bald iſt es der Stoff, bald die Form dieſer Werke, welche der Darſtellung auf der Bühne widerſtrebt. Göthe beſonders hat

bei ſeinen dramatiſchen Dichtungen erſt ſpät an das Theater gedacht; aber er dachte doch daran, und unterließ hinterher nichts, um ſeine Dramen, ſo gut es anging, für die Bühne einzurichten. Schiller verlor im Grunde das Theater nie aus den Augen: aber er ſtellte es ſich von Zeit zu Zeit unter willkührlichen Bedingungen vor, die zu dem Zuſtande unſerer jetzigen Schaubühne nicht paſſen wollen, und auf welche er bald durch ſeinen Stoff, bald durch die Muſter, die eben Einfluß auf ihn hatten, bald durch ſeine theoretiſchen Unterſuchungen gebracht wurde. Allein auch er wollte ſeine, für eine ideale Bühne geſchriebenen Trauerſpiele auf der wirklichen darſtellen ſehen, und er nahm keinen Anſtand, die zu dieſem Zwecke nöthigen Veränderungen an den vollendeten Werken zu treffen, oder treffen zu laſſen, welche ſein praktiſcher Sinn ihm ohne Zweifel erſpart hätte, wenn er ſchon bei dem Entwurfe derſelben ſein Augenmerk auf die Darſtellung hätte richten wollen.

Alle bedeutenden Bühnen Deutſchlands, auſſer der unſrigen, haben dieſe Umſtände benutzt, und das Repertoir der Tragödie erhebt ſich überall auf einer neuen Grundlage, wovon Leſſing's,

Göthe's, Schiller's und Shakspeare's Werke die Hauptbestandtheile ausmachen. Eine solche Grundlage von klassischen Stücken ist durchaus nothwendig, um ein Repertoir überhaupt zu bilden. Wo diese Basis fehlt, kann auch das bessere Neue keinen Bestand haben, und alle Bemühungen und Erfolge im Einzelnen müssen spurlos vorübergehen. — Auf diesen Punkt, scheint mir, hätte Hr. v. Collin seine Aufmerksamkeit richten sollen, wenn ihm, wie nicht zu zweifeln ist, die Erhaltung der tragischen Bühne und sein eigener Ruhm am Herzen lag. Ich sage: sein eigener Ruhm; — denn es ist wenig Hoffnung, daß Regulus und Balboa sich auf einem Repertoire erhalten werden, von welchem Iphigenia und die Jungfrau von Orleans nach wenigen Vorstellungen verschwunden sind.

Sechster Brief.

Der Anfang wäre gemacht, gnädige Frau! Für's erste zwar nur durch einen Schritt der Rückkehr auf einen schon betretenen Weg; aber es ist doch ein Schritt auf dem einzigen Wege,

der uns zum Ziele führt. Clavigo wird in der nächsten Woche auf dem Burgtheater wieder erscheinen, und ein Schauspieler aus Weimar (Hr. Haide) ist es, der uns, nach ein und zwanzig Jahren, den lieben Fremdling zurückbringt. — Es wird den Schauspielern, welche die Rollen in diesem Stücke übernehmen, übrigens nicht leicht werden, ihre Vorgänger von 1786 bei denen, welche diese sahen, vergessen zu machen. Lange als Clavigo, Brockmann als Beaumarchais, die Sacco als Marie, werden kaum erreicht, noch schwerer übertroffen werden können.

Clavigo ist kein klassisches Trauerspiel, aber es ist das gelungene Werk eines Genies, dem zu der Zeit, als er es hervorbrachte, das Größte wie das Kleinste gelang. Man erzählt, Göthe habe es in acht Tagen vollendet. Nichts ist wahrscheinlicher als dieß; denn der Entwurf und die Ausführung verrathen die größte Leichtigkeit, und das Ganze scheint mehr das Impromptu eines genialen Kopfes, als ein Werk künstlerischer Berechnung und Anstrengung zu seyn. Eine andere Anekdote sagt: ein kritischer Freund des jungen Dichters, der früher dessen Götz und Wer-

ther mit Bewunderung gelesen, habe den Clavigo, als unbedeutend und des Verfassers unwerth, kalt abgelehnt; wodurch Göthe bewogen worden sey, mehrere andere Entwürfe zu Theaterstücken auf immer bei Seite zu legen. Wenn diese Anekdote wahr ist, so haben wir es dem anmaßlichen Urtheile dieses Freundes und dem Vertrauen, welches der Dichter in ihn setzte, zuzuschreiben, daß Göthe für die deutsche Schaubühne nie geworden ist, wozu die Natur ihn bestimmt zu haben schien. Ein Dichter, der den Clavigo in acht Tagen schrieb, nachdem er den Götz von Berlichingen und den Werther — zwei Werke von der verschiedensten und wunderbarsten dramatischen Wirksamkeit — hervorgebracht hatte, würde die glücklichste und folgenreichste Fruchtbarkeit für das Theater bewiesen haben, wenn er demselben seine Aufmerksamkeit einmal ernstlich zugewendet hätte.

Einige Kunstrichter haben behauptet, Göthe's Talent neige sich schon ursprünglich mehr zur epischen, als zur dramatischen Gattung. Ich bin dieser Meinung nicht, liebe Freundin! Die ersten Werke des Dichters haben alle in hohem Grade den dramatischen Charakter. Im

Götz von Berlichingen schreitet die Handlung, ungeachtet der Breite des historischen Stoffes und der gänzlichen Ungebundenheit der äußeren Form, mit beinahe theatralischer Bewegung und Stätigkeit vorwärts; Alles ist gegenwärtig, lebt und greift in einander: das Ganze zieht in rascher, ununterbrochener Folge, wie die wechselnden Bilder eines Zauberspiegels, vor der Anschauung des Lesers vorüber. Götz ist ein Trauerspiel voll Zusammenhang und Wirkung, für eine Schaubühne gedichtet, deren Theatermeister ein Magier, oder, in dessen Ermangelung, die Einbildungskraft der Leser ist. Dieselbe dramatische Lebendigkeit, anschauliche Gegenwart und hinreißende Kraft der Handlung zeichnet den Werther aus; er ist eine Tragödie, in Briefform geschrieben. Clavigo, Stella, Claudine, das moralische Puppenspiel, die kleinste dramatische Skizze aus der ersten Periode des Dichters, hat den Vorzug einer rein objectiven Darstellungsweise, welche das unterscheidende Merkmal des Dramatikers ist. Zugleich haben alle Werke Göthe's aus jener Zeit, was die Composition betrifft, das Verdienst eines nothwendigen inneren Zusammenhanges und völliger Abgeschlossen-

heit in sich selbst. Es sind organische Gebilde, jedes erzeugt und entwickelt aus seinem inneren Lebensprincip, wie die Erzeugnisse der Natur. Diese Eigenschaft — die verbindende Einheit in dem Mannigfaltigen der Zusammensetzung, — welche keinem Dichtungswerke fehlen sollte, ist in der dramatischen Poesie die unerläßlichste. Ohne Einheit der Idee keine Einheit der Wirkung; ohne diese keine dramatische Composition. Wenn man diese Eigenschaft in mehreren Göthe'schen Dramen vermißt, so sind es wenigstens keine aus der früheren Zeit des Dichters. Bei den Werken aus seinen späteren Perioden aber vermißt man sie hin und wieder auch in den epischen Compositionen, den bewunderten Wilhelm Meister nicht ausgenommen.

Ich bin versucht, eine Behauptung zu wagen, die mir alle heutigen Kunstphilosophen und zugleich die ganze Schar der blinden Bewunderer Göthe's auf den Hals ziehen wird. Es war, meines Erachtens, nicht bloß ein unersetzlicher Verlust für die deutsche Schaubühne, es war auch ein großer Nachtheil für Göthe's hervorbringendes Genie selbst, daß er sich, in dem eigenthümlichen Lebensalter der Produktivität,

von dem Theater so gänzlich entfernte. Hätte der Dichter ungefähr zu der Zeit, da er den Clavigo schrieb, Anlaß gefunden, für eines unserer großen Theater zu arbeiten, er würde, davon bin ich überzeugt, in der That Deutschlands Shakspeare geworden seyn. Ich sage, der Shakspeare Deutschlands, um den höchsten Begriff des Verdienstes auszudrücken, welches sich Göthe um die deutsche Bühne erwerben konnte, nicht, um die Form zu bezeichnen, worin er für dieselbe geschrieben haben würde. Diese Form, glaube ich vielmehr, würde eine eigenthümliche, dem Charakter und der Bildungsstufe des jetzigen Deutschlands angemessene, gewesen seyn; — eine Form, welche ein Dichter wie Göthe, in dauernder Wechselwirkung mit dem Theater und dem Publikum, ohne Zweifel gefunden und als Muster für Andere aufgestellt haben würde.

Auf diesem praktischen Wege allein sind die großen dramatischen Schriftsteller aller Nationen entstanden, und haben Epoche in der Kunst gemacht. Von der Schaubühne und der davor versammelten Menge muß dem Dichter die Anregung kommen, immer etwas Neues zu unternehmen, und durch sein neuestes Werk seinen

Ruhm, wenn nicht zu erhöhen, doch zu behaupten. Das Genie iſt fruchtbar; alle großen dramatiſchen Genies haben dieſe Fruchtbarkeit bewieſen: aber ſie konnten ſie nur in einer regelmäßigen Verbindung mit dem Theater beweiſen. Erſt in einer ſolchen Verbindung wird dem Dichter ſeine Kunſt zu einem ernſten Geſchäft, und hört auf, ein bloßes Spiel des, nach Launen und vorgefaßten Meinungen, ſich ſelbſt ergetzenden Talentes zu ſeyn. Im Schauſpielhauſe lernt der begabte Poet die Vorwürfe kennen, die am geeignetſten ſind, den ganzen Zweck der dramatiſchen Kunſt zu erfüllen, und die Formen, worin dieſe Kunſt den ſtärkſten Eindruck auf ſeine Zeitgenoſſen macht. Ein Dichter, der Schauſpiele in ſeinem Kabinette ſchreibt, um deren Aufführung er ſich nicht bekümmert, gleicht einem Feldherrn, welcher Plane zu einem Kriegszuge entwirft und Schlachten auf dem Papiere liefert, ohne das Land und den Feind zu kennen, mit dem er es zu thun hat.

Je mehr Geiſt und Urtheilskraft ein Dichter beſitzt, deſto eher wird er eines ſolchen Parade-Spieles der Meiſterſchaft müde werden. Nachdem er ſich in allen Gattungen verſucht,

und das ganze Spiel nach den Grundregeln deſſelben durchprobirt hat, wird er es gleichgültig bei Seite legen und ſich zu anderen Beſchäftigungen wenden. Das war Göthe's Fall. Seine Werke enthalten Verſuche in allen Gattungen der dramatiſchen Kunſt, die in ihrer Art zugleich vollendete Muſter ſind. Aber es ſind Muſter, wie ſie ein talent- und geſchmackvoller Geiſt in einer Kunſt aufſtellen kann, die er ſelbſt nur als Liebhaber betreibt, weil er zu vornehm iſt, ſich zu den materiellen Beſchränkungen herabzulaſſen, unter welchen ſie ausgeübt wird. So entſtanden, in der höchſten Reife von Göthe's Genie und dichteriſcher Ausbildung, Iphigenia, Egmont, Taſſo und Fauſt, jedes unübertrefflich als poetiſches Werk an ſich, aber ſo, wie ſie ſind, auf keine wirkliche Bühne der jetzigen und der vergangenen Zeiten vollkommen paſſend. Und gleichſam geſättigt von dem Genuſſe, welchen dem Dichter die Hervorbringung dieſer idealen Werke verſchaffte, zog er ſich bald nach deren Vollendung, von allen weiteren ernſthaften Verſuchen in einer Kunſt zurück, die ihm zu ſeiner Abſicht nichts Neues mehr darbot, und welcher er ſchon lange aufgehört hatte als das Ge-

ſchäft und die Beſtimmung ſeines Lebens zu betrachten.

Die vernachläſſigte Muſe rächt ſich; auch dem Liebling in der vollen Kraft ſeines Geiſtes verweigert ſie ihre Gunſt, wenn er kalt und läſſig in ihrem Dienſte geworden. Als Göthe nach einer längeren Reihe von Jahren, während welcher er ſich von der Dichtkunſt, und von der dramatiſchen insbeſondere, ganz entfernt zu haben ſchien, wieder öffentlich als Schriftſteller auftrat, glaubten unbefangene Beobachter einen völlig veränderten Charakter in ſeinen neuen Hervorbringungen wahrzunehmen. Die Reflexion zeigte ſich überall vorherrſchend; eine höchſt intereſſante Individualität, die des Autors ſelbſt, trat allenthalben hervor und ſprach ſich mit einer behaglichen Breite aus, die an Allgenugſamkeit gränzte. Dabei ſchienen vornehmlich die größeren Compoſitionen des Dichters mehr ſinnreiche Aggregate koſtbarer Künſtlerſtudien zu ſeyn, als organiſche Produkte einer inſtinktmäßig wirkenden Bildungskraft. Wenn man einige lyriſch-epiſche Gedichte von großer Schönheit ausnimmt, ſo fehlt faſt allen Göthe'ſchen Werken aus dieſer Periode die Einheit der Idee und der Handlung,

oder dieſe Einheit beruht auf einem ſo durchſichtigen Gewebe, daß daran mehr die Geſchicklichkeit des geiſtreichen Kopfes, als der ſichere Takt des ſchaffenden Genies zu bewundern iſt. Nirgends iſt das ſichtbarer, als im Wilhelm Meiſter, einem Buche, von dem ich nicht ſagen möchte, was Göthe, mehr witzig als wahr, vom Hamlet ſagte: Der Held hat keinen Plan, aber das Werk iſt planvoll.

Die Beobachtung einer ſo auffallenden Abnahme des dichteriſchen Bildungsvermögens würde betrübend ſeyn, wenn Göthe's Geiſt in denſelben Werken nicht ſo überaus reich, gediegen und allſeitig ausgebildet erſchiene. Man ſieht, er iſt ein Anderer geworden, aber vielleicht nur, um deſto gewiſſer der Einzige in ſeiner Art zu ſeyn. Der Dichter, der dramatiſche insbeſondere, hat verloren, was der große Schriftſteller überhaupt gewann. Wenn Göthe auf dem Wege, den er einſchlug, verfehlt hat, der Shakſpeare der Deutſchen zu werden, ſo iſt er dagegen ein Schriftſteller von ſo eigenthümlichem Geiſte und Verdienſt geworden, wie keine andere Nation einen aufzuweiſen hat. In dieſer Hinſicht kann man ihn — ſo verſchieden beide

Genien übrigens auch sind, — mit Lessing vergleichen, dessen Universalität auf ähnliche Weise Ursache ward, daß er der deutschen Schaubühne nicht so viel seyn konnte, als man wünschen und, bei Lessing's Vorliebe für das Theater, sogar hätte erwarten sollen. Welchen Werth eine gute Schaubühne für eine Nation auch haben mag, die große Individualität solcher Männer, wie Lessing und Göthe, ist der Nation noch mehr werth, als das Beste, was das Theater ihr bieten kann.

Indessen, wenn das unglückliche Geschick, das über die deutsche Schaubühne waltet, es ihr nicht vergönnt hat, von so großen Talenten allen den Nutzen zu ziehen, der sich von denselben erwarten ließ: so haben die Bühnen um so mehr Ursache, sich nichts von dem entgehen zu lassen, was sie sich von ihren dramatischen Werken zueignen können. Die Direktion, die Schauspieler, das Publikum jedes Theaters, welches auf den Namen einer Nationalbühne Anspruch macht, sollten ihre Wünsche und Bemühungen zu diesem Zwecke vereinigen. Wir wenigstens, meine edle Freundin, wollen es an unseren eifrigen Wünschen nicht fehlen lassen, und wo es nöthig

iſt, auch nicht an ernſthaften Ermahnungen. Clavigo ſoll uns willkommen ſeyn; aber wir hoffen, daß Iphigenia, Taſſo, Egmont ihm, nach nicht langer Zeit, folgen werden *). Ich wiederhole es: auf klaſſiſche Werke muß das Theater einer Nation gegründet werden, wenn es ſeiner Beſtimmung werth ſeyn ſoll. Ohne ein bleibendes Repertoir ſolcher Stücke werden wir weder eine tragiſche noch eine komiſche Schaubühne, noch ein Publikum, das ſie zu würdigen verſtände, noch endlich darſtellende Künſtler für dieſelbe haben.

Th. Weſt.

*) Der Wunſch des Verfaſſer iſt nach und nach, zum Theil freilich ziemlich ſpät, in Erfüllung gegangen.

LANDESBIBLIOTHEK

Verbesserungen.

Kritische und satyrische Streifzüge, erster Theil.

Seite 38 Zeile 1 von oben, lies: erklärt, statt: erkannt.
— 61 Z. 11 v. o. l. ernster, st. ernsten.
— 68 Z. 12 v. o. l. des, st. des.
— 72 Z. 9 v. o. l. Fond, st. Fonds.
— 74 Z. 12 v. o. l. vor, st. auf.
— 84 Z. 2 v. u. l. Heroen, st. Herren.
— 115 Z. 3 v. o. l. pflegt, st. pflegte.
— 120 Z. 4 v. u. nach den Worten: so wie, setze hinzu: die.
— 136 Z. 2 v. o. l. dramaturgische, st. dramatische.
— 149 Z. 4 v. u. l. später, st. spät.
— 156 Z. 4 v. u. l. sie, st. sich.
— 169 Z. 6 v. u. l. unreifen, st. unreinen.
— 170 Z. 2 v. o. l. Nation, st. Nationen.
— 178 Z. 13 v. o. l. befangen, st. beangen.
— 180 Z. 4 v. u. l. Plane, st. Pläne.
— 219 Z. 5 v. o. l. der, st. den.
— 248 Z. 4 v. o. Kämpfen, st. Kämpfern.
— 284 Z. 2 v. u. sind nach den Worten Es geschah, folgende Zeilen einzuschalten:
„Wenn du nun drei große Schritte thust,“ sagte die Stimme wieder, „so stehen wir auf der Erde, und es ist Tag.“ — Auch das geschah.
— 290 Z. 3 v. o. ist vor dem Worte Anfänger, der Artikel ein zu setzen.
— 297 Z. 10 v. o. l. ehrenwerthen, st. ehrenwährten.
— 311 Z. 13 v. o. l. Hirzing, st. Hirzing.

Inhalt der zweiten Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Erster Theil.

Seite

Allgemeine Anmerkung zu dem Inhalte dieser Abtheilung 3

Das Sonntagsblatt. Jahrgang 1807.

1. Der Autor und der Leser. Statt der Vorrede 11
2. Die Zueignung. An Frau von Nerberg 27
   Die stille Gesellschaft 32
3. Natur und Erziehung. Etwas aus der Jugendgeschichte des Herausgebers 43
   Ein Besuch im Theater 58
4. Der Machtspruch. Ein dramaturgisches Gespräch 66
5. Umgang und Lektüre 83
   Lektüre 90
   Mittelmäßigkeit 96
6. Autor-Eitelkeiten 105
   An Herrn Thomas West 109
   Minna von Barnhelm 113
7. Briefwechsel des Verfassers 119
8. Der Bühnendichter und das Publikum. Eine dramaturgische Abendunterhaltung 136
9. Originalität und Nachahmung, in Beziehung auf den neuesten Zustand der deutschen Literatur. An Amalie von Sorben 165

		Seite
	Ein Vorſchlag zur Verbeſſerung des deutſchen Luſtſpiels	180
	Ueber die komiſche Kraft des Prügelns auf dem Theater	183
10.	Deutſche Tageblätter	191
11.	Dramaturgiſche Briefe. — An Amalie von Sorben. Erſter Brief	211
	Schreiben an den Herausgeber	222
12.	Scherz und Ernſt	228
	Ueber den Beruf zum Schriftſteller. An die Freiin von Sorben	233
	Der Klatſcher in den Theatern von Wien	244
13.	Dramaturgiſche Briefe. — Zweiter Brief	251
	Dritter Brief	259
14.	Die Familie Platt	272
	Brink's Traum	282
15.	Dramaturgiſche Briefe. — Vierter Brief	291
	Paradoxe Anſichten und Einfälle, das Theater betreffend	300
16.	Stadt und Land	309
	Schreiben an den Herausgeber	319
	Herrn Haide's Debut	326
17.	Dramaturgiſche Briefe. — Fünfter Brief	330
	Sechſter Brief	338

Thomas und Karl August West's

Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Zweite Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

Kritiſche und ſatyriſche Streifzüge

im

Gebiete der Literatur und des Theaters,

von

Thomas Weſt

und deſſen Freunden.

Mit Anmerkungen und Zuſätzen

von

K. A. Weſt.

Zweiter Theil.

18.

Herr Platt ein Myſtiker.

Herr Platt der ältere, den ich ſeit Kurzem näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, iſt ein Mann von ſo beſonderer Art, daß ich faſt täglich neue, zum Theil einander widerſprechende, Erſcheinungen an ihm beobachte. Im Allgemeinen gibt es keinen entſchiedeneren Wiener als ihn; denn er betrachtet ſeine Vaterſtadt, von der er ſich nie über fünf Meilen entfernt hat, in den meiſten Dingen als den Mittelpunkt alles deſſen, was klug, ſchön und vollkommen iſt. Gleichwol iſt vielleicht kein Menſch mehr aufgelegt, ſich von allen fremden Moden und Thorheiten ſo leicht und ſo ernſthaft anſtecken zu laſſen, als gerade er. In ſeiner Kleidung iſt Herr Platt bald Engländer, bald Franzoſe, bald Ruſſe, und mit dem Schnitt ihrer Röcke und Hüte ſcheint er gewöhnlich auch die politiſchen Meinungen und Prätenſionen dieſer Völker anzunehmen.

Er hat seine politischen Meinungen beinahe noch öfter verändert, als einige neuere Staaten ihre Konstitution. Seine Ueberzeugungen in dieser Rücksicht sind immer sehr positiv; doch hat man bemerkt, daß sie durch die Ankunft einer Zeitung oder eines Kuriers, oft plötzlich in ganz entgegengesetzte verwandelt wurden. »Ich habe es wol vermuthet!« sagt dann Herr Platt gewöhnlich; und man muß gestehen, daß nichts in der Welt geschieht, noch geschehen kann, was ihm unvermuthet wäre, und worein er sich nicht sogleich zu finden wüßte.

Die literarischen Kenntnisse des Hrn. Platt erstrecken sich nicht so weit, daß die Veränderungen in der Literatur der Ausländer einen merklichen Einfluß auf seine Denkungsart haben könnten, aber die Thorheiten der deutschen Lesewelt hat er, seit vierzig Jahren, redlich mitgemacht. Keine herrschende Meinung, keine neue Manier in der Literatur und Kunst, ist jemals so seltsam, befremdlich oder abgeschmackt gewesen, daß Hr. Platt sie nicht mit mehr oder weniger Eifer ergriffen, und eine Zeitlang dafür geschwärmt hätte. Die größten wie die kleinsten Schriftsteller haben sich immer nur pe-

rioden weiſe ſeines Beifalls zu erfreuen gehabt. Klopſtock wie Lavater, Wieland wie Meißner und Lafontaine, ſind bei ihm mehr als ein Mal in die Mode und aus der Mode gekommen. Die erſten Schauſpiele des Hrn. v. Kotzebue machten eine außerordentliche Wirkung auf Hrn. Platt; er hielt dieſen Autor lange für den erſten dramatiſchen Schriftſteller aller Zeiten und Nationen; aber die Herren Schlegel haben ihn ſo ganz von ſeinem Glauben zurückgebracht, daß er jetzt keinen Anſtand nimmt, den Hrn. v. Kotzebue, wo und vor wem man will, für einen erbärmlichen Skribenten zu erklären.

Um Hrn. Platt zu gefallen, muß ein Buch auf der letzten Leipziger Meſſe erſchienen, und nach der neueſten Art und Kunſt zugeſchnitten ſeyn. Die Firmen einiger Buchhändler ſind in ſeinen Augen gleichſam die Authentik einer neuen Schrift, und was im Jahre 1807 in Leipzig, Berlin, Weimar oder Tübingen gedruckt wird, hält er ſo lange für vortrefflich, bis ihn die Jenaer Literaturzeitung oder das Morgenblatt von dem Gegentheile überzeugt. Seine Hochachtung für den Ausſpruch dieſer und ähnlicher Journale hat keine Gränzen. Wie ich höre, iſt dem Hrn.

Platt von den Redaktionen zweier auswärtigen Zeitschriften zugleich der Antrag geschehen, die Korrespondenz-Nachrichten aus Wien für dieselben zu besorgen. Wenn diese, ihm höchst unerwartete, Ehre den Mann nicht etwa verrückt macht, so ist es möglich, daß er dadurch von seinem unaussprechlich großen Respekt für alles, was in Jena und Tübingen gedruckt wird, einigermaßen zurückkommt; denn obgleich er von seinen schriftstellerischen Talenten besser denkt, als von den Autorfähigkeiten aller seiner Landsleute, so hat er sich, was das Schreiben betrifft, mit einem Tübinger oder Jenenser verglichen, bisher doch für einen bloßen Pinsel gehalten.

Der langsame Umtrieb unsers Buchhandels, vielleicht auch der etwas langsame Kopf des Hrn. Platt, ist Ursache, daß er sich öfters erst dann in eine Modetorheit recht hinein arbeitet, wenn sie sonst überall beinahe schon veraltet ist, und wenn selbst ihre Urheber sie wieder aufzugeben anfangen. Diese Besonderheit gibt seinen Lächerlichkeiten ein Relief von ganz eigener Art, und man kann von ihm sagen, daß er gewöhnlich seinen Rausch erst zu fühlen anfängt,

wenn die Andern ſchon wieder nüchtern geworden.

Das merkwürdigſte Ereigniß, welches dem Hrn. Platt in dieſer Gattung bis jetzt begegnete, iſt aber wol dieß, daß er ſeit ungefähr einem Jahre ſeinen Kopf gewaltig anſtrengt, um ſich die Sprache und die Anſichten der neuen Aeſthetik eigen zu machen, die ſeiner Natur und allen ſeinen bisherigen Begriffen vollkommen zuwider ſind. Nie iſt wol eine menſchliche Seele zu dem Ueberſinnlichen und Myſtiſchen weniger geneigt geweſen, als das, was Hr. Platt ſeine Seele nennt, und ſein trockenes Gehirn iſt ganz unfähig, die ſubtilen Ideen und Nebelgeſtalten in ſich aufzunehmen, die aus der geheimnißvollen Gährung der neuen Myſtik emporſteigen. Indeſſen hat er von ihrem Jargon mit unendlicher Mühe doch nach und nach ſo viel behalten, daß es ihm ſeit einiger Zeit öfters gelingt, ſeine platten Einfälle in leidlich unſinnige Phraſen dieſer Art einzukleiden. Der Stolz des Mannes iſt dadurch ungemein erhöht worden, und obwol ſchwerlich ein proſaiſcherer Menſch in der Welt lebt, als Hr. Platt senior, ſo zweifelt doch von ſeinen Freunden keiner mehr an der Größe

seines Genies, seitdem man ihn in Ausdrücken sprechen hörte, wovon weder er noch sonst Jemand ein Wort verstand.

Nach einigen Anzeichen zu schließen, möchte jedoch die neueste Metamorphose des Plattischen Geistes schneller vorübergehen, als noch vor Kurzem zu vermuthen war. Wie verlautet, sind die Anhänger der neuen Kunsttheorie, durch die Ankunft der letzten Nummern des Morgenblattes, in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt worden. Es findet sich nämlich darin eine nachgelassene merkwürdige Erklärung Schiller's, und gewissermaßen sein Schluß-Urtheil über den Werth dieser Theorie und aller Kunst-Metaphysik überhaupt. Die besagte Erklärung ist der »Poetik und Poesie a priori« durchaus ungünstig, und der neueren deutschen Aesthetik wird dadurch die einzige wichtige Autorität entzogen, auf welche sie sich bisher stützte, der Beifall jenes großen Dichters nämlich, der im eigentlichen Sinne auch ihr Stifter war. Ich stelle mir vor, welchen seltsamen Eindruck ein so unerwartetes Bekenntniß auf Hrn. Platt in einem Zeitpunkte machen müsse, in dem er eben angefangen, sich für seinen neuen Glauben recht zu erwärmen.

Indeſſen zweifle ich nicht, daß er ſich in Kurzem ſehr gemüthlich darein finden werde, aus den ſchwindligen Höhen der Myſtik wieder auf den platten Boden ſeiner angeborenen Alltäglichkeit herabzuſteigen. Eine Veränderung, die nicht naturgemäßer und erſprießlicher ſeyn kann, und zu der ich ihm ſchon zum Voraus Glück wünſche.

Nachſtehender Brief, den ich vor ein paar Tagen erhielt, ſcheint einen Geiſtesverwandten des Hrn. Platt zum Verfaſſer zu haben. Die ſchwierige Lage, worin ſich der ehrliche Hans Stolidus befindet, hat viel Aehnliches mit der eben erwähnten Verlegenheit unſeres Freundes Platt. Ich hoffe jedoch, daß es dem wackeren Barbier, mit Hülfe ſeiner verſtändigen Frau, gelingen wird, ſich ungefähr eben ſo gut, als es von dieſem zu erwarten iſt, aus dem bedenklichen Handel zu ziehen, in welchen ihn ſeine allzu große Verehrung für die Orakel des Zeitgeſchmackes verwickelt hat.

St. P — n, im Juni 1807.

»Hochgeehrteſter Herr!«

»Ich bin Vorſteher des hieſigen Leſe-Inſtituts, und alſo ein Mann von einiger Bedeutung in Sachen der Literatur und des Geſchmackes. Alle Buchhändler bewerben ſich um meine Kundſchaft, und die Nachdrucker ſehen mich für einen der größten Beförderer ihres nützlichen Gewerbes an. Da ich, vermöge meiner Profeſſion, viel Umgang mit Leuten aus allen Ständen habe — ich beſitze eine der beſten Barbierſtuben in dieſer Stadt, und meine Praxis erſtreckt ſich auf einige Meilen im Umkreiſe — ſo fehlt es mir auch ſonſt nicht an Gelegenheit, mich um die Aufklärung und die Kultur des Geiſtes verdient zu machen. Ich ſammle Pränumeration auf Alles, was im Druck erſcheint, und bin damit oft ſehr glücklich geweſen. Einige der neueſten inländiſchen Autoren haben ihr ökonomiſches Aufkommen, und zum Theil auch ihre Reputation, mehr meiner Betriebſamkeit, als ihren Talenten zu verdanken.«

»Unſere Familie war, von meinem Groß-Onkel her, der neben ſeiner Tabaks-Traffik ei-

nen kleinen Bücherträdel hielt, immer dafür bekannt, daß sie die Künste und Wissenschaften unterstützte. Mein Vater, ein berühmter Perrückenmacher seiner Zeit, und des Groß-Onkels Erbe, war ein außerordentlicher Freund der Lektüre, deren Geschmack er mit der Kunst, Papillotten zu machen, eingesogen zu haben schien. Er liebte zugleich den Scherz, und pflegte zu sagen, daß er oft in einer Woche mehr Witz an die Perrücken seiner Kundleute verschwende, als das ganze Jahr in ihren Köpfen zu spüren sey; — der gute Mann meinte den gedruckten Witz, den er zu Papierwickeln verschnitt. Nach seines Oheims Tode gerieth er auf den Einfall, von dessen nachgelassenem Büchervorrathe eine Leihbibliothek anzulegen, weil er sich nicht entschließen konnte, ein einziges Buch aus seiner Erbschaft zu verkaufen, und als ein ordentlicher Hauswirth doch das kleine Kapital, das darauf lag, nicht ungenützt lassen wollte. Diese Anstalt hatte sehr guten Fortgang. Mein Vater ward durch die zunehmende Leseluſt des Publikums in den Stand gesetzt, den Fonds seiner Büchersammlung zu vermehren, und unter meinen Händen ist sie, ohne Ruhm zu melden, zu einer der ansehn-

lichsten Privat-Bibliotheken im ganzen Lande angewachsen.«

»Der größte Reichthum meines Lesekabinets besteht in Werken der schönen Literatur und in Journalen jeder Gattung, wovon ich die älteren alle, die neueren aber, leider, noch lange nicht vollständig besitze. Da in den letzten Jahren beinahe die ganze Kunst und Gelehrsamkeit der Deutschen sich, zum größten Nutzen der wißbegierigen Welt, in lauter Zeit- und Flugschriften verwandelt hat, und für jedes eingehende Journal, mit Gottes Hülfe, immer wieder zwei bis drei neue zum Vorschein kommen, so zeigt sich, daß meine Geldkräfte bei Weitem nicht zureichen, mit meinem guten Willen und der rühmlichen Industrie unserer Tagesschriftsteller gleichen Schritt zu halten. Ich habe mich im vorigen Jahre auf 47 in- und ausländische Journale beschränken müssen, und werde, wenn sich der Kurs nicht beträchtlich bessert, genöthig seyn, auch von dieser Zahl noch ein Dutzend aufzugeben, welches für einen Mann, dem die Bildung seiner Mitbürger am Herzen liegt, wirklich traurig ist.«

»Um den Abgang in meinem Bibliothek-

Fonds einigermaßen zu erſetzen, habe ich angefangen, einen guten Theil von meines Vaters und Groß-Onkels nachgelaſſenen Büchern, die heut zu Tage ohnehin Niemand lieſt, zu verkaufen, und mir dafür die neueſten Meßprodukte anzuſchaffen. Sie ſollten aber kaum glauben, was für eine Noth ich habe, ein erträgliches Geſchäft mit dieſen alten Artikeln zu machen. So mußte ich den ganzen Liskow und Rabener weggeben, um ein paar kleine ſatyriſche Taſchenbücher dafür einzuthun, die noch dazu, wie mein Freund, der Rektor an unſerem Gymnaſium, behauptet, außer dem Titel, verdammt wenig Salz und Satyre enthalten. Für die ſämmtlichen Werke von Hagedorn, Gellert, Uz, Ramler, Kleiſt und Geßner, habe ich mit Mühe — den Dichtergarten, die Kindermythen von Görres, und zwei oder drei Trauerſpiele mit Chören bekommen, von denen der Rektor ſagt: »ſie ſeyen rein toll.« Die Schriften von Gerſtenberg, Sturz und Thümmel brachte ich, noch ziemlich glücklich, für Jean Paul's Flegeljahre an den Mann. Klopſtock's Oden und die Meſſiade aber konnte ich

nicht einmal gegen die Lucinde und den Lacrimas loswerden; obwol beide schon etwas verlegen sind. Aus dem Verkaufe meines Mendelssohn und Sulzer erhielt ich gerade so viel, als mich einige Hefte des Athenäums und die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders kosten. Nun denke ich die kritischen Schriften von Lessing und Engel auszubieten, um für den Pränumerationsbetrag auf das neue ästhetische Journal gedeckt zu seyn, womit, wie ich höre, uns nächstens ein junges plastisches Genie in Wien beschenken, und bei dem ein großer Mann in Weimar, wenn es glückt, Gevatter stehen wird.«

»Auf solche Weise, mein Herr, hätte ich Hoffnung, den alten Wust meiner Büchersammlung nach und nach gegen gute kurrente Waare umzutauschen, wenn nur der Rektor und meine Frau nicht wären, die mit ihren Grillen und Klagen mir den Kopf oft gewaltig warm machen. Der Rektor sagt ganz unverhohlen, mein Stichhandel tauge nichts, und der größte Theil meiner neuen Acquisitionen sey keinen rothen Heller werth. Meine Frau bezieht das auf die

Wirthschaft, und stichelt zuweilen recht empfindlich, daß ich es bei unseren Kindeskindern nicht würde verantworten können, des Groß-Onkels gute, alte Erbschaft für solchen neumodischen Plunder vertändelt zu haben. So sagt sie; auf mein Gewissen! — Nun muß ich Ihnen gestehen, Herr West, die Frau ist sonst nicht zänkisch; auch kann ich dem Rektor nicht abstreiten, daß er mehr von der schönen Literatur versteht, als ich. Wenn es nun mit den neuen Skribenten nicht richtig wäre, — um der bloßen Mode willen möchte ich doch weder meinen Hausfrieden, noch das kleine Kapital, das mir mein ehrlicher Vater in seinem Lese-Kabinette hinterließ, in die Schanze schlagen. — Im Grunde bin ich dem neuen literarischen Wesen selbst noch nicht lange auf der Spur, und wenn ich's recht bedenke, so ist an der Unordnung, worin sich meine Bibliothek und ihre Kasse befindet, Niemand Schuld, als ein Jenenser Student, der sich vor ein paar Jahren in unserer Stadt aufhielt. Dieser junge Mann machte mich und die Abonnenten meines Lese-Instituts zuerst mit einigen Journalen bekannt, durch deren Hülfe wir nach und nach sämmtlich so klug

oder ſo närriſch geworden, als wir zur Zeit noch wirklich ſind.«

»Ich bitte Sie nun, mein Herr, mir in dieſer zweifelhaften Sache mit Ihrem Rathe beizuſtehen. Sie ſcheinen ein überlegter Mann, und mit der alten und neuen Literatur ziemlich genau bekannt zu ſeyn. Sagen Sie mir ehrlich, ob ich meinen Stichhandel fortſetzen und den Leſſing und Engel an die Meiſtbietenden erlaſſen, oder ob ich mir, ſtatt des neuen plaſtiſch-äſthetiſchen Journals und noch eines Dutzend ähnlicher Zeitſchriften, etwa nach und nach wieder den alten Sulzer, Ramler und Mendelsſohn anſchaffen ſoll? Den Liskow und Rabener hat meine Frau ſchon einſtweilen heimlich von ihrem Küchengelde zurückgekauft. Wenn Ihre Gründe gut ſind, ſo will ich die Autorität meines jungen Jenenſer Freundes für nichts achten. Es wäre wunderlich genug, wenn am Ende meine Frau das Ding beſſer getroffen hätte, als das Morgenblatt und die Jenaer Literatur-Zeitung.«

»Ihr ergebener

Hans Stolidus.«

Ein Beſchluß der ſtillen Geſellſchaft,

der nicht ohne Lärm ablaufen kann.

Der wunderliche Einfall Brink's, den Klatſcher zu einem Mitgliede der ſtillen Geſellſchaft zu machen, iſt von ihm ernſtlicher gemeint, als ich dachte. Er hat die Herren Morfeld und von Solms für ſeinen Plan gewonnen, und ſtellte in der letzten Freitags-Sitzung förmlich den Antrag, daß über die Aufnahme dieſes ſeltſamen Kandidaten der Taciturnität geſtimmt werden ſollte. Was auch ich und Palmer gegen die Unziemlichkeit einer ſolchen Gemeinſchaft einwenden mögen, Brink, Solms und Morfeld behaupten, wir hätten ſchon allzulange ſtill geſeſſen, und es ſey die höchſte Zeit, daß wir lauter zu werden anfingen, wenn wir unſeren Abſichten und Meinungen Eingang und Nachdruck verſchaffen wollten. Dabei könne uns — und beſonders mir, als dem Dramaturgen der Geſellſchaft — Niemand weſentlichere Dienſte leiſten, als der Klatſcher, der ſich bereit erkläre, meine Argumente mit ſeinen gewichtvollen

Händen zu unterſtützen; was ihnen eine ſchlagende Beweiskraft verleihen müſſe.

Gegen meine Erwartung zeigte ſich auch Ernſt dem Vorſchlage Brink's nicht abgeneigt. Er ſprach ſehr gelehrt über die Anſtalten der Griechen und Römer, die Beifallsbezeigungen in den Theatern nach den Geſetzen des Geſchmackes und in dem Intereſſe der Staatsverwaltung zu leiten. Zugleich berief er ſich auf das Beiſpiel eines berühmten Dichters unſerer Zeit, der es, als Vorſteher einer Hofbühne, nicht unter ſeiner Würde hielt, von ſeinem kuruliſchen Stuhle herab das Zeichen zum Applaudiren zu geben. Ernſt meinte, ein geſetzter und ſchweigſamer Mann, wie ich oder Solms z. B., müßte eine um ſo mehr impoſante Figur machen, wenn er durch einen bloßen Augenwink, welchen der Klatſcher und deſſen Anhang beobachtete, das ganze Schauſpielhaus in ſchallende Bewegung verſetzte; dem Donnerer nicht ungleich, der durch eine Bewegung ſeiner Augenwimpern den Olymp erſchütterte.

Morfeld ſtimmte dieſer Anſicht mit großer Lebhaftigkeit bei. Er führte an, daß in Keſcho, der Reſidenz des Königs von Tunkin, welche wegen ihrer vortrefflichen Theater-Polizei be-

rühmt iſt, ein Tanſi, oder Gelehrter vom erſten Range, mit einem vier Ellen langen Bambusrohre das Zeichen gibt, ſo oft die Zuſchauer in einem Schauſpiele lachen oder weinen ſollen; was jedes Mal nach dem Takte und mit der größten Genauigkeit erfolgt. Dieſe bewundernswürdige Uebereinſtimmung wird, nach Morfeld's Verſicherung, außer dem dirigirenden Bambusrohre, durch das taktmäßige Vorlachen und Vorweinen von drei und dreißig Dukum's, oder Gelehrten vom zweiten Range, bewirkt, die unter den Zuſchauern vertheilt ſind, und die Signale des Tanſi mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit beobachten. Nach Morfeld's Meinung könnte dieſelbe Wirkung, mit noch größerer Leichtigkeit, durch die Trabanten und Freunde des Klatſchers hervorgebracht werden, da ſeinen Signalen der Vorzug der Deutlichkeit zukommt, und ſo wenig Aufmerkſamkeit erfordert wird, um ſie zu verſtehen, daß ſelbſt Schlaftrunkene davon aufgeweckt und damit einzuſtimmen bewogen werden könnten.

Der Kapitän äußerte bloß den Zweifel, ob dem Klatſcher die Nothwendigkeit, eine vortheilhafte Stellung zur freien Bewegung der Arme

zu nehmen, und seine Gewohnheit, sich von einem Platze des Theaters auf den andern zu begeben, gestatten werde, sich dem Sitze des jeweiligen Directeur des Applaudissemens nahe genug zu halten, um dessen Winke und Fingerzeige gehörig unterscheiden und befolgen zu können. Diesem Uebelstande sey aber durch eine mechanische Vorrichtung abzuhelfen, auf die er (Solms) verfallen sey, und die man nach Art eines Telegraphen, an irgend einer ruhigen, von allen Seiten zu bemerkenden, Stelle des Schauspielhauses, etwa über dem Souffleurkasten, anbringen könnte. Er denke auch schon daran, einen solchen Telegraphen verfertigen zu lassen, der vielleicht am schicklichsten in der Figur eines kleinen Trommelschlägers und Pfeifers bestehen könnte, und den es einem von uns leicht seyn würde, vermittelst eines, durch das Podium und unter den ersten Bänken des Parterre laufenden Drathzuges, von seinem Sperrsitze aus in Gang zu setzen.

Diese sinnreiche Erfindung des Kapitäns entschied die Frage, über welche in unserer letzten Freitags-Sitzung debattirt wurde. Morfeld, Ernst, und vor allen Brink selbst, ertheilten dem

erfinderiſchen Geiſte des Kapitäns groſse Lobſprüche, und zeigten die lebhafteſte Ungeduld, den kleinen Pfeifer und Trommelſchläger recht bald auf dem Souffleurkaſten und in Bewegung zu ſehen. Demnach ward, troz meines und Palmer's beharrlichen Widerſpruches, durch Mehrheit der Stimmen beſchloſſen, daſs die Aufnahme des Klatſchers in den Bund der Stillen Statt haben, und von ſeinen eklatanten Fähigkeiten der beſtmögliche Gebrauch, zum Behuf der Geſellſchaft und der guten Sache des Geſchmackes, gemacht werden ſollte.

13.

Mancherlei.

Sonntag, den 5ten Julius.

Seit einigen Wochen erhalte ich faſt täglich mehrere Briefe, worauf ſelten Etwas zu antworten iſt, und die alſo mehr für das Publikum, als für mich geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Sie ſind ſehr verſchiedenen Inhalts, und zum Theil von der Art, daſs es nur zweifelhaft ſeyn kann,

ob dem Publikum oder den Korreſpondenten ein größerer Dienſt damit geleiſtet wird, wenn ich ſie unterdrücke.

Die meiſten dieſer Briefe betreffen das Theater. Ueber die Vorſtellung der Adelaſia allein ſind in einer Woche ſieben eingelaufen, wovon drei in Verſen an Einem Tage. Madame Imperatrice Seſſi hat durch die Rolle des Aleramo plötzlich der Rivalität ein Ende gemacht, die ſich ſeit längerer Zeit unter den erſten Sängerinnen der Oper erhoben, und den Beifall des Publikums getheilt hatte. Mlle. Milder und Laucher, Madame Bertinotti und Mlle. Häſer, Mlles. Schmalz und Fiſcher, haben auf ein Mal den größten Theil ihrer Anhänger verloren, und man erwähnt ihrer beinahe nur, um den Triumph zu erhöhen, den Madame Seſſi über ſo viele ſchöne und artige Talente erlangt hat. Zwei von meinen poetiſchen Korreſpondenten vergleichen dieſe vortreffliche Sängerin daher ganz richtig, wiewohl nicht eben ſo neu und ſinnreich, mit der ſtrahlenden Luna, bei deren Erſcheinen die kleineren Lichter des Himmels verſchwinden. Da ich ſelbſt ein großer Bewunderer des ſchönen Aleramo bin, ſo beklage ich

wirklich, daß Madame Seſſi keine beſſere Dichter begeiſtert hat, als die ſind, welche mich bei dieſer Gelegenheit mit ihrer Zuſchrift beehrten, und deren Beiträge ich mich genöthigt ſehe, an den Herausgeber des neueſten hieſigen Muſenalmanachs zu verweiſen, wo ſich dergleichen gedankenleere Zierlichkeiten beſſer ausnehmen werden.

Einige meiner Korreſpondenten haben offenbar die Adreſſe verfehlt; denn ihre Briefe ſind, allem Anſehen nach, an den Redakteur eines bekannten auswärtigen Blattes gerichtet. In einem derſelben wird von einer Schauſpielerin erzählt, daß ſie, gewiſſer Urſachen wegen, auf ein paar Monate das Theater meiden, und ſich auf das Land begeben werde. Von mehreren Männern, die mir nur dem Namen nach, oder gar nicht bekannt ſind, werden darin Notizen gegeben, die für ihre Gläubiger intereſſanter zu ſeyn ſcheinen, als für das Publikum. Ein anderes Schreiben enthält eine Anzahl Epigramme, Charaden und Diſticha, woran die Poeſie und der Witz ſehr wenig, die Unverſchämtheit und die Bosheit aber deſto größeren Antheil haben, indem die meiſten den Ruf von Privat-

personen antaſten, die ſchon ihre Anſpruchloſigkeit allein vor öffentlichen Beleidigungen ſchützen ſollte. Der Verfaſſer legt dieſer Art von Witzſpielen einen großen Werth bei, und nennt das Diſtichon die köſtlichſte Blüthe der reinen Poeſie, die er mit den neueſten Aeſthetikern als das Beſtreben erklärt, »die Natur, unermeßlich im Großen und unerſchöpflich im Kleinen, in ihrer Unermeßlichkeit und Unerſchöpflichkeit zur Anſchauung vollſtändig, d. h. unter ihre Einheit zu bringen.« — »Mit den Teleſkopen der Epopöen und Dramen,« ſagt mein Korreſpondent, ich weiß nicht, ob mit ſeinen eigenen, oder mit erborgten Ausdrücken, »gelangen wir durch den Ausblick in das Unermeßliche zur Ahnung, zu dem Glauben an ein Univerſum; das Diſtichon hingegen ſcheint uns in ſeinem engbeſchränkten, ſcharfbegränzten Raum einzuladen, mittelſt Verſenkung in die unendliche Fülle, die Einheit des Univerſums zu ſuchen und zu finden.« — Da in dem Sonntagsblatte weder für Skandale, noch für ſo platten Unſinn Raum iſt, ſo muß ich die Herren, die zu ſolchen Spielen des Witzes aufgelegt ſind, ernſtlich erſuchen, ſich damit an

andere Journaliſten zu wenden, welche in denſelben vielleicht ſogar eine edle Geſinnung, Verſtand und einen dichteriſchen Geiſt erkennen möchten.

Von ungefähr einem Dutzend anderer Briefe, weniger unbedeutenden und nicht anſtößigen Inhaltes, glaube ich den Leſern vorläufig folgende zwei, von mir unbekannten Verfaſſern, und dann das Schreiben einer hieſigen beliebten Schriftſtellerin mittheilen zu müſſen, deren Verdienſt und guter Ruf, durch das aufrichtige Bekenntniß, welches ſie darin ablegt, in den Augen des gebildeten Publikums ſchwerlich etwas verlieren werden.

Th. Weſt.

Mein Herr!

Ihre Geſellſchaft ſcheint es ſich recht ernſtlich vorgeſetzt zu haben, der echten Literatur und dem guten Geſchmacke mehr Eingang unter uns verſchaffen zu wollen, als der iſt, deſſen ſich dieſe verehrliche Anlegenheit ſeit einiger Zeit zu erfreuen hat. Eine ſchöne Unternehmung; Apoll und die neun Schweſtern mögen ihr Gedeihen und Wachsthum verleihen!

Wenn es richtig ist, was der alte Markus Tullius sagt: »die Literatur verschönert unsere heiteren Tage, und gewährt Trost in den trüben«*), so ist die gegenwärtige Zeit allerdings recht wie gemacht, um uns zur Literatur aufzumuntern; denn so trübselig hat es in Europa wol seit Langem nicht ausgesehen, wie jetzt. — —

Was erstickt die echte Literatur? Was verdirbt den guten Geschmack? — Hauptsächlich wol unstreitig das viele kunterbunte Zeug, welches in unserer neuesten Zeit der allgemeinen Verwirrung, aus Eitelkeit, aus der Sucht, originell und neu zu scheinen, Systemen-Erfinder und Schulenstifter zu seyn, so häufig zu Markte gebracht wird, welches dann der Ton des Tages zur Modeleserei stämpelt, und dem Publikum fast gewaltsam aufdringt.

Man werfe einen Blick auf die Kameel-Ladungen von Ritter-, Geister- und Zauber-Romanen, auf die Banditen-Geschichten, auf die drastischen, plastischen, nonsensikalischen Schau-

*) Studia secundas res ornant, *in adversis solatium praebent.*

spiele, auf die poetischen Poesien ꝛc., woraus sich der Geschmack bilden soll! Man besehe die Schreibereien über den transcendentalen Idealismus, den transcendentalen Synthetismus, den transcendentalen Skepticismus, den Empirismus, die Apodiktik, die Archimetrie, das Absolute ꝛc. ꝛc., auf die sich unsere philosophischen Kenntnisse gründen sollen!

Solche lose Speisen dem lesehungerigen Publikum aus den Zähnen zu schaffen, solche geschmackleere Waare jeder Gattung strenge hintan zu halten, dieß wäre allerdings die erste nothwendige Arbeit, um bessere Kenntnisse zu verbreiten, weil ja bekanntlich geschrieben steht: Sapientia prima est, stultitia caruisse.

Leider vergehen immer kaum ein paar Jahre, wo nicht eine neue Albernheit im Gebiete der Literatur erscheint, die sogleich Proselyten macht, und oft schon weit um sich gegriffen hat, ehe noch rechtliche Männer Zeit und Gelegenheit finden, gegen dieselbe zu warnen und sie zu entlarven. Um solchem Unheil zu steuern, mache ich Ihnen einen Vorschlag.

Wie wäre es, zum Beispiel, wenn Ihr Verleger alljährlich zu Ende der Fasten — weil

bis dahin, aus Mangel öffentlicher Luſtbarkeiten, und wegen der unpraktikabeln Spaziergänge, noch etwas mehr geleſen wird — mit den übrigen Buchhändlern, aus den Verkaufsbüchern derſelben, eine ordentliche Leſe-Bilanz zöge, und dann eine literariſche Konſumtions-Tabelle über die verkauften Bücher verfertigte, wie man über die jährlich zu Markte gebrachten körperlichen Nahrungsartikel hat? Vielleicht thäten dieſe Tabellen für das Reich der Wiſſenſchaften eben ſo erſprießliche Dienſte, wie weiland das Wargentiniſche Tabellenwerk für die genauere Kenntniß des Schwediſchen Populations-Zuſtandes gethan hat.

Indeſſen, bis dieſe heilſame Anſtalt zu Stande kommt, will ich Ihnen mittheilen, was ich — freilich nach ſehr unvollkommenen und mangelhaften einzelnen Nachforſchungen und Nachrichten, — über dieſen Gegenſtand geſammelt, und nach analogen Datis über die ganze Sache abſtrahirt habe.

Ich nehme das Maximum von Lektüre für eine Stadt wie Wien = 100 an; was darüber geht, iſt Schwelgerei und Exceß; ein Fall, der in Lektüre-Angelegenheiten bei meinen lieben

Landsleuten seit Menschengedenken nur zwei Mal eingetreten ist, im neunten Decennio des achtzehnten Jahrhunderts, mit den damaligen Tagesbroschüren, und noch vor Kurzem mit den Ritter- und Geister-Romanen.

Was in öffentlichen Lehranstalten, so wie von Männern, die sich ernsthaft mit den Wissenschaften beschäftigen, gelesen wird, kommt hier nicht in Anschlag. Es ist nur von derjenigen Lektüre die Rede, welche sich die eleganten Leute haben zu Schulden kommen lassen; und da sind bekanntlich nur die philosophischen Schriften und die Werke der schönen Literatur in Gefahr, von ihnen gelesen zu werden. Von diesen Geschenken der Musen wurden nun, so viel ich in Erfahrung gebracht habe, vom Oster-Sonntage 1806, bis zum Char-Samstage 1807, gelesen:

Klassiker	1.
Romane, schlechte	33.
dito, gute	2.
Komödien, Tragödien, Singspiele, Liederspiele, dramatisirte Mährchen und sogenannte dramatische Gedichte	27.

Lyriſche Gedichte, Epopäen, Lehrgedichte, Satiren, Sinngedichte und andere regelmäßige Dichtungsarten	2.
Gründliche Kritiken	17/100.
Erziehungsſchriften	18/100.
Länderkunde	3.
Geſchichte	1 29/100.
Politik	1/100.
Artiſtiſche Schriften	59/100.
Alterthümer	1/4.
Griechiſche Klaſſiker	— —
Journale und gelehrte Zeitungen	30 3/4.

Summa Summarum 100.

Eingeſchwärzt ſind 19 einzig mögliche Philoſophieen, die aber ungeleſen von Tabackskrämern in Beſchlag genommen wurden.

Von jenen 100 waren:

Deutſche Lektüre	64.
Franzöſiſche —	28 1/2.
Engliſche —	6.
Italieniſche —	1 1/2.

Facit 100.

Salvo errore calculi

Sie, mein Herr, und Ihre Gesellschaft, werden diesen ersten mangelhaften Entwurf leicht berichtigen, ergänzen und vollständiger ausbilden können. Zu einem größeren Grade von Vollkommenheit gebracht, würde eine solche Tabelle, meines Erachtens, als ein ziemlich richtiger Geschmacksmesser dienen können, und nach den jährlichen Oscillationen desselben, nach dem merkbaren Steigen und Fallen dieser oder jener Leserei, würde es Ihren Verbündeten nicht schwer fallen, der Lektüre überhaupt, und somit auch der Literatur, von Zeit zu Zeit gewisse vortheilhafte Richtungen zu geben.

M. G.

Mein Herr!

Seit Ihrem Gespräche am Eingange des Kärnthnerthor-Theaters, wo uns ein Fremder, der nicht in die Vorstellung der Minna ging, auf eine ziemlich neue Art sagte, was an jenem Abende wirklich in der Minna zu sehen war, werde ich sogleich aufmerksam, wenn Sie, oder

Ihre Freunde vor der Aufführung des Stückes ein Wort darüber fallen lassen. Ich schließe daraus, daß Sie keine Lust haben, uns nach der Aufführung Ihr Urtheil davon zu sagen. So war es mit Herrn Ochsenheimer's Marinelli; so ist es jetzt mit Herrn Haide's Debut. Wir haben Ihre und Ihrer Freundin ehrliche Meinung von jenem Marinelli bis jetzt nicht gehört; allem Anscheine nach möchten wir wol auch Ihre eigentlichen Gedanken über Herrn Haide's Debut nicht zu hören bekommen. Sollte es dennoch geschehen, so ersuche ich Sie, mein Herr, auf folgende Bemerkungen oder Einfälle einer Ihrer Leserinnen dabei Rücksicht zu nehmen.

Ich bin noch nicht alt genug, um mich an die Zeit erinnern zu können, da man in Wien den hübschen Weibern die Cour à la Lange machte. Herr Lange ist nicht mein sentimentaler Held. Ueberhaupt ist es kein Schauspieler, den ich bis jetzt sah; und ich gestehe, daß ich keine große Meinung von einer Dame habe, welche das Vorbild des Mannes, der ihr gefallen könnte, auf dem Theater sucht. Ausgezeichnete Charaktere, anziehende Gestalten kommen im Leben nicht häufig vor, aber man findet deren in der

Gesellschaft zwanzig, ehe auf dem Theater Eine nur erträglich ist. Das Beste, was ich auf den Bretern sah, waren einzelne Züge, zuweilen auch eine ganze Figur, die ein verständiger Künstler dem Leben entwendet hatte. Die Schauspieler sollten ihre Muster in der Societät finden; wo die Gesellschaft sie vom Theater borgt, da steht es schlimm um beide. — »Und doch ist das der Fall,« werden Sie mir sagen. — »Leider ja!« muß ich Ihnen antworten.

Wie dem aber auch sey, mein Herr, ich wenigstens bin für keinen unserer Schauspieler besonders eingenommen, und zur Zeit eben auch für keinen Mann, der nicht Schauspieler ist. Mein Urtheil ist frei, wie mein Herz; — ich werde Herrn Haide mit keinem Nebenbuhler vergleichen, kaum mit dem Andenken eines Nebenbuhlers. Es hängt also nur von ihm ab, mir so sehr zu gefallen, als er kann. Noch mehr, ich gestehe, daß ich sehr aufgelegt war, ihn mir gefallen zu lassen. Alle Zeitungen und Journale für die elegante und gebildete Welt, haben uns so viel Rühmliches von diesem Schauspieler gesagt! Nur mit dem Rufe, der vor ihm herging, nahm ich mir vor, ihn zu vergleichen, und

mit der Idee, die ich mir von seiner Rolle machte.

Ich habe den Beaumarchais des Hrn. Haide gesehen. Einen Charakter, von Göthe gedacht, durch einen Mann dargestellt, der sich in Göthe's Schule zum Schauspieler gebildet: — das zu sehen, meinte ich, sollte wohl der Mühe lohnen. Die Mühe ist gering; wie kommt es, daß ich sie doch nicht belohnt fand? — Oder hätte ich Unrecht gehabt, mich Göthe's und seiner Schule bei der Rolle des Beaumarchais zu erinnern? Diese Rolle ist so einfach und bestimmt gegeben, daß der Schauspieler von dem Dichter nichts darüber erfahren kann, was nicht schon deutlich genug darin läge. Was für eine Rolle müßte das überhaupt seyn, die nur der Dichter dem Schauspieler verständlich machen könnte? — Gewiß, ich hatte Unrecht, mich Göthe's dabei zu erinnern, und von Hrn. Haide mehr, als von jedem anderen Schauspieler, in dieser Rolle zu erwarten. In der That, was soll man sich von einer Schule Göthe's denken, in der sich ein Schauspieler bilden könnte? — Was heißt überhaupt Schule, und worin besteht die Bildung eines Schauspielers? Gibt es eine andere Schule für ihn, als die Welt, und ein an-

deres Muſter für das Leben, das er darſtellen ſoll, als das Leben ſelbſt? — Er muß die Sprache, den Ausdruck, den Styl ſeiner Kunſt an den Originalen ſtudieren, die ihm die Natur darbietet, — wir haben keine Antiken in dieſer Kunſt, — oder an Schauſpielern, die gute Kopien jener Originale ſind. — Iſt Göthe Schauſpieler? Ich zweifle; kein großer Dichter, ſagt man, iſt je ein guter Schauſpieler geweſen. Steht er einer Bühne vor, die jemals einen großen Schauſpieler gehabt hätte? Hat dieſe Bühne auch nur ein Publikum? Und kann da eine Schaubühne entſtehen, wo kein Publikum iſt?

Ich glaube, nein, mein Herr. Und ſo wenig ich von einem Maler oder Bildhauer etwas Großes erwarte, der ſeine ganze Schule in Weimar gemacht hat, wo es weder Muſter noch praktiſche Künſtler gibt, von denen er lernen könnte; eben ſo wenig, ja noch weniger hätte ich einen vollendeten Schauſpieler aus einer Stadt erwarten ſollen, der außer der Theorie Alles fehlt, was den Schauſpieler macht. Ein Talent allenfalls, vielleicht aber auch ein ſchon verbildetes Talent, kann uns daher kommen; ein

Meiſter gewiß nicht, oder er müßte es doch nicht ganz in Weimar geworden ſeyn.

Pauline von * *.

Mein wertheſter Herr West!

Die Gefälligkeit, mit der Sie manchen, das Theater betreffenden, Aufſatz in Ihr Sonntagsblatt einrückten, macht mich ſo kühn, mich in einer ähnlichen Angelegenheit an Sie zu wenden, und Sie zu bitten, folgende Bekenntniſſe meines ängſtlichen Gewiſſens dem Publikum mitzutheilen. In einigen Tagen wird ein Stück von mir gegeben werden, das, wegen ſeines etwas romanhaften Ganges, manchem Tadel ausgeſetzt ſeyn wird. Das öffentliche Geſtändniß ſeiner Schwäche ſoll den ſcharfen Stachel des Witzes, der mir deßhalb drohet, ein wenig abſtumpfen, und die Herren Kunſtrichter der Mühe überheben, Mängel aufzudecken, die mir — nicht verborgen ſind.

Seit einigen Jahren treibe ich, unter keines Mannes Schutz und Schirm, und vielleicht eben darum ſehr verfolgt, das Dichter-

handwerk. Ich muß diesen niedrigen Ausdruck wählen; denn bis jetzt haben die grausamen Journalisten meine Stücke nicht als Kunstwerke behandelt, und Mancher hat sie öffentlich gemeistert, dessen Werke den meinigen eben auch nicht zum Muster dienen konnten. — Demüthig schwieg ich stille, welches bei einem Weibe gewiß eine seltene Tugend ist, zumal, da ich auf so Vieles viel hätte antworten können. Ich tröstete mich mit dem Bewußtseyn, daß ich, wenn auch nichts sehr Gutes, doch auch nichts sehr Schlechtes geschrieben hatte, und wunderte mich oft, wie dagegen wahrhaft elende Machwerke eines Mannes, von dem man doch mehr zu fordern berechtigt war, so schonend behandelt wurden. Nie habe ich Dinge berührt, die, der allgemeinen Meinung nach, außer dem weiblichen Wissen liegen; mich leitet auf meiner gefährlichen Bahn nichts, als gesunde Vernunft, die nicht hoch fliegt, und eine durch Erfahrung berichtigte Beurtheilungskraft. Ich hütete mich wohl, wenn ich auch hier und da ein Sprüchelchen eines graubärtigen Griechen oder Römers wußte, es unter meine, damit so sehr abstechende, Dichtung zu mischen; und so gerne wir

Weiber uns auch ſchmücken, mit fremden Federn habe ich mich doch nie geziert. Die Geſchöpfe, denen meine Einbildungskraft das Leben gibt, fragen und antworten, wie es ihr angelegter Charakter und die Handlung des Stückes erfordert; ſie kramen nie alles aus, was ſie, vermöge der Stufe, auf die ich ſie ſtelle, wiſſen können, ſondern nur das, was ſie zum Zwecke des Ganzen ſagen müſſen. Daß die Art, wie ſie das ſagen, nicht immer — intereſſant genug iſt, fühle ich wohl ſelbſt. Ich bemerke jeden Mangel, jede Lücke, aber ich beſitze nicht die Fähigkeit, ſie würdig auszufüllen. Dieſe Schwächen meiner Weiblichkeit bekenne ich gern.

Nun muß ich aber doch meinem Hauptzweck näher rücken. Unter 18 Stücken, die ich bis jetzt geſchrieben, iſt manches, in dem ich auf alle Theater-Regeln Rückſicht nahm, — in ſofern wir Weiber etwas nach Regeln machen können. — Aber die Regelmäßigkeit ermüdet, da das Auge durch prächtige Opern und Ballette an Prunk und Abwechslung gewöhnt iſt. Ein einfaches deutſches Stück iſt für das Publikum Hausmannskoſt, die man täglich hat; deßhalb ſieht es ſich nach Leckereien um, die nun freilich

im Moraliſchen eben ſo ungeſund für den Geſchmack, als im Phyſiſchen für den Magen ſind. Meine ſehr mäßige Hausmannskoſt wurde von Vielen mit ziemlichem Behagen verzehrt; aber ſie reizte meine Gäſte nicht, ſich öfter an meiner Tafel einzufinden, und meine Stücke kamen alſo, aus ökonomiſchen Rückſichten, ganz vom Repertoire. »Wage Dich in die Schranken,« lispelte der böſe Geiſt, der mich immer zum Schreibtiſche zieht; »es gibt auch weibliche Helden!« — »Aber, hilf Himmel!« — ſagte eine Stimme in mir — »wenn ſie Dich gerüſtet ſehen; ein ganzes Heer von Skriblern wird ſich gegen Dich waffnen. Du biſt verloren.« — Der böſe Geiſt, der mich nun einmal ganz in ſeiner Gewalt hat, ſiegte, und ich ſchrieb ein Ritterſtück: Adelheid, Markgräfin von Burgau. — Heimlich, wie ein falſcher Münzer, den das Gewiſſen drückt, arbeitete ich daran; ohne meinen Namen zu nennen, wurde es gegeben, und, ſiehe da! meine Gäſte verſchmähten nicht das Wiederkommen. — Auch dieſe Adelheid hat manches weibliche Gebrechen; aber, lieber Gott, wenn wir nur das geben wollten, was vortrefflich, was klaſſiſch iſt, ſo dürfen wir die Bühne

des Jahres vielleicht nur drei oder vier Mal öffnen, um ein Mal Minna von Barnhelm, das andere Mal Emilia Galotti, und das dritte Mal Iphigenia in Tauris zu geben.

Nun — zu meinem jüngsten dramatiſchen Vergehen! Es fiel mir ein franzöſiſches Stück in die Hände, zu dem, wie der Verfaſſer ſagt, der Stoff von einem deutſchen Autor genommen iſt, der die Geſchichte für wahr ausgibt. Es heißt: der Wald bei Herrmannſtadt. — Ich wollte aus der Quelle ſchöpfen, ſuchte in der Geſchichte von Siebenbürgen, und fand, bis in die graueſten Zeiten zurück, keine Spur von dem Inhalte meines Stückes.

Ich änderte alſo nach Gefallen, zog dem Kinde, welches übrigens ganz artige Sprünge macht, die wol einen Abend beluſtigen können, ein deutſches Kleidchen an, deckte, ſo viel mir möglich war, ſeine Blößen, und überlaſſe es nun ſeinem Schickſale. Hält man es für eine kleine Mißgeburt: — je nun, eine Mutter, die viele Kinder hat, bringt ja wol mitunter auch ein übelgeſtaltetes zur Welt; — ich will damit keineswegs ſagen, daß meine übrigen Kinder wohlgeſtaltet und geſund ſeyen. Blatternarben we-

nigſtens haben ſie alle, aber das Herz iſt bei jedem gut; der Kopf könnte freilich beſſer ſeyn.

Nun höre ich Sie, mein werther Herr Weſt, ſagen: — »Aber, Madame, wenn Sie Ihr letztes Stück ſelbſt für fehlerhaft halten, warum geben Sie es der Welt?« — Ja, mein beſter Herr Weſt, ich glaube, daß mein Stück nur das Tageslicht nicht vertragen kann; bei'm Fackelſcheine, mit ſchimmernden Gewändern, mit der Kunſt und dem guten Willen der Schauſpieler, von dem ich im Voraus überzeugt bin, und von dem ich ſchon ſo manche ſchöne Beweiſe habe, — mit dem allen, denke ich, ſoll es unterhalten. Alſo iſt es, im wahren Sinne, ein weibliches Produkt, weil es nur ergetzen, nicht — was die Männer ohnehin nicht an uns leiden können — belehren, noch zum Muſter dienen ſoll. Nach dieſer offenherzigen Beichte mag nun immer Ihr grundgelehrter Herr Doktor ſeine Experimente mit meinem Stücke vornehmen; ich werde nicht erſchrecken, wenn er es unter o ſetzt. Da er ſelbſt nicht alle Stücke von Leſſing und Göthe für ganz geſund erklärt, ſo wird es mich nicht wundern, das meinige auf der Todtenliſte zu ſehen.

Ich würde, mein beſter Herr Weſt! dieſe Gelegenheit benutzen, Ihnen recht viel Schönes über Ihr Sonntagsblatt zu ſagen: allein die Welt möchte glauben, es geſchähe aus der eigennützigen Abſicht, Sie zu bewegen, daß Sie nicht viel Böſes von mir ſagen. Alſo — Punktum! — Ich gebe Ihnen freies Spiel. Nur muß ich Ihnen geſtehen, — das witzige Sticheln kann ich nicht leiden; — wenn Sie es aber der Mühe werth halten, mich zu belehren, wie ich es beſſer machen ſoll, ſo wird dieß gewiß dankbar erkennen

Ihre

ergebene

J. Weiſſenthurn.

20.

Ueber Romanen-Lektüre.

In dem Kreiſe der vertrauteren Freunde, welche ſich ein paar Mal in der Woche bei Frau von Norberg verſammeln, fiel neulich die Unterredung auf unſere Romanen-Literatur. Man

war darüber einig, daß dieser Theil der modischen Unterhaltung unmöglich schlechter bestellt seyn könnte, als es gegenwärtig in Deutschland der Fall ist. Der Wust der elenden Romane, bemerkte Serena, nehme noch täglich zu, und verdränge nach und nach alles Bessere gänzlich. Die Abgeschmacktheit der neuesten Romantiker habe dem Unsinne und der Rohheit vollends Thür und Thor geöffnet. Cramer und Spieß seyen durch die Ungenießbarkeit der poetischen Faseleien dieser Schule wieder zu Ehren gekommen, und es sey kein Wunder, daß der große Haufe der Leser an dem Derbsten und Gemeinsten, was die letzten Jahrzehende hervorgebracht, noch mehr Behagen finde, als an den sublimirten Schaumgerichten der neuen ästhetischen Kochkunst, die man ihm als Ambrosia und Nektar auftische.

Serena fing nun an, ein paar neuere Werke dieser Art mit der ihr eigenen Laune zu charakterisiren, wobei es ohne einige Uebertreibung und Ungerechtigkeit gegen die ihr verhaßten Autoren nicht abging. Sie schonte, in ihrem Eifer gegen die neue Dichterschule, auch Tieck und Novalis nicht, und erlaubte sich selbst gegen Jean Paul einige spöttische Bemerkungen. Es schien ihr

eben kein Fortschritt des guten Geschmackes in Deutschland zu seyn, daß Quintus Fixlein die Musarion und den Agathon, Prinz Zerbino die Geschichte der Abderiten, und Sternbald's Wanderungen die Reise in das mittägige Frankreich zu verdrängen drohten. Sogar Heinrich von Ofterdingen dünkte ihr des Aufhebens nicht werth, welches die Partei davon gemacht. In ihren Augen schweifte dieser nebelhafte Roman eben so weit über die Linie des wahren Schönen hinaus, als der verrufene Ardinghello unter derselben geblieben.

Theodore, eine andere Freundin der Frau von Norberg, konnte das Mißfallen nicht verbergen, welches Serenens schneidende Urtheile ihr verursachten. Sie ist eine erklärte Verehrerin Jean Paul's, und verhehlt überhaupt ihre Vorliebe für die neue deutsche Dichterschule nicht. Die Vergleichung eines Werkes von Novalis mit dem Ardinghello schien ihr eine Entweihung. Sie nahm davon Anlaß, mehrere unserer älteren Schriftsteller, die sich Serenens besonderer Gunst erfreuen, von Seiten der Sittlichkeit und der Zartheit der Empfindung heftig anzugreifen. Theodore fragte mich,

ob wol in der Frauenzimmer-Bibliothek, zu der ich nach Sophroniens Wunsche*) den Entwurf machen sollte, der neue Amadis, Peregrinus Proteus, und Thümmel's Reisen eine Stelle finden würden? In diesem Falle würden hoffentlich auch die Bijoux indiscrets und die allerliebsten Mährchen von Voltaire und Hamilton darin nicht fehlen. Da wäre dann nur noch Ein Schritt bis zu den Liaisons dangereuses und dem Faublas, um die ästhetische Erziehung eines jungen Frauenzimmers nach den Grundsätzen des guten alten Geschmackes vollständig zu machen.

»Die Lucinde nicht zu vergessen,« fiel Serena lebhaft ein, »die wir den neuesten Grundsätzen des guten Geschmackes und der ästhetischen Verfeinerung unseres Zeitalters verdanken. Es wird übrigens vermuthlich darauf ankommen, für welche Klasse von Frauenzimmern die Damen-Bibliothek bestimmt ist, zu der man einen Vorschlag von Herrn West erwartet. Wahrscheinlich hat er für Sophroniens Betty und die kleine Ursula andere Bücher in Petto,

*) In Nro. 16. des Sonntagsblattes

als für mich und Eliſen. Junge Mädchen ſollten vielleicht gar keinen Roman leſen; der unſchuldigſte enthält noch des Giftes zu viel für die leicht verführbare Einbildungskraft der erſten Jugend. Aber was ſollen an uns, die wir in der ſogenannten großen Welt leben, Bücher verderben, welche die Menſchen und Sitten dieſer Welt darſtellen, wie ſie ſind? Hören und ſehen wir nicht täglich anſtößigere Dinge, als in irgend einem Werke von Wieland oder Thümmel vorkommen?«

»Deſto ſchlimmer für unſere Geſellſchaften,« verſetzte Theodore, »wenn ſie uns nöthigen, das Ungeziemende anzuhören. Das eben table ich an den witzigen Schriftſtellern der früheren Periode, daß ſie ſich ſo ſelten über die Wirklichkeit erheben, und mich in Werken, worin das Ideal herrſchen ſollte, nur die Sitten und Geſinnungen unſerer guten, oder vielmehr ſchlechten Geſellſchaften finden laſſen.«

»Es iſt etwas Wahres an dieſer Bemerkung,« ſagte Frau von Norberg. »Man merkt es einigen unſerer älteren ſchönen Geiſter an, daß ſie ihre Bildung in einem Zeitalter und von einer Nation erhalten haben, deren Societät noch

verderbter war, als die iſt, mit welcher wir jetzt leben. Ein zarter Sinn wird nur zu oft von Schilderungen verletzt, in deren Ausmalung ſie ſich mehr, als billig iſt, gefallen.«

Ferdinand, Eliſens Bruder, nahm jetzt das Wort. Er gab zu, daß dem Zartſinne der Frauen vor Allen ein Urtheil über das, was ſich geziemt, zuſtehe; aber er wollte dieſem Zartſinne nicht auch das Recht einräumen, über die Sittlichkeit einer Handlung, eines Charakters, oder eines ſchriftſtelleriſchen Werkes in letzter Inſtanz abzuſprechen. Ferdinand glaubte Serenen beiſtimmen zu müſſen, wenn ſie es mit ihrer Lektüre nicht genauer nähme, als jeder Geſittete es im Umgange mit den Menſchen zu thun pflegte. — »Es gibt eine Verworfenheit des Charakters und eine Rohheit der Sitten,« ſagte er, »die den, welchem ſie anhängen, von jeder guten und ehrbaren Geſellſchaft ausſchließen. Gebrechen und Unvollkommenheiten minderer Art kommen bei Perſonen, mit denen wir in der Societät nur beiläufig zuſammentreffen, nicht in Betrachtung. So, meine ich, ſollten wir es auch mit den Büchern machen, wenn wir uns nicht manchen Genuß, und ſelbſt manchen Anlaß zu

unſerer Bildung wollen entgehen laſſen. Man kann von einem geiſtreichen Buche, wie von einem ſolchen Menſchen, noch immer viel lernen, wenn es auch nicht eben die Tugend iſt, die ſein Inhalt oder Beiſpiel lehrt.«

»Die Bücher,« erwiederte Eliſa, »könnten und ſollten beſſer ſeyn, als die Menſchen, deren Bekanntſchaft wir oft wider Willen machen müſſen. Ein Buch iſt kein geſellſchaftlicher Scherz, welcher flüchtig vorüber geht, wie er entſtand, und deſſen Kühnheit um ſo weniger zu bedeuten hat, je weniger er die Oeffentlichkeit ſcheuet. Der zuverſichtlichſte Witzling wird es nicht wagen, einer ehrbaren Frau auf ihr Boudoir nachzuſchleichen, und ihr unter vier Augen zu ſagen, was er vor zwanzig Zeugen keck ausſpricht. Manches Buch, dem ſeine unſchuldige Miene, oder der Name des Autors, den Weg in unſer Kabinet bahnt, iſt ärger, als ſolch ein Roué. Es muthet uns zu, Dinge zu leſen, welche der Verfaſſer nie das Herz gehabt hätte, Einer von uns in's Angeſicht zu ſagen.«

»Ein deutſcher Schriftſteller,« ſagte Ferdinand, »kann in dieſem Punkte leicht zu viel, oder zu wenig thun. Er kennt ſein Publikum

selten, und weiß kaum, ob er ein solches hat. Er wird bald zu blöde, bald zu dreist auftreten, und die Einen durch seinen Cynismus erschrecken, während die Andern seine pedantische Aengstlichkeit belächeln. Der Begriff der Schicklichkeit ist in der deutschen Societät noch so unbestimmt; wie sollten unsere Schriftsteller darüber im Reinen seyn?«

»Ich möchte so wenig, als Sophronie, für eine Prüde gelten,« antwortete Elisa, »aber ich gestehe, daß auch mir, in Bezug auf die Geschlechtsverhältnisse, das Unzarte sehr oft zugleich als das Unsittliche erscheint. Die verunreinigte Einbildungskraft unserer Mädchen und Jünglinge, unserer Frauen und Ehemänner, dünkt mich eine fruchtbare Quelle moralischer Unordnungen; und ich zweifle, ob die bürgerliche Gesellschaft von den Uebeln, an welchen sie leidet, befreit werden kann, wenn sie nicht in dieser Hinsicht zu der Reinheit und Strenge der alten Sitten zurückkehrt.«

»Ist es denn auch gewiß, daß die alten Sitten in diesem Punkte so rein und streng waren?« fragte Serena. »Ich habe gelehrte Männer das Gegentheil behaupten hören; und wenn

gewiſſen Auszügen aus den alten Chroniken und Ritterromanen, die ich durchblätterte, zu trauen iſt, ſo waren die Sitten jener berühmten alten Zeiten nicht weniger verderbt, als die unſrigen, und dabei um ein gutes Theil roher.«

»Unſere witzige Freundin weiß ſo gut, als ich, was ich unter der alten Zeit verſtehe, deren Sitten ich zurückwünſche,« erwiederte Frau von Norberg. »Es iſt die Zeit, wo die jungfräuliche Schamhaftigkeit, die eheliche Treue, die Verhältniſſe zwiſchen Kindern und Aeltern, Gegenſtände der Ehrfurcht, und nicht des Spottes oder einer ſophiſtiſchen Zweifelſucht waren; wo Tugend und Gottesfurcht ſich öffentlich zeigen durften, ohne der Heuchelei verdächtig zu ſeyn, und das Laſter wenigſtens genöthigt wurde, ſich mit dem Mantel der Scham und des äußeren Anſtandes zu bedecken. Sie war, dieſe Zeit; wir ſelbſt ſahen ſie noch zum Theil. Unſere Mütter waren beſſer, als wir, und die Männer, welche ſich ihnen näherten, hatten noch etwas von jener Scheu, die, nach Plato's ſchöner Allegorie, zur immerwährenden Begleiterin der Menſchheit beſtimmt war. Auch unſere Mütter laſen in ihrer Jugend Romane: aber dieſe Ro-

mane waren züchtig, wie ſie ſelbſt, und lehrreich, wie das Beiſpiel der Tugenden, welches ſie uns zur Nachfolge zurückließen.«

»Den Alfred, z. B., den Ufong, die Geſchichte der ſchwediſchen Gräfin v. G**,« fiel Serena lächelnd ein. »Die Pamela und den Grandiſon habe ich ſelbſt noch geleſen. — Allen Reſpekt für unſere Mütter und Großmütter; doch in der Wahl meiner Lektüre habe ich eben ſo wenig Luſt, ſie mir zum Muſter zu nehmen, als in der Art, meinen Kopf aufzuputzen, oder meine Taille auszuſtaffiren.«

»Unſere Jugend,« verſetzte Eliſa, »fiel in eine Zeit, welche der Bildung unſeres Geſchmackes günſtiger war, als der Erhaltung einfacher Gefühle und Sitten. Der erſte Roman, den ich las, da mir nach dem Tode meiner Mutter erlaubt wurde, meine Lektüre ſelbſt zu wählen, war — Agathon, der zweite Werthers Leiden, der dritte die neue Heloiſe, der vierte Candide! Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft des außerordentlichen Eindruckes, welchen dieſe Werke auf mich machten. Es war ein Aufruhr von Empfindungen und Gedanken in meinem Inneren, der meinem Kopf und mei-

nem Herzen hätte gefährlich werden können, wenn ich mir allein überlassen geblieben wäre. Meine Unbefangenheit war dahin; ich hatte die Früchte vom Baum der Erkenntniß gekostet, und mußte nun die ganze Schule unserer zweideutigen Kultur durchlaufen, um wieder mit mir selbst einig zu werden.«

»Es wäre interessant,« sagte Ernst, der bisher der Unterredung der Frauen mit stiller Aufmerksamkeit zugehört hatte, »den Weg kennen zu lernen, welchen eine Frau von Ihrem Geiste und Charakter in dieser Beziehung ging. Wollten Sie uns nicht wenigstens noch einige Bücher nennen, die nächst denen, welche Sie anführten, den meisten Einfluß auf die Ausbildung Ihres Urtheils und Geschmackes in dieser Hinsicht hatten?«

»Wenn ich mich in den Irrgängen der Romanenwelt eher, als Andere, zurecht fand,« erwiederte Frau v. Norberg, »so verdanke ich dieß meinem edlen Vater, der, seinen Grundsätzen getreu, mich meinen Weg selbst suchen ließ, aber so oft ich auf einen Abweg gerieth, mich unmerklich wieder auf die rechte Bahn zurückzubringen wußte. Er schlug mir von Zeit zu Zeit

selbst einige Romane zum Lesen vor, auf welche er mich hinlänglich vorbereitet glaubte. Ich erholte mich bei der Lektüre des Dorfpredigers von Wakefield, des Thomas Jones, der Reisen des Humphry Klinker, des Gil Blas und einiger anderen solcher Bücher, von den ersten gewaltsamen Eindrücken, welche die Welt der Romane in ihren verschiedenartigsten Gestalten in mir hervorgebracht hatte. Yorick's empfindsame Reisen, Clarissa und Rousseau's Emil gaben hierauf dem sentimentalen Hange in mir wieder auf einige Zeit das Uebergewicht. Jetzt hielt mein Vater mich für reif, die großen satyrischen Schriftsteller kennen zu lernen. Ich las, anfangs mit einigem Widerwillen, aber bald mit zunehmendem Interesse die Werke Lucian's, Rabelais und Swift's, zuletzt den Don Quixotte, das Buch aller Bücher im Fache der Romantik, und ohne Zweifel dasjenige, welches am meisten geeignet ist, den Geist und das Gemüth von romanhaften Ueberspannungen herabzustimmen, und in beiden das Gleichgewicht zwischen der Wirklichkeit und der Welt der Einbildung herzustellen.«

»Sie waren glücklicher, als ich, in der Wahl Ihrer ersten Lektüre,« sagte Serena. »Mir ward es nicht so gut, gleich anfangs lauter klassische Romane zu lesen; von deutschen, englischen und spanischen Werken dieser Art bekam ich fast keines zu Gesichte. Meine Tante, bei der ich erzogen wurde, versah mich mit einer Menge französischer Liebesgeschichten, größtentheils von weiblichen Verfassern, worunter Frau v. Genlis und Mad. Cottin die vorzüglichsten waren. St. Pierre's Paul und Virginia und die Contes moraux des Marmontel, die sich zufällig darunter verirrten, waren für mich ein wahres Labsal unter dem ganzen Brak dieser schalen Lesereien. Ich war noch sehr jung, als ich heirathete. Mein seliger Gemahl, der meine Neigung zur Lektüre kannte, hatte die Galanterie, mich mit einer großen, prächtig gebundenen Romanen-Bibliothek zu beschenken, deren Auswahl er seinem Buchhändler überlassen hatte. Ich erstaunte über den Reichthum der deutschen Literatur an Werken solcher Art, und über die Fruchtbarkeit einiger Schriftsteller dieses Faches. Es ward mir nicht leicht, unter dieser Menge mittelmäßiger und schlechter Bücher eine Wahl

zu treffen. Die mäßige Unterhaltung, welche mir einige Romane von Stilling, von Müller (aus Itzehoe), von der Naubert und A. Lafontaine verschafften, wurde mir durch den Ekel und die Langeweile sehr verleidet, womit ich mich durch mehrere dicke Bände von Hermes und Sintenis, und durch die wilden Produkte von Albrecht und Cramer arbeiten mußte. In dieser Stimmung fielen mir die allerliebsten Mährchen von Wieland, sein Danischmende, die Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, und endlich Thümmel's Reisen in die Hände. Ich war davon entzückt; und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich diesen frivolen Büchern, zu denen ich mehr als ein Mal zurückkehrte, den Anfang meiner geistigen Ausbildung, und ungleich mehr Vergnügen verdanke, als ich in hundert anderen, zum Theil hochgepriesenen Unterhaltungsschriften gefunden habe.«

»Sie haben uns den Grund Ihrer Vorliebe für die genannten Schriftsteller hinlänglich erklärt, schöne Frau,« entgegnete Ferdinand. »Theodore selbst wird gestehen müssen, daß man

von so schlimmen Meistern, als Wieland und Thümmel in ihren Augen sind, unmöglich mehr Nutzen ziehen, und weniger Ungebührliches annehmen kann, als es bei unserer Freundin Serena der Fall ist. Doch im Ernste! Es hieße den moralischen Rigorismus im Gebiete der schönen Literatur doch etwas zu weit treiben, wenn man Werke, wie die zuletzt erwähnten, daraus verbannen wollte. Unsittliche Bücher dürfen nie und nirgends geduldet werden; kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand hat ein Vorrecht, sich über Scham und Sitte hinweg zu setzen. Ein Mann, der am Faublas Gefallen findet, und sich von dieser schmutzigen Lektüre nicht losreißen kann, ist eben so verächtlich, als ein Weib, das dieses Buch nicht unwillig von sich wirft, wenn es mehr als funfzig Seiten darin gelesen hat. Aber Schriften, welche, ohne die Absicht, zu verführen, die Menschen und die Sitten schildern, wie sie sind, und selbst die blendende Seite des Lasters unverstellt darlegen, mögen unbedenklich in den Händen aller Leser seyn, die es nicht vermeiden können, mit diesen Menschen zu leben. Ein wenig Ruchlosigkeit muß man dem Witze verzeihen, und der Humor kann nicht

immer am Leitbande der Decenz geführt werden.«

»Das mag seyn,« erwiederte Frau v. Norberg; »dagegen wird auch Niemand, der mit der Welt lebt, viel einzuwenden haben. Dem Witz und Humor soll die Freiheit, die ihr Element ist, unbenommen bleiben; aber sie können nur dabei gewinnen, wenn sie sich dieser Freiheit in den Schranken des Anstandes und der guten Sitten bedienen lernen. Es würde manchem geistreichen Werke schwerlich zum Nachtheile gereicht haben, wenn der Autor vor der Bekanntmachung den Versuch angestellt hätte, welchen Eindruck gewisse Stellen seines Buches auf eine gemischte Gesellschaft von Lesern und Leserinnen hervorbrächten, wie sie z. B. jetzt zufällig hier beisammen ist.«

»Sehr wohl bemerkt,« sagte Ernst; »und mit dieser Ansicht muß sich die Stimme eines Jeden vereinigen, dem das Interesse der Kunst und der Sitten zugleich am Herzen liegt. Ich bin überhaupt der Meinung, daß in diesem Theile der Literatur eine gewisse gegenseitige Toleranz durchaus nothwendig ist, wenn er seine Bestimmung erfüllen und, neben einer anstän-

digen Unterhaltung, zugleich als ein Mittel der Kultur benützt werden soll. In den jetzigen gesellschaftlichen Verhältnissen sind die Romane ein Bedürfniß, wie das Theater. Sie haben, wie dieses, ein großes, gemischtes Publikum; die ganze weibliche Welt wenigstens, von der Prinzessin bis zum Kammermädchen und zur Nähterin herab, liest Romane. Eine zweckmäßige Romanen-Bibliothek wird daher nur auf demselben Wege zu Stande gebracht werden können, auf welchem man Hoffnung hat, ein gutes Theater zu erhalten. Der Eigensinn der Schule, die Einseitigkeit des Geschmackes sind, bei der einen wie bei dem andern, eben so wenig an ihrer Stelle, als eine übertriebene Strenge der Moral. Alle Gattungen sind gut, nur die langweilige nicht; und jeder Roman, der gesitteten Leuten eine geistreiche Unterhaltung gewährt, ist ein so moralisches Buch, als es bei dieser Art von Lektüre gefordert werden kann. Die Frivolität, im Sinne gewöhnlicher Sittenlehrer, ist schwerlich die schlimmste Seite der deutschen Romanen-Literatur. Der Wust schlechter Bücher thut hier, wie überall, den größten Schaden. Von diesem muß man die Lesewelt zuerst

befreien, um Raum für das Beſſere zu gewinnen, es mag neu oder alt, deutſchen oder fremden Urſprunges, klaſſiſch oder romantiſch ſeyn. Nur aus dem Vorzüglichſten aller Zeiten, Nationen und Dichterſchulen läßt ſich eine Sammlung von Unterhaltungsbüchern wählen, die allen Anforderungen genügen und, gehörig verbreitet, zur Verbeſſerung des Geſchmackes weſentlich beitragen kann.«

Serena. Da wären wir alſo wieder bei dem Entwurfe zu einer Romanen-Bibliothek, den man von Ihnen, meine Herren, erwartet. Sagen Sie, Herr Weſt, welche Hoffnung haben wir, den Wunſch der würdigen Sophronie bald erfüllt zu ſehen?

Ich. Es hängt nur von Ihnen ab, meine Damen, daß dieß ſogleich geſchehe.

Serena. Wie das? Laſſen Sie doch hören!

Ich. Das Hören iſt vielmehr an mir. Was braucht es mehr, um eine Muſterbibliothek für Romanenleſer zu erhalten, als daß Sie fortfahren, uns die Werke zu nennen, die Ihnen ſelbſt am meiſten Vergnügen gemacht, und welche Sie für werth achten, einen Platz in dem Bü-

cherſchranke eines gebildeten Frauenzimmers einzunehmen?

Ferdinand. Ich unterſtütze Weſt's Vorſchlag.

Ernſt. Und ich nicht minder. Niemand iſt mehr geeignet, in dieſer Sache einen Ausſpruch zu thun, als ein Verein von Frauen, wie wir gegenwärtig einen vor uns ſehen.

Ferdinand. Allerdings! Und dieſer Ausſpruch wird um ſo zuverläſſiger ſeyn, wenn in einem ſolchen Vereine, wie es hier wirklich geſchieht, alle Parteien ihre Vertreter finden, das Schlechte allein ausgenommen.

Serena. Eine Jury von Leſerinnen alſo? Der Einfall iſt ſo übel nicht. Was meinen Sie, Eliſa? Sollen wir den Herren ihren Willen thun? — Sie denken vermuthlich bei dieſer Gelegenheit zu erfahren, in was für eine Art von Romanhelden die Eine oder die Andere von uns verliebt iſt.

Frau v. Norberg. Glauben Sie? — Je nun, ich mache kein Geheimniß aus meinen gedruckten Liebſchaften.

Theodore. Ich eben ſo wenig. — Aber wie ſollen wir bei dieſen Bekenntniſſen zu Werke

gehen? Man verlangt doch keinen Katalog unserer Lieblingshelden in alphabetischer Ordnung von uns, wie die Leihbibliotheken ausgeben?

Ferdinand. Ein systematischer, nach der Ordnung der Empfindungen, in welchen die Handlung eines Romans fortschreitet, wäre noch lehrreicher, Theodore! Ein wirklicher Liebhaber wüßte sogleich, wie er seinen Angriff auf Ihr Herz einzurichten hätte, wenn er — nach der Wirkung, welche gewisse Situationen auf dasselbe machten — die Stellen kennen lernte, wo es am zugänglichsten ist, und wo er Ihre Wachsamkeit am leichtesten zu überrumpeln hoffen kann.

Serena. Allerliebst! Man setzt also voraus, daß es schwache Seiten gibt, von denen wir anzugreifen, und mit einem Coup de main zu erobern wären?

Fr. v. Norberg. Lassen Sie uns beweisen, meine Freundinnen, daß wir uns keiner solcher Schwächen bewußt sind, und daß wir keine Kundschafter zu scheuen haben. — Uebrigens liegt hier ein neues Verzeichniß der beliebtesten Romane in allen Sprachen, das mir mein Buchhändler gestern zuschickte, und von dem wir

zu unſerer Abſicht Gebrauch machen können. Wir wollen es, wenn wir allein ſind, mit einander durchſehen, und verſuchen, zu welchem Reſultat wir auf ſolche Weiſe gelangen.

Serena. Gut, gut! Das wird bald gethan ſeyn, wenn anders nicht einhellige Stimmen zu einer gültigen Wahl erforderlich ſind.

Ferdinand. Zwei Stimmen entſcheiden. Es wäre zu viel verlangt, daß drei Frauenzimmer über Fragen einſtimmig ſeyn ſollten, worüber ſich noch nie ein Kollegium von Kunſtrichtern vereinigen konnte.

Serena. Da weiß ich ſchon, wie unſer Romanen-Katalog ungefähr ausſehen wird. Aber obgleich ich meiſt überſtimmt ſeyn werde, will ich Sophronien doch rathen, ſich an die Entſcheidung meiner Freundinnen zu halten. Sie wird dabei, wenigſtens in Bezug auf die kleine Betty, am ſicherſten gehen.

Die Damen brachten hierauf das Geſpräch auf andere Gegenſtände, und ich weiß nicht, wie weit ſie ſeither mit ihrer Arbeit gekommen ſind.

Aus einigen Bemerkungen Serenens schließe ich, daß sie dabei auf unvermuthete Schwierigkeiten stießen. Ich hoffe indeß noch immer, das von Ihnen redigirte Verzeichniß der Romane zu erhalten, und werde dann nicht säumen, es den Leserinnen mitzutheilen.

Nachricht.

Meine Freunde, Brink und Soims, und unser neue Bundesgenosse, der Klatscher, lassen sich durch meine Zweifel und Einwürfe nicht abhalten, ihr gemeinschaftliches Projekt unverzüglich in Ausführung zu bringen. Die Maschine des Kapitäns ist bereits fertig; der kleine Pfeifer und Trommelschläger sind wirklich drollige Figuren, die sich auf dem Souffleurkasten recht artig ausnehmen werden. Nur besorge ich, das Zugwerk, womit ich — wie verlangt wird — die Maschine dirigiren soll, möchte einige Verwirrung verursachen. Die Federn, worauf die Figürchen gehen, sind nicht am besten gerathen; manchmal springen Beide in die Höhe, wenn ich doch nur Einen will aufstehen

laſſen; und wenn der kleine Trommelſchläger einmal auf den Beinen iſt, hat man Mühe, ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Bei der Probe habe ich mich auch einige Male vergriffen, und ſtatt des linken, den rechten Ring angezogen. Das ſind, wie geſagt, bedenkliche Umſtände: aber der Kapitän verſichert, daß ſich alles geben werde, wenn die Maſchine nur erſt im Gange ſey. Um meinen Freunden gefällig zu ſeyn, habe ich ihrem vielfältigen Andringen endlich nachgegeben; ich zeige dem Publikum daher an, daß künftigen Dienſtag der kleine Trommelſchläger, in dem neuen Schauſpiele der Mad. Weiſſenthurn, ſeinen erſten Verſuch in der Kunſt, den öffentlichen Beifall zu ſignaliſiren, machen wird. Die Vorſtellung wird am folgenden Abende wiederholt, und was etwa bei der erſten verſehen ſeyn ſollte, bei der zweiten nach Möglichkeit verbeſſert werden. Da dieſes die erſte Einladung iſt, die ich an das Theater-Publikum gelangen laſſe, ſo ſchmeichle ich mir, ein volles Haus und, falls der Tambour zu erſcheinen Urſache hätte, bereitwillige Hände zu finden.

Th. W.

21.

Dramaturgiſche Briefe.

Siebenter Brief.

Eilen Sie, in die Stadt zu kommen, theuerſte Freundin! Ein großer Genuß ſteht Ihnen bevor. Wir werden in der künftigen Woche den Fiesco ſehen, außer der Hauptrolle, beinahe ganz neu beſetzt, und mit unſeren beſten Schauſpielern. Brockmann wird den Andreas, Koch den Verrina, Korn den Bourgognino, Mad. Rooſe die Leonore, und Hr. Rooſe den Mohren ſpielen. Schon um der beiden letzten willen werden Sie, ich weiß es, Ihre Rückkehr beſchleunigen, wenn auch der Graf von Lavagna ſelbſt, troß ſeinen ſechs und funfzig Jahren, nicht noch immer Anziehendes genug für eine Freundin der guten alten Theaterzeit hätte.

Serena, die ihre Gunſt ſeit einiger Zeit den jüngeren Bühnentalenten zuzuwenden ſcheint, kam auf den Einfall, dem Herrn Korn die Rolle des Fiesco verſchaffen zu wollen. Aber ihr Kredit bei einigen einflußreichen Perſonen des Thea-

ters war nicht groß genug, dieſes Projekt durchzuſetzen. In der That möchte dem talentvollen jungen Manne dieſe Aufgabe noch zu ſchwer ſeyn. Nach einigen Jahren wird er ſie mit Sicherheit löſen können; jetzt würde ein mißlungener Verſuch ſeine ganze theatraliſche Exiſtenz auf das Spiel ſetzen, zum großen Nachtheile der Bühne ſelbſt, deren Zierde er einſt zu werden verſpricht. Warum ſollten wir auch dem Hrn. Lange gerade im Fiesco ſeinen Geburtsſchein vorhalten, da wir in ſo manchen andern Rollen nicht darnach fragen? — Seine Geſtalt, ſein adeliger Anſtand, der kräftige Ton ſeiner klangvollen Stimme, vor Allem das innere Feuer, das ihn belebt, machen ihn noch immer zu einem würdigen Repräſentanten dieſes modernen Cäſar, beſonders für Zuſchauer, die ſeit zwanzig Jahren den Fiesco auf der Bühne ſich nur in der Perſon des Hrn. Lange vorzuſtellen gewohnt ſind. Es gibt bevorrechtete Naturen, auf dem Theater wie im Leben, welche nie aufhören, jung und liebenswerth zu ſeyn; und unſer Darſteller des Fiesco iſt eine dieſer Naturen, wenn es je dergleichen gab.

Sie waren immer eine erklärte Verehrerin

des Grafen von Lavagna, und ich habe nicht vergeſſen, daß Sie verſucht waren, den Fiesco, zwar nicht dem Egmont, aber doch dem Julius Cäſar von Shakſpeare vorzuziehen. Von ſolchen Vergleichungen abgeſehen, die, wie Sie wiſſen, nicht nach meinem Geſchmacke ſind, bin ich ſelbſt kaum weniger, als Sie, für dieſes Trauerſpiel eingenommen, und in theatraliſcher Hinſicht ſtelle ich es höher, als mehrere von Schiller's ſpäteren Tragödien, ſo große Vorzüge dieſe auch im Uebrigen vor demſelben haben. — Fiesco iſt das Jugendwerk eines feurigen Kopfes, der, mit der Bühnenwelt beinahe früher bekannt, als mit der wirklichen, die Uebertreibung der Bühne in die Schilderung der Menſchennatur überträgt, aber ſeinen phantaſtiſchen Geſtalten, mit der ihm inwohnenden Schöpfungskraft, die Bewegung, Wärme und Friſchheit des Lebens einhaucht. Die Anordnung des Ganzen verräth ſchon die Meiſterhand, und beweiſet, von welchem Nutzen die genauere Bekanntſchaft mit einem wohlbeſtellten Theater für den Dichter war. Der Fortſchritt, welchen der Verfaſſer der Räuber in der dramatiſchen Kompoſition machte, iſt auffallend; man glaubt ihn hier dem Ziele ſchon

ganz nahe zu sehen, von dem er sich später wieder entfernte. Auch Kabale und Liebe, Schiller's nächstes Werk, zeigt den Einfluß, welchen damals die Bühne, in guter wie in schlimmer Beziehung, auf den Dichter ausübte. Dieses bürgerliche Trauerspiel, voll Unnatur und Uebertreibung in den Charakteren, und sehr schwach in der Motivirung der Handlung, ist gleichwol von großer theatralischer Wirksamkeit; und es ist kaum zu zweifeln, daß Schiller's dramatisches Genie sich weit schneller, fruchtbarer und folgenreicher für die deutsche Schaubühne entwickelt haben würde, wenn seine nähere Verbindung mit dem Theater länger gedauert, und er darin Anlaß gefunden hätte, sein großes Talent für die dramatische Kunst auf dem praktischen Wege ohne Unterbrechung auszubilden.

Aber dieselben Verhältnisse und Umstände, welche in dem zersplitterten Deutschland nie eine wahre National-Bühne, noch einen eigentlichen Mittelpunkt der Literatur werden aufkommen lassen, haben auch Schiller'n, gleich nachdem er seinen Beruf zum ausgezeichneten Schriftsteller dargethan hatte, von einer Laufbahn entfernt, die er in Frankreich oder England nicht mehr

verlaſſen haben würde. Die deutſche Bühne, wie ſie jetzt iſt, kann einem Manne von Genie nichts bieten, was ihn an ſie zu feſſeln vermöchte; weder Unabhängigkeit, noch einen Ruhm, welchen er nicht, nur allzu oft, mit der Mittelmäßigkeit zu theilen hätte. Schiller, wie vor ihm Leſſing, machte ſehr bald dieſe leidige Erfahrung. Er ergriff die erſte Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſich von dem Theater zu trennen; und von dieſem Zeitpunkte an konnte man die dramatiſche Poeſie und die deutſche Bühne für geſchieden betrachten, zum großen Nachtheile der einen, wie der andern.

Die dramatiſche Literatur aller Zeiten und Nationen ging von dem Theater aus, und die Dichter gaben ihren Werken die Form, welche der Grundeinrichtung der Bühnen, die ſie vorfanden, angemeſſen war. In Deutſchland bildete ſich die dramatiſche Dichtkunſt ſchon frühe nach fremden Muſtern, ganz unabhängig von der Volksbühne, die lange keinen feſten Stand zu erringen vermochte. Als unſere ſchöne Literatur, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ſchnell einen mächtigen Aufſchwung nahm, folgten die erſten Genies — Klopſtock, Gerſten-

berg, Göthe — dieſer Weiſe, und dichteten Dramen, ohne alle Rückſicht auf die beſtehende Bühne, welche ſie kaum kennen zu lernen würdigten. Da nun auch Schiller denſelben Weg einſchlug, ward es unter den deutſchen Schriftſtellern von einem gewiſſen Range zum Ton, bei ihren dramatiſchen Hervorbringungen das Theater völlig unbeachtet zu laſſen. Das Beiſpiel der Griechen, Shakſpeare's und der Spanier galt den Dichtern in jeder Beziehung ungleich mehr, als die Gewohnheiten und Forderungen der Theaterverwaltungen und des Publikums. Weil die Werke des Sophokles und Shakſpeare die Schaubühnen überlebt haben, für welche ſie gedichtet wurden, hielt man ſich für berechtigt, Schauſpiele zu ſchreiben, die gleich anfangs auf keine Bühne paſſen, und alſo Anſpruch haben, alle gegenwärtigen und künftigen Theater in der Welt zu überleben. Für das Bedürfniß der beſtehenden Bühnen zu ſorgen, ward den Theaterdichtern vom Handwerk überlaſſen, auf welche wahre Poeten von jetzt an mit vornehmer Verachtung herabzuſehen anfingen. Das war wenigſtens nicht die Denkungsart der groſſen Dichter aller Zeiten und Nationen, welche

Epoche in der dramatiſchen Kunſt gemacht haben. Sie würden das Unternehmen, Schauſpiele, nicht für die Darſtellung, ſondern bloß zum Leſen zu ſchreiben, für widerſinnig und abgeſchmackt gehalten haben; dieß überließen ſie ſtümpernden Dilettanten und verunglückten Kunſtgenoſſen, deren ſchwache Produkte der Aufführung unwerth befunden wurden.

Wohin dieſe Trennung der dramatiſchen Literatur und der Schaubühne geführt hat, davon ſehen wir die Belege in dem gegenwärtigen Zuſtande des Theaters ſowol, als der dramatiſchen Poeſie in Deutſchland. Die Bühne iſt im Beſitz mittelmäßiger Skribenten, unter welchen man froh ſeyn muß, Talente wie Kotzebue und Iffland zu erblicken. Dagegen hat ſich der dramatiſchen Literatur eine Formloſigkeit ohne Maß und Gränzen bemächtigt; das Ungeheuerſte entſteht, und zugleich das Poſſierlichſte, wobei es ein betrübter Anblick iſt, wahre Dichter, wie Tieck und Werner, den Reihen bei dieſer poetiſchen Faſtnachtspoſſe anführen zu ſehen. Auf einem Abwege, auf welchem Geiſter von Göthe's und Schiller's überlegener Urtheilskraft Verirrungen nicht vermeiden konnten, müſſen

Köpfe von weniger Geistesstärke und Selbstständigkeit nothwendig in's Ungereimte und Geschmacklose verfallen, bis endlich der große Haufe unfähiger Nachahmer, in seinen eben so geist- als formlosen Produkten, den Gipfel des Unsinns und der Abgeschmacktheit ersteigt.

Von dem Zeitpunkte an, wo eine Kunst sich von ihrer natürlichen Bestimmung entfernt, und die Gegenprobe der praktischen Anwendung entbehrt, muß sie in das Willkührliche und endlich in das ganz Zweckwidrige ausarten. Das größte musikalische Genie, das seine Musik immer nur auf dem Papiere vor sich sieht, ohne sie zu hören, wird am Ende nichts als bizarre, ungenießbare Kompositionen zu Stande bringen. Ein Architekt, und wäre er der talentvollste, der auf den Einfall geriethe, Gebäude aufzuführen, worin Niemand wohnen, und wovon auch sonst kein bestimmter Gebrauch gemacht werden sollte, würde damit aufhören, die allerwildesten und lächerlichsten architektonischen Ungeheuer hervorzubringen, auf welche jemals die Kindereinfalt oder die Barbarei roher Völker verfiel. Dasselbe muß dem Dichter begegnen, der Dramen schreibt, welche nie und nirgends aufgeführt werden sol-

len, und bei deren Verfertigung er nicht die Erfahrung — d. h. die Wirkung auf die Zuschauer — sondern bloß seine Einfälle, und bald diese bald jene Kunsttheorie zu Rathe zieht, welche vielleicht auch nur auf Einfällen beruht.

Der gesunde Verstand, der mit dem wahren Genie nothwendig verbunden ist, bewahrte Schiller'n vor so ganz gehalt- und zwecklosen Kunstschwärmereien; aber den Nachtheil, welchen Grübelei und Verachtung der Erfahrung einem so vortrefflichen Kopfe zufügen können, haben sie ihm wirklich zugefügt. Davon enthält die Folge seiner dramatischen Werke, mit allen ihren Mängeln und Vorzügen, den augenscheinlichsten Beweis. — Weniger begünstigt von der Erziehung und dem Glücke, als Göthe, dessen geistige Ausbildung mit der Entwicklung seines Genies von Kindheit auf gleichen Schritt hielt, empfand Schiller, gleich nach der ersten Befriedigung der Autor-Eitelkeit, wie viel noch an seiner Bildung mangelte, um sich selbst und den Besten genug zu thun. Zweifelhaft über seinen Lebensplan und von den entgegengesetztesten Studien angezogen, schwankte er mehrere Jahre hindurch zwischen verschiedenen Berufswissenschaften und der

dramatiſchen Dichtkunſt, mit welcher ihn ſein ſchnell aufgeblühter Ruhm, und die fortgeſetzte Herausgabe der Thalia in vielfältige Berührung brachten. In dieſer Zeit wurde Don Carlos entworfen und, nach mehrmaligen Unterbrechungen, geendigt. Wenn in der Grund-Idee, den Charakteren, den Geſinnungen und der Sprache dieſes merkwürdigen Trauerſpieles die mächtigen Fortſchritte ſichtbar ſind, welche der Dichter in ſeiner eigenen Ausbildung machte: ſo iſt dagegen in dem ſchwankenden Gange der Handlung, in dem getheilten Intereſſe, in dem Uebergewicht der Reflexion, in der undramatiſchen Breite des Ganzen, auch der nachtheilige Einfluß nicht zu verkennen, welchen die zweifelhafte Stellung des Verfaſſers zwiſchen Theorie und Praxis, und ein gewiſſer Hang zu ſpekulativen Ideen auf ſein produktives Dichtungsvermögen ausübten.

Dieſer Einfluß ſchien noch bedenklicher zu werden, als Schiller durch mehrere Jahre ſich faſt ausſchließend mit der Geſchichte beſchäftigt, und die Kantiſche Philoſophie, nicht eben aus der lauterſten Quelle, kennen gelernt hatte. Die Horen erſchienen und darin Bruchſtücke eines äſthetiſchen Syſtems, das die Kunſt des Genies

in ein Spiel mit abstrakten Begriffen zu verwandeln drohte. Bei ganz idealistischen Ansichten und der höchsten Kultur des rednerischen Vortrages, bemerkte man doch in der Kunstphilosophie des Verfassers weder einen großen Ideen-Reichthum, noch die Klarheit und logische Kraft der Gedanken, welche man von einem genialen Künstler, in der Entwicklung seiner eigenen Kunstprinzipien, erwartet. Man war begierig, zu erfahren, ob die künftigen Werke des Dichters der etwas abstrusen Theorie entsprechen würden, die er ihnen vorausschickte. Einige kleinere Gedichte in der lyrischen und elegischen Gattung, welche die Horen enthielten, zeigten indessen eine klassische Gediegenheit der Form, bei großer Einfachheit der Gedanken und Empfindungen; — der Dichter hatte seine Persönlichkeit bis zum Ideale ausgebildet, und sein Geist stand offenbar auf dem Höhepunkt der Reife.

Inzwischen vergingen einige Jahre, bevor ein größeres Werk die Ungeduld des Publikums befriedigte. Manche fingen an zu besorgen, die Spekulation und die Strenge seiner eigenen Kritik möchten der Fruchtbarkeit des Dichters Eintrag gethan haben. Aber schon die beiden

Musenalmanache, welche neben den Horen erschienen, bewiesen in höchstem Grade die ungeschwächte Produktionskraft des außerordentlichen Mannes. Endlich traten die drei Theile des Wallenstein an's Licht, und ganz Deutschland wiederhallte von dem Rufe des Enthusiasmus, mit welchem dieses Meisterwerk auf und außer der Bühne empfangen wurde. Schon im nächsten Jahre erschien Maria Stuart, nebst der Bearbeitung des Macbeth, hierauf, in einem gleichen Zwischenraume, die Jungfrau von Orleans und Turandot, dann die Braut von Messina, zuletzt Wilhelm Tell und Racine's Phädra. — Diese Fruchtbarkeit an lebensfrischen Geisteskindern gab sich in einem Zeitraume kund, während dessen der Dichter mit einer zerstörten Gesundheit kämpfte. Sie schien nur den Anfang einer langen Reihe von Meisterstücken zu bezeichnen, wovon er die Entwürfe in seinem Kopfe trug, und über deren Ausführung ihn ein unzeitiger, nie genug zu betrauernder, Tod überraschte. Was würde er geleistet haben, wenn er nur noch zehn Jahre gelebt hätte! Die deutsche Schaubühne, mit welcher der Dichter, durch Göthe's Vermitt-

lung, nun wieder in lebhafter Wechselwirkung stand, würde endlich doch durch ihn ihre wahre Gestalt und, für die ganze Folgezeit, eine bestimmte Richtung erhalten haben.

Denn was bei Schiller's neu erwachter Thätigkeit für die dramatische Kunst das Erfreulichste ist, jeder Schritt, welchen er auf dem praktischen Wege that, befreite seinen Geist von einer der Fesseln, die eine allzu lange Ruhe und der darin genährte Hang zum Theoretisiren demselben angelegt hatten. Die Einwirkung der, zum Theile seltsamen, theoretischen Kunstansichten Schiller's auf einige Werke aus seiner letzten Periode, ist zwar unverkennbar; aber man sieht, daß der kräftige Geist des Dichters die Hemmketten, womit ihn seine eigene Laune behing, mehr spielend zur Schau trägt, als darunter gebeugt einher geht. In den letzten Jahren seines Lebens warf er sie, als unnütz und lästig, ganz weg. Seinem Genius und der Erfahrung allein vertrauend, verließ er für immer den unfruchtbaren Boden der Spekulation, und bereitete sich vor, durch eigene Schöpfungen, und durch die Aneignung fremder Meisterwerke, den Deutschen ein Theater zu geben, wie es ihrem

Volkscharakter und ihrem jetzigen Kulturzustande angemessen ist.

Die Werke, über deren Vollendung Schiller starb, und diejenigen, mit deren Uebertragung in's Deutsche er sich in der letzten Zeit beschäftigte, deuten an, welche Gestalt und Ausdehnung dieses Theater ungefähr erhalten haben würde. Briefliche und mündliche Aeußerungen des Dichters gegen seine Freunde, erklären seine Meinung und sein Vorhaben in dieser Hinsicht noch deutlicher. Wenn diejenigen, welche sich berufen glauben, die, durch Schiller's Tod zurückgelassene, Erbschaft der deutschen Dramatik anzutreten, den Ansichten des verehrten Mannes entsprechen wollen: so werden sie besser thun, hierbei seiner letzten, reiflich erwogenen, Willenserklärung zu folgen, als einigen, früher von ihm gegebenen, Beispielen oder den Anweisungen einer unzusammenhängenden Theorie, von welcher sich ihr Urheber später selbst feierlich lossagte.

Ich werde Gelegenheit haben, auf diese Theorie, so wie auf Schiller'n und dessen Werke überhaupt zurückzukommen, da Sie verlangen, daß ich meine Briefe über dramaturgische Gegen-

stände auch nach Ihrer Zurückkunft fortsetze. Für heute erlauben Sie mir nur, Ihnen noch meine Theilnahme an der freudigen Ungeduld zu bezeigen, mit welcher Sie in dem Kreise Ihrer hiesigen Freunde erwartet werden. Ich bin u. s. w.

Th. W.

Die Gräfin Orsina.

Ich war neulich etwas zu früh in das Deklamatorium der Madame Bürger gekommen, und hatte mich in eine der vorderen Reihen gesetzt, um den Anfang zu erwarten. Als ich mich nach einer Weile gegen die andere Seite kehrte, fand ich, daß ein bejahrter Mann neben mir saß, in welchem ich den Freund der Minna von Barnhelm wieder erkannte. Ich grüßte den alten Herrn, und indem ich ihm näher rückte, fragte ich, ob er Mad. Bürger schon im Schauspiele gesehen habe?

Er. Als Gräfin Orsina; dem gräulichen Marinelli zum Trotz. — Ich bin ein erklärter Freund dieser Rolle, obschon ich nicht sagen

kann, daß ſie mir öfter als ein paar Mal zu Dank geſpielt worden wäre.

Ich. Sie haben unſtreitig das Beſte geſehen, was uns Mad. Bürger gab.

Er. Das iſt möglich: aber ich glaube nicht, daß es das einzige Gute iſt, was ſie uns geben könnte. Wer eine Rolle, und eine Rolle von ſolchem Gewichte, faſt durchaus vortrefflich ſpricht, und größtentheils glücklich darſtellt, muß fähig ſeyn, in mehreren Rollen zu gefallen. Ich erinnere mich keiner Schauſpielerin, die ſo viel Empfindung in der Rolle der Orſina gezeigt hätte, ohne doch den Geiſt zu verlieren, der das Charakteriſtiſche derſelben ausmacht. Es iſt ein Herz in dieſer Gräfin Orſina. Die meiſten Aktricen laſſen uns in ihr nur die beleidigte Courtiſanne ſehen. Mit allem Reſpekt für abgedankte Sultaninnen geſprochen, ſcheint mir das aber doch ein ekler Anblick; und wenn die ſpitzfindige Wuth der Gräfin nicht lächerlich und verächtlich zugleich ſeyn ſoll, ſo muß ſie eine tiefe, von betrogener Liebe, Stolz und Wehmuth zerriſſene Seele verrathen.

Ich. Sehr wahr. Haben Sie Madame Unzelmann als Orſina geſehen?

Er. Ja. Eine allerliebste, kleine Dame, diese Mäd. Unzelmann?

Ich. Sie gefiel in dieser Rolle, und ich denke, mit Recht.

Er. O! eine Frau wie sie, gefällt immer; sollte es auch nicht immer die Richtigkeit des Spieles seyn, was an ihr gefällt. Eine so angenehme Person, eine so geschmackvolle Künstlerin, kann durch keine Fehler anstößig werden, wie sich Mad. Bürger einige zu Schulden kommen ließ. Mad. Unzelmann ist höchstens zu zierlich für ihre Situation, aber sie übertreibt die theatralischen Zierlichkeiten nicht. Wenn sie Manieren hat, so sind es doch nur solche, die man artigen Frauen im Umgange überall gelten läßt, und die sogar zu den Liebenswürdigkeiten ihres Geschlechtes gehören.

Ich. Verstehe ich Sie anders recht, so hat das Publikum geurtheilt, wie Sie. Man hat an Mad. Unzelmann einige Minauderien, an Mad. Bürger überhaupt die Affektation ihres Spieles getadelt. Die ersteren werden leicht, die andere wird sehr schwer verziehen.

Er. In der That, Mad. Bürger läßt den Tanzmeister hin und wieder zu sehr durchblicken;

Mad. Unzelmann dagegen macht uns die Schulen und die Meiſter vergeſſen, und wir haben nicht Zeit, an ſonſt etwas, als an ſie ſelbſt zu denken. Aber dafür iſt ſie Schauſpielerinn, Mad. Bürger nur — Dilettante. — Bei alle dem hat mich dieſe mehr gerührt, als jene; und, ſey es Natur, Takt, oder Zufall, in der Rolle der Orſina ſtellte die Anfängerin, nach meinem Gefühle, eine mehr tragiſche Perſon dar, als die geübte Aktrice.

Ich. Sie könnten Recht haben. Schade, daß Sie nicht in dem Falle waren, eine ähnliche Vergleichung der Mad. Bürger mit Mad. Rooſe, in der Rolle der Oktavia, anzuſtellen.

Er. Ich habe die Oktavia des Herrn von Kotzebue, oder vielmehr der Mad. Rooſe, zwei Mal geſehen. Wenn ich ſie noch ein Mal ſehen ſollte, ſo müßte es doch nur der Mad. Rooſe wegen ſeyn. Die Oktavia iſt kein Stück, nicht einmal ein Charakter; ſie iſt eine Rolle, und mehr das Werk der Schauſpielerin, als des Dichters. Man kann mit Verſtand und Empfindung, ohne alles Kunſttalent, den ausgeführten Charakter eines Meiſterſtückes glücklich darſtellen: aber die unbeſtimmte, auf bloßen

Effekt berechnete Anlage eines Charakters, wird nur das wahre mimiſche Talent bedeutend und intereſſant machen, und gleichſam erſt vollenden können. Mad. Bürger iſt zu ſchwach für dieſe Rolle; oder, wenn Sie lieber wollen, die Rolle iſt zu ſchwach für ſie.

Ich. Ihre Bemerkung däucht mir treffend; ſie erklärt zum Theil eine Erfahrung, die ſehr allgemein iſt. Die größten Schauſpieler gefallen ſich vorzüglich in Rollen, die beinahe nur ſkizziet ſind, und zu denen der Dichter, außer einigen glücklichen Situationen, bloß die grellen Umriſſe gab. Die Darſtellung eines Charakters, den der Autor dem Schauſpieler Zug für Zug vorgezeichnet hat, die Deklamation eines Dialogs, in dem kaum ein Wort verrückt werden kann, ohne daß eine Schönheit dadurch verloren geht, — kurz, eine Rolle, die ſich nicht ein wenig freier behandeln läßt, und wobei der Empfindungskraft des darſtellenden Künſtlers nichts zu thun übrig bleibt, ſcheint für einen geübten und talentvollen Schauſpieler etwas Beſchränkendes und Peinliches zu haben.

Er. So iſt es. Durch vortreffliche Stücke wird man ein Schauſpieler; in mittelmäßigen,

wenn sie mit Theaterkenntniß geschrieben sind, kann man zeigen, wie sehr man es schon ist. Die Lessinge, Engel, Göthe, sind keine Schriftsteller für unsere großen Akteurs und Aktricen; Schröder, Iffland, Kotzebue, Babo sind es ungleich mehr. Die letzteren haben größtentheils nur Rollen geschrieben; denn sie schrieben bloß für das Theater, und um darauf zu wirken. Die Kunst der Schauspieler erst macht ihr Werk zu etwas Ganzem und Lebendigen. Marinelli, die Orsina, brauchen beinahe nur gesprochen zu werden, und alle Kunst der Herren Brockmann und Koch, der Mad. Roose und Unzelmann reicht nicht zu, mehr aus einem Charakter von Lessing, Göthe oder Schiller heraus zu spielen, als der Dichter hinein gelegt hat. Betrachten wir dagegen die Oktavia, die Bianka und zwanzig ähnliche Rollen. Sie lassen uns kalt und zweifelhaft über das, was sie vorstellen sollen, ehe wir sehen, was eine Künstlerin, wie Mad. Roose, daraus zu machen im Stande ist. Diese Rollen sind nichts, wenn sie nur gesagt, oder gelesen werden; und das mimische Talent spielt nicht sowol den Dichter, als sich selbst, aus der Rolle heraus.

Ich. Sie erinnern mich an mehrere Stücke, die beinahe ganz unter der Kritik sind, und doch durch eine Rolle, die zufällig in die Hand eines Meisters fiel, Glück gemacht und sich erhalten haben. Ich nenne nur ein Paar der auffallendsten: die seltsame Audienz, und das neue ländliche Gemälde des Hrn. v. Holbein.

Er. Haben Sie Mad. Roose in diesem kleinen Stücke gesehen? — Welch eine Schauspielerin! Wer, der sie in dieser Rolle, oder als Margarethe, in den Hagestolzen, sah, sollte glauben, daß sie ein Fach haben könne, in dem sie noch bewundernswürdiger ist? — Johanna, Ophelia, Nina! Jede dieser Rollen wäre allein hinlänglich, den Ruhm einer Aktrice zu gründen. Und Oktavia! — Wie kann man es wagen, der Mad. Roose die Rolle der Oktavia nachzuspielen? —

Ich. Man beobachtet uns; und das Deklamatorium nimmt seinen Anfang. — Was erwarten Sie davon?

Er. Nichts, als die Entscheidung der Frage: ob die Natur, die Kunst oder eine zufällige Kenntniß der Situation, der Mad. Bürger die Rolle der Orsina einstudieren half.

Ich. Ihre Vermuthung über dieſen Punkt?

Er. Nach einer halben Stunde will ich Ihnen mein Urtheil ſagen, wenn Sie noch geneigt ſind, es zu hören.

Die Ouvertüre hatte indeß angefangen. Einige Damen näherten ſich meinem Sitze; ich ſtand auf, ihnen Platz zu machen, und zog mich unter die Menge zurück. Das Deklamatorium ging vorüber, ohne daß ich meinen alten Geſellſchafter wieder anſichtig wurde.

22.

Viel Lärm um Nichts.

Vorigen Freitag kam Herr Merfeld, gerüſtet und eilfertig, als ob er, ſeines Podagra's vergeſſend, einen Spaziergang nach dem Vorgebirge Trafalgar anzutreten gedächte, auf mein Zimmer, mir einen guten Morgen zu ſagen.

Nachdem er einige Male in der Stube auf und ab gegangen war, fragte er: ob ich wiſſe, was es Neues gebe?

»Nichts Beſonderes,« antwortete ich; »denn daß der Kapudan Paſcha mit ſeiner Flotte ausgelaufen ſeyn ſoll —«

»Es iſt weder von dem Kapudan Paſcha, noch von dem Kapidſchi Paſcha die Rede,« fiel Morfeld ein, »ſondern von unſerm Kollegen, Herrn Samuel Brink.«

»Bewahre! Was iſt unſerm Freunde begegnet?« fragte ich beſorgt.

»Noch ſo eigentlich Nichts,« erwiederte Morfeld; »aber zwiſchen heute und morgen kann ihm etwas ſehr Menſchliches begegnen, ſein letztes Ende nämlich.«

»Um's Himmels willen!« rief ich aus. »Welche plötzliche Krankheit! Reden Sie deutlicher, liebſter Morfeld.«

»Keine Krankheit; Herr Brink befindet ſich vollkommen wohl. Es iſt nicht mehr und nicht weniger, als ein Duell.«

»Pah!« ſagte ich lachend, »Sie ſcherzen, Hr. Morfeld. — Ein Duell! Brink und ein Duell!«

»Ich ſcherze nicht, Herr Weſt. Und in der ganzen Sache gibt es keinen Scherz, wenn nicht etwa der Doktor einen daraus macht; — denn die Waffen ſind noch nicht gewählt.«

»Was für ein Doktor denn? Kann ich den Hergang nicht im Zusammenhange erfahren?

»Wer sonst, als Ihr Doktor E.?« antwortete Morfeld. »Der kaustische kleine Mann ist wieder in Wien, und scheint dießmal seinen Eintritt durch ein Epigramm mit der Degenspitze bezeichnen zu wollen. Brink und er geriethen im Theater an der Wien an einander; der Zischer und der Klatscher waren mit dabei im Spiel. Um den weiteren Zusammenhang bekümmerte ich mich nicht. — Genug, die Sache hat ihre Richtigkeit.«

»Possen!« sagte ich. »Der Doktor und seine Epigramme sind gut genug für die Pritsche des Harlekins, aber nicht für den Degen eines Mannes, wie Samuel Brink.«

»Darin irren Sie, Freund,« erwiederte Morfeld. »Es kommt hierbei nicht auf den Gegner und die Wichtigkeit der Ursachen an. Die Araber schlagen sich der geringsten Kleinigkeiten wegen. Und kein Mensch versteht sich besser auf den Punkt, als ein echter Araber von altem Stamm. Ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich zutrug, als ich in Jemen war

Ein junger Emir, den ich in Beit-el-Zakih kennen lernte —«

In diesem Augenblicke hörten wir Brink's Stimme auf der Treppe. Gleich darauf trat er, mit dem Kapitän v. Solms, selbst herein.

Brink sah ungemein heiter aus, und grüßte uns freundlich. So ist der Schalk immer, wenn er etwas im Schilde führt. Er fragte nach meinem Befinden, und nach dem unserer Freundinnen v. Norberg und Sorben, die er seit einer Ewigkeit nicht gesehen habe. —

»Höre, Samuel!« unterbrach ich ihn, »es gehen wunderliche Geschichten von Dir herum; und Du siehst ziemlich darnach aus, als ob etwas Wahres daran wäre.«

Brink. Geschichten? Wohl möglich. Das müssen sich publike Personen, wie ich und Du sind, gefallen lassen. Aber was für Geschichten wären es denn?

Ich. Nicht eben die klügsten. Ist es wahr, Brink, was mir Herr Morfeld von Deinem Handel mit dem Doktor E. erzählt?

Brink. Meinst Du das? — Eine Kleinigkeit! Es wird gleich abgethan seyn. Du kannst

mittlerweile die Leichenrede des Doktors machen, Thomas.

Morfeld. Nun, Herr West? — (Mit einer Verbeugung.) Und ich bin so frei, lieber Brink, Ihnen meinen Arm als Sekundant anzubieten, wenn anders der Herr Kapitän nichts dagegen einzuwenden hat.

v. Solms. Ganz und gar nichts. Ich schlage mich nur an der Spitze von 200,000 Mann.

Ich. Aber seyd Ihr denn wirklich toll? Was für eine Ehrensache kann man mit einem Fanfarone, wie der Doktor ist, abzuthun haben?

Brink. Ein Desi, sonst nichts. Ich bin herausgefordert, Freund West! Du erinnerst Dich, hoffe ich, daß ich zum diplomatischen Corps gehört habe.

Ich (ärgerlich). Darf man nicht wenigstens wissen, was zu diesem wichtigen Handel Anlaß gab? Ich war mir nicht vermuthend, Herrn Samuel Brink den Don Quixotte des Wiener Geschmackes gegen einen kritischen Klopffechter aus Jena machen zu sehen.

Brink. Verwünscht, Thomas! Da hsta

Du einen Einfall, gerade wie der Doktor einen hatte. Er meinte, die Ritter und Knappen des Sonntagsblattes machten die Don Quixotte's des leidigen Menschenverstandes, der in dem Lande der Fajaken für Philosophie gälte. Nach seiner Behauptung besitzt Wien nur einen erleuchteten Kopf, und das ist der Zischer, von dem er hofft, er werde die stille Gesellschaft und ihre nüchterne Kritik aus dem Theater und der Journalistik hinauspochen.

Morfeld. Ist der Kerl rasend?

Ich. Laßt es ihn versuchen! Was nicht stehen kann, mag fallen. Nur geistige Waffen sollen meine Kritik und das Sonntagsblatt vertheidigen. Die Muse, der ich diene, will kein blutiges Opfer haben.

Brink. Damit ist es nicht gethan, Thomas, und wenn Du dem Unholde Deine Muse selbst auslieferteſt, obwol das eben nicht der schönste Zug in dem Charakter eines tapferen Mannes wäre. Wenn ich auch Dich, das Sonntagsblatt und alle Schriftsteller Wiens im Stiche lasse, so muß ich mich dennoch schlagen, und das um keiner geringeren Ursache willen, als um

die Ehre des deutschen Südens gegen die Insulten eines Norddeutschen zu retten.

v. Solms. Hat der Doktor die deutschen Südländer auf der ganzen Linie angegriffen?

Brink. Herr E. verachtet Alles, was südlich unter der Breite von Jena liegt, welches er als den eigentlichen Wendepunkt des deutschen Genies und Verstandes betrachtet. Er nimmt für bekannt an, daß der Kopf, oder eigentlich das große Gehirn und das Herz Deutschlands im Norden seyen; das kleine Gehirn, dessen Funktion durch Gall näher bestimmt ist, das Gebiß und den vierfachen Magen aber sucht er im Süden. Denn nach des Doktors Vorstellung ist Deutschland ein wiederkäuendes Thier von gar seltsamer Art und Gestaltung; er scheint es zu dem Geschlechte der Krabben zu rechnen.

Morfeld. Der Mensch weiß nicht, was er redet. Im ganzen Orient ist über dem 42sten Grade der Breite keine Kultur zu finden. Die größten Talente, wie die herrlichste Natur, sind zu allen Zeiten der Antheil und der Stolz südlicher Länder gewesen. Eine kleine hübsche Bäuerin in der Provence oder in Valencia hat mehr Witz, als nöthig ist, dem gelehrtesten deut-

ſchen Profeſſor und allen Studenten zu Halle und Jena die Köpfe zu verrücken.

Brink. Ich war ſo frei, die Einfälle des Doktors mit einigen Sarkasmen zu beantworten, die das Lachen der Umſtehenden erweckten, während zugleich unſer Freund, der Klatſcher, einen vollkommenen Sieg über das giftige Gezische ſeines Nebenbuhlers davontrug. Eine ältliche Dame, mit viel Feuer in Augen und Geberden, welche anfangs die Partei des Doktors zu nehmen ſchien, ſchlug ſich nun unvermuthet auf meine Seite, und lachte herzlich über meine Scherze. Da wurde der Mann grimmig, und verließ das Haus mit drohenden Blicken, wovon ich heute die Auslegung in einem Billette erhielt.

Morfeld. Sie haben Recht, Herr Brink. Der ganze deutſche Süden iſt durch das Betragen des Doktors herausgefordert. Die Algonkins ſind von den Irokeſen einer geringeren Beſchimpfung wegen ausgerottet worden.

v. Solms (in Gedanken). Der Süden gegen den Norden! Das iſt eine Kombination, aus der ſich etwas machen läßt. Ich habe immer gedacht, daß die Parallelkreiſe des Aequa-

tors die vollkommenſte Linie für den Krieg im Großen gäben.

Brink. Die Parallelkreiſe? Was Du ſagſt! Und ſind ſie zur Vertheidigung eben ſo tauglich, als zum Angriffe?

v. Solms. Zu einem ſo gut, als zum andern. In der neuen Strategie iſt das eine ausgemachte Sache.

Brink. Das will ich mir merken, Solms.

Ich. Die ſatyriſchen Ausfälle des Doktors ſind nichts Neues. Wenn Ihr Euch deßhalb ſchlagen wollt, ſo müßt Ihr gegen alle Journaliſten Norddeutſchlands in die Schranken treten, von Nikolai's Schatten angefangen, bis auf Falk und Merkel.

v. Solms. Das ſchadet nichts. Die norddeutſche Coalition hat die Baſis gegen ſich *). Wenn wir auf dem kürzeſten Schenkel des Dreieckes vordringen, ſo müſſen die Journaliſten ihre Poſition verlaſſen, oder kein Mann entkommt, falls ſie eine Schlacht wagen. Aufge-

*) Man vergleiche die ſtrategiſchen Schriften des Hrn. v. Bulow

den Fall haben sie ihre ganze Operationslinie verloren.

Brink. Sie warten nicht, bis Du vordringst. Die Herren sind auf den Angriffskrieg gestellt. Ist uns der Doktor nicht schon in's Land gefallen? Das ist ein Riß in Deinen Operationsplan, Solms. Nimm Dich in Acht!

v. Solms. Das sind bloße Streifpartheien, Brink, aus denen sich kein Feldherr etwas macht. Mit dem Haupt-Corps und dem Train können die Journalisten nicht vorwärts gehen. Sie haben zu viele Blößen in ihrem Rücken und ihre Flanken zu vertheidigen.

Morfeld. Gut bemerkt! Von Kriegssachen weiß der Kapitän zu reden, daß es eine Freude ist.

v. Solms. Topp, Samuel! Wenn Du mit den norddeutschen Journalisten anbinden willst, so bin ich dabei. Nicht als Anführer; dazu tauge ich nicht, wie Du weißt, aber im Generalstabe kann ich Dienste thun. Ich habe lange einen Zahn auf die Herren gehabt. Sie geberden sich auf dem Tummelplatze der Literaturbriefe, wie siebzehnjährige Gens d'Armes in den Rüstkammern des alten Friedrich. Wir ha-

den zu lange ſtill geſeſſen; daran liegt es. Sie ſollen die Süddeutſchen und meine Taktik kennen lernen. Der ganze Heerhaufen: die Journaliſten von Berlin, Leipzig und Weimar, ſollen es mit uns aufzunehmen haben; — einen einzelnen Traineur, wie der Doktor iſt, wollen wir laufen laſſen.

Brink. Wenn er ſelbſt läuft, will ich ihn nicht aufhalten; das iſt Alles, was ich Dir verſprechen kann. Aber wegen der Journaliſten nehme ich Dich bei'm Wort; und da wir eine ſo gute Baſis haben —

v. Solms. Die beſte Baſis von der Welt!

Brink. So hoffe ich, wird auch Weſt ſich dazu verſtehen, ſeiner langweiligen Friedfertigkeit ein Ende zu machen.

Ich. Wer den Frieden will, bereitet Krieg. Ihr ſollt mich auf alle Fälle gefaßt finden.

Morfeld. Gut; ſo wären wir einig. Aber was ſoll denn mit der Herausforderung des Doktors geſchehen, die ſo förmlich gemacht und angenommen wurde? — Ich muß Euch ſagen, daß ich mein verwünſchtes Bein nicht umſonſt in den Stiefel gezwängt haben will. Sehen Sie, Herr Brink, daß wir zur Sache kommen.

Ehe ein Europäer nur weiß, ob er sich schlagen soll, hätte ich mir mit einem Mauren oder Neuseeländer schon zehn Mal den Hals gebrochen.

Während wir redeten, war Herr Gregorius Palmer fast unbemerkt hereingetreten, und hatte sich, da er uns im eifrigen Gespräche fand, ganz stille niedergesetzt. Er winkte nun Herrn Brink zu seinem Stuhle, und fragte: ob er die Herausforderung bei sich habe?

»Ich glaube, ja!« antwortete Brink; und nachdem er alle seine Taschen durchsucht hatte, brachte er ein ziemlich unansehnliches Papier zum Vorschein, das er dem Herrn Palmer hinreichte.

»Der Herausforderer hat eine Hand, wie eine alte Köchin,« sagte Palmer, indem er das Blatt nach allen Seiten kehrte, um den Anfang zu finden. »Ich verstehe mich ein wenig auf die Physiognomie der Handschriften. Diese hier weissagt Ihnen nichts Gutes, Freund Brink. Ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts hat schon bemerkt, daß eine solche Hand einen blutdürstigen Charakter verrathe; und Gall's System bestätigt diese Beobachtung, wie Sie wissen. Er hat das Organ der Mordlust an

einigen Küchen-Tyranninnen sehr ausgebildet gefunden, die sich, wie Marat, durch eine ähnliche Alte-Weiber-Physiognomie ihrer Gesichts- und Schriftzüge auszeichneten. — Doch lassen Sie uns sehen, wie diese jungfräuliche Hand sich ausdrückt. (Er liest.) »Mein Herr! Sie kennen mich, wenn ich mich auch nicht nenne. Nach Ihrem Aussehen und Ihrer Sprache zu urtheilen, sind Sie ein Mann von Herz. Ich war daher erstaunt, Sie mir nicht schon gestern folgen zu sehen. Sie sind empfindlich für das, was man in der galanten Welt Ehre nennt, so finden Sie sich, heute oder morgen, nach sechs Uhr Abends an dem Orte ein, den Ihnen der Ueberbringer bezeichnen wird.

E —.«

v. Solms. Für den Doktor klingt die Ausforderung noch ganz manierlich.

Ich. Ist der Name nicht ausgeschrieben?

Palmer. Sehen Sie selbst!

Ich. Das ist des Doktors Hand nicht. Das Rendezvous, zu dem Brink in diesem Billette eingeladen wird, scheint eben auf keinen Todtschlag abgesehen zu seyn

Morfeld. Auf was denn sonst, wenn ich bitten darf?

Ich. Die Dame mit den Feueraugen, — haben Sie die vergessen, Herr Morfeld? — Ich wünsche Dir zu Deiner Eroberung Glück, Samuel!

Brink. Hole der Henker Deine Scharfsicht! Ich glaube beinahe, Du hast Recht.

Palmer. Ei, ei, Herr Brink! Ich war darauf gefaßt, Ihnen eine Predigt über die Sündlichkeit der Duelle zu halten. Wie ich nun sehe, muß ich Ihnen den Text über einen Hang zur Galanterie lesen, die ich Ihnen gar nicht zugetraut hätte.

Brink. Man traut Manchem nicht zu, was man von ihm erfährt. Hätte ich doch eben so wenig gedacht, daß unser decente Herr Ernst mir einen solchen Streich spielen könnte, als er mit diesem Billette gethan hat.

Morfeld. Wie kommt der alte Classicus in die Geschichte?

Brink. Er saß im Theater überaus ruhig und anständig neben der bewußten Dame, und hörte dem ganzen Auftritte zu, ohne ein Wort darein zu reden. Wie er mir vor einer halben

Stunde gestand, nahm er sich jedoch gleich vor, sich einen Spaß mit mir zu machen. Heute früh sandte er mir nun durch einen fremden Burschen diesen Fehdebrief, den ich zuerst selbst für eine Ausforderung, dann für die Einladung zu einem Rendezvous hielt, und dem Palmer nicht ohne Grund etwas Jungfräuliches anzumerken glaubte; denn Ernst's alte Haushälterin hat die Hand dazu geliehen.

Morfeld. Der Spaß ist ihm trefflich gelungen; er hat uns alle zu Narren gehabt. Mich ärgert dabei nur, daß ich mich so in den Staat geworfen habe. Es hätte kaum mehr Umstände gebraucht, mich zu meiner Afrikanischen Reise auszurüsten.

Brink. Apropos, Morfeld! Hätten Sie wol Lust, noch einmal nach China zu gehen?

Morfeld. Warum nicht?

Brink. Wenn Sie das thun, so lassen Sie sich doch von dem Kapitän seine Theorie der Parallelkreise zuvor recht deutlich machen. Hat es mit dieser Vertheidigungslinie seine Richtigkeit, so können die Chinesen die große Mauer ganz eingehen lassen; welches eine namhafte

Erſparung für die Finanzen dieſes Reiches ſeyn würde.

Morfeld. Sie haben Recht, Brink! Ich will daran denken, wenn ich meine Freunde, die Mandarinen, wieder ſehe.

Palmer. Da ſich die Sache ſo vernünftig aufklärt, könnte man nicht einen Nutzen für das gemeine Weſen daraus ziehen, und den Stoff, mit ein wenig Moral verſetzt, zu einem erbaulichen Theaterſtück verarbeiten?

Ich. Ein dramatiſches Sprichwort wäre allenfalls daraus zu machen. Aber welchen Titel würdet Ihr dem Impromptu geben?

Brink. Die ſtille Geſellſchaft im Harniſch, oder viel Lärm um Nichts.

Der Wald bei Hermannſtadt.

Das neue Schauſpiel der Frau von Weiſſenthurn: Der Wald bei Hermannſtadt, iſt in der vorigen Woche im k. k. Hoftheater drei Mal aufgeführt, und von dem, jedes Mal

zahlreich versammelten, Publikum mit einem Beifall aufgenommen worden, welcher die Frau Verfasserin über die Mißgunst der Kritiker und mancher ihrer Nebenbuhler mit voller Beruhigung hinweg sehen lassen kann. Das theatralische Glück dieses Drama's scheint entschieden gemacht zu seyn; ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich dem Wald bei Hermannstadt auf allen Bühnen Deutschlands eine gleich günstige Aufnahme und eine längere Dauer auf dem deutschen Repertoire verspreche, als dem Machtspruch, und vielleicht selbst der Bianca della Porta. Der Kapitän von Solms und Herr Morfeld sind hierin mit mir völlig Einer Meinung, und unser neuer Alliirte, der Klatscher, war von dem Stücke so sehr entzückt, daß er es für ganz überflüssig hielt, das Signal des kleinen Trommelschlägers abzuwarten, um das Haus von seinen stärksten Beifallsbezeigungen erschallen zu machen. Bei diesen Umständen habe ich als Journalist nichts zu thun, als der Frau Verfasserin zu dem Erfolge ihres Werkes Glück zu wünschen, und allenfalls die einzelnen Urtheile bekannt zu machen, die mir darüber zukommen. Der nachstehende Brief kann

zugleich dazu dienen, die Verfasserin von den wohlwollenden Gesinnungen eines Mannes zu überzeugen, von dessen kritischer Strenge man ihr, ohne hinlänglichen Grund, eine unvortheilhafte Meinung beigebracht zu haben scheint.

Mein Herr!

In dem Schreiben der Madame Weissenthurn findet sich eine Stelle, die mich betrifft. So angenehm und schmeichelhaft es in der Regel ist, von einer Dame bemerkt zu werden, so sehe ich doch mit Bedauern, daß die Verfasserin der Adelheid von Burgau mich für einen strengen Richter hält. Auch nennt sie mich einen grundgelehrten Doktor. Da man nun durch Strenge und Gelehrsamkeit den liebenswürdigen Frauen wol nicht am besten empfohlen ist, so liegt es mir am Herzen, mich von diesen lobenden Vorwürfen frei zu machen, wenn ich nur wüßte, wie ich dieß anstellen soll.

Das beste Mittel wäre vielleicht, wenn ich öffentlich bekannt machte, daß, nach meinen Beobachtungen, der Wald von Hermann-

ſtadt die Erregung bis auf 40 Grade gebracht habe. Allein ich kann dieſes, um der Wahrheit willen, nicht thun. Denn mein geſunder Mann, an welchem ich die Experimente anſtelle, befindet ſich gegenwärtig auf dem Lande, und nicht in Wien. Man kann ihn überhaupt nicht leicht bewegen, in den heißen Sommertagen das Theater zu beſuchen. Nun habe ich zwar bemerkt, daß bei mehreren ſehr robuſten Naturen das genannte Stück eine auffallend gute Wirkung hervorgebracht hat; allein dieſe Herren waren nicht meine Patienten, und ich kenne ſie zu wenig, um mich auf ſie zu verlaſſen.

Ich bin daher ſelbſt in's Theater gegangen, um für's erſte nur an mir einige Beobachtungen anzuſtellen, und muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß mir der Wald von Hermannſtadt recht wohl gefallen hat. Die Temperatur im Schauſpielhauſe ſtand ſehr hoch, gleichwohl fühlte ich mich durch das Stück in eine behagliche Stimmung geſetzt, und durch mehrere Scenen recht eigentlich erfriſcht. Meine Frau hatte mich begleitet, und theilte mit mir das Vergnügen an dieſer Vorſtellung. Beſonders lobte ſie den lebhaften romantiſchen Gang des erſten Aktes, die Cha-

rakteriſtik der redlichen Waldbewohner, und den ſinnreichen Einfall, daß der unerkannten Prinzeſſin von Bulgarien zur Probe gehuldigt wird. Sie fand die Begebenheiten verſtändig an einander gereiht, und die Aufmerkſamkeit faſt durchgängig beſchäftigt. Nur im letzten Akte ſchien es mir, als ob die Erregbarkeit ſich, aus Mangel an reizenden Potenzen, zu ſehr anhäufte, und den Zuſchauer in einen Zuſtand von direkter Schwäche verſetze. Meine Frau, welche viel Takt beſitzt, meinte, das Stück würde überhaupt gewinnen, wenn die beiden letzten Akte in einen zuſammengezogen würden. »Der bulgariſche Geſandte,« ſagte ſie, »ſtreitet ein wenig zu lange mit dem Herzoge, ob dieſer ihn anhören ſoll oder nicht, die Entwicklung hängt an einem Faden, die Hitze iſt groß, und man wünſcht das Ende, das ſo leicht herbei zu führen iſt.«

Trotz dem ſind wir Beide ganz geſund nach Hauſe gegangen. Wie viel wir, bei dieſem guten Erfolge, der Verfaſſerin, wie viel wir der vortrefflichen Aktion der Schauſpieler zu danken haben, läßt ſich nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen. Gewiß iſt es aber, daß unſer Brockmann

auch hier sein großes Talent, einen kräftigen, gefühlvollen Naturmenschen mit Wahrheit darzustellen, in vollem Lichte gezeigt hat. Dieser treffliche Künstler könnte kranke Herzen gesund machen, aber er ergreift auch das gesunde Gefühl und rührt es, besonders, wenn er nicht durch Dichter, die sich in langen Predigten gefallen, genöthigt wird, den Lehrton anzunehmen. Wo Leidenschaft, oder wo eine einfach große Gesinnung aus ihm sprechen soll, da ist er selbst der Liebling meines gesunden Mannes.

Meine Frau, die mich bei diesem Briefe überrascht, dringt darauf, ich möchte Sie, bester Herr West, bitten, das heitere Spiel und die angenehme Natur des Herrn Roose recht ausführlich zu loben. Auch wünscht sie, daß der Madame Koberwein ein artiges Kompliment gemacht werde, weil sie an jenem Abende sich besonders Mühe gab, und weil ihre Mühe oft so schön und glücklich gelang. Von Herrn Koberwein schweigt meine Frau; ich weiß aber, daß er ihr sehr wohl gefällt.

Sollten Sie, mein wertheſter Herr West, sich durch diesen Brief bewegen lassen, meinen und meiner Frau Wunsch zu erfüllen, so werde

ich mich von Neuem gegen Sie verpflichtet erkennen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Dr. Wiederhold.

23.

Die Dunſenſtühle.

Sonntag, den 9ten Auguſt.

Alle Welt kennt die berühmte Familie der Dunſe, aus deren Schooße einige der tiefſinnigſten Kritiker und die allerernſthafteſten Geſichter hervor gegangen, welche die neuere Zeit ſah: aber nicht Jedermann weiß, daß ein paar Zweige dieſes erlauchten Stammes, ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach Deutſchland verpflanzt, und ſeit geraumer Zeit auch bei uns einheimiſch geworden ſind. Die Kataſtrophe, die, nach der Geſchichte, das Haus der Dunſe um das Jahr 1742 in England erlitt, ſcheint die Auswanderung mehrerer Abkömmlinge deſſelben zur Folge gehabt zu haben; denn ich finde in den gelehrten Streitſchriften der da-

maligen Zeit verschiedener Dunse erwähnt, die in Deutschland gelebt, und mit dem Herrn Professor Gottsched in sehr vertrauten Verhältnissen gestanden haben müssen. Etwa ein Jahrzehend später machte sich ein Nebenzweig der Familie in Frankreich bekannt, wenn den etwas zweifelhaften Nachrichten des Charles Palissot de Montenoy anders zu trauen ist. Wann die ersten Dunse nach Wien gekommen seyen, bin ich außer Stande zu sagen, doch hat sich vermuthlich schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Magister Nathanael Duns einige Zeit in unserer Stadt aufgehalten, und zwar in Begleitung des berühmten Cavaliere Pococurante, Nobile di Venezia, dessen Sekretär und eigentliches Orakel er gewesen seyn soll; wie ich dieß in meiner Geschichte der deutschen Dunse, die in der nächsten Ostermesse erscheinen wird, ausführlich zu berichten gedenke.

Die größte Merkwürdigkeit, welche mir in der besagten Geschichte auffiel, ist ein Familien-Pakt, den die Dunse, bald nach ihrer Einwanderung in Deutschland, wie es scheint, unter sich geschlossen haben. Ich halte dieses Aktenstück für eine der interessantesten Urkunden der

neueren Zeiten, denn es enthält die unerwartetsten Aufschlüsse über mehrere, außerdem unerklärbare, Erscheinungen der deutschen Kultur- und Gelehrten-Geschichte. Der Verfasser des Familien-Paktes war unstreitig ein sehr scharfsinniger Kopf, und seine Absicht scheint nichts geringeres gewesen zu seyn, als eine Art literarischer Freimaurerei zu stiften, deren oberste Leitung den Abkömmlingen der Dunse, durch diesen Vertrag, auf ewige Zeiten gesichert werden sollte. Vermöge des ersten Artikels leisten die Dunse — ganz gegen ihre ehemalige Gewohnheit — feierlich Verzicht auf die Ehre der Schriftstellerei, und auf allen Antheil an der Verwaltung öffentlicher Aemter und Würden. Dagegen nehmen sie förmlich und für immer Besitz von dem weitläufigen Gebiete der Kritik, und machen es sich zur allgemeinen Pflicht, alles zu ergründen, abzuwägen und haarscharf zu recensiren, was hinfort von Andern gedacht, gethan, gesagt oder geschrieben werden sollte. Die jungen Dunse werden durch das Familiengesetz angewiesen, die höchste Sorgfalt auf die weise Komposition ihrer Gesichtszüge und auf den sparsamen Gebrauch der Worte zu wenden, deren Kraft und Gewicht

durch eine große Anzahl besonderer Regeln genau bestimmt werden. Ein Duns soll nie den Mund öffnen, ohne Etwas zu sagen, das klingt wie ein Orakelspruch. Wenn er über das, was von einer Sache zu denken sei, zweifelhaft ist, so soll er weislich mit dem Kopfe nicken, die rechte Schulter ein wenig sinken lassen, oder den Blick bescheiden zur Erde richten. In Gegenwart von schwachen Brüdern aber, und unter Leuten, von deren Köhler-Glauben er überzeugt ist, soll er decidirt und trocken vor sich hinsehen; mitunter ein Mal hohnlächeln oder die Nase rümpfen und den Fall mit einem kurzen: passe! oder d u m m! entscheiden. Die einzige Absicht eines echten Dunses muß seyn, den Kredit und Einfluß seiner Familie, und die Autorität der ernsthaften Gesichter gegen alle Welt zu behaupten und auszubreiten, sich selbst aber allenthalben in das Ansehen eines durchdringenden und überlegenen Geistes zu setzen. Deßhalb wird den jungen Zöglingen eingeschärft, nie auf einer eigenen Meinung zu beharren — als welches oft gefährlich sey — und keinen anderen Grundsätzen, als denen des Familien-Paktes, anzuhängen; vielmehr sich immer klüglich der herr-

schenden Partei anzuschließen, auch mit der Mehrheit der Schriftsteller, besonders der Journalisten, mit den Mäcenaten und anderen markanten Personen im Publikum sich in scheinbar gutem Vernehmen zu erhalten. Schließlich und hauptsächlich sind sämmtliche Mitglieder und Angehörige des Familienvereins gehalten, verpflichtet und an Eides Statt verbunden, für die ehr- und glorwürdige Sache der Dunsenschaft so viele Proselyten, Freunde und Vertheidiger anzuwerben, als irgend thunlich und möglich ist; welches mit anderen Worten heißt: den Schein der Vernunft und Rechtlichkeit, so viel an ihnen liegt, allgemein zu machen, der Entwickelung des eigenen Verstandes und Charakters aber, auf alle nur erdenkliche Weise, entgegen zu arbeiten.

Ohne Zweifel haben es die deutschen Dunse diesen außerordentlichen Vorsichten und der beispiellosen Beharrlichkeit, womit sie auf ihrer Familienregel bestanden, zuzuschreiben, daß sie das Schicksal, welches ihre Vorfahren in England und Frankreich traf, bisher in unserem Vaterlande nicht nur nicht erfahren, sondern sich vielmehr zur Zeit noch überall in gutem Ansehen

und bei ihrem stillen Einflusse erhalten haben. Die Familie hat sich mittlerweile durch Verschwägerungen und Adoptionen ungemein ausgebreitet. Es gibt jetzt kaum eine mittelmäßige Stadt in Deutschland, welche nicht, wenn auch keinen ordentlichen Dunsen-Stuhl, doch wenigstens ein delegirtes Schöppengericht der Dunsenschaft aufzuweisen hätte. In Jena, Tübingen, Berlin, und seit Kurzem auch in Wien, befinden sich dermalen die vier Hauptstühle der Verbrüderung deutscher Nation; und ich weiß, daß seit einigen Jahren davon die Rede ist, in der Nähe der zuerst genannten Stadt noch einen höheren, oder Königsstuhl, für das erst zu erwählende sichtbare Oberhaupt der Dunse, zu errichten. Von den besagten Stühlen und Gerichtshöfen werden nun Tag für Tag alle literarischen Angelegenheiten in höchster Instanz, jedoch in aller Stille abgeurtheilt, die Sentenz, wo es nöthig scheint, an die dienenden Brüder unter den Journalisten zur Kundmachung abgegeben, und — was die Hauptsache ist — durch eine zahllose Menge unsichtbar geleiteter Zöglinge und blinder Anhänger, vermittelst des gesellschaftlichen Umtriebes, zur

wirklichen Exekution gebracht. Ein Buch oder Kunstwerk, das von dem Dunsenstuhle gerichtet ist, wird dadurch, im Umfange seiner Jurisdiktion, gleichsam für vogelfrei (hors de la loi) erklärt. Jedem Mutterkinde und Gelbschnabel, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, ist erlaubt, dasselbe, so viel an ihm liegt, todt zu reden, und die furchtbaren Worte: fade — ennuyant — gemein — geistlos — platt — erbärmlich! — darüber auszusprechen. Gegen die Sentenz des Dunsengerichtes gilt kein Ansehen der Zeit noch der Personen. Man hat, durch seine Aussprüche, Meisterwerke, welche das Vorurtheil von Jahrhunderten für sich haben, an Einem Abende — in der Meinung der Dunse und ihres Anhanges — vernichtet gesehen. Wieland wie Kotzebue, Lessing wie Jünger und Iffland, sind auf solche Weise der Spott unserer kleinen Söhne und Töchterchen geworden. Ich habe bemerkt, daß manches sechzehnjährige Fräulein, welches ihren Katechismus noch nicht recht inne hat, sich heraus nimmt, über den Inhalt und Werth von Schriften, die ihre Fassungskraft offenbar weit übersteigen, ganz kurz und bündig abzuurtheilen; eine Erscheinung, die

mich besorgen läßt, daß die löbliche Anstalt der Dunsengerichte zur Ausbreitung der Nasenweisheit in unseren Landen mehr beitragen möchte, als zum Nutzen und Frommen der Welt geradezu nöthig ist.

Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß die sonderbare Einrichtung der Dunsenstühle ungleich mehr auf die Literatur unseres Vaterlandes gewirkt hat, als die Schriftsteller gewöhnlich glauben. Die zunehmende Petulanz der Jugend, der immer allgemeiner werdende Hang zu losen Machtsprüchen und wegwerfenden Urtheilen über Gelehrsamkeit, Verstand und Regeln, hat, allem Ansehen nach, tiefere und verborgenere Quellen, als diejenigen sind, die man in den öffentlichen Verhandlungen der literarischen Welt erkennet. Es scheint darauf angelegt zu seyn, die alte Konstitution der deutschen Gelehrten-Republik insgeheim gänzlich zu untergraben, die Wissenschaften und die eigentlichen Gelehrten in den Augen des Volkes täglich entbehrlicher zu machen, und so, auf den Ruin aller wahren Talente und Kenntnisse, die lange vorbereitete Usurpation der Dunse zu gründen. Ich bin benachrichtigt, daß die dirigirenden Häupter

und geheimen Emiſſäre dieſer gefährlichen Sekte nie thätiger geweſen ſind, als in den letzten acht bis zehn Jahren. Sie haben gewußt, durch Schmeicheleien und Vorſpiegelungen von mancherlei Art, einige vorzügliche Köpfe der Nation in ihr Intereſſe zu ziehen, und ſolchergeſtalt die Optimaten und natürlichen Vertreter der Gelehrten-Republik ſelbſt in ihre ſchlimmſten Feinde zu verkehren. Vornehmlich aber haben ſie keine Mühe geſpart, um einen der genievollſten (und, gebe Gott! auch der weiſeſten) Männer unſers Jahrhunderts, zu dem Ihrigen zu machen, indem ſie ſeine Menſchlichkeit, durch das hinterliſtige Anbieten von Alleinherrſchaft und abgöttiſcher Verehrung zu berücken, und ſeinen Ehrgeiz, durch die vorgeſpiegelte Ausſicht auf den königlichen Stuhl der Dunſe, oder auf einen angeblich für ihn zu errichtenden moraliſch-äſthetiſchen Kaiſerthron, zu verführen ſuchten — wozu er doch weder nach ihrer wahren Abſicht beſtimmt iſt, noch, vermöge ſeiner Geburt, Abſtammung und natürlichen Anlagen, jemals gelangen kann — über welche ſeltſame, und in vieler Rückſicht merkwürdige, Umſtände ich nicht verfehlen werde, der wißbegierigen Welt in mei-

nem großen historischen Werke die weiteren Aufschlüsse mitzutheilen, vorläufig aber nicht für unnütz erachtet habe, durch diese wenigen Winke, den Verständigen einen ersten Anlaß zur Vorsicht und zum Nachdenken zu geben.

Da ich mit einem, für den Kredit und das vermuthliche Stehen oder Fallen der deutschen Dunse, so wichtigen Unternehmen beschäftigt bin, so befremdet es mich in der That, zu hören, daß einige Angehörige und dienende Brüder des hochachtbaren Dunsen-Stuhles in Wien sich, auf eine etwas vorlaute und ungebührliche Art, über mich, meine Freunde, und den Zweck und Ton dieser Blätter, haben vernehmen lassen. Sie stellen sich erstaunt, daß Leute, die von keinem ordentlichen Dunsen-Gerichte dazu autorisirt sind, sich herausnehmen, ihren Verstand zu gebrauchen, und über Sachen des Geschmackes ein eigenes Urtheil zu haben. Noch mehr setzt es sie in Verwunderung, daß die Lesewelt von diesem Urtheile Notiz nimmt und sich hin und wieder darnach zu richten scheint. Nach ihrem Betragen zu schließen, wäre das Sonntagsblatt ein Ding, das nicht ist, und um das sich kein Mensch in der Welt be-

kümmern ſollte. Auf das Stillſchweigen der angeſehenſten Dunſen-Stühle und die dummdreiſten Angriffe eines fremden Werkeltagsblattes geſtützt, glauben die beſagten Vettern und Baſen leichtes Spiel mit mir und meiner Wochenſchrift zu haben. Sie ſind daher ſeit einiger Zeit ungemein neckiſch geworden, und haben es offenbar darauf angelegt, das Sonntagsblatt, durch die gemeinen Mittel der Afterrede und des geſellſchaftlichen Schnickſchnacks, in Verruf und allgemeine Ungunſt zu bringen. Ihr hoher Gönner, der Herr Doktor Ezechiel Jonathan Godofred Duns, dermaliger Stammhalter der Familie und Meiſter des Stuhles von Wien, hat es jedoch bisher noch immer für rathſamer gehalten, wenigſtens ſcheinbar gute Nachbarſchaft mit mir und den Meinigen zu pflegen; und wirklich iſt nicht abzuſehen, welche Eiferſucht oder Kolliſion zwiſchen der ehrwürdigen Phyſiognomie des Herrn Dr. Duns und meiner eigenen drolligen Geſtalt ſollte entſtehen können. Ich weiß demnach auch nicht, ob die mehrbelobten Herren und Damen dem Intereſſe, und ſelbſt dem Willen ihres Patrons und Meiſters, durchaus gemäß verfahren, da ſie ihn in offen-

baren Unfrieden und Zwieſpalt mit Menſchen ſetzen, denen er nicht ſchaden kann und nicht zu nützen braucht, die mehr dazu aufgelegt ſind, ſich und Andere zu ergetzen, als eine wichtige Figur in der Welt vorzuſtellen, und die — was ich ſie wohl zu bemerken bitte — vor dem allerernſthafteſten Pagodengeſichte nicht mehr Reſpekt haben, als vor einer gelben Rübe, falls nämlich eben ſo wenig Gehirn darin iſt. In Betrachtung deſſen verſehe ich mich zu der bekannten Politik und klugen Mäßigung aller echten, der Ueberlegung noch fähigen Dunſe, daß ſie dem unziemlichen Betragen ihrer jüngern Söhne und Töchter förderſamſt Einhalt thun, ja ſelbſt nichts außer Acht laſſen werden, um die freundnachbarlichen Verhältniſſe herzuſtellen, welche bis jetzt zwiſchen der ehrbaren Familie der Dunſe und der harmloſen Geſellſchaft der Stillen im Lande ſo glücklich beſtanden haben.

Th. W.

Der Kunstrichter und die Recensenten.

(Aus Palmer's Wörterbuche.)

Der vielbedeutende Name eines Kunstrichters soll einen Mann bezeichnen, welcher Macht hat, über Werke der Kunst ein rechtskräftiges Urtheil zu fällen, und dieses Urtheil durch die Bekanntmachung zugleich in Ausführung zu bringen. Hierbei tritt nun der bedenkliche Umstand ein, daß es keine Autorität gibt, welche einen solchen Richter in sein Amt einsetzte, oder ihn vorher einer Prüfung unterzöge, ob er auch der Gesetze hinlänglich kundig sey, und überhaupt die Eigenschaften besitze, die von einem Richter gefordert werden. Vielmehr setzt ein solcher Richter in der Regel sich selbst ein, und handelt aus eigener Machtvollkommenheit, ohne auch nur über die Gesetze, nach denen er verurtheilt und lossspricht, genügende Auskunft zu geben. Denn das Schlimmste ist, daß im Gebiete der Kunst die Gesetzgebung selbst voll Zweifel und Unsicherheit, und (nach der Behauptung Vieler) nirgends ein Kodex vorhanden ist, an den ein Richter, der es redlich meint, sich mit vollem

Vertrauen halten könnte. Wer in Sachen des Geschmackes mit Sicherheit urtheilen soll, muß das Gesetz in sich selbst tragen, und indem er sein Gefühl frei walten läßt, der Eingebung des Augenblickes die Deutlichkeit und Haltung eines Grundsatzes zu ertheilen wissen.

Hieraus scheint zu erhellen, daß der Kunstrichter eben so wohl geboren werde müsse, als der Künstler, und daß es eine nicht minder fruchtlose Anmaßung sey, sich ohne innern Beruf zum Beurtheiler von Kunstwerken aufzuwerfen, als, der Natur und den Musen zum Trotz, die göttliche Kunst wie ein niedriges Handwerk zu treiben. Der gemeine Verstand reicht schlechterdings nicht zu, ein Werk des Genies in seiner Fülle und Tiefe zu ermessen; wer nicht wenigstens Sinn für das Höchste in der Kunst hat, bemüht sich umsonst, es zu erkennen und in seinem Wesen zu ergründen. Aber mit diesem ursprünglichen Kunstsinne muß die größte Unbefangenheit des Urtheils, die reinste Wahrheitsliebe, und das tiefste Studium der alten und neuen Meisterwerke verbunden seyn, wenn die Naturanlage sich zu der Reife und Sicherheit des Geschmackes erheben soll, die den wahren Kunstrichter in sei-

nen Entscheidungen allein leiten dürfen. Kunstsinn und vielseitige Ausbildung, ohne Tiefe und Wahrheitsliebe, machen den Kunstsophisten; alle diese Eigenschaften vereinigt, ohne völlige Deutlichkeit der Begriffe und Grundsätze, den Kunstschwärmer. Man kann viel Geschmack und Geist haben, und doch ein schlechter Kunstrichter sein. Voltaire deraisonnirt, wenn er ein Urtheil über Shakspeare oder Calderon fällen will; Herr Schlegel dichtet dem Woldemar und Wilhelm Meister an, was ihm beliebt, um aus dem einen ein unsittliches Buch, aus dem andern ein Wunderwerk des Genies und der planvollsten Absichtlichkeit zu machen; manche unserer neuesten Aesthetiker faseln, wenn sie die Principien ihrer Kritik festsetzen sollen. Der wahre Kunstrichter wird die Strenge seiner Grundsätze zuerst wider sich selbst richten, und das System seiner Kritik nicht eher für begründet halten, als bis er es mit sich selbst und den großen Mustern in Uebereinstimmung gebracht hat. Kunstprincipien, mit denen das Vortrefflichste, was die Kunst geleistet hat, nicht zusammen bestehen kann, sind eben so gewiß falsch, als diejenigen, nach welchen alles, was das

Genie hervorbrachte, für musterhaft gelten muß. Ehrerbietung für die großen Meister ist der Anfang aller Kritik; die Selbstständigkeit des Urtheils, ungeachtet jener Ehrerbietung, kündigt ihre Reife an. — Bei so bewandten Umständen möchte man fast glauben, daß es noch weniger große Kunstrichter als Künstler gebe, und daß selbst von denen, welche in neuerer Zeit unter den Deutschen für Aristarchen der Kunst erklärt wurden, kaum Einer die Eigenschaften in sich vereinige, die den Kunstrichter im eigentlichen Sinne des Wortes ausmachen.

Es gibt jedoch eine zweite, noch immer sehr achtungswerthe Klasse von Beurtheilern, die, mit gewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstet, gar wohl geeignet sind, dem Publikum von den Erscheinungen der Kunst einen verständigen und unparteiischen Bericht zu erstatten. Das Letztere scheint die Bestimmung der, nach der Einrichtung unserer Literatur, nothwendig gewordenen Recensions-Anstalten zu sein. Das Urtheil eines Recensenten ist die einzelne Stimme eines mehr oder minder sachkundigen Mannes, über ein Werk oder eine Kunstleistung, welche der öffentlichen Beurthei-

lung zugänglich sind, und die daher nöthigen Falls von Jedermann, der sich mit der Sache bekannt machen will, berichtigt werden kann. Eine solche Stimme gilt nicht mehr, und muß nicht mehr gelten wollen, als jedes andere Privaturtheil; weßhalb es schon für unziemlich, und nach Umständen wol auch für lächerlich gehalten wird, wenn ein Kritiker solcher Art seine einzelne Meinung als Aussprüche der Kritik ankündigt und, auf das oft usurpirte Ansehen eines recensirenden Blattes gestützt, ohne hinlängliche Gründe und Beweisstellen über den Werth oder Unwerth eines Kunstproduktes abspricht, dessen Hervorbringung in der Regel doch mehr Verstand und Geist voraussetzt, als nöthig sind, eine ganz lesbare Recension zu machen. Bescheidenheit, die den Schriftstellern und Künstlern so häufig empfohlen wird, scheint daher eine Tugend zu seyn, deren sich zu befleißigen auch ein gewöhnlicher Kunstrichter alle Ursache hat.

Neben diesen, mehr oder minder ehrenwerthen, Meistern und Dienern der Kritik hat man aber auch zu allen Zeiten noch eine Gattung kritischer Freipartisten sich hervorthun sehen, die,

mit oder ohne Talent, das Kunſtrichteramt als ein Mittel behandeln, ſich eine Art von Anſehen und Wichtigkeit in der Kunſtwelt zu verſchaffen, und aus Lob und Tadel ein regelmäßiges Gewerbe zu machen. Ein wenig derber Menſchenverſtand, einige Gewandtheit in der Dialektik, ziemlich viel Skurrilität, vor Allem aber eine nie erröthende Stirn, das ſind die Eigenſchaften, welche einem ſolchen Kritiker zu Gebote ſtehen müſſen. Eigentlicher Kunſtſinn und gründliche Kenntniſſe ſind ihm überflüſſig, ſelbſt das, was er beurtheilen will, braucht er nicht beſonders zu kennen, denn ſein Urtheil muß immer ſchon zum Voraus fertig ſeyn, und es kommt bei dieſer Art von Kritik nicht ſowol auf das an, was eine Sache iſt, als auf das, was man daraus machen will. Das Gute loben und das Schlechte tadeln, kann Jeder, der das gewöhnliche Maß von Einſichten beſitzt; aber eine Stümperei zum Meiſterwerke zu ſtämpeln, und das Werk eines Meiſters zur Pfuſcherarbeit herabzuziehen, dazu gehört Genie, und das lernt man nicht von Ariſtoteles, Kant und Leſſing. Im ſchlimmſten Falle findet ſich wol auch Jemand, der dem Kritiker ſeine Kenntniſſe oder ſeinen

Witz um ein Billiges leiht, und die alten Pedanten ſelbſt in die Schule nimmt, wenn ſie ſeinem Patron zu nahe treten ſollten.

Bei allen dem iſt es nöthig, daß ein ſolcher Mann einige Vorſichten treffe und ſich gewiſſe Praktiken eigen mache, vermittelſt deren man über Alles in der Welt urtheilen und für einen profunden Kenner gelten kann, ohne von der Sache eben mehr zu verſtehen als ein Anderer, der ſeine fünf Sinne beiſammen hat. Man muß nämlich im Ganzen nie auf die Sache ſelbſt eingehen, ſondern nur einige Einzelnheiten herausheben, dieſe aber ſo ſcharf und grell, daß Jeder, der es nicht beſſer weiß, ſich einbildet, er hätte das auch gedacht; dann muß man vom Einzelnen gleich einen tüchtigen Schluß auf's Ganze machen, und mit den hergebrachten Recenſentenformeln recht platt und durchgreifend darüber abſprechen. Iſt das Urtheil gar zu impertinent, ſo, daß dem Schwächſten die Nullität des Rechtesſpruches einleuchten muß: ſo ſagt man, eine erſchöpfende Erörterung des Gegenſtandes werde nächſtens in einer beſonderen Abhandlung folgen. Eine ſolche Abhandlung (wenn der Recenſent zur Probe eine liefern will)

braucht nichts als ein Kommentar über den nützlichen Satz zu seyn: »wie man leicht denken und doch gründlich schreiben könne;« welcher Satz, im Vorbeigehen gesagt, für einen Kritiker dieser Gattung von der größten Wichtigkeit ist, wie wir demnächst, ebenfalls in einer besonderen Abhandlung, ausführlich zeigen werden.

Die Hauptsache ist, daß ein solcher Kritiker sich frühzeitig bei den Leuten, die selbst kein Urtheil haben, in ein gewisses Ansehen setze, und sich den Kunstgenossen als einen Mann zu erkennen gebe, von dem sie, nachdem er bei Laune ist, das Beste oder Schlimmste zu erwarten haben. Man muß bei Zeiten erfahren, daß, wer nicht mit ihm ist, ihn wider sich haben werde; und diese Maxime ist es, worauf eigentlich der Recensent das ganze Gebäude seiner kritischen Furchtbarkeit gründen muß. Zum Anfang wird es jedoch rathsam seyn, daß er sich durch Lobsprüche und Schmeicheleien einige Freunde unter den Schriftstellern erwerbe, und durch die bescheidene Anerkennung dieses oder jenes beliebten Autors, oder durch einen beherzten Angriff auf einen vorlauten Stümper sich die unparteiische

Lesewelt geneigt mache; dann wagt er es ein Mal, einen Autor oder Künstler von Talent, aber noch nicht entschiedenem Rufe, mit vornehmer Miene in die Schule zu führen; von einem Anderen gibt er zu verstehen, daß er wol Vieles an ihm zu tadeln wüßte, wenn es der Mühe werth wäre, u. dergl. Ueberhaupt ist es dem Recensenten sehr zu empfehlen, im Loben und Tadeln neben dem direkten, auch den indirekten Weg einzuschlagen, seine schärfsten Pfeile aus dem Hinterhalte abzuschießen, und die gröbsten Schläge dann auszutheilen, wenn der, den sie treffen sollen, gar nicht weiß, wie er dazu kommt. Dieß muß so oft, und an so vielen Orten als möglich, geschehen, bis selbst der behutsame Leser zweifelhaft wird, ob die Sache nicht doch einen guten Grund habe.

Ist der Kritiker erst so weit, so darf er schon etwas mehr versuchen. Er spricht nun einem Werke, worin sich unläugbar Genie zeigt, und welches entschiedenen Beifall gefunden hat, nicht nur auf die wegwerfendste Art alles Verdienst ab, sondern macht es recht eigentlich zur Zielscheibe seiner kritischen Strategie und Schwarzkunst. Weil es doch etwas gefährlich ist, sich

allein gegen die allgemeine Meinung aufzulehnen, so sucht man noch ein paar Stimmen gegen das verhaßte Werk zu gewinnen, welches auf allerlei Wegen zu erreichen ist, und der Sache wenigstens den Schein gibt, als hätte der Recensent nur die Ueberzeugung vieler gleichgesinnten Kenner ausgesprochen. In solchen Umständen ist es besonders zuträglich, eine auswärtige Unterstützung zu finden, wozu die nie genug zu lobende Einrichtung der Korrespondenz-Nachrichten eine immer bereite Gelegenheit darbietet. Da kann man den erwähnten Beifall entweder ganz wegläugnen, oder ihn allerlei zufälligen Ursachen, wol auch unlauteren Einwirkungen zuschreiben, nach der bekannten Regel:

Willst du lügen, lüg' von fern;
Wer geht hin und fraget gern?

Ist es möglich, die Grundsätze des Autors verdächtig zu machen und sich anzustellen, als ob man die Sache der gesunden Vernunft, der Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung verfechte, so ist es um so viel besser; denn zu solch

einem löblichen Zwecke ſind, wie bekannt, alle Mittel erlaubt, und

»Qui méprise Cotin, n'estime point son Roi,
Et n'a, selon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi!«

Erhebt ſich ein Widerſpruch, ſo gilt es, das ausgeſprochene Verdammungsurtheil mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Mit Gegnern von ungefähr gleichem Range macht man es kurz, erklärt die Sache für längſt abgethan und in höchſter Inſtanz entſchieden, und begnügt ſich damit, den inkompetenten Einſpruch aus oberrichterlicher Machtvollkommenheit abzuweiſen. Tritt unvermuthet ein Mann von Anſehen mit der entgegengeſetzten Meinung auf, ſo wirft man dieſe für's erſte mit anderen unbefugten Einſprüchen keck in einen Haufen; und nun iſt es Zeit, die Gegner fühlen zu laſſen, was es heiße, mit einem Tageblatts-Recenſenten, der das Handwerk verſteht, zu thun zu haben. Die göttliche Grobheit muß dann die Muſe ſeyn, die ihn begeiſtert, und ihm Verſtand, Witz und Gelehrſamkeit völlig entbehrlich macht. Sey der Schriftſteller, den er angreift, auch ein Mann von anerkannten Verdienſten um die Literatur, er muß ihn dennoch wie einen

Schulknaben behandeln, und annehmen, alle Welt ſey überzeugt, ein tüchtiger Recenſent müſſe einem Autor ſchlechtweg in jeder Hinſicht weit überlegen ſeyn. Wenn der Gegner Gründe braucht, muß der Recenſent ſagen, das ſey langweilig; wenn jener ſich auf die alten Muſter bezieht, muß er alle Beiſpiele und Autoritäten (verſteht ſich, die ſeinige ausgenommen) für nichtig erklären. Hat der Gegner Witz, ſo kann der Recenſent ihn durch Aberwitz zu überbieten ſuchen, und wenn nichts Anderes mehr helfen will, muß er zu ſolchen Waffen greifen, welche zu gebrauchen ein ehrliebender Gegner ſich wol hüten wird. Ein kritiſcher Klopffechter, der auf ſolche Weiſe einen Widerſacher von Anſehen zum Schweigen gebracht hat (wäre es auch nur, weil dieſer ſich ſchämt, in gleichem Tone zu antworten), der mag ſich ſeines Sieges laut rühmen, und forthin thun und ſagen, was er will. Er kann dem Shakſpeare das Genie, Voltaire'n den Witz, Leibnitzen die geſunde Vernunft und dem Kaiſer Antoninus Pius die gemeine Ehrlichkeit abſprechen. Man wird ihm nicht glauben, aber man wird — es dabei bewenden laſſen; und das iſt genug für

einen Mann, der ſich nur von einem Tage zum andern auf ſeinem uſurpirten Richterſtuhle zu behaupten ſucht, und am Ende keine andere Abſicht haben kann, als einigen gutmüthigen Leuten einzubilden, er habe Recht und ſey, was man auch ſonſt von ihm denken möge, doch einer der ſinnreichſten Köpfe, welche jemals die Leſewelt mit der edlen Taſchenſpielerkunſt, Tageblatts-Kritik genannt, zum Beſten gehabt haben.

24.

Ueber den Chor im Trauerſpiele.

Ein junger Gelehrter, der in dem Hauſe der Frau von Sorben Zutritt hat, brachte vor einigen Tagen das Geſpräch auf die Vorſtellung der Braut von Meſſina, die, wie man hört, in dem Hoftheater vorbereitet wird. Er hatte dieſes Trauerſpiel in Weimar aufführen ſehen, und verſicherte, daß der Chor hier, wie überall, außerordentlichen Eindruck auf die Gemüther machen müſſe.

»Das iſt etwas, das ich Mühe habe zu begreifen,« ſagte Frau von Sorben.

»Nichts iſt doch begreiflicher!« fiel ihr der junge Mann etwas ſchnell in's Wort. »Der Chor gibt der Tragödie erſt ihre wahre Bedeutung; ja, wir haben auf unſerer modernen Bühne kein anderes Mittel, die Poeſie hervor zu bringen: — und nur die Poeſie wirkt eigentlich auf das Gemüth, in der Kunſt, wie im Leben, aus dem ſie, leider, verſchwunden iſt.«

»Ich verſtehe Sie nicht ganz, mein Herr,« erwiederte Frau von Sorben. »Indeſſen fürchte ich, unſer Publikum wird wenig Sinn für die Poeſie zeigen, wenn ſie ſich ihm in dieſer Form offenbart. Die prächtigen Reden des Chorführers werden Langeweile, die kurzen Refrains ſeines Gefolges Lachen erregen.«

»Deſto ſchlimmer für das Publikum, wenn dem ſo wäre!« rief Hr. L. — ſo heißt der junge Gelehrte — eifrig. »Aber, mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Frau, ich beſorge das nicht. Das Publikum braucht nichts, als Empfänglichkeit, und die beſitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbeſtimmten Verlangen, mit einem viel-

seitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; — und wenn der Künstler nur den Muth hat, dieses darzustellen, so wird das Publikum bald lernen, es sich gefallen zu lassen.«

»Haben wir das nicht irgendwo gelesen, Herr Ernst?« sagte Amalie, sich gegen diesen wendend. »Herr L. drückt sich sehr gut aus, wie mir däucht.«

»Und was er behauptet, ist vollkommen wahr!« erwiederte Ernst, indem er sich dem jungen Manne näherte. Indessen, mein Herr, könnten sie, oder Schiller, hierin sehr richtig geschlossen haben, und unsere schöne Freundin mit dem Publikum in der Hauptsache doch Recht behalten. Ohne Zweifel hat das Publikum Empfänglichkeit für das Vollkommenste und Höchste. Aber sind Sie auch so gewiß, daß der Chor, und gerade der Chor, wie er in diesem Trauerspiele erscheint, das Höchste der tragischen Kunst ist?«

Herr L. (lächelnd.) Haben Sie Schiller's Abhandlung über den Gebrauch des Chors in der Tragödie gelesen?

Ernst. Allerdings, mein Herr! — Und

was mehr ist, ich habe gesehen, welchen Gebrauch Sophokles von dem Chor gemacht hat. Ich halte, mit dem größten Kunstrichter des Alterthums, den Oedipus dieses Dichters für das vollkommenste dramatische Werk, das jemals geschrieben wurde; und ich glaube deutlich einzusehen, welchen Antheil der kunstreiche Gebrauch des Chors an den Schönheiten und der Wirkung dieses unvergleichlichen Meisterwerkes hat —

Herr L. (einfallend.) Nun, mein Herr?

Ernst. Aber ich möchte aus dem großen Effekte, den der Chor in diesem und einigen anderen Trauerspielen der Alten macht, eben so wenig folgern, daß der Chor zur Erreichung des Endzweckes der Tragödie wesentlich nothwendig sey, als ich aus dem Erscheinen des Geistes im Hamlet, und aus den furchtbaren Wirkungen, welche dieß Erscheinen hervorbringt, schließen wollte, daß ohne das Wunderbare, und ohne ein Gespenst, keine wahrhaft tragische Größe auf dem neuern Theater Statt finden könne.

Herr L. Ich bin erstaunt, Herr Ernst! Wie? Sie tragen kein Bedenken, den Chor, auf den das ganze Theater gegründet ist, mit

einer Maſchinerie zu vergleichen, deren Einführung bloß aus der Fabel eines einzelnen Stückes erklärt werden muß? Hamlet kann nicht ſeyn, was er iſt, ohne den Geiſt ſeines Vaters; die ganze Oekonomie des Stückes bewegt ſich um dieſe wunderbare Begebenheit, wie die Handlung des Oedipus um die Orakelſprüche und das furchtbare Strafgericht, das den Mörder des Laïus verfolgt. Aber das Trauerſpiel Hamlet könnte mit dem Oedipus, und mit allen Tragödien der Griechen, den Chor gemein haben; und ohne Zweifel würde es dadurch erſt ſeine volle Bedeutung erhalten.

Ernſt. So ſagt Schiller. Allein, wenn der treffliche Mann jemals etwas ſagte, womit er keinen deutlichen Begriff verband, ſo iſt es dieß, und noch Eines und das Andere, was Sie uns aus ſeiner Abhandlung über den Chor der Alten, wie es ſcheint, zum Beſten geben. Die Tragödien Shakſpeare's haben ein, von dem griechiſchen Drama, ſo ganz verſchiedenes Maß und Gewicht, ſie erfüllen den eigentlichen Zweck des Trauerſpieles, auf ihre Weiſe, bereits ſo vollkommen, daß der kindiſche Verſuch, den alten Chor in dieſelben einzuführen, nichts als

die Ungeschicklichkeit eines solchen Einfalles darstellen, und dieses gepriesene Kunstorgan, wie Schiller den Chor nennt, selbst zu nichte machen würde.

Herr L. Ganz im Gegentheile, mein Herr! Man hat dem Shakspeare, nicht ohne Grund, Uebertreibung und Schwulst vorgeworfen. Die Einführung des Chors in seine dramatischen Gedichte würde seinen Gestalten erst das wahre Maß, seiner Sprache erst den richtigen Sinn ertheilen. »Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tones, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das Gemüth erweitert. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nöthigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen, und seinem Gemälde dadurch die tragische Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, so muß die Sprache der Tragödie im Ganzen sinken, oder was jetzt groß und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen.«

Ernst. Und das gilt auch umgekehrt, nicht wahr? Thut man zu dem Gezwungenen und Ueberspannten den Chor hinzu, so wird etwas Mächtiggroßes daraus. — Doch, mein Herr,

keine Form in der Welt macht den Schwulst zur Poesie. Wenn Shakspeare in dieser Rücksicht Fehler hat, so kann der Chor ihn nicht davon befreien. Thyestes, Medea, in den römischen Trauerspielen dieses Namens, beleidigen den Geschmack durch eine übertriebene, unnatürliche Sprache, ungeachtet des Chors und seiner Privilegien. Die innere Kraft des Charakters, die Gewalt der Leidenschaften, ein ungeheueres Schicksal, nicht der Chor, stellt die Helden des Sophokles und Euripides, wie die des Shakspeare, auf den Kothurn, und berechtigt den Dichter zu der Erhebung des Tones, welche so außerordentlichen Situationen angemessen ist. Der schwärmerische Trübsinn Hamlet's, Makbeth's Ehrsucht, Romeo's und Juliettens Liebe, die gewaltsame Natur und die eifersüchtige Wuth des Othello: — das sind die Riesengestalten, die den Gemälden Shakspeare's eine tragische Größe geben, welche wir, außer in dem Oedipus, selbst in keinen uns bekannten Trauerspielen der Alten finden.

Herr L. Ich fürchte, Herr Ernst, unsere Grundsätze sind zu verschieden, als daß wir einander wohl verstehen könnten. Sie scheinen die

tragiſche Größe und das Höchſte der Kunſt überhaupt in die Nachahmung des Wirklichen, und in die Erregung natürlicher Affekte zu ſetzen, worin Shakſpeare's Theater allerdings der Bühne der Alten ſogar überlegen iſt. Allein gerade darin liegt der große Vorzug der Griechen, daß ſie die Nachahmung der Natur verſchmähten, und nur nach dem Ideale ſtrebten. Die Kunſt iſt bloß dadurch wahr, daß ſie das Wirkliche ganz verläßt, und rein ideel wird. Das Natürliche leider iſt es, was alle Poeſie und Kunſt geradezu aufhebt und vernichtet. »Wenn der Chor auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunſt offen und ehrlich den Krieg zu erklären, ſo ſollte er uns eine lebendige Mauer ſeyn, die die Tragödie um ſich herum zieht, um ſich von der wirklichen Welt rein abzuſchließen, und ſich ihren idealen Boden, ihre poetiſche Freiheit zu bewahren.«

Ernſt. Ich kenne dieſe Sprache, mein Herr, wenn ich ſie auch nicht ganz verſtehe; und meine Beruhigung iſt, daß Ariſtoteles, ja Sophokles, Aeſchylus und Homer ſelbſt, ſie nicht beſſer verſtanden haben würden, als ich. Die Alten haben ſich von allen den ſchönen Din-

gen, die unſere neueſten Aeſthetiker ihnen unterſchieben, nichts träumen laſſen. Ariſtoteles ſetzt das Weſen der Dichtkunſt in die Nachahmung, das Weſen des Drama in die Handlung; er iſt weit entfernt, dem Chor die Wichtigkeit beizulegen, welche Schiller und ſeine Nachbeter darin ſuchen. Die Tragödie der Griechen iſt, wie jeder Halbgelehrte weiß, aus dem Chor entſtanden. Der Chor hat einen großen Einfluß auf die Form ihres Drama gehabt, aber er ſteht in gar keinem nothwendigen Zuſammenhange mit dem Weſen der dramatiſchen Kunſt. Bei dem Euripides iſt er größten Theils ein wahres Intermezzo, das man, dem Intereſſe der Handlung unbeſchadet, wegnehmen, oder mit einem anderen Zwiſchenſpiele vertauſchen könnte. Und doch iſt Euripides, nach dem Urtheile des Ariſtoteles ſelbſt, der tragiſchſte aller dramatiſchen Dichter.

Herr L. Ariſtoteles, und immer nur Ariſtoteles! Was hat die Kunſt des Ideals mit dem Ariſtoteles gemein?

Ernſt. Sehr wohl, mein Herr! Was gehen die Griechen überhaupt die heutige Kunſt an? Der Ideal-Dichter bedarf der Muſter nicht. Al-

les schöpft er aus sich: den Stoff, die Form, und die Theorie dazu; denn er ist zugleich Poet und Philosoph, und wie das Ideal an sich, so ist ihm auch die Wissenschaft des Ideals in der Anschauung gegeben. Wenn wir das annehmen, so hört alles Streiten über Kunst und Geschmack auf. Nur, mein Herr, erinnere man uns an die alten Muster nicht! Nur wolle man uns nicht einbilden, daß die Kunst des Ideals, und die Kunst der Griechen einerlei sey! Nur bürde man nicht dem Sophokles auf, was Schiller allein zu verantworten hat! Oder man wird, nächst den griechischen Tragikern selbst, doch den Aristoteles zuerst hören müssen, dessen Poetik nichts Anderes, aber Alles enthält, was sich mit dem feinsten Scharfsinne und dem größten Geschmack, aus den erhabenen Mustern des Alterthums, für die Theorie der Kunst im Wesentlichen ableiten läßt. — Haben Sie den Aristoteles gelesen, mein Herr?

Herr L. (stockend.) Ich glaube mit dem Geiste dessen, was er lehrte, bekannt zu seyn. — Um übrigens bei der Sache zu bleiben, Hr. Ernst! Sie geben zu, daß der Oedipus des Sophokles das vollkommenste Drama sey, das Sie

kennen; Sie leugnen den Antheil nicht, den der Chor an der Schönheit und der außerordentlichen Wirkung dieſer Tragödie hat. Der Chor muß alſo, wenn auch nicht immer, doch in einzelnen Fällen, den höchſten tragiſchen Effekt, wo nicht allein hervor zu bringen, doch zu unterſtützen fähig ſeyn; und wir hätten daher, nach Ihren eigenen Grundſätzen, alle Urſache, den Chor wieder auf dem Theater einzuführen, ſollte das Trauerſpiel mit dem Chor auch nicht die einzige Gattung ſeyn, auf die wir uns beſchränken dürften.

Ernſt. Ohne allen Zweifel, obwol ich, meiner großen Meinung von dem Oedipus ungeachtet, doch nicht rathen möchte, dieſes Trauerſpiel, gerade des Chors wegen, für jetzt ſchon auf unſer Theater zu bringen.

Herr L. Aus welchem Grunde nicht?

Ernſt. Aus zwanzig Gründen. Zuerſt ſchon darum nicht, weil ich gar keinen deutlichen Begriff von der Art und Weiſe habe, wie die Alten den Chor auf ihren Theatern vorſtellten; weil ich von der Melopöe der griechiſchen Tragödie, von der Muſik und dem Tanze, welche die Worte des Dichters begleiteten, nichts ver-

ſtehe; weil die Schauſpieler und das Publikum noch weniger davon verſtehen als ich; und weil ich dem Sophokles keine Lächerlichkeit aufladen möchte, die ihn unvermeidlich treffen würde, und die doch nur mir zur Laſt fiele, da ich auf unſerem Theater etwas auszuführen unternähme, was der ganzen Einrichtung deſſelben widerſpricht.

Herr L. Wie, Herr Ernſt? Wir müßten alſo auf die Hoffnung Verzicht thun, ein ſo vollkommenes Werk jemals wieder auf der Bühne zu ſehen; und das größte Genie, das in unſerer oder in der künftigen Zeit geboren würde, wäre, bloß der Einrichtung unſers Theaters wegen, außer Stand geſetzt, Etwas hervor zu bringen, das dem Oedipus des Sophokles an die Seite geſtellt zu werden verdiente? — Nein, mein Herr, davon werden Sie mich nicht überreden. »Der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die ſchaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beſchränken. Das Würdigſte ſetzt er ſich zum Ziele, dem Ideale ſtrebt er nach; die ausübende Kunſt mag ſich nach den Umſtänden bequemen.«

Ernſt. Auf die Gefahr, nicht geleſen, oder wenigſtens nicht geſpielt zu werden, — warum ſolte er das nicht? Aber mit einer Inkonſe-

quenz, die so schwankender Grundsätze würdig ist, können die Dichter doch nicht umhin, ihre vermeinten Ideale auf unsere bedingte Schaubühne, auf die dünnen Breter und zwischen die engen Kulissen unserer Theater zu bringen. Ich kenne keine Kunst, als die ausübende. Die großen Genies anderer Zeiten und Nationen haben sich bestrebt, den Endzweck der Kunst unter den Beschränkungen, die ihnen die Umstände auflegten, zu erreichen. Indem sie den Meinungen, den Sitten, dem Geschmacke ihres Volkes und Zeitalters sich anzupassen suchten, drückten sie einen edlen und erhabenen Geist, in zufälligen, selbst kunstwidrigen, Formen aus, und brachten so das Ideale, durch gewohnte Wege und Hülfsmittel, dem wirklichen Leben und der Fassungskraft ihrer Zeitgenossen nahe. Die großen Geister unserer Tage hingegen setzen sich über alle Bedingungen der Gegenwart und der Gewohnheit hinweg, und anstatt die eingeführten Gattungen durch eine praktische Behandlung zu wahren Kunstwerken zu erheben, suchen sie die Kunst und das Ideale in fremden, unwesentlichen Formen, die sie ihrem Jahrhunderte aufzudringen die Anmaßung haben. — Wenn denn

eine theatralische Dekoration, wie der Chor, in Euren Augen von so großer Wichtigkeit ist, so schreibt Trauerspiele mit Chören. Aber ehe Ihr von uns verlangt, daß wir sie mit Ernst und Theilnahme ansehen sollen, denkt den Mitteln nach, wie sie ohne Anstoß und Lächerlichkeit dargestellt werden können.

Herr L. Der Chor, eine theatralische Dekoration! Welch ein Ausdruck!

Ernst. Bei den Griechen ist er gewöhnlich nichts anderes; und wie könnte er auch etwas anderes seyn, wenn die dramatische Kunst nicht auf einige wenige Sujets beschränkt werden sollte, die sich mit einer immer anwesenden, handelnden Menge in natürliche Verbindung setzen lassen. In dem Oedipus, in welchem das Interesse der Handlung vorzüglich mit auf dem Chor ruht, ist er allerdings ungleich mehr. Allein in diesem und in jedem ähnlichen Falle entspringt der große Effekt desselben nicht aus seiner allgemeinen technischen Einrichtung, sondern aus aus der inneren Oekonomie des Stückes selbst, in welche der Dichter eine an sich werthlose Maschine kunstreich und glücklich verwebt hat. Diese Riesengestalt, wie sie Schiller nennt,

kommt mir in vielen Stücken der Alten ſelbſt, und beinahe in allen Verſuchen der Neueren, nicht weniger unbehülflich vor, als Leſſingen das Geſpenſt in Voltaire's Semiramis, und uns allen der Schatten des Achill in der Polyxena nur immer ſcheinen konnte. — Und da hätten Sie denn doch noch einen Vergleichungspunkt mehr zwiſchen den Maſchinerien zweier Trauerſpiele, die Sie nicht mit einander verglichen haben wollten, zwiſchen dem Geiſte im Hamlet und dem Chor im Oedipus, welche beide, nur durch die Eigenheit des Stoffes und die genievolle Behandlung deſſelben, das höchſte tragiſche Intereſſe bewirken.

Herr L. (nach einer Pauſe). Sie ſprechen von Verſuchen der Neueren in dieſer Gattung. Chöre haben wir zwar in der Athalie und in anderen modernen Tragödien; aber der Chor des griechiſchen Trauerſpieles, wie ihn Schiller in der Braut von Meſſina gebrauchte, der Chor, als eine einzige ideale Perſon, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieſer iſt von jenen opernhaften Chören doch weſentlich verſchieden; und es wäre beſonders, wenn die Einwendungen, die Sie gegen den Chor erheben, größ-

tentheils nur gegen die Chöre gerichtet seyn sollten. Der Chor der alten Tragödie ist, wie Schiller bemerkt, seit dem Verfalle derselben, nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ernst. Doch, mein Herr! Schillern verließ hierin nur das Gedächtniß, oder vielmehr, er bekümmerte sich wenig, und brauchte sich, als Dichter, nicht viel um die Geschichte des Theaters zu bekümmern. Die Neueren, besonders die früheren Italiener, schrieben Trauerspiele, nicht bloß mit Chören, sondern auch mit dem Chor, ganz nach griechischem Kostüme und Zuschnitt. — Uebrigens halte ich den Unterschied zwischen dem alten Chor, wie er gewöhnlich war, und zwischen den Chören, die einige Neueren in ihre Trauerspiele einführten, nicht für so gar groß und wesentlich. Die wichtigste Veränderung besteht darin, daß die einzelne Stimme aus dem Gefolge, die sich bei den Alten, unter der allgemeinen Benennung des Chors, in die Unterredung mischt, von den Neueren eigene, dem Inhalte des Stückes angemessene Namen erhält; eine Veränderung, wodurch zwar nicht viel gebessert, aber doch auch nicht so viel verschlimmert worden ist, als die gedankenlosen

Verkleinerer des franzöſiſchen Theaters uns glauben machen wollen. Was ſoll die charakterloſe, langweilig wiederkehrende Figur des Chors, ſofern er den Vertrauten macht, und, wie eine Sprachmaſchine, bloß Fragen und Antworten gibt, vor einer andern ähnlichen Figur dadurch voraus haben, daß ſie nicht, wie dieſe, bald Petrus, bald Paulus — ſondern immer nur Chorus heißt? — Der Chor, als Zwiſchenredner, iſt nichts, als der Vertraute der Franzoſen. Das, worin, nach der Meinung des Ariſtoteles und Horaz, die eigentliche Beſtimmung des Chors beſteht, kann größtentheils auch durch die Form, welche die Chöre der Neueren haben, geleiſtet werden:

Ille bonis faveatque, et conſilietur amicis,
Et regat iratos, et amet pacare tumentes;
Ille dapes laudet mensae brevis, ille salubrem
Juſtitiam, legesque, et apertis otia portis;
Ille tegat commissa, deosque precetur et oret,
Ut redat miseris, abeat fortuna superbis *).

*) Gegen die Guten bezeig' er ſich hold, berathe ſie freundlich,
Lenke die Zurnenden, lobe die Furcht, die Pflicht zu verletzen.

Frau v. Sorben (zwiſchen ſie tretend). Wie Flaccus ſpricht. — Um Verzeihung, meine Herren! Ich habe Ihr gelehrtes Geſpräch mit großer Geduld angehört: aber noch weiß ich nicht, ob ich Schiller's Braut von Meſſina für ein Meiſterwerk, oder für ein verunglücktes Produkt halten ſoll. Was iſt Ihre ehrliche Meinung hiervon, Herr L.?

Herr L. Madame, ich fürchte, meine Meinung über dieſen Punkt ſchon allzu ehrlich geäußert zu haben; denn nach den Grundſätzen, zu welchen ſich Hr. Ernſt bekennt, möchte dieſes Trauerſpiel von ihm einer ſehr ſtrengen Kritik unterzogen werden.

Frau v. Sorben. Ernſt's Grundſätze ſind zuweilen ſtrenger, als die Anwendung davon; und wie ich weiß, iſt er ein großer Verehrer von Schiller's außerordentlichem Talente.

Preiſe der Mäßigkeit kurzes Mahl, der Gerechtigkeit Wohlthat
Und der Geiſt', und ſichere Ruhe bei offenen Thoren,
Berac, was man ihm vertraut, fleh' zu den Göttern, und bitte
Um der Unſchuld Triumph, und um des Stolzes Erniedrung.

Nach J. C. Regelsberger's Ueberſetzung.

Ernſt. Man kann nur auf die Gefahr, für einen Mann ohne Urtheilskraft zu gelten, Schiller's Verehrer nicht ſeyn. Meine Meinung von der Braut von Meſſina iſt übrigens kein Geheimniß. Ich halte dieſes Stück in literariſchem Betrachte für ein höchſt intereſſantes Produkt, aber für keine glückliche Nachbildung der Alten, und für die ſchwächſte Tragödie, die Schiller ſchrieb.

Frau v. Sorben. Das nenne ich deutlich ſeyn, Herr L.

Ernſt. Es fehlt der Verwicklung an Klarheit, der Handlung an hinlänglicher Verbindung und Dauer. Das ganze Intereſſe des Stückes iſt in ein paar Momente zuſammen gedrängt. Don Manuels Ermordung kommt wie ein Blitzſtrahl aus unbewölktem Himmel; — das iſt ſchrecklich, aber nicht dramatiſch. Nichts kann hingegen kälter ſeyn, als die Vorbereitungen, die Don Pedro zu ſeiner Selbſtentleibung macht. Iſabella iſt vortrefflich gezeichnet, in einem beinahe antiken Style; Beatrice ſcheint mir eine ziemlich moderne Geſtalt.

Frau v. Sorben. Sie iſt eine ſchöne Geſtalt, Herr Ernſt! Mag ſie doch modern ſeyn.

Ernſt. Das Auftreten und die Gegenwart des Chors gibt einige prächtige Gemälde. Allein im Ganzen iſt die Idee des alten Chors, ſelbſt wie Schiller ihn theoretiſch vorſtellt, darin verfehlt. Welch ein ſeltſamer Gedanke, daß der Chor als wirkliche und handelnde Perſon in zwei Theile getrennt und im Streit mit ſich ſelbſt, als ideale Perſon aber doch immer Eins mit ſich ſelbſt ſeyn ſoll! Wo hätte je ein Alter dem Chor ſo widerſprechende Geſinnungen, ſo viel eigene Leidenſchaftlichkeit beigelegt? Und wenn vollends dieſer Chor zu den Brüdern ſagt:

„Laßt es genug ſeyn und endet die Fehde;
Oder gefällt's Euch, ſo ſetzet ſie fort!
Was Euch genehm iſt, das iſt mir gerecht:
Ihr ſeyd die Herrſcher und ich bin der Knecht;"

ſo ſcheint dieß vielmehr eine verſpottende Parodie ſeines allgemeinen Charakters, als eine ernſthafte Darſtellung des griechiſchen Chors zu ſeyn.

Herr L. Der Dichter ſchildert die blinde Menge, das Volk. Durch ſolche Züge erhält Schiller's Chor Individualität und dramatiſches Leben. Wenn die Griechen dem Chor einen zu

allgemeinen Charakter gaben: so hat Schiller dieſen Mangel erſetzt, und ſein Chor verdient vor dem griechiſchen ſogar den Vorzug.

Ernſt. Aber der eigentliche Begriff und Zweck des Chors, ſelbſt Schiller's ganze Theorie deſſelben, geht durch dieſe Behandlung verloren. Iſt es ein ſolcher individualiſirter Chor, der, wie S. ſagt: »den engen Kreis der Handlung verläßt, um ſich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menſchliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Reſultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszuſprechen? der das tragiſche Gedicht reinigt, indem er die Reflexion von der Handlung abſondert u. ſ. w.?« Eine blinde Menge, die von ſich ſelbſt ſagt, daß ſie nicht weiß, was ſie will, die ſich zankt und prügelt, und ohne Verſtand wieder verſöhnt, iſt ein ſehr ſeltſames Organ, um die Lehren der Weisheit auszuſprechen. Allgemeine Reflexionen macht dieſer Chor genug; ſo viele, daß Sophokles leicht ein Dutzend ſeiner Tragödien damit hätte ausſtatten können; aber gereinigt hat er die Handlung von der Reflexion doch nicht; denn Iſabellens, Don Manuels, aller Handeln-

den Reden fließen noch immer von allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen über.

Frau v. Sorben. Dieſe Gemälde und Reflexionen ſind aber ſo ſchön!

Ernſt. Das ganze Gedicht iſt voll von Schönheiten; ungeachtet der Unvollkommenheiten, die es als Drama hat, trage ich kein Bedenken, es manchem Stücke des Euripides vorzuziehen. Allein eben deßwegen möchte ich es nicht durch eine unüberlegte Aufführung verderben laſſen.

Herr L. Sie glauben alſo doch, daß man es, unter gewiſſen Bedingungen, aufführen könnte?

Ernſt. Ganz gewiß. Man gebe dem Chor, was ihm zur Darſtellung fehlt, die Muſik, oder man erlaube ſich einige Veränderungen mit dem Chor, und die Vorſtellung wird dem Publikum wenigſtens nicht anſtößig ſeyn.

Frau v. Sorben. Da habe ich einen Einfall, Herr Ernſt. Machen Sie uns einmal einen Entwurf zu ſolchen Veränderungen.

Ernſt (lächelnd). Warum nicht? — Doch, Madame, unſer Theater hat ſo viele Männer von Talent, die ſich darauf verſtehen, was zu

einer hohen Tragödie gehört, daß man meinen Rath sehr überflüssig finden wird.

25.

Der arme Gonzales.

„In einer kleinen Stadt in Estremadura“ — erzählt ein bekannter Schriftsteller — „lebte ein Mann, Namens Gonzales, der, von dem vierzehnten Jahre seines Alters bis zu dem zwei und funfzigsten, taub, stumm und blind war. Sein Unglück und die Ergebung, womit er es ertrug, erwarben ihm die Aufmerksamkeit und Theilnahme des ganzen Städtchens; Jedermann liebte ihn, und endlich wurde es für nicht weniger verdienstlich gehalten, dem armen Gonzales, als den Seelen der Gläubigen im Fegefeuer Gutes zu erweisen.“

„Eines Tages, als er vor der Thür seines Hauses saß, und sein Gebet im Innern seines Herzens an den heiligen Jago richtete, trug es sich zu, daß er plötzlich den Gebrauch aller Sinne erhielt, deren er so lange beraubt gewesen war.

Die Nachricht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell in der Gegend, und Alte und Junge, Reiche und Arme, Beschäftigte und Müßiggänger, drängten sich zu dem Manne, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen.«

»Aber den Menschen ist kein reines Glück beschieden, und der höchste Gewinn wird oft von dem größten Verluste begleitet. Gonzales hatte bald Ursache, die zweideutige Wohlthat des Himmels zu beklagen, da ihm seine Sinne nur dazu wieder gegeben zu seyn schienen um die Thorheiten, die verkehrten Absichten und die häuslichen Unordnungen seiner Nachbaren kennen zu lernen.«

»Wiewol die Einwohner seiner Vaterstadt nicht schlimmer seyn mochten, als die Menschen gewöhnlich sind, so konnten ihre Meinungen und Sitten doch unmöglich einem Manne gefallen, dessen Begriffe von der menschlichen Natur aus der Quelle eines reinen, durch keine widrige Erfahrungen verderbten, Gemüthes abgeleitet waren. — Er sah nun den Menschen, wie er in der Gesellschaft ist: Stolz und Uebermuth, List und Falschheit in unwürdigem Wettstreite, sich seiner bemächtigend; den Reichthum

durch Geiz und Habsucht, die Armuth durch Niederträchtigkeit geschändet; Familien von innerem Zwiste zerrüttet, Freundschaft und Liebe von Verrath und Treulosigkeit befleckt; die Frömmigkeit selbst durch Heuchelei verunstaltet und zum Gräuel geworden. Was er sah und hörte, erweckte sein Mitleiden, aber noch mehr seinen Unmuth über die ausgearteten Wesen seiner Gattung; und er glaubte sich berufen, die Unglücklichen von dem Wege der Thorheit und des Verderbens abzumahnen, den sie betreten hatten.« —

»Nach dieser Stelle« — sagt mein Autor — »findet sich eine große Lücke in unserer Geschichte; nur der Schluß ist noch vorhanden, welcher lautet, wie folgt: »Gonzales wurde alt und hinfällig; die Liebe seiner Nachbaren verwandelte »sich in Haß, weil er es gewagt hatte, sie belehren zu wollen, und die Stimme der Wahrheit »in einem verblendeten Zeitalter zu erheben. Er »verließ diese Welt lebenssatt, aber gleichmüthig, »und seine letzten Worte waren: wer Freunde »haben und glücklich unter den Menschen leben will, muß bis an sein »Ende taub, stumm und blind gegen

ihre Thorheiten und Laster seyn.“ —

Ich weiß nicht, ob diese seltsame Geschichte mich von dem Unternehmen würde abgehalten haben, worin ich begriffen bin, wenn ich mich ihrer zur rechten Zeit erinnert hätte; aber das weiß ich, daß sie mich in den Grundsätzen nicht irre machen wird, welche ich dabei zu befolgen angefangen habe. Ich werde das, was ich als Wahrheit erkenne, ohne alle Rücksicht der Personen und Parteien, zu sagen fortfahren, bloß darauf achtend, welchen Nutzen das Publikum daraus ziehen kann, aber ganz gleichgültig über den Gebrauch, welchen diejenigen, die sie unmittelbar trifft, davon machen mögen. Die Unverbesserlichkeit und der Haß einiger Thoren benimmt der Absicht, sie klüger zu machen, nichts von ihrem Verdienste. Von unvordenklichen Zeiten her haben die Narren die Freiheit gehabt, ihre Schellenkappe schön und werth zu finden; und weder ich noch meine Freunde sind so eingebildet, das uralte Institut der Unheilbaren, in allen seinen Zweigen und Verflechtungen, ausrotten zu wollen.

Verschiedene Anzeichen und Warnungen, die mir von mehreren Seiten zukommen, lassen mich

nicht mehr zweifeln, daß die Zahl der Mißgönner und Feinde des Sonntagsblattes sich seit einiger Zeit beträchtlich vermehrt hat. Herr Platt der ältere soll sich sehr ungünstig über die neueste Tendenz unserer Zeitschrift erklärt haben. Man spricht von einer Annäherung der platten Partei und der Partei der Uebergespannten, ja, es soll sogar eine förmliche Koalition zwischen diesen zwei mächtigen Sippschaften im Werke seyn, deren Zweck kein geringerer ist, als der stillen Gesellschaft und ihren harmlosen Scherzen den Garaus zu machen. Der wackere Schulmann, Herr Josuah Scharf, beehrte mich in diesen Tagen mit einem Besuche, um mir von einem Anschlage Nachricht zu geben, welcher von einem halben Dutzend junger Genies seiner Bekanntschaft, gegen mich und die unschuldigen Unterhaltungen meiner Feder, gefaßt worden. Der Angriff scheint sehr ernsthaft gemeint zu seyn, und soll, nach einem wohl kombinirten Plane, von den namhaftesten fremden Klatschblättern aus, mit allem Nachdrucke geführt werden. Der Hauptschlag, der mir und dem Sonntagsblatte droht, scheint jedoch hier in dieser guten Stadt selbst geschehen

zu sollen. Man versichert mir, daß in den Bierschenken und Kaffeehäusern einiger Vorstädte sich gewichtvolle Stimmen gegen mich und meine Freunde erhoben haben. Eine zahlreiche Versammlung von vacirenden Tagschreibern, Lakaien und anderen Ehrenmännern dieser Art, welche zur Stümperei und zum Buchmachen ordentlich patentirt zu sern behaupten, hat den einmüthigen Entschluß gefaßt, es nicht länger zu dulden, daß man sie durch die tyrannischen Anmaßungen des sogenannten guten Geschmackes und der gesunden Vernunft, in der Ausübung ihrer wohlerworbenen Rechte und Freiheiten hindere.

Ein hiesiges Journal, welches man als das officielle Blatt der Stümper von Profession betrachten kann, enthält, unter der Aufschrift: Traum des Fürchtegott Scheuenieman d, einen, allem Vermuthen nach, satyrisch seyn sollenden Aufsatz, der mir deutlich ankündigt, wessen ich mich von dem gereizten Grimme der Werkeltagsblätter zu versehen habe. Ich hielt anfangs dieses drollige Kriegs-Manifest der Geistesarmuth gegen Wissenschaft und Kritik, für ein Werk des Redakteurs selbst, dessen urbaner Witz und schalkhafte Schwerfälligkeit

mir darin unverkennbar schienen; aber Doktor Wiederhold belehrte mich, daß ich mich hierin geirrt, und daß der Traum des Fürchtegott Scheueniemand einen seiner Patienten zum Verfasser habe, der mit der angesehenen Familie Plump weitläufig verwandt ist. Der Verfasser heißt nicht Fürchtegott Scheueniemand, sondern Hans Fasel, und der Traum, den er erzählt, ist nicht erdichtet, sondern ein wirklicher Traum, und in so fern merkwürdig, als dadurch die Macht gewisser Vorstellungen über einen, sonst äußerst schwer zu erregenden, Gemüths- und körperlichen Zustand bewiesen wird. Der gute Hans Fasel nämlich, der, als ein etwas blödsinniger Knabe, sich vorher nie um die Literatur bekümmerte, aber mit mehreren Mitarbeitern des erwähnten Journals in freundschaftlichen Verhältnissen stand, ist, durch die vermeinten Beschwerden seiner Freunde gegen das Sonntagsblatt, und durch alles das, was er seit einiger Zeit von mir und der stillen Gesellschaft gehört hat, plötzlich in einen wüthenden Gegner unseres Institutes, und sein angeborner Blödsinn (fatuitas congenita, wie die Aerzte es nennen), in wahre Verrückung (Vesa-

nia) verwandelt worden. In dieser Geistesverrückung, die, wenn sie hauptsächlich die Imagination betrifft, Hallucinatio (Täuschung, Träumerei) heißt, ist nun der theatralisch-poetische Traum des angeblichen Fürchtegott Scheueniemand entstanden, ein Name, von welchem dem ehrlichen Hans Fasel ebenfalls nur geträumt hat. Durch wessen Beihülfe und Vermittelung dieser Traum — oder vielmehr dieser krankhafte Raptus — zu Papiere gebracht und in die besagte Zeitschrift aufgenommen worden, weiß Doktor Wiederhold nicht; aber er findet, daß die Oeffentlichkeit dem Gesundheitszustande dieses seines Patienten eben so nachtheilig gewesen, als die Bekanntmachung der Krankheitsgeschichte des Herrn Bastian Reinhard auf den Zustand des letzteren vortheilhaft gewirkt hat. Der Doktor fürchtet, die Art von Celebrität, welche die Albernheit des armen Blödsinnigen erlangt hat, und die ausschweifenden Lobsprüche, die er von seiner Partei darüber empfängt, möchten die zunehmende Hallucinatio des Kranken bis zur eigentlichen Phrenitis steigern, wo dann sogar der unmittelbare Tod erfolgen könnte.

Der Aufschluß, welchen ich von einem so glaubwürdigen Manne, als Dr. Wiederhold ist, über das erwähnte Aktenstück und dessen Urheber erhielt, würde in mir bloß Mitleid mit dem letzteren, und höchstens einige Verachtung für die Partei erregt haben, die mit solchen Gehülfen und Mitteln gegen mich in die Schranken tritt. Aber andere, nicht minder glaubwürdige, Nachrichten zeigen mir dieselben Gegner in einer so zuversichtlichen Attitüde und Haltung, daß ich — nach der allgemeinen Klugheitsregel, keinen Feind allzu gering zu achten — nicht umhin kann, gegen sie einigermaßen auf meiner Hut zu seyn. Ein Schreiben von fremder Hand, das ich so eben erhalte, legt es eigentlich darauf an, mich zu einer Art von Gegenerklärung zu bringen. Der Briefsteller, der sich Melchior Luna unterzeichnet, scheint mit der Redaktion der hiesigen Stümper-Zeitung enge liirt zu seyn, und daher die Erscheinung des Alletagsblattes, der Konkurrenz wegen, ungern zu sehen. Dessen ungeachtet bietet er dem künftigen Herausgeber dieses Blattes seine geringen Dienste an, — vermuthlich, weil er sich von dem Geiste und dem Namen des Mannes unwillkürlich an-

gezogen fühlt; — wobei er gar witzig versichert, daß er „eine ausgebreitete Kenntniß in der Kunst, Wahrheiten aufzudecken besitze, und überdieß die interessantesten *) Nachrichten aus dem Monde habe.“

Ob Herr Melchior Luna hiermit und durch den läppischen Namen, den er sich beilegt, zu verstehen geben will, daß er zuweilen mondsüchtig sey, kann ich nicht sagen. Sein ganzer Brief ist in einer so erbärmlich schielenden Manier geschrieben, daß man nicht weiß, ob der Verfasser sich selbst, sein Vorbild, den Herrn Platt, oder die stille Gesellschaft damit zum Besten habe. Für mondsüchtig oder verrückt halte ich aber den Verfasser nicht, denn dazu ist er wirklich allzu platt; und wenn seine Nachrichten aus dem Monde — wohin, nach dem Ariosto, der Witz entflieht, der auf der Erde verloren geht — etwa seinen und seiner Mitarbeiter Verstand betreffen: so sind

*) Herr Melchior Luna schreibt: interesant, Dilletant, illustros, Desserteur, ersprißlich, Verheisung u. s. w., und hat also seine Sprachstudien mit dem Redakteur und Korrektor der mehrbelobten Sudelzeitung in Einer Schule gemacht.

ſie offenbar falſch und unterſchoben. Die Herren haben ihren Witz ſicherlich nicht verloren, denn ſie hatten keinen zu verlieren, und es kann alſo im Monde ſo wenig als auf der Erde davon die Rede ſeyn.

Herr Melchior Luna — um unſere Blätter nicht mit dem platten deutſchen Namen dieſes Skriblers zu verunzieren — ſcheint keine Luſt zu haben, die wiederholten Winke und indirekten Zurechtweiſungen ſich zu Nutzen zu machen, welche das Sonntagsblatt für ihn und Seinesgleichen enthielt. Er will eine deutlichere Sprache hören, denn er rühmt ſich, ein Freund der Wahrheit zu ſeyn. Das iſt recht löblich. Aber um ein Freund — oder gar, wie der poſſierliche Menſch ſich ausdrückt, der Freund — der Wahrheit zu ſeyn, muß man erſt wiſſen, was Wahrheit iſt; und dazu gehört mehr, als ſich gewiſſe Leute in ihrer Ehrlichkeit träumen laſſen. Was ſie für Wahrheit halten, iſt allem Anſcheine nach eine ſehr abgeſchmackte Sache; und von der Wahrheit, welche zu erfahren ihnen am heilſamſten wäre, ſind ſie gewiß keine Freunde. Indeſſen, da Herr Melchior Luna und einige Skribler ſeines Gelichters, — die vermuthlich eben ſo

ausgebreitete Kenntniſſe beſitzen als er, und welche die intereſanten Nachrichten, womit ſie die Korreſpondenzblätter der deutſchen Journaliſten verſehen, gleichfalls aus dem Monde zu haben ſcheinen, — da dieſe Herren ſo eifrig bemüht ſind, Wahrheiten aufzudecken, ſo will ich ihrem Beſtreben entgegen kommen, und ihnen einige Wahrheiten enthüllen helfen, welche für ihre Kunſt und Scharfſicht bis jetzt noch zu tief verborgen waren.

Der Herausgeber des Sonntagsblattes hat den Charakter des jüngeren Herrn Platt, wie gleich anfangs den Charakter des Doktors E., aufgeſtellt, um die Gattungen zu bezeichnen, zu denen eine nicht unbedeutende Anzahl unſerer jüngeren Landsleute gehört. Die perſönliche Satyre iſt eben ſo ſehr unter ſeiner Denkungsart, als die unbedeutenden Perſonen, die ihre Eitelkeit verführt, eine allgemeine Schilderung auf ſich zu beziehen, unter dem dargeſtellten Originale ſind. Herr Platt iſt ein überaus ſeichter Kopf; aber Herr Platt iſt ein Mann, den die Verfaſſer der Sudelzeitung bewundern, den ſie ausſchreiben, und den zu erreichen ſie nie hoffen

dürfen. Er kann für einen Gelehrten gelten, nur hat die Gelehrsamkeit sein Urtheil nicht verbessert; er ist ein Schriftsteller, der weit und breit gelesen wird, und in den berühmtesten Zeitschriften Deutschlands häufig den Ton angibt: — unsere kleinen Plattköpfe hingegen sind kaum unterrichtet genug, eine anonyme Klatscherei orthographisch zu schreiben; ihr Urtheil ist aus Herrn Platt's Trödelbuden kümmerlich zusammengestoppelt, und ihr Publikum erstreckt sich nicht weiter, als auf ihre Mitarbeiter, und auf die Pränumeranten, denen sie ihre Machwerke, wie Brandbriefe, in's Haus schicken. Daß die stille Gesellschaft es nicht darauf angelegt hat, mit solchen Leuten Zeit und Laune zu verderben, wird man ihr auf das Wort glauben. Aber wenn sie Leute dieser Art auf ihrem Wege findet, die ungeachtet der Erbärmlichkeit, deren sie sich bewußt seyn müssen, sich breit machen, ja sogar Verständige zu necken sich erdreisten, so kann Niemand erwarten, daß sie ihnen schonend ausweiche, oder, indem sie über ihre hohlen Köpfe hinweg schreitet, sanfter auftrete, um den getroffenen Thoren unangenehme Empfindungen zu ersparen.

Damit jedoch dergleichen kleine, zornmüthige Geschöpfe — mit welchen uns abzugeben freilich nicht ihre Armseligkeit, wol aber ihre zufälligen Verhältnisse zu der Lesewelt, uns veranlassen konnten — in dem lächerlichen Kriege, den sie gegen uns zu erregen sich anschicken, nicht ganz zwecklos Zeit und Mühe verschwenden, so achten wir es der Offenheit unserer Gesinnungen gemäß, zu erklären, daß wir uns nie weiter um sie bekümmern werden, als das Publikum sich um sie zu bekümmern Lust hat. Alle Ehre, die man einem Autor, mit dem man in Fehde ist, erweisen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihn todt macht; gegen seinen Leichnam oder seinen Schatten zu wüthen, kann keinem wackeren Manne zugemuthet werden. Diesen Grundsätzen zufolge werden wir gar keinen Streit vermeiden, der sich uns darbietet, aber auch keinen länger fortsetzen, als es die Natur der Sache erfordert; und unser Stillschweigen, wenn nicht das Gefühl ihrer Schwäche oder Vernichtung, wird unseren Gegnern anzeigen, wann sie für uns und für das Publikum zu existiren aufgehört haben.

Am Schluſſe dieſes Blattes erhalte ich noch folgendes Schreiben, das hier an ſeiner Stelle zu ſeyn ſcheint.

Mein Herr!

Ein weiſer Mann ſagt: Vergehungen dürfen mit Nachſicht behandelt werden, nicht Greuelthaten. Es ſcheint, daß Sie es ſich in Ihren kritiſchen Unterhaltungen zum Geſetz gemacht haben, das Mittelmäßige und Alltägliche mit Stillſchweigen zu übergehen. Ich kann gegen eine ſolche Maxime nichts Gegründetes einwenden. Was für die Kritik und den Ernſt zu ſchal, für den Scherz und die Ironie zu plump oder gemein iſt, mag, ſich ſelbſt überlaſſen, ſein ephemeres Daſeyn beſchließen. Das gewöhnlich Schlechte hat nichts Verführeriſches als die Neuheit. Schlenzheim macht dem Abällino Platz; das Haupt der Banditen muß einem neuen Pierrot weichen; und Friedrich mit der gebiſſenen Wange erſetzt, ſo gut es geht, die Stelle von beiden. So lange wir nur Spektakel haben und kein Theater, ſo lange die Befriedigung der Schauluſt, und nicht des Geſchmackes, der Zweck der Bühne iſt, ſo lange

werden Produkte dieſer Art darauf erſcheinen. Es iſt ganz gleichgültig, ob die Pritſche des Harlekins, oder ein verroſtetes Ritterſchwert der Talisman iſt, mit dem ein theatraliſcher Hexenmeiſter, einen Abend um den andern, das Haus und die Kaſſe füllt.

Aber es gibt ein Aeußerſtes in allen Dingen, und auch das Schlechte hat ſeine Gränzen, die nie überſchritten werden ſollten. Ein Autor, der die Geduld des Publikums mehr als ein Mal auf die Probe geſtellt hat, ſollte bedenken, daß dieſe Geduld ermüdet werden kann. Wir haben den Fridolin, den Tyrannen von Syrakus geſehen: das war ſchlimm; wir haben die Vorſtellung der Mirina und Ida aushalten müſſen: das war ärger; jetzt ſollen wir den Brautſchmuck ertragen; das iſt das ärgſte, es iſt unleidlich. Der Geſchmack iſt zu dem Schlechten verwöhnt; ihn noch unter das Schlechte herabziehen, heißt ihn vernichten.

Ich will Ihnen nicht anſinnen, mein Herr, eine Recenſion des Brautſchmuckes zu ſchreiben. Das Stück iſt unter der Kritik, ja, es iſt ſogar unter dem Spaße. Ueber ſolche Dinge kann man nur im Aerger lachen. Was

ließe ſich, im Ernſt oder Scherz, von einem Schauſpiele ſagen, wogegen der Machtſpruch ein Werk voll Geiſt, Schlenzheim und Abällino Produkte des Genies ſind? von einem Schauſpiele, das mit dem ganzen Apparate eines Spektakelſtückes, mit allen ſeinen Unwahrſcheinlichkeiten und Dekorationen, ſeinem Bombaſt und Kleiderprunk, nicht fähig iſt, die Aufmerkſamkeit eines Kindes zu beſchäftigen? Die ganze Intrigue beruht auf moraliſchen Unmöglichkeiten. Wie kann die Gräfin mit Luitgarden, auf ſeine ſo verdächtige Einladung, in den Garten gehen? Wie kommt ein feiger Geck dazu, ſich durch ein eben ſo nutzlos als einfältig erſonnenes Mährchen in augenſcheinliche Gefahr zu ſtürzen? Wie kann, nach Allem, was Fridolin ſelbſt von dieſem Gecken weiß und denkt, gleichwol ein Argwohn von ſo lächerlicher Art in ihm entſtehen? Was macht dieſen ſanftmüthigen Knaben auf einmal ſo ſtörriſch? Wodurch wird er gleich darauf wieder ſo frömmelnd zahm? Kann man ſich unvernünftiger betragen, als dieſer Graf von Savern? Wenn er nicht ſprechen darf, kann er auch nichts thun? Wenn ſeine Amtspflicht als Vehmrichter (eine abſcheuliche

Pflicht, denn das ganze Institut ist abscheulich) wenn der unsinnige Eid, den er ablegte, ihn hindert, ganz frei zu reden und zu handeln: kann er nicht wenigstens etwas Klügeres sagen, als die unbeschreiblich läppischen Worte: »Ziehe nach Palästina, und forsche nicht!« Warum nennt er den Räuber nicht gleich? warum erst, da dieser todt ist, um sich auf einer Lüge, die im Grunde keine ist, ertappen zu lassen? Was macht den wackern Felseck eben so stumm, als seinen schwachsinnigen Freund? Und dieser brave Trunkenbold, mit seiner empfindelnden Leidenschaft! Was hat die Dame überhaupt in der Geschichte zu thun? was ihr abgeschmackter Bräutigam? was Fridolin's Vater? — Auf alle diese und hundert andere Fragen gibt es keine Antwort, als die: daß vielleicht der Autor es nicht besser zu machen wußte.

Also, mein Herr, keine Recension von diesem Schauspiele, wenigstens nicht im Sonntagsblatte! Wenn der Brautschmuck beurtheilt werden soll, so mag Hr. *** ihn beurtheilen. Dieses Kritikers ist das Stück werth. Aber eine öffentliche Rüge verdient die Aufführung einer solchen Arbeit in Ihren Blättern.

Welche Vorstellung macht man sich von dem Publikum? Die Herren Stegmayer und von H*** schreiben Theaterstücke, und sie werden gespielt; Hr. *** macht Recensionen, und es findet sich Jemand, der sie druckt. Dieser Skribler läßt sich durch das einstimmige Urtheil aller verständigen Leute und aller Journalisten, selbst derjenigen, deren Klatschereien er ausschreibt, in einem Gewerbe nicht irre machen, wobei sich zwar die Kunst sehr schlecht befindet, er selbst aber sich ganz leidlich zu befinden scheint. Umsonst hat man ihm bewiesen, daß er nicht fähig ist, eine richtige Konstruktion zu schreiben; daß er von den Dingen, die er beurtheilt, nicht das Geringste versteht; daß er mit seinen Freunden überall verlacht wird, daß seine Zeitschrift ein Schandfleck der Litteratur ist: — der Mann schreibt doch. Populus me sibilat, denkt er wahrscheinlich, at mihi plaudo ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca. — Ja, Hr. *** und Comp. wagen es, ein neues Journal unter dem Titel: Zeitung für die gebildete Welt anzukündigen. Für die gebildete Welt! Wie weit ist es mit der deutschen Bildung gekommen!

Ich glaube, mein Herr, daß, wenn eine solche Verwegenheit ungestraft ausgeht, die Kritik das Recht verwirkt, geringere Vergehungen zu ahnden. Wenn ein Skribent, der durch die gröbste Unwissenheit und durch die abgeschmackteste Schreibart Gebildeten und Ungebildeten zum Spotte geworden, sich dennoch unterfangen darf, der »gesammten feinen Welt, in der Idealität (?) eines Nationalblattes, Nahrung für Geist und Herz« anzubieten; wer kann es dem Redakteur des Morgenblattes verargen, daß er sich für eine Autorität unter den gebildeten Ständen, und die Dichterlinge, die ihn mit Korrespondenz-Nachrichten versehen, für Leute von Talent und Urtheilskraft hält? Wenn Hr. *** und Konsorten sich anmaßen dürfen, »alle Erfindungen und Schöpfungen der Künste, alle Erfahrungen und Zweige der Wissenschaften, alle Erzeugungen der Industrie und Landeskultur zu erforschen und zu beurtheilen, und mit parteiloser Strenge in die wahre Ansicht zu setzen;« warum sollten die Verfasser einiger beklatschten Schauspiele und Opern sich nicht zutrauen, über Lessing, über die französischen

Tragiker, und über die Epochen der dramatischen Kunst abzusprechen? — Ich wiederhole es, mein Herr! Vergehungen mögen mit Nachsicht behandelt werden, nicht Gräuel.

Josuah Scharf.

26.

Dramaturgische Briefe.

Achter Brief.

Sonntag, den 6. September.

Der Verfasser des Schreibens über das feinere Lustspiel fährt fort, die Freunde einer dramaturgischen Lektüre auf seine angenehme Weise zu unterrichten. Den Briefen über das Lustspiel und das gesungene Drama sind neuere Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele gefolgt *). Ich eile, liebe Freundin, Sie damit bekannt zu machen,

*) Wiener Hoftheater-Taschenbuch auf das Jahr 1808.

um so mehr, da unsere Unterhaltungen dem Verfasser Gelegenheit gaben, auf einige Ausdrücke zurück zu kommen, die in seinem ersten Schreiben aufgefallen waren. Er hat seine Gedanken näher erklärt, oder, wenn Sie wollen, weitläufiger: denn deutlicher ist mir dadurch nichts geworden, nicht einmal der Begriff, den ich mir von der Erklärungskunst des Verfassers machte.

Ich muß Sie bitten, auf meinen zweiten Brief (Nro. 13.) zurück zu sehen. Dort sagte ich unter Anderm: »Glauben Sie nicht, daß unserer Komödie die Lustigkeit noch nöthiger wäre, als der Anstand und die Feinheit? Hätten wir nur erst Lustspiele, worin Leute von Verstand lachen können! Mit der Feinheit, denke ich, würde es sich wol geben. Das wenigstens ist meine Meinung; und, wenn ich nicht irre, so war es auch Lessing's Meinung.«

Der Verfasser hat für gut gefunden, hierauf zu antworten, ohne, nach seiner urbanen Art, mich namentlich dabei zu kompromittiren. »Lachen,« sagte er, »soll man freilich in jedem Lustspiele. In so fern hatte Lessing Recht,

zu ſagen, daß der Dichter vor der Hand nur darauf Bedacht nehmen ſollte, Lachen zu erregen.« — Hier iſt ein Irrthum, wie Sie leicht vermuthen können. Geſagt hat dieß gar Niemand; Leſſing am wenigſten. Der Verfaſſer hat nur Etwas, das ich ſagte, ſo verſtanden. Mir iſt nicht bekannt, daß Leſſing den Dichtern ſo etwas vor oder nach der Hand zu thun gerathen; und, da ich mich jetzt beſſer beſinne, erinnere ich mich überhaupt an nichts, was er geſagt hätte, und das, auch nur entfernt, einer ſolchen Auslegung fähig wäre. Ich muß alſo das In ſo fern des Verfaſſers — ſo weit es einen Tadel enthält — ganz allein auf mich beziehen, und künftig ſorgfältiger citiren, um den gelehrten Verfaſſer zu keiner Ungerechtigkeit zu verleiten. »Wie aber,« fährt der Verf. fort, »auch jedes Lachen? Ein Fleiſchkoloß mit einer Knabenſtimme, ein Mädchen mit einem »Barte, jede Fratze, — erzwingt durch ſchneidenden Kontraſt Gelächter. Iſt es aber dieß »Gelächter, welches wir vom Luſtſpiele erwarten?« Gewiß nicht! Das Lachen, welches das »Luſtſpiel erregt, ſoll — kein rohes, phyſiſches »Gelächter, auch nicht ein phariſäiſches, — noch

»ein schadenfrohes, — noch die Lache der Ver»zweiflung seyn.« — Freilich nicht. Wer verlangte denn das? — Nicht ich. Die Leute von Verstand, die ich in den Lustspielen gern möchte lachen sehen, auch nicht. Mit wem streitet also der Verfasser? Mit einem Phantom, das er bald Lessing, bald seinen Freund, bald einen Unberufenen nennt, und dem er so beschränkte Begriffe, so seltsame Einfälle, so schwache Argumente leihet, daß es ihm wenig Mühe, aber auch nicht viel Ehre machen kann, damit fertig zu werden.

In meinem zweiten Briefe habe ich mir eine Bemerkung über den schwankenden Ausdruck des Verfassers erlaubt. Er hatte die Begriffe des feinern, hohen und poetischen Lustspieles ziemlich offenbar verwechselt. Doch ein Mann, der mit seiner Theorie noch nicht recht im Reinen ist, kann sich in einem solchen Falle helfen. Wenn sich die Worte nicht nach den Gedanken fügen wollen, müssen sich die Gedanken nach den Worten bequemen. Der Verf. liefert nun eine Theorie des Lustspieles, die ganz aus jenen verfehlten Ausdrücken entwickelt ist, und zu der sie sich also auch vortrefflich schicken. »Das La-

chen, das die Kunst erregt,« sagt er, »soll beruhigen. Wenn das feinere Lustspiel nach diesem höheren Zwecke strebt, werden wir es zugleich das höhere, und da dieser Zweck ein Kunstwerk ist, auch das eigentliche, poetische mit vollem Rechte nennen.« — Sehr wohl! Aber auch die Posse hat einen Kunstzweck, oder es müßte eine sehr elende Posse seyn; und doch ist sie dem feineren Lustspiele entgegen gestellt. Das feine Lustspiel heißt dem Verf. auch das höhere, weil er mit dem Ausdruck eines höheren Zweckes spielt. Diesen Zweck haben alle komischen Darstellungen gemein, oder sie hören auf, ein Gegenstand der Kunst und der Kritik zu seyn. Der Verf. mag zum Behufe seiner Theorie die Worte vermengen, wie er will; die Begriffe sind verschieden, die Gattungen bleiben getrennt, und Jedermann weiß, daß das Hochkomische nur sehr uneigentlich das feine Komische genannt werden kann.

Hören Sie die Erklärung, die der Verf. von dem feinen Lustspiele gibt. »Wenn der Dichter,« sagt er, »den Gegensatz des Idealen mit dem Gemeinen, Widersinnigen, Ungereimten, in seiner Dichtung entweder wirklich darstellt, oder

durch den Geiſt einer über das Ganze ausgegoſſenen Ironie in uns erweckt, ſo nennen wir ſolche Luſtſpiele feinere Luſtſpiele.« — Eine dunkle Erklärung, werden Sie ſagen. Das iſt nicht zu leugnen; und doch möchte die Dunkelheit leicht ihr geringſter Fehler ſeyn. Wir wollen verſuchen, ihren Sinn zu enträthſeln. — Ein Gegenſatz alſo ſcheint das weſentliche Merkmal des feineren Luſtſpieles zu ſeyn, und zwar ein Gegenſatz des Ideellen mit dem Gemeinen, dem Widerſinnigen und Ungereimten. Das Gemeine, im Gegenſatze des Ideellen, gibt einen einfachen Kontraſt, und iſt nicht lächerlich; das Widerſinnige und Ungereimte iſt lächerlich an ſich, und macht, im Kontraſte mit dem Ideellen, einen doppelten Gegenſatz. Dieſer Gegenſatz ſoll entweder wirklich dargeſtellt, oder durch den Geiſt einer über das Ganze ausgegoſſenen Ironie in uns nur geweckt werden. Das heißt ungefähr ſo viel, als: der Zweck des Trauerſpieles kann entweder durch eine tragiſche Handlung, oder durch eine über das Ganze ausgegoſſene Traurigkeit erreicht werden. — Was der Verf. mit dieſem Entweder — Oder ſagen wolle, iſt ſchlecht-

hin unbegreiflich. Eine über das Ganze verbreitete Ironie ist nur bei einer Dichtungsart möglich, in welcher der Dichter selbst redet; mit der dramatischen Form, mit der Handlung steht sie in geradem Widerspruche. — Ich bin zweifelhaft, ob ich auch ganz verstehe, was sich der Verf. unter dem Ausdruck des Ideellen denkt; wenn er aber den gewöhnlichen Begriff damit verbindet, so ist seine Definition des feineren Lustspieles offenbar zu weit. In den possenhaftesten Stücken des Aristophanes ist der Gegensatz des Ideellen merklicher, als in den feinsten Lustspielen des Menander und Terenz.

Doch vielleicht verstehen wir den Verf. besser, wenn wir vernehmen, was er von der Posse sagt, welche er — dem feineren Lustspiele entgegen stellt. »Mit Recht!« setzt er selbst hinzu, »denn nur bei einer zarten, feinen, spielenden »Behandlung kann es dem Dichter glücken, daß »jene Kontraste nicht unsern ernsthaften Unwil»len, oder, statt eines geistigen Lächelns, bloß »ein rohes physisches Gelächter erregen.« — Verständlicher scheint dieß wirklich: aber wie wir den Verf. mehr verstehen, finden wir, daß es der Mühe nicht werth war, ihn verstehen zu

lernen. Ein Kontraſt, der unſern ernſthaften Unwillen erregt, liegt außer dem Gebiete des Komiſchen; die zarteſte, feinſte, ſpielendſte Behandlung kann ihn nicht komiſch machen. Was iſt ein bloß phyſiſches Gelächter? Wenn es nicht die Folge eines krankhaften Zuſtandes iſt, ſo iſt auch das roheſte Lachen geiſtigen Urſprunges. Der Verf. ſcheint die Poſſe ganz zu verwerfen; ich möchte doch lieber ein gutes Poſſenſpiel, als ſechs mittelmäßige Trauerſpiele geſchrieben haben; — er will nur lächeln, nicht lachen. So gar fein waren die Alten nicht. Sie lachten und weinten herzlich; und Homer trägt kein Bedenken, die unſterblichen Götter ſelbſt in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrechen zu laſſen.

»Das Lachen,« ſagt der Verf., »ſoll beruhi»gen. Wie aus dem Trauerſpiele, wie aus je»dem Werke der Kunſt, ſoll auch aus dem Luſt»ſpiele Beruhigung hervorgehen.« — Das ſind Schiller's Grundſätze, auf das Luſtſpiel angewendet. Wenn etwas Wahres an dieſen Grundſätzen iſt, ſo gibt es wenigſtens keine, die unfruchtbarer für die Kunſt wären. Haben Sie einen Begriff von einem beruhigenden Lachen? Und was hat man gelernt, wenn man weiß, daß

aus dem Luſtſpiele Beruhigung hervorgehen ſoll? — So viel ſehe ich, daß es leichter iſt, dieſe Sätze zu mißdeuten, als einen Nutzen daraus zu ſchöpfen. Die Ruhe, wonach die Dichter im Trauerſpiele ſtreben, macht ihre tragiſchen Werke zu einer kalten Schwärmerei; die Beruhigung, die ſie im Luſtſpiele ſuchen, erlaubt ihnen ſelbſt kaum zu lächeln, und iſt Urſache, daß wir in ihren Komödien gewiß nie lachen werden.

Deſto mehr, denken Sie vielleicht, könnten wir über die Theorien unſerer Dichter lachen. Das iſt freilich wahr. Leſen Sie z. B. folgende, von dem Verf. ernſtlich gemeinte Stelle. »Man »könnte ſagen: das Trauerſpiel ſtelle Kampf und »Sieg, das Schauſpiel Kampf und Frieden, das »Luſtſpiel anſcheinenden Kampf und durchgängi»gen Frieden der Freiheit mit der Naturnoth»wendigkeit, vor.« Wenn Sie ſich nun bei dem erſteren allenfalls Wallenſteins Kampf und Sieg, d. i. ſeine Ermordung und die Ausrottung ſeines Hauſes, und bei dem letzteren, dem durchgängigen Frieden, etwa die Läſterſchule, oder Erklärte Fehde, denken, ſo werden Sie ſich eines kleinen geiſtigen Lächelns,

gerade wie es der Verf. im Luſtſpiele haben will, kaum erwehren können. Zu einem etwas lauteren Lachen möchte man durch einen andern Einfall des Verf. verſucht werden. Er ſpricht von dem höchſten Luſtſpiele, das auf die höheren natürlich folgt. Daß dieſes Höchſte kommen wird, wie das geſungene Trauerſpiel, davon iſt der Verf. innig überzeugt. »Glückliche Nachwelt,« ruft er aus, »welcher »dieſer höchſte Kunſtgenuß noch bevorſteht!« Der Titel dieſer neuen divina Commedia wird ſeyn: Die geſchloſſene Weltgeſchichte, ein welthiſtoriſches Luſtſpiel in beliebig vielen Aufzügen. — Ja, ja, Madame, ein welthiſtoriſches Luſtſpiel, und ein dichteriſcher Johannes Müller, oder ein zweiter Wieland, — der eben ſo viel vor ſich in die Zukunft ſieht, als der erſte zu viel in die Vergangenheit ſah, wird es ſchreiben. — O, liebſte Freundin, welche Segnungen ſind Ihren Kindeskindern aufgeſpart! Sie werden die geſungene Tragödie haben, das welthiſtoriſche Luſtſpiel, und ſogar — einen Gott! *)

*) Vermuthlich eine Anſpielung auf eine Stelle in

Gewiß, meine gute Freundin! wer ſo leerer Kunſtträumereien fähig iſt, hat das Höchſte in der Kunſt nie gekannt. Ich wäre verſucht, dem Verfaſſer ein Buch zu nennen, das, meiner Meinung nach, die wahre divina Commedia des menſchlichen Geſchlechtes enthält. — Sie errathen, welches ich meine. Es iſt der Don Quixotte, das Buch aller Bücher, und der allgemeine Spiegel der Thorheiten, die literariſchen nicht ausgenommen.

Neunter Brief.

Die Briefe über die Charakteriſtik im Trauerſpiele ſollen den Beweis enthalten, daß die Handlung, und nicht die Charaktere, das Wichtigſte in der Tragödie ſeyen. Es iſt nicht leicht, zu errathen, warum, oder gegen wen der Ver-

Schelling's Syſtem des transcendentalen Idealismus, wo es S. 441 heißt: »die dritte Periode der Geſchichte wird die ſeyn, wo das, was in den früheren als Schickſal und Natur erſchien, ſich als Vorſehung entwickeln wird. — Wann dieſe Periode beginnen werde, wiſſen wir nicht. Aber wenn ſie ſeyn wird, dann wird auch Gott ſeyn.«

faſſer für nöthig gefunden, dieſen Beweis zu führen. Die Sache ſcheint an ſich klar. Kein Kunſtrichter von Anſehen hat, meines Wiſſens, das Gegentheil behauptet. Die Regeln des Ariſtoteles ſind über dieſen Punkt ſo beſtimmt und deutlich, daß die Ausleger weder Schwierigkeiten darin entdecken, noch ſelbſt hinein legen konnten. Nicht bloß die Haupterforderniſſe des Trauerſpieles, auch ihr gegenſeitiges Verhältniß und ihre Rangordnung, ſind durch dieſe Regeln feſtgeſetzt. »Das Erſte, die Grundlage, gleichſam »die Seele der Tragödie, iſt die Fabel (die Hand»lung), das Zweite ſind die Charaktere; denn »ſie iſt die Darſtellung einer Handlung, und da»her auch vornehmlich der handelnden Perſo»nen.« (De arte poet. Cap. VI. 20. 21.) Ohne eigenthümliche Sitten (ohne Charaktere) kann, nach dem Ariſtoteles, eine Tragödie ſeyn, nicht ohne Handlung: daß es aber, wie der Verfaſſer verwundernd meint, eine gute Tragödie ohne Charaktere geben könne, hat der Philoſoph nirgends vermuthen laſſen. Das Beiſpiel der Malerei, welches er anführt, ſoll bloß ſeinen Ausdruck erläutern; ein Argument zum Nachtheil der Charaktere in der Poeſie, läßt ſich daraus

nicht ableiten, da der Zweck und die Mittel beider Künste sehr verschieden sind. Zeuxis brauchte nur Formen darzustellen, keine Handlung, um den Ruhm eines grosen Malers zu behaupten; gleichwol scheint Aristoteles dem Polygnot den Vorzug zu geben, weil er zugleich Charaktere in seinen Gemälden darstellte, und zwar veredelte, nicht, wie Dionysius, gemeine. (Cap. II. 2.) Die urbildlichen Formen des Zeuxis, im Gegensatze des Polygnot, die reinen Urbilder der neueren Dichter, welche der Verfasser dem Aristoteles unterschiebt, sind Träume, wie sie nur ein sehr unaufmerksamer Leser der Poetik haben konnte.

Also die größere Wichtigkeit der Handlung, und zunächst die der Charaktere, ist durch den alten Gesetzgeber der Dichtkunst für das Trauerspiel festgesetzt; keine neuere Autorität hat sich dagegen erklärt; unsere jüngeren Dichter scheinen in einer mystischen Tendenz der Fabel den ganzen Zweck der Kunst zu suchen: — gegen wen glaubt nun der Verfasser die vorzügliche Wichtigkeit der Handlung, in Vergleichung mit den Charakteren, behaupten zu müssen? — Gegen das Publikum, und sodann gegen seinen

Freund. — »Das Publikum,« ſagt er, »iſt nicht »gewohnt, ſeine Aufmerkſamkeit auf das Ganze »zu richten. Wer dem Grunde nachſpürt, aus »welchem ſelbſt die gebildetere Klaſſe Wohlgefal»len an dramatiſchen Darſtellungen trägt, fin»det bald, daß dieſes Wohlgefallen nicht auf der »Wirkung einer Total-Anſchauung, ſondern auf »dem Intereſſe beruht, welches jeder Einzelne »an dieſem oder jenem, ſeinem Gemüthe zuſa»genden, Charakter nimmt.« Dieß kann von manchen Herren und Frauen, wenigſtens bei unſeren gewöhnlichen Theaterſtücken, wahr ſeyn, ohne daß es im Allgemeinen etwas gegen das Publikum bewieſe. Ein Stück, das, als ein Ganzes, fehlerhaft und ohne Wirkung iſt, hat oft einzelne intereſſante Situationen und treffliche Charaktere. Daß dieſe anziehen und gefallen, während das Ganze keinen Eindruck macht, iſt nicht die Schuld des Publikums. »Dem »Zuſchauer,« bemerkt der Verfaſſer, »gilt es ſo»gar gleich viel, ob er ſich für eine Haupt- oder »Nebenperſon intereſſirt, wenn er ſich nur ſtark »intereſſirt.« Allerdings; und es darf ihm gleich viel gelten. Daß er ſich für das Wichtigere intereſſiren müſſe, dafür hat der Dichter zu ſorgen.

Ein Autor hat immer Unrecht, wenn er über Mangel an Aufmerksamkeit bei seinen Zuhörern klagt. Er lerne, sich ihrer bemächtigen und sie bei der Hauptsache festhalten. Wenn die Handlung den Zuschauer nicht ergreift, wenn sie ihn nicht, wider seinen Willen, bis zum Schlusse mit fortreißt, so hat sie keine dramatische Kraft, und die gutwilligste Anstrengung des Publikums, dem Gange des Stückes zu folgen, wird dem Dichter nur eine kalte Aufnahme verschaffen.

Der Freund des Verfassers ist so sehr für die Charaktere eingenommen, daß er ohne Anstand behaupten zu können glaubt, die Charakteristik sey doch immer die Hauptsache in einem dramatischen Werke. Ich bewundere die Geduld, die der Verfasser mit diesem Freunde hat. Seine Gründe sind sehr schwach; zuweilen thut er Fragen, die man kaum einem Kinde verzeihen würde. »Schon die meisten Titel »der Trauerspiele,« meint er, »deuteten auf Cha»rakteristik, als auf das Wesentlichste, hin. Denn »was kündeten die Aufschriften Oedipus, Ajax, »Philoktet u. s. w. wol anders an, als daß wir »in denselben mit den genannten Heroen be»kannt werden sollen?« — Wunderlicher Mann!

Was ſollten die Titel Großes zu bedeuten haben? Es ſind Namen, womit man ein Trauerſpiel von dem andern unterſcheidet; der nächſte der beſte; je weniger er ankündigt, deſto weniger hat er zu verantworten. Die Alten insbeſondere nahmen es ſehr leicht mit ihren Titeln.

Doch der Verfaſſer ſelbſt nimmt es damit ungemein ernſthaft. »Ich ſehe die Sache anders,« antwortet er mit einer Amtsmiene. »Mir erſcheinen obige Titel als abgekürzt. »Es würde ermüden, immer und immer zu leſen: tragiſcher Kampf und Sieg des Oedipus, »Ajax und Philoktet. Dieſer Kampf und Sieg »wird als der gemeinſame Inhalt aller Tragödien »ohnehin vorausgeſetzt, und durch das Wort »Tragödie ſattſam bezeichnet; der Titel ſoll »uns nur anzeigen, wer den Kampf beſtehen, »den Sieg erringen werde. Die Auswahl des »Kampfes bleibt dem Dichter überlaſſen; »aber einen Kampf zu ſchauen, ſind wir vor »dem Vorhange verſammelt.« — Welche Pedanterei! welch ein falſches Spiel mit Pedantereien! Dem alten Sophokles kam von dem Allen nichts in den Sinn. Oedipus verzweifelt, Ajax entleibt ſich im Wahnſinne, Philoktet

wird nur durch einen Deus ex machina vom Hungertode errettet. Da ist kein Sieg, als der entsetzliche des Schicksals. Das Trauerspiel ist die Nachahmung einer ernsthaften Handlung, einer Handlung, welche fähig ist, Mitleid und Furcht zu erregen. Der Begriff einer solchen Handlung enthält das Merkmal eines Widerstandes, wenn man will, eines Kampfes; aber das unterscheidende Merkmal dieses Begriffes ist das eines Leidens, unter welchem der Handelnde zu erliegen bedroht ist, und meist wirklich erliegt. Der Ausdruck Kampf ist hier überflüssig, das Wort Sieg lächerlich. Die griechischen Helden waren keine moralische Schwärmer; sie sahen in dem Tode keine Märtererskrone; und wenn sie das Unglück mit starker Seele ertrugen, so waren sie doch zu menschlich geartet, um sich dessen als eines Triumphes zu überheben.

Der Verfasser hat die Griechen gelesen. Ich kann nur wünschen, daß er sie noch ein Mal, noch oft, und mit freierem Geiste lese, als bisher. In dem Aristoteles, den er anführt, aus dem er selbst einige Stellen übersetzt, hat er offenbar nur geblättert. Es ist unmöglich, den Aristoteles zu verstehen, und zu denken, daß sich

die neue Kunsttheorie der Deutschen mit seinen Lehrsätzen in Uebereinstimmung bringen lasse. Einer seiner neuesten Ausleger, der jener Theorie zum Theile anhängt, und dessen Ausgabe der Verfasser sogar gefolgt ist, Herr Hermann, hat dieß sehr wohl eingesehen. Da er seine Philosophie für untrüglicher hält, als den Stagyriten, so glaubt er diesen ohne Bedenken in die Schule nehmen zu dürfen; und wo sich die Poetik des Aristoteles nicht mit den Kantisch-Schillerischen Grundsätzen verträgt, hat der Grieche natürlich Unrecht. Das ist konsequent. Unser Verfasser ahnet die Unvereinbarlichkeit der alten und neuen Principien der Kunst nicht einmal. In seinen Augen behält Schiller immer Recht, aber Aristoteles braucht deßhalb nicht Unrecht zu haben; ja, er läßt sogar Lessing's Kritik den Uebergang von dem System des Aristoteles zu Schiller's Kunst-Metaphysik machen. Wie würde Lessing erstaunen, wenn er hörte, was für eine räthselhafte Weisheit aus seinen klaren Gedanken hervorgegangen ist!

»Eine tragische Handlung« sagt der Verfasser vermeintlich mit dem Aristoteles, »ist diejenige, welche Mitleiden und Furcht erweckt,

»und durch Erweckung dieſer und dergleichen Leidenſchaften, Mitleiden und Furcht »reiniget.« Es ſollte heißen: welche durch Erweckung des Mitleidens und der Furcht, dieſe und dergleichen Leidenſchaften reinigt. Was Ariſtoteles als Zweck der Tragödie vorgeſtellt, kann durch kein: und dergleichen ausgedrückt werden; denn dieſer Zweck iſt ganz beſtimmt: Mitleid und Furcht. Man könnte hier einen Schreibfehler vermuthen, aber der Zuſammenhang zeigt, daß der Verfaſſer nichts anderes ſchreiben wollte. »Leſſing,« fährt unſer Autor fort, »hat den Schlüſſel, wie dieſe Reinigung bewirkt »werde, in der Bewunderung gefunden.« — In der Bewunderung? Das fand Leſſing? Er, der dieſe kälteſte aller Gemüthsbewegungen lieber ganz aus der Tragödie verbannt hätte? — Nun, werden Sie denken, er muß es denn doch gefunden haben; wie käme der Verfaſſer ſonſt dazu, es ihm ſo auf den Kopf zuzuſagen? — Das weiß der Himmel! Aber mit Leſſingen hat der Verfaſſer nun einmal ein beſonderes Geſchick. Er mag ihn loben oder tadeln: Leſſing iſt an dem Einen ſo unſchuldig, als an dem Anderen. Leſen Sie die Hamburgiſche Dramaturgie, Nro.

74 — 78, wo die Aristotelische Definition des Trauerspieles erläutert wird; Sie werden vortreffliche Bemerkungen über die Reinigung der Leidenschaften, aber keine Spur von der unerklärbaren Behauptung unseres Verfassers finden. Doch ja! Es ist ein Mal S. 179 — 180 von der Bewunderung die Rede; aber bloß, um die unberufenen Ausleger des Aristoteles durch die Frage in Verlegenheit zu setzen: warum z. E. die Tragödie nicht eben sowohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht erregen könne und dürfe? — Sollte den Verfasser diese Stelle zu seinem Missgriffe verleitet haben? Der Anlaß wäre des Irrthums werth! Der Verfasser muß in der Dramaturgie, und in Lessing's Schriften überhaupt, kaum geblättert haben.

Dessen ungeachtet fährt der zuversichtliche Mann in seiner neologischen Sprache treuherzig fort. »Wie das Mitleid an dem Strahle »der Bewunderung schmilzt, vermindert sich auch »die Furcht vor dem Schicksale, das den gerü»steten Menschen nicht zu unterdrücken vermag.« Eher möchte man sagen, daß das Mitleiden vor der Bewunderung erstarrt, und wenn die

Furcht vor dem Schickſale durch die Bewunderung vermindert wird, ſo könnte ſie dadurch auch wol bis zur Apathie herabgeſtimmt werden, was wahrlich keine Reinigung dieſer, dem menſchlichen Geſchlechte heilſamen, Gemüthsſtimmung wäre. Die Ariſtoteliſche Reinigung der Leidenſchaften nämlich, um es mit Leſſingen kurz zu ſagen, beſteht in nichts Anderem, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten. »Da bei jeder Tugend,« nach unſerem Philoſophen, »ſich dieſſeits und jenſeits ein Extrem findet, zwiſchen welchen ſie inne ſteht, ſo muß die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend ſeyn, welches auch von der Furcht zu verſtehen. Das tragiſche Mitleid muß nicht allein, in Anſehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ganz und gar kein Unglück fürchtet, ſondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte,

auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt ſetzt.« Dieſe Vorſtellungsart iſt die des Ariſtoteles, wie aus den Parallel-Stellen (beſonders Politik B. VIII. Kap. 7.) deutlich erhellet. Das zu viel oder zu wenig der Leidenſchaften ſoll durch die Reinigung weggeſchafft werden, nicht die Leidenſchaften ſelbſt *). Wer es anders

*) Dem wahren Sinne des Ariſtoteles in dieſer ſchwierigen Stelle ſcheint, außer Leſingen, Batteux am nächſten gekommen zu ſein. »A quoi sagt er, a pu venir cette pensée inhumaine, de vouloir guérir les hommes de la pitié, qui est le refuge des malheureux; de la terreur, qui est la sauvegarde de la vertu?« — Er erklärt die Poetik aus der angeführten Stelle der Politik des Ariſtoteles, und ſchließt ſeine Bemerkungen mit folgenden Worten: »Mais que devient l'effet, ou la fin morale de la tragédie, qu'on croyoit indiquée par cette purgation des passions, prise dans un autre sens? Elle est toujours la même, parceque la tragédie est, et sera toujours, un tableau des malheurs et des misères de l'humanité, qui nous apprendra toujours, par la crainte, à être prudents pour nous; par la pitié, à être sensibles et secourables pour les autres. Ce sera toujours un exercice de l'âme aux émotions tristes, une sorte d'apprentissage du malheur, qui nous prépare aux événemens de la vie, comme le soldat qu'on aguerrit par des combats simulés. C'est le seul sens, dans lequel la tragédie puisse avoir un effet moral. Vou-

nimmt, hat weder den Aristoteles, noch den Lessing, noch die wahre Tragödie verstanden.

Unser Verfasser weiß von dem Allen nichts.

---

loie, que l'action de la tragédie soit une allégorie, comme une fable d'Ésope, pour nous enseigner une vérité, importante ou non; c'est un raffinement qui passe le but, qui ne convient point aux plus belles tragédies qui existent, et auquel les poëtes anciens n'ont point pensé, non plus que les modernes. »*Remarques sur Aristote. Ch.* 10. 1. Herr Hermann, als ein konsequenter Anhänger der neueren Stoa, verwirft in seiner Ausgabe der Poetik den Aristotelischen Zweck der Tragödie gänzlich, und stimmt daher auch der Meinung Lessing's über diesen Punkt keineswegs bei. Er, nicht Aristoteles, noch Lessing, sucht die Reinigung des Gemüthes durch das Trauerspiel in der erhabenen Gesinnung und in der Bewunderung, wodurch diese bewirkt wird. Aber nicht Mitleid und Furcht läßt er durch die Bewunderung reinigen; denn das gibt gar keinen Sinn, sondern die Seele überhaupt, welche sich durch eine erhabene Stimmung über Mitleid und Furcht hinweg setzt. »Non enim per miserationem et terrorem istiusmodi purgatio animi perficitur, sed per sublimitatem, quam quum omnium maxime in tragoediae definitione commemorare Aristoteles deberet, omnium minime tetigit. Hac enim fit, ut et miseratione et metu maiores nos esse sentiamus, nec percelli nos his animi motibus patiamur.« *Comment.* ad Cap. VI. 2. — Der Verfasser hat diese Ausgabe gebraucht, und seine Grundsätze stimmen mit denen des Kommentators überein. Wie hat er denn geirren?

Er ſchließt vielmehr: »So bahnte Leſſing Schil»ler'n den Weg zur Erklärung des Trauerſpie»les, als der Darſtellung einer Handlung, aus »welcher der Sieg der Freiheit über die Natur»nothwendigkeit hervorgeht. Und wirklich iſt nur »eine ſolche Handlung geeignet, durch Be»wunderung Mitleiden und Furcht zu reini»gen.« O Ariſtoteles! o Leſſing! was wird un»ter der Hand eines heutigen Schriftſtellers aus euren deutlichſten Worten und Grundſätzen! Der Verfaſſer ſcheint mit ſeiner ſinnreichen Erklärung ſehr zufrieden. Er ſieht ſelbſtgefällig auf ſeinen Brief über das feinere Luſtſpiel zurück. »Ich ſchrieb Ihnen jüngſt,« ſagt er, »das Höchſte und Größte, was ſeit Leſſing über »Poeſie ausgeſprochen wurde, hat derſelbe nicht »nur geahnet; der Keim davon war bereits zur »Knospe aufgeblüht, dieſe wartete nur, daß die »Strahlen ſeines Geiſtes wohlthätig auf ſie fie»len, um ſich ganz zu entfalten.« — Hier finden Sie eine Beſtätigung des Geſagten. — So glaubt der Verfaſſer durch ein vornehmes Galimatias, das er für ein Kompliment ausgibt, Alles gut zu machen, was er ſich beigehen ließ, von Leſſing zu ſagen. — Sie, meine liebe

Freundin, werden hier nichts finden, als einen Beweis, wie unſere erſten und ſchätzbarſten Autoren leſen, was für ſchülerhafte Begriffe ſie von der Kunſt haben, worin ſie ſich Meiſter zu ſeyn bedünken, und wie nöthig es iſt, die Anmaßung dieſer kleinen Meiſter in Schranken zu halten. Ich werde Ihnen im Folgenden noch einige ſolcher Beweiſe vorlegen.

27.

Dramaturgiſche Briefe.

Zehnter Brief.

Ariſtoteles rühmt von der Dichtkunſt, daß ſie philoſophiſcher und lehrreicher ſey, als die Geſchichte; und dieß aus dem Grunde, weil die Poeſie mehr auf das Allgemeine gehe, die Geſchichte aber auf das Beſondere. Das Geſchäft des Dichters nämlich iſt nicht, zu erzählen, was geſchehen, ſondern von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene ſey, und wie es nach der Wahr-

ſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit habe erfolgen müſſen. Wie ein Mann von dem Charakter des Alcibiades, nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit, ſprechen und handeln würde, dieß iſt das Allgemeine; was Alcibiades wirklich gethan oder erlitten hat, dieß iſt das Beſondere: das erſte ſtellt der Dichter, das zweite der Geſchichtſchreiber dar.

Unſer Verfaſſer ſagt auf Anlaß dieſer Stelle: »daß Ariſtoteles überall auf Allgemeinheit »(Idealiſirung), als Eigenheit der Poeſie, im »Gegenſatze der Individualiſirung, als Eigen»heit der Geſchichte, dringe,« und folgert daraus etwas ſchnell, daß eigenthümliche Sitten in der Tragödie und in der Dichtkunſt überhaupt fehlerhaft ſeyen. Er ſpricht von einer Sittentragödie, deren Ariſtoteles erwähne, und wovon er zweifelt, ob der Philoſoph ſie gebilligt habe; ja, er vermuthet ſogar, Ariſtoteles habe dieſe Gattung, und die pathetiſche, gänzlich verworfen. — Dieſe Anſichten und Vermuthungen ſind im höchſten Grade willkürlich. Die Allgemeinheit, deren der Philoſoph gedenkt, kann nur ſehr uneigentlich Idealiſirung genannt werden; in der Poetik iſt ſonſt nirgends, geſchweige

überall, von dieſer Allgemeinheit die Rede; die Geſchichte individualiſirt nicht, denn die Perſonen und Begebenheiten, die ſie darſtellt, ſind an ſich individuell. Die Tragödie hat nur Sitten (Charaktere), ſofern ſie die handelnden Perſonen individualiſirt, d. h. ihnen einen eigenthümlichen, von allen andern ſich unterſcheidenden, Charakter gibt; nicht ein ſtarkmüthiger Mann, ſondern Oedipus ſoll dargeſtellt werden, und der Charakter des Oedipus ſoll ſich von dem des Herkules, des Ajax, des Philoktetes, welche alle die Starkmuth mit ihm gemein haben, beſtimmt unterſcheiden. — Die vier Arten der Tragödie, die Ariſtoteles aufzählt, ſind nur zum Behufe der Kritik ſo genau getrennt; in der Ausübung erſcheinen ſie mehr oder weniger vermiſcht. Er verwirft deren keine, es wäre denn die ganz einfache, die weder einen Glückswechſel, noch Charaktere, noch das tragiſche Leiden (Pathos) enthält. Homer, der unſerm Philoſophen in allen Rückſichten das höchſte Muſter iſt, hat in der Ilias das Beiſpiel einer einfachen und pathetiſchen, in der Odyſſee, einer verwickelten und charakteriſirten Fabel (eines Sittengemäldes), aufgeſtellt.

(De arte poet. Cap. 24.) In dieſer allgemeinen Beziehung haben die Epopee und das Drama einerlei Regeln. Vermuthet der Verfaſſer etwa, daß Ariſtoteles auch die Ilias und Odyſſee gänzlich verworfen habe? — Homer, in Allem bewundernswürdig, iſt es vorzüglich in der Charakteriſtik ſeiner Perſonen; die Charaktere, die er darſtellt, ſind, ungeachtet ihrer idealiſchen Geſtaltung, wie aus der Wirklichkeit gegriffen. Jeder iſt in ſich ſelbſt gegründet, wahr und vollendet. Was ſie von einander unterſcheidet, ſind nicht logiſche Merkmale, es ſind gleichſam Elemente des Lebens, welches, nächſt der Natur, das Genie allein ſeinen Schöpfungen verleihet.

Unſer Verfaſſer iſt kein Freund des Lebens in der Kunſt, auf dem Theater beſonders nicht. »Heut zu Tage,« ruft er entrüſtet aus, »iſt das »erſte, was Ritter und Volk begehrt: Leben, Le»ben, Leben! Mögen immer die Geſtalten et»was unförmlich ausfallen, aber lebendig müſ»ſen ſie ſeyn. Das heißt, nach den Forderun»gen des gemeinen Geſchmackes nichts anderes, »als: das Götterbild der Menſchheit muß hier »und dort ſchon ſo beſchmutzt, verrenkt,

»zerfetzt und beladen seyn, daß man keinen »Augenblick zweifeln darf, es habe sich auf der »kothigen Heerstraße des Lebens stark herum »getummelt.« Ein ekelhaftes Bild! noch ekelhafter, wie mich däucht, als das, welches der Verfasser der ergrimmten Claudia nicht verzeihen kann, und um deßwillen er die Emilie Galotti lieber gar nicht geschrieben haben möchte. — Aber was hat dieses Bild mit dem poetischen Leben zu thun, das nicht der gemeine Geschmack allein, sondern auch der edelste und feinste Geschmack von den Dichtern fordert? Der Verfasser verwechselt offenbar die Lebendigkeit der Darstellung, wodurch Homer's, Euripides, Shakspeare's und Göthe's Charaktere so anziehend sind, mit der Nachahmung des niedrigen Lebens, an dessen grotesken Formen sich zuweilen nicht bloß die Menge, sondern auch die Verständigen, wie mir scheint, nicht mit Unrecht, ergetzen. — Noch ein Mal, ich weiß nicht, um was, noch mit wem, der Verfasser eigentlich streitet. Einige Recensenten mögen die Charaktere in den Trauerspielen des Verfassers getadelt haben. In der That fehlt es diesen Charakteren oft an Leben, aber sie sind von dem Ideale

nicht weniger entfernt, als von der Natur. Regulus ist ein raisonnirter Charakter, aber kein idealischer; Polyxena ist ein unnatürliches Geschöpf, aber kein poetisches; der Weise des Verfassers ist wirklich eine Schattengestalt, aber eine sehr gemeine. — Indessen, was auch die Kritik an der Charakterzeichnung des Verfassers vermißt haben mag, so erbärmliche Mißgestalten, als er »Ritter und Volk begehren« läßt, hat gewiß Niemand von ihm verlangt. Man will keine dürftige und ganz ausgetrocknete, aber deßhalb noch keine überladene, oder in Schmutz ertränkte Charaktere. Weder die Kritiker, noch das Publikum, noch die besseren Schauspieler verlangen dergleichen. Wie kommt der Verfasser nur zu seiner üblen Laune gegen das Publikum und die Schauspieler? Ich dächte, er hätte Ursache, mit beiden zufrieden zu seyn. Wenn es nicht der Beifall der Menge ist, worauf sich die große Meinung des Verfassers von seinen eigenen Verdiensten stützt, so errathe ich nicht, was es sonst seyn könnte. Die Wenigen, die sich von der Menge unterscheiden, haben diese Verdienste bisher nicht so unbedingt anerkannt, oder auch vielleicht nur nicht so ganz eingesehen.

»So überladen,« sagt der Verfasser in seiner Unzufriedenheit mit dem Publikum und den Schauspielern, »daß man vor Gewand an dem »Körper irre wird, und bis zu ihm nicht durch»dringen kann, will das verwöhnte Publikum »die Charaktere. Bleibt der Dichter zurück, ein »tüchtiger Schauspieler hilft nach, und greift im »Zweifel immer nach dem Soliderem.« — Brockmann und Koch erhalten im Vorbeigehen ein Kompliment. — »Aber unser Schauspieler,« fährt der Verfasser fort, »spielt seinen General, »wie seinen Kanzleimann, mit gebrochenen »Knien, Katzenrücken, verlöschender Stimme, »Alongeperrücke und langer Weste. Der Ge»neral zwar verdampft, aber der alte Ge»brechliche bleibt als Bodensatz zurück.« — Welch ein Witz! welche schalkhafte Einfälle! Und dieser Schauspieler gefällt in Wien wol mehr, als Koch und Brockmann? Und gegen solche Fratzen fand der Verfasser nöthig, den Aristoteles zu Hülfe zu nehmen, um aus ihm zu beweisen, daß man »nicht gleich Alles für »Phantasmen und Schattengestalten anbel»len müsse, was nicht aus der nächsten Umge»bung genommen ist?« Die Alongeperrücken

und langen Westen wenigstens wären nicht aus unserer nächsten Umgebung genommen. Aber bemerken Sie die Feinheit, mit der sich der Verfasser gegen die Kritiker und das Publikum ausdrückt. Wer sich eine Bemerkung über einen mißlungenen Charakter erlaubt, bellt ihn an; wer die Bianca della Porta nicht so sehr bewundert, als ihr Verfasser, ist ein Unberufener; wer den Dichter tadelt, muß entweder von Mißgunst oder Unwissenheit dazu angetrieben seyn. Sogar von Mißgunst? Nicht doch! Vielleicht sind die, welche ihn tadeln, mehr seine Freunde, als die, von deren Lobsprüchen er berauscht ist. »Wer Alles bewundert,« bemerkt der Verfasser selbst, »bewundert nichts.« Vielleicht denken seine Kritiker, wie der Verfasser glaubt, daß Aristoteles in Betracht des Euripides gedacht habe, »daß man nämlich einen gro»ßen Geist verehren, und doch seine Schwächen »bemerken könne, daß man diese Schwächen um »so heißer wegwünschen müsse, je inniger man »ihn liebt.«

Doch mir scheint, der Verfasser hätte besser gethan, sich nicht so oft auf den Aristoteles zu berufen. Er ist offenbar viel zu wenig in die

Denkungsart des alten Weisen eingedrungen, um sagen zu können, was er in diesem oder jenem Falle gedacht haben möchte. Um dem Euripides einen Fehler nachzuweisen, bedurfte der größte Kunstrichter des Alterthums wahrlich einer so kahlen Entschuldigung nicht. Er hat diesem Dichter viel bedeutendere Fehler nachgewiesen, als der ist, dessen Bemerkung unserm Verfasser so auffallend dünkt. Gleich in derselben Stelle, die der Verfasser citirt, gedenkt Aristoteles noch eines zweiten mangelhaften Charakters, aus dessen Kritik sich der Verfasser unter andern über die eigentliche Bedeutung eines viel bestrittenen Aristotelischen Ausdruckes besser, als er es zu seyn scheint, hätte unterrichten können. Es ist dieß der Charakter des Menelaus in dem Orest des Euripides, worauf der Philosoph noch ein Mal am Schlusse des 26. Capitels zurückkommt. — Ich will es für's Erste dem Scharfsinne des Verfassers überlassen, zu errathen, welchen Aufschluß die Lehre des Aristoteles von der Charakterzeichnung, aus der Vergleichung dieser zwei Stellen, erlangen könnte.

Der Abschnitt der Poetik, welchen der Verfasser kommentirt, enthält keinesweges die ganze

Meinung des Stagyriten über die Beſchaffenheit und Bildung der dramatiſchen Charaktere. Man muß die anderen Kapitel der Dichtkunſt ſorgfältig damit vergleichen, und auch die übrigen Schriften des Philoſophen zu Rathe ziehen, wenn man ihm keine fremde Gedanken unterſchieben will. Ueberhaupt hat Ariſtoteles dieſen Gegenſtand viel weniger ausführlich behandelt, als die Lehre von der Kompoſition der Handlung, und dieß deßhalb, wie mich däucht, weil er die letztere nicht bloß für den wichtigeren Theil der dramatiſchen Kunſt hielt, ſondern auch für den, worin die Kunſt am meiſten vermag. Sitten und Charaktere muß den Dichter ſein eigenes Genie und die Kenntniß der Welt unterſcheiden und bilden lehren; die Zuſammenſetzung der Fabel iſt ganz das Werk des Nachdenkens und der Kunſt.

So vieler Aufmerkſamkeit aber hat der Verfaſſer den Ariſtoteles nicht gewürdigt, ungeachtet des Reſpektes, den er für ſeine Worte zu haben vorgibt. Die Erklärung des Verfaſſers von dem 15ten Kapitel der Ariſtoteliſchen Poetik, welche von den Charakteren handelt, iſt überaus ſeicht und großen Theils unrichtig. Er hat

weder den Text seines Autors, noch die Materie selbst hinlänglich durchdacht; und nicht einmal Hurd's und Lessing's Bemerkungen über diesen Gegenstand scheinen ihm bekannt, oder gegenwärtig gewesen zu seyn. Einer so großen Unachtsamkeit sollte sich ein Schriftsteller nicht schuldig machen, der so empfindlich für Lob und Tadel ist, und sich den Widerspruch, den er im Publikum findet, nicht anders, als aus der Mißgunst oder Unwissenheit seiner Gegner zu erklären weiß. Um die Schwächen einer solchen Arbeit zu bemerken, als die dramaturgischen Briefe des Verfassers sind, bedarf es wahrlich der Mißgunst nicht; und es müßten sehr unwissende Gegner seyn, die dem Verfasser selbst nicht auf jeder Seite dieser Briefe Fehler der Unwissenheit nachweisen könnten. — Was bewegt den Verfasser, so unreife Versuche der öffentlichen Kritik auszusetzen? — Was sonst, als die vortheilhafte Meinung, die er selbst und seine Freunde davon haben. Ja, die Freunde! Ich irre sehr, oder der Verfasser hat so viele Ursache, als irgend Jemand, gegen sich und seine Freunde auf der Hut zu seyn. Wenn die Mißgunst, oder besser, die Kritik bei manchen Autoren

nicht wieder gut machte, was die Freundschaft an ihnen verdarb, so würden ihre Talente schwerlich die wahre Reife erlangen.

Eilfter Brief.

Die dramaturgischen Sonderbarkeiten unseres Autors fangen an, Ihnen Langeweile zu machen. Sie haben die Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele nun selbst gelesen. Was Sie davon verstehen, sagen Sie, mache Sie nicht begierig, dasjenige zu enträthseln, was Ihnen darin noch dunkel ist. Das ist Schade; denn ich hätte noch so Manches über diese Briefe auf dem Herzen! — Aber freilich, Sie haben Recht. Die Mühe, die es kostet, sich die Worte des Verfassers verständlich zu machen, ist ihr Inhalt nicht werth; und ich bin im vollen Ernste der Meinung, die Sie im Scherze äußern: daß Sie sich (so wenig Griechin als Sie sind, doch) eben so leicht in den griechischen Text der Poetik einstudiren würden, als in den deutschen Kommentar, den uns Herr von C. darüber gibt.

Es fehlt den Gedanken des Verfaſſers nicht bloß an Ordnung und Klarheit, ſondern großen Theils auch an Gehalt. Das Wahre, das noch darin iſt, finden Sie im Leſſing, im Diderot, im Batteux und Eſchenburg, — und wo nicht überall? — ungleich beſſer; ſelbſt das Falſche, das ſie enthalten, werden Sie in Schiller's und Herrn Schlegel's äſthetiſchen Aufſätzen wenigſtens viel beſſer ausgedrückt leſen. Eigenthümlich iſt dem Verfaſſer nichts, als die Vermiſchung der unvereinbarlichſten Begriffe und Grundſätze, und die widerliche Manier und Sprache, worin Derbheit und Pretioſität, Gemeinheit und Schwulſt, die niedrigſten Wendungen und die hochfliegendſten Tiraden der neuen Schule auf das Unangenehmſte abwechſeln. — Wäre nur die Erklärung des Verfaſſers von dem Hochkomiſchen richtig! Das Beiſpiel dazu hätte er uns in ſeinen dramaturgiſchen Aufſätzen gegeben. Was enthielten dieſe Anderes, als eine Darſtellung des Gemeinen, Widerſinnigen und Ungereimten, im Gegenſatze des Ideellen, wenigſtens — des Beſtrebens nach dem Ideellen? Aber dieſer Kontraſt iſt nicht komiſch, er iſt nur wider

lich und, wie Sie selbst empfanden, langweilig.

Zwei Grundgedanken von sehr verschiedenem Werthe und Ursprunge scheinen den Verfasser in seinen dramaturgischen Untersuchungen bisher geleitet zu haben. Der erste ist die Kantische Idee des Erhabenen; der zweite die Lehre der Franzosen von dem theatralischen Anstande. Ich behalte mir vor, Ihnen meine Meinung über den Mißbrauch, welchen Schiller und dessen Nachfolger von Kant's Grundsätzen in der Aesthetik gemacht haben, bei einer anderen Gelegenheit ausführlich vorzulegen. So viel ist schon zum Voraus klar, daß die Erhabenheit, nach Kant's Idee, sich sehr schlecht mit der Anständigkeit und dem Prunke des französischen Theaters verträgt. Wie voll der Verfasser aber auch den Mund nimmt, wenn er von dem »Triumphgefühle der siegenden Freiheit,« von der »Stählung und Heiligung des Willens zu dem Kampfe mit dem widrigen Schicksale,« von dem »Siege der Freiheit über die Naturnothwendigkeit« spricht, so sieht man doch, daß ihm der Reifrock und der Federhut seiner dramatischen Helden und Heldinnen ungleich mehr am Herzen liegen, als alle die übersinnlichen Kostbarkeiten der

neuen Schule. Ueberall kommt er auf den Anſtand, die Würde, die Feierlichkeit zurück, welche den Helden und ſeine Sprache auf der Bühne auszeichnen müſſen. Nichts beleidigt ſeinen Geſchmack mehr, als ein Verſtoß gegen die Konvenienz und die theatraliſche Kleiderordnung. Ein weiſer Mann mit einer langen Weſte — welch ein Kontraſt! Eine tragiſche Perſon mit gekrümmtem Rücken — welch ein Unding! »Dürfte ich,« ſagt der Verfaſſer, »den großen Alexander nicht anders, als mit einer merklich ſchiefen Schulter darſtellen, ſo würde ich ihn nicht auf die Bühne »bringen, ganz gewiß, daß die ſchiefe Schulter des kleinen Mannes mir ſeine ganze »moraliſche Größe verdecken würde.« — Eine Abhandlung über die dramatiſche Kunſt mit ſolchen Einfällen — welche Abgeſchmacktheit!

So überaus anſtändig und ekel, als Herr v. C., waren Sophokles, Euripides und vornehmlich Shakſpeare nicht. Ohne Zweifel würde der Verfaſſer den Othello nicht auf die Bühne gebracht haben, aus Furcht, die ſchwarze Farbe des Mannes möchte ihm ſeine ganze tragiſche Größe verdecken; oder er hätte — den Mohren

zuvor weiß gewaſchen. Richard würde bei ihm keine ſchiefe, wenigſtens keine merklich ſchiefe Schultern haben, ſondern ein ſchlankes, wohlgeſtaltetes Ungeheuer vorſtellen, etwa wie Ezzelino. Sein alter Peleus dürfte nicht gebückt und hinfällig erſcheinen, ſondern, wie es einem Kämpfer der Freiheit geziemt, ganz aufrecht und rüſtig. Philoktetes würde auf zwei geſunden Beinen einher gehen, ohne die ſcheußliche Fußwunde, aus der bei dem Griechen ſchwarzes Blut und Eiter fließt; und Oedipus würde wenigſtens eine zierliche Binde vor ſeinen ausgeriſſenen Augen tragen, da es allen Anſtand und alle gute Sitte verletzt, ein verehrliches Publikum mit dem Anblicke bluttriefender Wangen zu erſchrecken. — Wie viel anſtändiger, als die unerleuchteten Griechen, würde unſer Verf. dieſe Gegenſtände behandelt haben! — Um ſo viel anſtändiger behandelten ſie die Franzoſen: aber St. Evremont, Diderot und Voltaire ſelbſt geſtanden, daß ihre Bühne dadurch, um eben ſo viel, weniger tragiſch und ergreifend geworden.

Doch nein! Die franzöſiſchen Tragiker haben die Sucht nach Anſtändigkeit nie ſo weit

getrieben, als Herr v. C., wenigstens in der Kritik, sie zu treiben geneigt scheint. Der zierlichste Kleinmeister unter den französischen Kunstrichtern würde sich schwerlich unterfangen haben, einen klassischen Schriftsteller seiner Nation über die Anwendung eines figürlichen Ausdruckes, wie die Rede der Claudia in der Emilia Galotti ist, den Prozeß zu machen. Welch ein Einfall, diesen Ausdruck mit einer Unflätherei, die Göthe'n in der ersten Ausgabe seines Götz entwischt war, zusammen zu stellen! Welche Konsequenz, durch die Anführung von zwei Zeilen bewiesen haben zu wollen, daß Lessing denn doch — die Sprache zu einer Natürlichkeit herab gezogen habe, in welcher sie, ferne von aller Veredlung, aufgehört, Organ der Poesie zu seyn!«

»Gäbe es keine andere Art,« sagt Herr v. C., »das Außersichseyn, und den Sturm einer, »durch den Mord ihres Schwiegersohnes, em»pörten Mutter, in Gegenwart des Kupplers »und Mörders, zu bezeichnen, als durch die »ekelhafte Invective: »»denn, warum soll »»ich Dir nicht alle meine Galle, allen meinen »»Geifer mit Einem Worte in das Gesicht

»speien« so wollte ich lieber vermeiden, diesen »Sturm dramatisch darstellen zu wollen.« — Sie erinnern sich des Zusammenhanges, worin Claudia diese Worte gegen den Marinelli ausstößt. Ist Ihnen das Ekelhafte davon jemals aufgefallen? Schwerlich; denn Sie dachten nicht daran, daß Lessing die Sprache sollte herab gezogen haben. Sie fanden wol gar, daß nicht jenes Bild, sondern das Schimpfwort: Kuppler! welches dadurch vorbereitet wird, das Stärkste in Claudiens Invective sey. Sie fühlten vielleicht, daß Sie selbst, ungeachtet der Delikatesse Ihres Geschmackes, in einer ähnlichen Situation eines ähnlichen Ausdruckes fähig gewesen wären. Und was ließe sich, aufs strengste genommen, auch dagegen einwenden? In der Sprache des Umganges, in welcher die Emilia Galotti geschrieben ist, in der Leidenschaft, worin Claudia spricht, hat dieser Ausdruck durchaus nichts Anstößiges; die Kritik, die ihn rügt, die ein solches Aufheben davon macht, fällt mit aller ihrer Lächerlichkeit nur auf den Kunstrichter zurück.

Ueber diese Kritiker! Ein Wort macht sie schwindeln: den wildesten Unsinn, in Erfindung

und Sprache, scheint ihr Kopf ohne Beschwerde zu ertragen. Sie seigen Mücken, und muthen uns zu, Kameele zu verschlingen. Das verwegenste Urtheil über ein Werk, über einen Schriftsteller — und wäre dieses Werk die Emilia, wäre dieser Schriftsteller Lessing — glauben sie durch ein paar, aus dem Zusammenhange gerissene, Worte gerechtfertigt zu haben. So kritisirt Herr v. C., so vertheidigt er sich; so kritisiren die talentvollen jungen Männer, welche die auswärtigen Journale mit literarischen Notizen versehen. Darin zeigen sie die vielseitige Bildung und den Umfang der Kenntnisse, welche den Kunstrichter ausmachen. Aber wenn man ihre dunklen Orakelsprüche in ihrer Nichtigkeit darstellt, wenn man ihr anmaßliches Geschwätz mit Gründen widerlegt, worauf sie außer Stande sind, zu antworten: dann klagen sie über Schmähungen; dann verfolgt sie die Mißgunst; dann meinen sie sich von der neidischen Welt in den Himmel flüchten zu müssen, den sie bescheidentlich im Herzen tragen, und den ihnen freilich Niemand rauben wird, weil er in nichts, als in ihrer ärmlichen Eitelkeit besteht.

28.

Der Dichter Schneck.

Herr Hilarius Frank, welchen die Leſer ſchon als einen aufmerkſamen Beobachter literariſcher Kurioſitäten kennen, hat mir folgendes Schreiben mitgetheilt, das ihm zugekommen iſt. Der Briefſteller hat ſich ſelbſt ſo treffend charakteriſirt, daß jede Einleitung zu ſeiner Epiſtel überflüſſig ſcheint. Was die Beiträge betrifft, welche Herr Schneck zu dem Sonntagsblatte zu liefern verſpricht, ſo ſollen ſie mir ſehr willkommen ſeyn, wenn ſie alle ſo ergetzlich ſind, als ſein erſter Brief. Ich beſorge jedoch, daß ich mich der Unterſtützung des genialen jungen Mannes nicht lange werde zu erfreuen haben, denn ich höre, daß es der Redaktion einer neuen, demnächſt hier erſcheinenden Zeitſchrift bereits gelungen iſt, ſich ſeiner zu bemächtigen, und ohne Zweifel werden die Talente des Dichters Schneck in dieſem Journale einen angemeſſeneren Wirkungskreis finden, als in dem unſrigen.

Schreiben des Dichters Schneck, an Hrn. Hilarius Frank.

Motto:

»Ich — ich, ein Thor? Und wär's, so soll kein Mensch mir's sagen!«
Ernst und Scherz, ein Spiel in Versen. S. 88.

Mein Herr!

Wie ich mich, als absoluter Geist, selbst gesetzt habe, werden Sie aus dem Folgenden ersehen; welche Form ich in der Welt der Erscheinungen, im Reflex des Nicht-Ich, einnehme, damit will ich meinen Brief anfangen. Schneck nennt mich das gemeine Volk, den Dichter Schneck, die gebildete Welt. Sie müssen mich aber nicht mit jenem Dichter Schneck verwechseln, von dem Herr von Kotzebue, in seinem Taschenbuche für dramatische Spiele, Meldung thut. Jener Reimschmied ist höchstens eine Gartenschnecke, während zwischen meinen transcendentalen Fühlfäden Vergangenheit und Zukunft liegen, daher ich vielmehr einer Weltschnecke zu vergleichen bin. Auch umfasse ich die Welt, d. h. ihr Ideal, denn um die wirkliche bekümmere ich mich nicht, so wie diese sich nicht viel um mich bekümmert hat. Darum

von allem Irdiſchen mich losſagend, habe ich nur nach dem getrachtet, was über den Sternen iſt. Die Höhen der Anſchauung frühzeitig ſuchend, ging ich dem Verſtande überall aus dem Wege, und wenn mich zufällig etwas davon anflog, ſchüttelte ich es kühn von mir ab. Tadelten mich deßhalb die gemeinen Verſtandesmenſchen, ſo fand ich volle Beruhigung in dem Motto, das ich über dieſen Brief ſetzte. Merken Sie ſich den göttlichen Spruch, mein Herr! Er iſt das Alpha und Omega der abſoluten Lebensweisheit.

Gedrängt vom Drange eines alldurchdringenden Geiſtes, bin ich meiner bisherigen Obſkurität müde. Ich trete heraus in die Welt, und faſſe die Hände der großen Genie's, welche dem Menſchengeſchlechte eine poetiſche Bildung plaſtiſch anblühen. Auch ich will mein Volk führen zum Gipfel, wo

„bis zur Wurzel Göttlichem in's Aug' es ſieht.“ *)

Dieß ſey genug, mein Herr, Ihnen die Ten-

*) S. der Graf und die Gräfin von Gleichen. Eine Tragödie vom Verfaſſer des Lacrimas. Berlin. 1807.

denz meines Strebens deutlich zu machen. Können Sie von der Verstandesstufe, auf welcher Sie stehen, sich hinaufschwingen zur Höhe der Anschauung — denn ich sage Ihnen noch ein Mal, mit dem Verstande will ich durchaus nichts zu schaffen haben — so werden Sie wissen, in welche Reihe der Geister ich hin gehöre. Nun zur Sache!

Ich habe das Sonntagsblatt und Ihre Aufsätze darin gelesen. Was einige Zeitungen davon sagten, ist offenbar zu viel. Ich möchte wenig mehr eingestehen, als was auch das Morgenblatt zugibt: »Es ist nicht ganz übel geschrieben, wiewol nicht von der Art, daß es auf ein sehr großes Publikum rechnen darf.« Dieß Letztere, Herr Frank, kommt daher, weil weder Herr West, noch Sie, noch sonst ein Mitarbeiter in den scientifischen Wissenschaften und artistischen Künsten etwas Rechtes gethan haben. Es fehlt Ihnen allen gar Mancherlei, als z. B. Naturphilosophie, Plastik, in poetischer und pädagogischer Beziehung, Dramaplastik, musikalische Formenbildung, Theatik, pittoreske Harmonistik und melodische Philantropie.

Da ich mein Vaterland liebe, und in so fern

mich für Ihr Journal, als für ein Produkt der inländiſchen Literatur, intereſſire, ſo bin ich geſonnen, auf dieſen einheimiſchen Stamm einige exotiſche Reiſer zu pfropfen, welche Blüthen der obgedachten Kunſtwiſſenſchaften tragen ſollen. Daß ich die hierzu erforderliche Geſchicklichkeit beſitze, würden Sie aus meinen Schriften erſehen, wenn ſolche bereits gedruckt wären. Meine poſitive Polarität aber, welche gegen die Nachwelt gerichtet iſt, hat mich bisher gehindert, ſie einem negativen Buchhändler in Verlag zu geben. Mein beſtes Werk ſind: Proben verloren gegangener Gedichte eines noch unentdeckten Volkes. Lauter rein ausgeſprochene Ideale. Es befindet ſich darunter eine Tragödie, deren Held der große Floh aus Göthe's bekannter Romanze iſt, und eine andere, worin ein Doppelchor von Schnecken und Blattläuſen auftritt; — die erſteren habe ich, aus Kondescendenz gegen meine Familie, in die Poeſie eingeführt. Das ſollten Sie leſen! Sie würden daraus abnehmen, daß alles menſchliche Wiſſen in meine Gewalt gegeben iſt: nämlich die eine Seite meiner excentriſchen Bahn läuft in die Geſchichte, und mit ihr umfaſſe

ich die Vergangenheit; die andere Seite durchschneidet, in einem unendlich ſtumpfen Winkel, die Philoſophie, welche die Zukunft aufſchließt. Denn, damit Sie es nur wiſſen, Philoſophie iſt nichts anderes als die Kunſt, zu prophezeihen, und Jeremias *) war der erſte Naturphiloſoph. Wenn ich Ihnen auf der Straße begegne, will ich Ihnen mehr dergleichen aus meinen Schriften vorleſen.

Bis dahin aber denke ich mich Ihrer Leſer anzunehmen, und ſie, durch Beiträge für das Sonntagsblatt, in kurzer Zeit alle zu Genie's und rein äſthetiſchen Geſtalten umzubilden. Ich werde die Welt über Dinge belehren, die ſind und die nicht ſind, die ich erkenne und nicht erkenne; denn es iſt eine gemeine Anſicht, wenn man glaubt, derjenige, welcher Andere unterrichtet, müſſe erſt ſelbſt von der Sache etwas wiſſen. Das frühere Wiſſen bezieht ſich auf die Zeit; die Zeit aber liegt in uns, und daher iſt es bloß ein umgekehrter Akt der Reflexion,

*) Ob Hr. Schneck den Propheten geleſen hat? Kap. X. v. 14 ſagt er: »Die Menſchen ſind Narren worden mit ihrer Weisheit.«

Palmer.

wenn ich die frühere Zeit in einen Andern ſetze; — das iſt ſonnenklar.

Alſo ich werde für die Zukunft Ihre Negationen ſuppliren. Vor der Hand ſchicke ich Ihnen Auszüge aus einigen Werken der geiſtreichſten neueren Skribenten und aus den beliebteſten Journalen. Ich habe für dieſe Beiträge einen eigenen anpaſſenden Titel gewählt, und nenne ſie Springblüthen des Geiers. Auf dieſe Sprünge hat mich Jean Paul, durch ſeine unvergleichlichen Springbriefe *) gebracht. Der Verfaſſer ſpringt darin überaus ſinnreich vom Hundertſten in's Tauſendſte. So werde auch ich, ohne mich um die Pedanterei der Ordnung zu bekümmern, die Blüthen pflücken, wo ich ſie finde; denn Blüthen nenne ich ſie, des Geiſtes, entſproſſen an dem Lilienſtängel der Kunſt; und des Geiers ſind ſie, weil ich, wie einſt der Geier des Prometheus, aus den Eingeweiden eines Unſterblichen ſie herausziehe.

Jetzt wiſſen Sie genug. Da meine Springblüthen gewiß den größten Beifall finden werden, ſo rathe ich Ihnen, einen ſtehenden Artikel

*) Im Morgenblatt.

Ihres Journals daraus zu machen. — Einstweilen leben Sie wohl.

Lips Schneck
der Dichter.

Springblüthen des Geiers,

gesammelt vom

Dichter Schneck.

1. Probe göttlicher Grobheit, nach Schlegel's Definition.

(Aus dem Intelligenzblatte der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung Nr. 66. 1807, wörtlich abgeschrieben.)

»Ueber die Hallesche Literatur-Zeitung.«

»Ich wollte dem großen Christophel der Halleschen Literatur-Zeitung in meinen Kindermythen ein süß Säftchen zu lecken geben, zieht der Kerl aber ein so flämisch grinziges Gesicht, als hätte er Rhabarbara gefressen. Es ist ein kläglich Ding um diese deutschen pedantischen Töpel; wie Penguine watscheln sie auf den breiten, dürren Füßen daher, und mit herabhängenden Flügelstumpfen, das leere, dumme Gesicht in die Achseln vergraben, blicken sie mit den kleinen Augen in die Welt hinaus, und schimpfen auf

die Natur, daß ſie etwas Sonnenſchein um ſie her geſchaffen, und einige wenige Blumen. Als der alte ſchäbige Jude in unſers Herrn Kinderbuch die Vögel zertreten wollte, die das Kind aus Lehm und Erde gebildet hatte, da klatſchte Jeſus in die Hände, und die Vögel flogen dem Juden über den Kopf davon. Es haben nun ſo Viele, von Hrn. Manſo in Breslau angefangen, auf dem kleinen Fleckchen herumgetrampelt, daß es nachgerade Zeit ſeyn möchte, einen andern Ort zur Rekreation zu wählen; ich ſchlage dazu unmaßgeblich Roſtdorf's Dichtergarten vor: es muß ſich trefflich mit den Schnauzen in dem weichen Boden wühlen laſſen. — Mag übrigens der Himmel gnädig mir verzeihen, daß ich ſo viel Worte an das klatſchende Sündenvolk verſchwendet, das ich ſo unſäglich verachte: es ſoll wahrlich ſo bald nicht mehr geſchehen.«

»Heidelberg, im Auguſt 1807.«

»Görres.«

2. Stimmen der Völker.

(Aus dem Muſen-Almanach für das Jahr 1808. von Hrn. Leo von Seckendorf.)

»Mit Liebe und Wehmuth gebe ich die Reſte des deutſchen Geſanges, denn bald wird das

lebendige Wort vergangen ſeyn. — Mögen die Gleichgeſinnten ſich daran ergetzen!«

»L. v. Seckendorf.«

---

a) Der Salzburger Bauer.

Bin a Salzburga Baua, bei mein'n beſt'n Jahr'n,
Wann i ausfahr, nimm i's Büchſel, ſteck's eini in'n Wag'n.
In Wald las i's knall'n,
Is a Hirſch'l z'amm g'fall'n,
G'ſchwind auf g'legt auf'n With,
Friſch hamg'fahren damit.

Bin a Salzburga Baua, hobt's mi no nit kennt,
Hob ma oft mei Aug'ntram mit'n Schießen verbrennt;
Mai Büchſl is guet g'macht,
Gehn thut's, wie i ihm's ſchaff,
Kan Jaga ſcheut's nit,
San's viel oda nit.

Das Liedl is aus, jetzt geht's ſchon zum End,
Des hobt's ja den Salzburga Baua nit kennt.
Er hat halt a Schneid,
Und zum Schieß'n a Freud,
Weil's halt um a Hirſchl
Schöne Thala ogeit (abgibt).

b) Das unglückliche Füllen.
(Eine rein tragiſche Geſchichte.)

Es fragt ein Bauer ſeinen Sohn,
Wo er das Füllen hab' hingethan:
O Hans, o was! wo haſt' das Füllen g'laſſen?
»Vater, der Wolf hat es g'freſſen.«
Hat er's denn gebiſſen ſehr?
»Es bleibt nichts, denn die Füße mehr. —
Das iſt ein' leidengroße Wund;
Ich glaub' nicht, daß man's heilen kunnt'.«
Was that'ſt Du denn? ſahſt Du es nicht?
»Ich ſah es wohl, wie der Böſewicht
Das arme Füllen ſo gräulich fraß.
Ich ſchrie ihm zu ohn' Unterlaß:
Füllenfreſſer! Großmaul! ich immer rief.
Er ſchämt' ſich wie ein Hund, und nach dem Wald hinlief.«

c) Fragmente.
(Zur Beförderung der äſthetiſchen Bildung der Menſchen neu abgedruckt.)

'S ſchwimmet drei Fiſchli im Bodenſee,
Strecke die Schwänzli in d' Höh.
Wenn i mein Schätzli von weiten ſieh,
Schrey' i vor Freuden Juchhe!

Zwiſchen zwei Danabäum
Wachſt a grün's Gras;
Darf i denn nimmer ſag'n,
Du biſt mein Schatz?

Droben im Weiherle
Schnalzt a Fisch.
Mädle, willst mi heirathe,
Sag' mir's g'wiß.

Is denn mei Vater a Leiersmann
'S Leirers sei Hansel bin i!
Macht mi mei Vater a Tanzel auf,
Schau, schau, wie lusti bin i.

Du liederli's Bürschle,
Du mußt di bekehr'n;
Aus liederli'n Leut'n
Kann a no was wer'n. *)

d) Die Judentochter.

(Probe der neuesten Ueberſetzungskunſt.)

Heraus und kam die Judentochter,
Sprach, willst kommen und essen drein?
Ich will nit kommen, ich kann nit kommen,
Ohn' mein Gespielen neun.

*) Wir fänden uns in der Lage, die meisten der oben angeführten Fragmente komplettiren zu können. Da wir aber keinen Beruf empfinden, die moralisch-ästhetische Bildung des Menschengeschlechtes auf diesem Wege zu betreiben, so wollen wir dieß Verdienst Andern überlassen.

Und sie zog aus ein kleines Kneif,
Es hing ihr am Kleid herab.
Sie zerschnitt das jung Ding und sein Leb'n,
Kein Wort je wieder es sprach.

Und aus da kam das dick, dick Blut,
Und aus da kam das dünn,
Und aus da kam das lieb Herzblut;
Kein Leben blieb darin.

Sie legt ihn auf ein Schlächterbank,
Und richt ihn wie ein Schwein;
Und rief lachend: geh nun und spiel
Mit dein süßen Gespielen neun.

3. Funken.

(Aus dem Morgenblatt Nro. 34. 1807.)

„Liebe ist das Bedürfniß, mit dessen Befriedigung alle übrigen wegfallen; des Körpers kann der Sterbende entbehren.“

„Leidenschaft ist, was uns Leiden schafft.“

„Wehmuth ist Muth, der wehe thut.“

„Lebendig wird man, wenn das Leben endigt.“

Armselig ist man, wenn man sich bei seiner Armuth selig preist.

Zusatz von H. Frank.

4. Violen-Düfte.

(Aus Notker's Dichtergarten.)

Thomas à Kempis de Im. Chr.

„O Büchlein Du, ſo wunderſüß,
Von wunderhoher Güte,
Biſt aus des Himmels Paradies
Einer ewigen Blume Blüthe;
Du biſt aus unſers Herren Schrein
Ein hellfunkelnder, koſtbarer Edelſtein.“

„Thut euch doch auf, ihr blöden Augen,
Erkennt das Antlitz unſers Herrn,
Von ihm nur könnt ihr Licht entſaugen,
Der irdiſchen Nächte Wunderſtern!“

„Die fünf Brünnlein mit dem erfriſchenden Thau,
Die quollen aus dem Felſen, war gülden blau,
Das ſind die fünf Wunden purpurroth,
Die uns erlöſten von dem ewigen Tod.“

„Und der Schooß, aus dem entſprangen die Bronnen
Die edelgeſteinten und güldenen Sonnen,
Iſt des tiefſten Geheimniſſes verborgenes Fach,
Des ſchönſten Kindes ſüßes Gemach.“

„O wundervolle Seltſamkeit,
Wer vermag dich zu preiſen in dieſer Zeit?
Nimm gnädig auf dieſen ſchlechten Sang!“
U. ſ. w. ad libitum.

Da Herr Schneck eine Fortsetzung dieser Spring-Blüthen versprochen hat, so verspare ich das, was darüber zu bemerken seyn möchte, auf eine andere Gelegenheit, und theile für heute noch ein zweites Schreiben mit, dessen Inhalt mit dem vorigen in einiger Verwandtschaft steht, und worauf ich mir gleichfalls vorbehalte, gelegentlich zurück zu kommen.

An den Herausgeber des Sonntagsblattes.

Wahrscheinlich, mein Herr, werden Sie dem Publikum von der neuen Bearbeitung des Liedes der Nibelungen Nachricht geben, die wir dem Herrn F. H. von der Hagen zu danken haben. Sie werden uns dann auch Ihre Gedanken über den dichterischen Werth dieses altdeutschen Epos nicht vorenthalten, mit dessen Wiederherstellung jetzt beinahe alle unsere jungen Dichter und Kritiker beschäftigt sind, und welches sie der Ilias und Odyssee ohne Bedenken an die Seite setzen. Ich will daher Ihrem Urtheile über das Werk selbst und über das Verdienst dieser neuen Bearbeitung, nicht

mit der Meinung eines Laien — wie ich hierin zu seyn gestehe — vorgreifen, der in dem Liede der Nibelungen zwar viel Schönes und Merkwürdiges, aber freilich nicht, wie Hr. von der Hagen, unbedenklich eines der größten und wunderwürdigsten Werke aller Zeiten und Völker findet, durchaus aus deutschem Leben und Sinne erwachsen, und zur eigenthümlichen Vollendung gediehen, und, als das erhabenste Denkmahl der Nationalpoesie, ganz einzig und unerreicht dastehend! — Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit dieser unendlich viel behauptenden Aussprüche sehe ich Ihrem kritischen Gutachten entgegen, mein Herr, und unterdrücke inzwischen meine eigenen Zweifel und Bedenklichkeiten, die der Vorstellungsart des Hrn. v. H. allerdings nicht sehr günstig sind. Aber einige beiläufige Urtheile und Bemerkungen dieses Gelehrten fühle ich mich versucht in Anregung zu bringen, da sie mit dem Hauptwerke und dessen Beurtheilung in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen, und übrigens doch zur Charakteristik der herrschenden Denkart gehören.

Hr. von der Hagen scheint, mit anderen wackeren Männern unserer Zeit, die Wiedergeburt der deutschen Nation im vollen Ernste von der Auferweckung der alten Volkspoesie, und von den ästhetischen Bemühungen unserer jungen Schriftsteller zu erwarten. »Es ist dieses tröst»liche Streben,« sagt er in der Zueignung an Johann von Müller, »noch allein die lebendige »Urkunde des unvertilgbaren deutschen Cha»rakters, der, über alle Dienstbarkeit erhaben, »jede fremde Fessel über kurz oder lang immer »wieder zerbricht, und, dadurch belehrt und ge»läutert, seine angestammte Natur und Freiheit »wieder ergreift. Ja, es ist diese Liebe, zum »sicheren Pfande solcher Verheißung, ohne Zwei»fel der Ausfluß einer weit größeren, »gründlicheren, und auch unschuldigeren »Revolution, als jene äußere unserer Tage; »welche geräuschlos und still, wie das Licht, die »deutsche Erde zwar nur erst berührte, aber eben »so allmächtig und unaufhaltsam einst mit vol»lem Tage hereinbrechen wird.«

Wenn dieser fromme Glaube auch nur den Enthusiasmus für die vaterländische Kunst und Sprache zu erhöhen dient, so ist er ohne Zweifel

etwas Gutes an ſich: aber ich leugne nicht, daß mir in der Zuſammenſtellung ſo unangemeſſener Mittel und Zwecke etwas unendlich Kindiſches zu liegen ſcheint, welches meine Vorſtellung von der gerühmten Thatkraft und Unvertilgbarkeit des deutſchen Nationalgeiſtes ſehr herab ſtimmt. Der Verſtand muß die Grundlage aller wahren Starkmuth ſeyn — und er war ſonſt die Grundlage des deutſchen Charakters — aber in der Verbindung ſolcher Begriffe iſt kein Verſtand.

»Es iſt wol in der Ordnung,« bemerkt der Verfaſſer an einem andern Orte, »daß die wahrhaft neue, ſchönere Zeit, welche in Deutſchland ſich in der Poeſie, wie in der Philoſophie, verkündigt, gegenwärtig noch weniger in eigenen großen Werken, als — wie im Vertilgungskriege gegen die Bildungsloſigkeit und Mißbildung der Maſſe, — ſo in der Durchdringung und Aneignung alles ſchon Gebildeten offenbart.« — In dieſen wenigen Zeilen leſen wir das eigentliche literariſche Glaubensbekenntniß des Hrn. Verfaſſers. Sie ſehen, daß ſeine Zuverſicht nicht gering iſt. In ſeinen Augen findet gar kein Zweifel Statt,

daß dieſe wahrhaft neue Zeit der Poeſie und Philoſophie auch die ſchönere Zeit der Kunſt und Wiſſenſchaft in Deutſchland ſey, daß der Vertilgungskrieg, den das Athenäum, die Recenſenten der Jenaer Literaturzeitung, die Herren Görres, v. Arnim, Aſt, Brentano, Horn, u. dgl. gegen Wieland, Engel, Garve, Mendelſohn, Voß ꝛc. gegen Racine, Moliere, Voltaire, Diderot ꝛc. ꝛc. gegen Pope, Addiſon, Swift, Richardſon, Fielding ꝛc., ferner gegen Virgil, Terenz, Cicero, ja ſelbſt gegen Euripides, Menander und Ariſtoteles unternommen haben, — zur Verbeſſerung der Welt, und zur Ausrottung der Bildungsloſigkeit und Mißbildung der Maſſe ausſchlagen müſſe; daß die Aneignung alles ſchon Gebildeten — d. i., wenn wir dieſen Ausdruck anders recht verſtehen, der alten Schneider- und Wildſchützenlieder, der Hans Sachſiſchen Plattheit, des Jakob Böhmeſchen Unſinns u. ſ. w. — zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gehöre. — »Nie und nirgends,« fährt der Verfaſſer fort, »iſt die Poeſie faſt aller Zeiten und Völker alſo anerkannt und verarbeitet worden, als jetzt in Deutſchland, wo »Ueberſetzung und Kritik zur Kunſt ausgebildet

»worden.« — Ueberſetzung und Kritik: welche Zuſammenſtellung! Unſere jüngeren Schriftſteller überſetzen Alles, und ungefähr Alles mit gleichem Sinne und Geſchick, weil ſie — der Unterſcheidungskraft und Kritik gänzlich ermangeln. Was bilden dieſe Ueberſetzer und Wiedertäufer der neuen, ſchöneren Welt ſich ein? Was haben ſie, mit ihrem Erkennen und Verarbeiten der Poeſie faſt aller Zeiten und Völker, Eigenes hervorgebracht, das die Sprache im geringſten rechtfertigte, welche ſie ſich gegen die beſten Schriftſteller aller Nationen erlauben? — Den Klarkos, die Genovefa, den Lacrimas, den Dichtergarten! — Doch, ſie geſtehen, in eigenen großen Werken weniger geleiſtet zu haben. Was leiſteten ſie denn in Werken von kleinerem Umfange, das ſich, ich will nicht ſagen, mit Pope's, Addiſon's oder Voltaire's, ſondern nur mit Uz'ens, Engel's, Wieland's vorzüglichſten Produkten dieſer Art vergleichen ließe? — Und ihre kritiſchen Heldenthaten, welche ſind es? Sollen wir die hohlen Orakelſprüche noch immer für Kritik halten, womit die Verfaſſer des Athenäums die gleichzeitige Welt in Erſtaunen ſetzten? Es ſcheint, denn

alle die zuverſichtlichen Urtheile der neueren Sekte ſind beinahe nichts, als die Wiederholung der halbreifen Einfälle und verwegenen Behauptungen, denen dieſes verrufene Journal das Aufſehen, das es erregte, großen Theils zu verdanken hatte.

Auch Hr. von der Hagen ſpricht mit der größten Geringſchätzung von dem aftergoldenen Zeitalter der Franzoſen und Engländer; auch er findet ſogar Wieland's Mährchen unter der Kritik, und erkennt dagegen in dem Verfaſſer des Kaiſer Octavianus den echt- und altdeutſchen Dichter, und im Alarkos das Muſter einer wahren, im großen Styl gedichteten Tragödie; auch er iſt der Meinung, daß wir zu der Kinderzeit unſerer Literatur und Sprache zurückkehren müſſen, um eine Literatur und Sprache zu erhalten; auch er verwirft die Autorität des allgemeinen Publikums, wie die des Ariſtoteles, und »appel»lirt dagegen an ein gewiſſes höheres, »unſichtbares Publikum, das in Deutſch»land, gleich einer heilſamen literari»ſchen Vehme, zu exiſtiren ſcheint, und wel»ches geheime Tribunal aus den größten

»und trefflichſten Männern beſteht, — die »außer und über ihrer Zeit ſtehen.« *) Sie ſehen, hier iſt nichts, als das Bekenntniß des Athenäums, und die orientaliſche Brüderſchaft der Herren Novalis und Friedrich Schlegel. Muß man nicht beklagen, daß ein junger Mann von Talenten und Kenntniſſen, wie Hr. von Hagen zu ſeyn ſcheint, ſich damit begnügt, das Echo ſo ſchaler Paradoxien zu machen? — Dieſe Herren bilden ſich ein, außer und über ihrer Zeit zu ſtehen, während ſie in den engen Kreis einer literariſchen Schildbürgerſchaft gebannt ſind, die ſich dem Irdiſchen entrückt zu ſeyn glaubt, weil ſie die Tramontane verloren

*) Wir glauben von dieſem höheren, unſichtbaren Publikum, deſſen Spuren wir ſeit langer Zeit verfolgen, beſſere Nachrichten zu haben, als Hr. von der Hagen, wie wir in unſerer Geſchichte der deutſchen Dunſe ſeiner Zeit darthun werden. Die Gelehrten ſcheinen in Betracht der literariſchen Vehme, deren Einfluß ſie fühlen, in großem Irrthume zu ſeyn, und nicht einmal zu ahnen, daß ſie nur die blinden Werkzeuge dieſes geheimen Tribunals ſind, das zwar nicht außer und über ſeiner Zeit, aber doch über dem Geſichtkreiſe eines gewöhnlichen Literators ſteht.

Anmerk. des Herausgebers.

hat, und weil die Welt eben so wenig Notiz von ihr nimmt, als sie von der Welt.

Corn. Verus.

29.

Dramaturgische Briefe.

Zwölfter Brief.

Was sagen Sie dazu, liebe Freundin? — Die Pferde im Theater an der Wien machen dem Shakspeare Platz. Man wird **Heinrich den Vierten** auf dieser Bühne aufführen, und Herr Krüger wird den Falstaff darstellen. Ist das nicht erfreulich? Oder sollen wir fürchten, »der liebe, ehrliche, tapfere Hans Falstaff« werde bei dieser Ritterfahrt so übel wegkommen, als auf der Landstraße bei Gadshill, da ihm Poins sein Pferd stahl? — Brink wenigstens behauptet, es sey eine Kabale gegen Shakspeare und das Sonntagsblatt, daß man dieses Stück auf einem Theater gibt, dessen Publikum sich auf die Poesie der Herren Schikaneder, Perinet und

Stegmayer besser versteht, als auf die des Shakspeare. »Gebt Acht,« sagte er, »der dicke Hans fällt, schwer, wie ein Wollsack. Und — habt Ihr Hebel, um ihn wieder aufzuheben, wenn er einmal liegt?«

In der That, schöne Freundin, weiß ich nicht, warum die Direktion es nicht vorzog, dieses Meisterwerk des großen Britten auf dem Hoftheater zu geben. Es ist wahr, daß sich da die Kavallerie-Manöver weniger gut ausnehmen. Aber ich dächte, Shakspeare könnte die Pferde allenfalls entbehren; leichter mindestens, als die guten Schauspieler. So viele Achtung ich für Herrn Krüger's Talente habe, so würde ich den Falstaff doch lieber durch Herrn Koch darstellen sehen. Falstaff gehört, wie der Jude Shylok, zu Koch's berühmtesten Rollen; kein deutscher Schauspieler, Schröder nicht ausgenommen, hatte je eine so glückliche Persönlichkeit zu dieser einzigen Rolle. Und glauben Sie nicht, daß der König an Hrn. Brockmann, der Prinz an Hrn. Roose, Hotspur an Hrn. Koberwein, oder selbst an Hrn. Ziegler würdigere Darsteller finden würden, als von den Schauspielern des Theaters an der Wien, trotz ihrer Virtuosität

in der edlen Reit- und Voltigir-Kunſt, zu erwarten iſt?

Doch, ich beſinne mich. Die älteren Mitglieder des Hoftheaters hatten vermuthlich ſelbſt nicht viel Vertrauen zu dem Erfolge dieſes Schauſpieles. Sie erinnerten ſich, daß es, vor vollen 25 Jahren, auf dem Burgtheater nur eine Vorſtellung aushielt, ungeachtet Schröder den Falſtaff, Lange den Prinzen Heinrich und Brockmann den Harry Percy ſpielte. Das iſt wahr, und man muß geſtehen, daß es kaum möglich iſt, die drei Hauptrollen beſſer beſetzt zu ſehen. Aber ſollte man dem poetiſchen Sinne des heutigen Publikums nicht etwas mehr bieten können, als dem franzöſirten Geſchmacke der damaligen Zuſchauer? Die Tragödien des Herrn v. Collin, dieſes Zöglings der neueſten Aeſthetik, ſind unſtreitig ſchicklichere Vorläufer des Shakſpeare, als die Trauerſpiele des Hrn. v. Ayernhof, die kein Haar breit von den Regeln und dem Beiſpiele des Corneille abwichen. Wir ſind ſo ziemlich auf die Unregelmäßigkeiten der engliſchen Schaubühne vorbereitet, beſonders auf die ſchnellen Uebergänge vom Tragiſchen und Feierlichen zum Poſſenhaften. Was dem Herrn Zieg-

ler oder Holbein hingeht, ſollte wol auch dem Shakſpeare verziehen werden können. — Alſo einen Verſuch, denke ich, hätten die Hofſchauſpieler mit Heinrich dem Vierten immer noch machen können. Sie laſſen es doch ſonſt nicht an allerlei Verſuchen fehlen, mitunter bei Gelegenheiten, wobei es ſich der Mühe kaum ſo ſehr, als in dieſem Falle lohnt.

Ueberhaupt, meine Freundin, wundert es Sie nicht, daß man heut zu Tage ſo viel von Shakſpeare's Genie, von ſeinen unnachahmlichen Werken ſchreibt und ſpricht, und doch ſo wenig für die Aufführung dieſer Werke thut? Ehemals war es umgekehrt. Wir ſahen hier einſt, außer dem Hamlet — dem einzigen Shakſpeare'ſchen Stücke, das in gegenwärtigem Jahre auf einem der hieſigen Theater erſchien, — den Othello, König Lear, Heinrich IV., Imogen (Cymbelino), Coriolan, Maß für Maß, die Irrungen, und — in freilich kaum mehr kenntlichen Verkleidungen — auch den Macbeth, Romeo und Julie, Richard den Dritten u. a. m. Zu jener Zeit wußte man im großen Publikum von Shakſpeare nicht viel mehr, als was von ihm auf die Bühne gebracht wurde. Wieland's

geiſtreiche, jedoch unvollſtändige Ueberſetzung war in wenig Händen, das Original in noch wenigeren. Einige gewichtvolle Worte Leſſing's waren beinahe das Einzige, was entſchieden für Shakſpeare ſprach. Aber von der Bühne herab wirkte ſein großer Geiſt auf die Nation, und erweckte unter Schriftſtellern und Schauſpielern wahre Talente zu eigenem Denken, Bilden und Hervorbringen. Auch dieſes Verdienſt hat vornehmlich Schröder ſich um die deutſche Schaubühne erworben. Seine, wenn auch unvollkommenen, Bearbeitungen des Hamlet, des Lear, Heinrichs IV., des Kaufmanns von Venedig, und ſeine vortreffliche Darſtellung der Hauptrollen in dieſen Stücken, haben mehr dazu beigetragen, die Deutſchen mit Shakſpeare's Geiſt und wahrer Größe bekannt zu machen, als alles Kunſtgeſchwätz der zahlloſen Anbeter, welche der Name des unſterblichen Britten, und mehr noch der Buchſtab als der Geiſt ſeiner Werke, gegenwärtig in Deutſchland hat.

Ich beſorge, daß die wirklich abgöttiſche Verehrung, welche in unſerem Vaterlande jetzt, von Ueberſetzern, Kunſtlehrern und Dilettanten, dem Namen, den Worten und Zeichen Shakſpeare's

erwieſen wird, eine der Haupturſachen iſt, warum man ſeine Werke immer ſeltener auf der Bühne ſieht. Die jetzigen Bewunderer des großen Dichters wollen alles, was er ſchrieb — oder auch nicht ſchrieb — alles, was ſeinen Namen, ja, auch nur den Stempel ſeiner Zeit trägt, ganz, ungekürzt und unverändert haben, oder ſie wollen es gar nicht. Sie halten es für unmöglich, daß etwas an ſeinen Werken verbeſſert werden könne, ja, daß er ſelbſt etwas beſſer hätte machen können, als er es eben gemacht hat. Das Höchſte und das Niedrigſte, das Geiſtreichſte und das Platteſte, was ſich in ſeinen Schriften findet, hat für ſie einerlei Werth und Gewicht. Dabei ſind ſie überzeugt, daß Inhalt und Form ſich in Shakſpeare's Werken gegenſeitig auf's Nothwendigſte bedingen. Alles darin iſt Abſicht, nichts unweſentlich noch zwecklos. Der erhabenſte Gedanke läßt ſie gleichgültig, wenn er nicht auch im Deutſchen in derſelben Wort- und Sylbenſtellung ausgedruckt iſt, die er im Originale hat; die ärgſte Abgeſchmacktheit oder Unflätherei, welche dem Dichter entwiſchte, hat in ihren Augen gleichen Anſpruch auf die ſorgfältigſte Feile der Uebertragung, mit

den sinnreichsten Ideen und schönsten Bildern, welche die Muse ihm eingab. — Diese kümmerliche Pedanterei scheint sich auch mehrerer jüngeren Schauspieler bemächtigt zu haben, und selbst manche Direktionen kommen, vor lauter Respekt für den Namen und die Klassicität des großen Shakspeare, nicht mehr dazu, das größte oder kleinste seiner Werke, in einer, des unsterblichen Dichters würdigen Gestalt, auf die Bühne zu bringen.

Die Uebersetzung der Shakspeare'schen Schauspiele von Hrn. A. W. Schlegel ist ohne Zweifel ein Gewinn für die deutsche Literatur. Die ersten Theile besonders sind mit eben so viel Fleiß als Geschmack bearbeitet, und man kann sagen, daß Shakspeare dadurch noch mehr, als durch die, übrigens treffliche, Wieland-Eschenburg'sche Uebersetzung, ein Eigenthum der Deutschen gewerden ist. Wenn ich aber der Mühe wegen, die es Herrn Schlegel gekostet hat, den englischen Dichter in deutschen Versen sprechen zu lassen, — diese Verse mögen so gelungen und wohlklingend seyn, als im Sommernachtstraum und in Romeo und Julie, oder so hart und rauh, als hin und wieder im Ham-

ler und in Heinrich dem Vierten; — wenn ich dieſer Mühe wegen alle Schauſpiele des Shakſpeare, worauf ſie verwendet wurde, für ganz vollendete, in allen Theilen unverbeſſerliche Muſter des guten Geſchmackes halten ſoll, ſo danke ich für dieſe Zumuthung, und für Herrn Schlegel's Ueberſetzung dazu. Dieſe Ueberſetzung — und wäre ſie noch ungleich vollkommener als ſie iſt, wäre ſie, in Gedanken, Ton und Ausdruck, das wahre fac simile des Originals — hört auf, ein Gewinn für unſere Literatur zu ſeyn, wenn wir ſie um den Preis unſerer geſunden Urtheilskraft erkaufen ſollen; ſie wird vielmehr deſto nachtheiliger auf die Literatur und den Geſchmack wirken, je genauer ſie dem Originale nachgebildet iſt, welches man uns, mit allen ſeinen Fehlern, Auswüchſen und Abenteuerlichkeiten, als klaſſiſch und muſterhaft aufdringen will.

Wer im Shakſpeare Alles vortrefflich findet, hat das Vortrefflichſte in ihm nie erkannt, wer keine Augen für ſeine wirklichen Fehler hat, dem iſt auch der wahre Sinn für ſeine Schönheiten nicht eröffnet. Einem Verliebten iſt es erlaubt, ſelbſt in der Ungeſtaltheit ſeiner Geliebten noch

Reize zu entdecken; aber Verliebte ſind ſchlechte Kunſtrichter, und ich zweifle, ob man für die faſelnden Bewunderer des Shakſpeare die Entſchuldigung anführen könne, ſie ſeyen in dieſen außerordentlichen Geiſt verliebt. Es iſt nicht Shakſpeare's Genie — von dem ſie zum Theil keine Ahnung haben — es ſind ihre eigenen Grillen und Einbildungen, wovon ſie bezaubert ſind; ihr Eigendünkel findet ſich in dem Götzendienſte geſchmeichelt, der uns ihre Idole als Gegenſtände der Anbetung unterſchiebt.

Denn das iſt es doch eigentlich, was dieſe neue Schule von überſetzenden Poeten und dichtenden Kritikern uns zumuthet. Es iſt ihnen nicht genug, daß wir die Autoren, deren Dienſte ſie ſich geweiht haben, als große Genie's und Zierden der Menſchheit verehren. Gleich fanatiſchen Prieſtern fordern ſie, daß wir den alten Bildern von Erz, Thon oder Holz, die ſie zur Anbetung vor uns aufſtellen, göttliche Ehre erweiſen, und den lebendigen Gott — das ewig Wahre, Gute und Schöne — um ihretwillen verleugnen. Je ungeſtalter ihre Götzen zum Theile ſind, deſto blinder und hartnäckiger iſt der heilige Eifer dieſer literariſchen Fetiſch-

macher. Wie die Neger auf der Goldküſte, verwandeln ſie jeden Plunder, den ſie berühren, in einen Gegenſtand des Aberglaubens und der knechtiſchen Verehrung, und bilden ſich ein, ſelbſt gottähnliche Weſen zu ſeyn, weil ſie Götter machen können.

Es iſt nicht abzuſehen, wohin dieſes thörichte Treiben der neueſten Kunſtſchule unſere Literatur endlich bringen wird. So viel iſt gewiß, daß Geiſt und Verſtand uns immer weniger, Worte und Klänge immer mehr gelten ſollen. Die deutſche Poeſie verräth eine krankhafte Tendenz ihrer Lebenskräfte, welche ich die Formſucht nennen möchte. Man könnte ſie der ſchlimmſten Art von Hautkrankheiten, der Elephantiaſis, vergleichen, die alle nährenden Säfte des Leibes gegen die Oberfläche treibt, und ſie da als Ausſatz abſtößt. Das Uebel hat bei Weitem ſeinen höchſten Grad noch nicht erreicht; denn während uns die Materie der Anſteckung aus dem Weſten und Süden in großen Ladungen zugeführt wird, thun ſich zugleich die Thore des Orients auf, und ſchrecken mit neuen Sypmtomen und Formen der Krankheit. Die gerühmte Univerſalität des deutſchen Geſchmackes

droht, unſere Dichterſchule, bei dieſem Hange zu hohlem Wortſchall und Reimgeklingel, in ein wahres Bedlam verrückter Bänkelſänger zu verwandeln, und unſere bildſame Sprache in ein Schellengeläute des wildeſten Aberwitzes. Marini und Gongora können für Leute von nüchternem Geiſte und geläuterten Geſchmacke gelten, in Vergleichung mit unſeren überſetzenden Genies und univerſellen Kunſtbildnern. Die neueſte Manier der deutſchen Poeten iſt, die Manier aller Zeiten und Völker geiſtlos nachzupinſeln und, unbekümmert um den Kern und das Gewicht der Gedanken, ſich mit den Hülſen fremder Sprachformen, wie mit einer bunten Harlekinsjacke, zu ſchmücken. Bald ſind es echt germaniſche, bald ſkandinaviſche, bald ſchottiſche und iriſche, bald wälſche und kaſtiliſche, bald perſiſche und indiſche Weiſen, die ſie anſtimmen; bald ſtellen ſie den Dante und Petrarca, bald den Shakſpeare, bald den Calderon, bald die Ilias, bald das Lied der Nibelungen, bald den Koran und Zendaveſt, zuletzt die Zigeuner- und Handwerksburſchen-Lieder der altdeutſchen Zünfte, als die höchſten Muſter der Nachahmung auf. Alles iſt ihnen willkommen, was ſich in deutſch

klingende Sprach- und Reimformen einzwängen läßt, und Sinn und Unſinn hat ungefähr gleichen Werth für ſie, wenn nur die Wortſtellung und der Tonfall des Originals ſo genau als möglich nachgekünſtelt iſt.

Sie lächeln, meine Freundin? Sie begreifen nicht, was Shakſpeare und Heinrich der Vierte mit dieſen Faſeleien der deutſchen Kunſtjünger gemein haben? — Sie haben Recht! Mein Eifer führte mich zu weit. Ich bin ganz von meinem Gegenſtande abgekommen, und Shakſpeare möge es mir verzeihen, um welcher Leute willen es geſchehen iſt. Der läppiſche Götzendienſt, mit dem man ihn zu ehren glaubt, benimmt dieſem großen Geiſte nichts von dem wahrhaft Göttlichen, das in ihm iſt. Wo der Gedanke ſo überwiegend vorherrſcht, wie in ſeinen Werken, kann die Spielerei mit der Form und dem Wortklang keinen weſentlichen Nachtheil ſtiften. Ein Dichter, der beinahe ganz Natur iſt, kann nicht in der Manier untergehen. Shakſpeare's männlicher Geiſt trägt das Heilmittel gegen die kindiſche Verweichlichung des Zeitgeſchmackes in ſich ſelbſt. Mag man uns ſeine Werke immerhin ganz, in einer tändelnden

Nachbildung ihrer, oft zufälligen, Form, und mit allen Mängeln und Auswüchsen geben wollen, welche die Kritik des Tages für Schönheiten erklärt, — wenn man sie nur gibt!

Aber ich erschrecke vor dem, was aus unserer Literatur und unserm Theater werden könnte, wenn die Mode, die jetzt den Shakspeare zu ihrem Abgotte macht, jemals den Calderon oder einen andern großen Manieristen der Spanier an dessen Stelle setzen sollte. Ueber die Möglichkeit eines solchen Ereignisses und die wahrscheinlichen Folgen desselben behalte ich mir vor, mich in einem meiner nächsten Briefe zu erklären. Inzwischen wollen wir den Eindruck beobachten, den Heinrich IV. auf unser Theaterpublikum hervorbringt. Wir werden daraus abnehmen können, wie empfänglich dieses Publikum jetzt schon für solche Werke ist, und ob wir Hoffnung haben, den Shakspeare und Calderon auf einer Bühne einheimisch werden zu sehen, von welcher die Pferde und das Genie der Herren Stegmayer und v. Holbein ausschließend Besitz genommen zu haben scheinen.

Brink's Launen.

Ein Intermezzo.

Ich glaube, es gibt keinen unabhängigeren Mann auf dem festen Lande von Europa, als meinen Freund Brink, und keinen, der eifersüchtiger auf seine Unabhängigkeit wäre. Nachdem es ihm in früher Jugend mißlang, das einzige Band zu knüpfen, an dem sein Herz wirklich Theil genommen, hat er stets mit großer Konsequenz vermieden, sich in was immer für ein ernsthaftes Verhältniß einzulassen. Er bekleidet kein Amt: seine Grundsätze noch mehr, als eine ihm zur Natur gewordene Indolenz, hielten ihn von allen Geschäftsverbindungen entfernt; und mehr als ein Mal sah man ihn beträchtliche Aufopferungen machen, um sich die Weitläufigkeit einer im Leben ganz gewöhnlichen Unterhandlung zu ersparen. Schon der Gedanke einer Heirath ist ihm unerträglich; die bloße Vorstellung eines unauflöslichen Vereines hat ihn schon öfter von einer Leidenschaft geheilt, welcher seine reizbare Natur vor andern unterworfen ist. Er schätzt den Reichthum gering; aber

er hat die Armuth fürchten gelernt. Nur die Beſorgniß, ſeine Unabhängigkeit einzubüßen, konnte ſeiner Freigebigkeit Schranken ſetzen, die, wie ſein Muth, ohne Gränzen iſt.

Brink macht aus ſeiner Denkungsart über dieſen Punkt ſo wenig ein Geheimniß, und drückt ſich zuweilen ſo energiſch darüber aus, daß Leute, die nicht näher mit ihm bekannt ſind, verſucht werden könnten, ihn für einen Mann von zweideutigem Charakter zu halten. Er nennt ſich ſelbſt einen Volontär in der Freundſchaft und in der Liebe; und man hört ihn öfters ſagen: daß er ſeines Wortes Sklave ſo wenig, als irgend eines Menſchen ſey. Indeſſen habe ich wol geſehen, daß er ein leichtfertig gegebenes Wort manchmal um einen hohen Preis gelöſ't hat, aber nie, daß er ihm untreu geworden. In einem einzigen Falle — den ich den Leſern um ſo weniger verbergen kann, da ſie ſelbſt Zeugen davon waren — ſchien er eine Ausnahme von ſeiner gewöhnlichen Handlungsweiſe machen zu wollen, indem er ſich lange ſchlechterdings weigerte, ein Verſprechen zu erfüllen, welches ich dem Publikum in ſeinem Namen gegeben hatte.

Die Sache iſt eine Kleinigkeit, und ich würde ihrer nicht mehr erwähnt haben, wenn ich nicht das Stillſchweigen erklären zu müſſen glaubte, das Herr Brink in dieſem Punkte ſchon ſeit vier Monaten beobachtet. Der geneigte Leſer erinnert ſich eines Traumes, den mein Freund in Nro. 14. des Sonntagsblattes zu erzählen anfing, aber, der Verſicherung »die Fortſetzung folgt« ungeachtet, bis jetzt nicht vollendet hat. Meiner Pflicht, als Redakteur, gemäß, ermahnte ich Herrn Brink wiederholt, in ſeiner Traumgeſchichte fortzufahren, allein ich erhielt nie eine Antwort. Als ich deßhalb vor einigen Tagen ſtärker in ihn drang, wurde er unwillig, und erklärte nach einem kurzen Wortwechſel, »daß ihn keine Macht im Himmel und auf Erden bewegen ſolle, dieſen Traum auszuerzählen.«

»Du haſt es aber verſprochen,« erwiederte ich.

»Ich bin meines Wortes Sklave ſo wenig, als der Deinige!« ſagte er trotzig.

Da dieſes, wie ich weiß, Brink's großer Schwur iſt, ſo ſchwieg ich augenblicklich ſtill, und ging an meine Arbeit, ohne mich weiter um ihn zu bekümmern. Nach einer Weile verließ

er das Zimmer; wobei er die Thür, gegen seine Gewohnheit, sehr leise zuschloß, als ob er nicht bemerkt seyn wollte.

Den andern Tag, mit dem frühesten Morgen, meldete mir mein Jakob, daß Herr Brink in einer Postkalesche angefahren sey, und die Treppe herauf komme. — Er trat hastig herein, sah mich ernsthaft an, und sagte, nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen war:

»Höre, Thoms! Ich habe mir überlegt, daß es eine verwünscht lästige Sache ist, der Freund eines Journalisten zu seyn.«

»Wirklich?« antwortete ich lachend.

Er sah mich mit seinen großen Augen an, als ob er mich durchdringen wollte. — »Du kannst sagen,« fuhr er fort, »daß es um die Freundschaft überhaupt ein abgeschmacktes Ding ist; und dann hast Du vollkommen Recht.«

Ich schwieg.

»Man hat wol ehedem gesehen,« sagte er nach einer Pause wieder, »daß sich ein Paar vernünftige Leute aus dem Wege gingen, wenn sie einander nicht mehr leiden konnten.«

Ich schwieg noch immer.

»Was mich betrifft,« fuhr er fort. »so bin ich der Narr nicht, mir, selbst meines besten Freundes wegen, auch nur in der geringsten Sache Gewalt anzuthun.«

Brink's Ton und der ganze Auftritt überwältigten mich. Ich wendete mich von ihm mit einer Miene, als wenn ich das Lachen unterdrückte.

»Höre, Thoms!« sagte er trocken, »ich finde wenig Witz und gar keinen Humor darin, über eine verständige Proposition zu lachen, anstatt eine kluge Antwort darauf zu geben.«

»Zum Geier auch!« fuhr ich endlich heraus, »wenn Du mir die Freundschaft aufkündigen willst, wozu brauchst Du so viele Umstände zu machen?«

»Ich komme auch bloß,« sagte er kaltsinnig, »um Dich zu fragen, ob Du nichts an Solms zu bestellen hast; denn ich bin Willens, noch ein paar Tage auf dem Lande bei ihm zuzubringen, ehe ich meine italienische Reise antrete.«

»Deine italienische Reise?« erwiederte ich; »das ist ja etwas ganz Neues. — Nun, Glück auf den Weg, und grüße mir Solms!«

Brink spazierte eine Weile im Zimmer her-

um, ohne zu reden. — »Dann ist noch Eins!« fuhr er endlich fort: »einige Leute sagen, ich hätte Dich verleitet, und ein alberner Mensch läßt gar in die Zeitungen drucken, ich hätte Dich um Gottes willen gebeten, das Sonntagsblatt zu schreiben. Du weißt sehr gut, daß dieß eine einfältige Lüge ist. Aber ich habe Dir meine Unterstützung versprochen; und obwol ich fest entschlossen bin, mir weder von Dir, noch von dem Publikum eine Verbindlichkeit auflegen zu lassen, so kann ich doch nicht leiden, daß ein Mensch, der auf mich rechnet, in seiner Erwartung getäuscht wird.«

»Das ist brav, Samuel!« sagte ich.

»Dumm ist's!« sagte er, »aber ich bin nun einmal so. — Da ist ein versiegeltes Packet Handschriften: das Beste, was ich seit zehn Jahren zu Papiere gebracht, und darunter der Traum meiner Träume — der vernünftige Tag.«

»Ein Traum?« fiel ich ihm in's Wort.

»Und unstreitig der klügste, den ich jemals hatte, obschon ich, wie Du weißt, im Traume meist klüger bin, als wenn ich wache. — Davon mache nun im Sonntagsblatte nach Belie-

den Gebrauch; nur, muß ich bitten, nicht vor Abfluß der nächsten drei und siebzig Tage.«

»Seltsamer Mensch! Und warum denn das?«

»Ich habe wichtige politische Gründe dazu,« sagte Brink. — »Adieu!« — Und damit war er an der Thür.

»Samuel!« rief ich, »warte doch einen Augenblick! — Welchen Weg nimmst Du? — Ich möchte Dir rathen — —«

»Mein Schatz!« fiel er mir in's Wort, »was Du mir über diesen Gegenstand sagen kannst, finde ich in jeder Reisebeschreibung besser. Wenn Du nichts Anderes weißt, so halte mich nicht auf.«

»Gott befohlen denn!« sagte ich. »Und wann sieht man Dich wieder?«

»So viel ich jetzt weiß, nie. — Adieu! Und grüße mir Mad. Norberg. — Bei meinem Eid! Wäre ich nicht Brink, ich möchte Niemand, als ihr Mann seyn.« — Und fort war er.

Wie mir Herr von Solms schreibt, so ist Brink noch bei ihm, und scheint, in dem angenehmen Müßiggange des Landlebens, seine Reise nach Italien ziemlich vergessen zu haben. Er

spricht oft von Mad. Norberg, zuweilen von mir und dem Sonntagsblatte, doch zeigt er keine Neigung, nach Wien zurückzukehren. Seine Freunde sind gewohnt, ihm in allen Dingen seinen Willen zu lassen; und in der That gibt es kein anderes Mittel, ihn von einem übereilten Entschlusse abzubringen, als daß man nicht das Geringste dagegen einwendet. Da heute über acht Wochen der Termin abgelaufen ist, auf den ich mit der Publikation der Brinkschen Handschriften beschränkt bin, so habe ich bereits Anstalten getroffen, daß der Druck derselben dann sogleich angefangen werden kann. Ich bin — ich gestehe es — sehr begierig, zu wissen, was Brink seinen vernünftigen Tag nennt, und nicht minder, welche politische Ursachen er haben konnte, mir und der Welt, durch drei und siebzig Tage, ein Geheimniß daraus zu machen. Mein Freund dünkt sich Etwas mit seiner Divinationsgabe in politischen Dingen; und ich vermuthe, daß irgend ein wichtiges Ereigniß, etwa der Anfang der allgemeinen Friedens-Unterhandlungen, mit der Eröffnung seiner Papiere in einem entfernten Zusammenhange steht. Sollte das Letztere der Fall seyn, so bin ich ge-

wiß, die Leſer werden den Wunſch mit mir theilen, daß der Bekanntmachung der Brinkſchen Handſchriften ja kein unvermuthetes Hinderniß in den Weg trete.

Der Graf von der Mücke an den Herausgeber.

Mein lieber Herr Weſt!

Endlich iſt es mir gelungen, eine halbe Stunde für Sie, mein Lieber, zu erübrigen. Wie oft habe ich mir ſchon vorgenommen, Ihnen zu ſchreiben: aber, mein Gott! man macht ſich keinen Begriff davon, wie junge Leute von gutem Tone beſchäftigt ſind! Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll.

Vor allem mache ich Ihnen mein aufrichtiges Kompliment; nein, im Ernſt! einige Ihrer Blätter ſind charmant. Sie haben Eſprit, mein Herr, für einen Deutſchen ſehr viel Eſprit; Ihre Kritik iſt voll Salz und Pfeffer, und wer

in Ihre Hände fällt, der fühlt es sicher einige Zeit. Sie sehen, daß ich Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lasse: aber ich habe auch Klage wider Sie zu führen, schwere Klage! Ich will mit den weniger erheblichen Punkten anfangen.

Erstlich, warum nennen Sie Ihr Blatt: Sonntagsblatt? Das klingt so — wie soll ich sagen? — ein wenig rustre. Für Meinesgleichen ist alle Tage Sonntag. Warum, in aller Welt, geben Sie nicht zwei bis drei Blätter wöchentlich heraus? Die Leute comme il faut können nicht viel auf ein Mal vertragen, aber sie verlangen alle Tage etwas. Parole d'honneur! es ist mir, als könnte ich nicht ordentlich frisirt werden, wenn ich nicht ein frisches Blatt von Ihnen in der Hand habe; mein Jean ist auch der Meinung. Ich hoffe, Sie werden diesem Uebel baldmöglichst abhelfen.

Nun zu meinem zweiten Klagepunkt! Sollten Sie wol glauben, mein Herr, daß ich mich Ihretwegen kompromittirt habe? Und wie! beinahe bis zum Ridicule. Hören Sie nur, wie fatal es mir mit Ihnen ging! — Ich komme neulich in große Gesellschaft. Die Damen saßen in einem Zirkel; und was für Damen!

lauter Schönheiten vom ersten Range. Unter uns, ich bin in zwei bis drei davon verliebt; aber das gehört nicht hierher. Ich nähere mich also. Wovon wird gesprochen? Vom Theater. — Ich horche: aber, hilf Himmel! eh' ich noch Zeit habe, mich zu orientiren, ruft mich die kleine Gräfin ***. Ich weiß nicht, ob Sie sie kennen; sie ist maliziös, wie ein kleiner Teufel, aber sie hat ein air de caprice, dem man nicht widerstehen kann. »Graf!« ruft sie überlaut, »Sie sind Kenner, Mann von Geschmack; nur hurtig! geben Sie auch Ihr Scherflein von sich; was sagen Sie zu dem neuen Stück?« — Ich frage, welches sie meine? Man nennt mir es. Ich sinne nach; das Stück selbst hab' ich nie gesehen; zum größten Unglück muß mir Ihr Urtheil darüber einfallen, das ich erst an demselben Morgen gelesen. Ich fasse mich in der Eile, wiederhole, mit Weglassung der Gründe, in der Hauptsache Ihr Urtheil, nur etwas stärker ausgedrückt; kurz, ich sage, das Stück sey execrabel, abominabel u. s. w. Was geschieht? Es entsteht ein Gelächter, man schreit Ach und Weh' über mich. Ich bin wie vom Donner gerührt! — »Barbar!« ruft die kleine Gräfin,

»Wo kommen Sie her? oder welcher böse Geist spricht aus Ihnen? Wissen Sie nicht, daß das Stück bei allen Damen das größte Glück gemacht hat?« Ich werde roth, was mir sonst nicht leicht widerfährt; ich fange an zu stocken. — »Bekennen Sie, Unglücklicher,« fährt sie fort; »das Urtheil ist unmöglich von Ihnen; wo haben Sie's gestohlen?« Ich stehe da, wie ein überführter Sünder, und begehe in der Angst die zweite Sottise, und nenne Ihren Namen. — »Herr West? West? West?« summten und kreischten Alle zugleich; »wer ist der Herr West? Was unterfteht er sich? Wo hält er sich auf?« — »Mein Gott!« sagt' ich, »mitten unter Ihnen; es ist der Verfasser des Sonntagsblattes, das von Kennern geschätzt wird.« — »Ein Sonntagsblatt?« riefen die Damen wieder, wie aus Einem Munde; »das ist das erste Wort, welches wir davon hören!«

Nun bitte ich Sie, lieber Herr West, was war da zu machen? Aufrichtig, ich schämte mich Ihrer ein wenig, ließ aber doch, zur Bescheinigung Ihrer Existenz, das corpus delicti, ich meine Ihr Sonntagsblatt, holen; las selbst mit beklommener Stimme Verschiedenes daraus vor,

und réuſſirte in ſo weit, daß mehrere witzige Einfälle lauten Beifall, ſogar bei der kleinen Gräfin, fanden.

Laſſen Sie uns vernünftig mit einander reden, mein Freund! Ich habe Ihnen dieſen, für mich äußerſt verdrießlichen, Vorgang umſtändlich erzählt, damit Sie ſehen, wo es Ihnen eigentlich noch fehlt.

Mit einem Worte: Sie ſind noch keine öffentliche Autorität; Ihr Name iſt noch nicht in Jedermanns Munde, man kann ſich nicht auf Sie berufen, ohne einige Gefahr zu laufen. Ihre Art, zu beweiſen und zu raiſonniren, mag ſehr gültig ſeyn, aber ſie gilt da, wo es am nöthigſten wäre, leider noch nicht.

Aus wahrem Antheile für Ihr Beſtes, habe ich heute nach Tiſche eine ganze Viertelſtunde nachgeſonnen, weßhalb Ihre Wochenſchrift bei der ſchönen Welt noch ſo wenig Eingang gefunden, und lege Ihnen hier die Reſultate meiner Unterſuchung zur Prüfung und beliebigen Nutzanwendung vor.

Mich dünkt, Sie haben etwas zu beſcheiden, zu genügſam angefangen. Ohne alle Ankündigung, ohne Trommelſchlag und das herkömm-

liche Auspofaunen, trat die stille Gesellschaft gleichsam incognito hervor; — natürlich konnte sie auch wenig Lärm erregen. Wie wäre es, Herr West, wenn Sie irgend ein tumultuarisches Ehrenmitglied aufnähmen? — Ich wollte Ihnen wol Jemand dazu vorschlagen.

Doch das möchte noch hingehen; der allmälige, immer wachsende, Beifall ist im Grunde der beste. Aber die Tendenz Ihres Blattes, Herr West, die Tendenz! — Sie verwundern sich vielleicht, wie ich zu diesem Worte komme? Auf Ehre! man mag sich heut zu Tage noch so sehr der Gelehrsamkeit enthalten; sie fliegt Einem an, wie der Staub. Also, Ihre Tendenz; das ist es, was ich tadeln möchte. Arbeiten Sie immer dahin, den guten Geschmack einzuführen; geben Sie uns richtigere Begriffe von Diesem und Jenem; greifen Sie Albernheit, Schwulst, Unsinn und Arroganz an, wo Sie sie finden: nur verschonen Sie uns mit — mit der Moral! Eine moralische Unterhaltung ist so gut wie keine; ich sage das nicht bloß für mich; nein! ich habe Vollmacht, mit Ihnen so zu sprechen, und nöthigenfalls zeige ich Ihnen ein Kreditiv vor, das, wenn auch nicht sehr leserlich.

doch von sehr schönen Händen geschrieben ist.

Feine und gebildete Leute, wie Ihre Leser hoffentlich sind, kommen selten und nur ungern auf die Moral zu sprechen. Und in der That, sieht es nicht wirklich mit dieser ehrwürdigen Wissenschaft noch ziemlich weitläufig aus? Jede Zeit und jedes Volk hat noch seine eigenen, bisweilen etwas wunderlichen, Sitten, und nach diesen richtet sich auch mehr oder weniger ihre Moral. So erinnere ich mich, von einigen Völkerstämmen gelesen zu haben, wo die dortigen Fräulein gar keine Männer kriegen, wenn sie nicht ledigerweise schon redende Beweise ihrer Fruchtbarkeit abgelegt haben. — Es gibt indeß noch eine zweite, weniger streitige, Moral; die Konvenienz nämlich, die, vereint mit dem Gefühl des Schicklichen, wol der unparteiischste und zugleich der billigste Richter der großen Welt ist.

Ich glaube, was ich so eben gesagt habe, steht irgendwo; aber, wer kann dafür? Es ist ein wahres Elend, daß vernünftige Leute gar nichts mehr erfinden können. Also, keine Moral, wenn wir bitten dürfen, und etwas weniger Metaphysik; unsere schönen Landsmänninnen lassen uns keine Zeit dazu.

Adieu, Herr West! Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen, verspar' es aber auf ein andermal, wenn Sie anders nicht in Ihrem nächsten Blatte für seine gute Absicht durchbechein

Ihren bereitwilligen
Diener und Leser
Muckerl, Graf von der Mücke.

Es muß doch heraus! Die kleine Gräfin ist seit Kurzem Ihre warme Verehrerin geworden, und sie ist es, die eben hinter mir steht, und hier und da Einiges diktirt hat. Rathen Sie, was? Ach! wie allerliebst sie jetzt das Näschen in die Höhe wirft! — O weh! Diese Ausrufung zog mir von ihrer kleinen Hand einen ziemlich fühlbaren Schlag zu. O, das ist noch nichts! Sie macht mit mir, was sie will; aber davon kein Wort aus der Schule geplaudert. Addio

30.

Merope.

Sonntag, den 11. Oktober.

Als ich am vorigen Donnerstag zur dritten Vorstellung der Merope in das Parterre des Burgtheaters kam, war mein alter Theaterfreund der Erste, dem ich begegnete. — »Wir werden ein volles Haus haben,« sagte ich. »Es ist immer erfreulich, zu sehen, daß der Geschmack an einfachen und schönen Darstellungen dieser Gattung noch nicht ganz unter dem Publikum verschwunden ist.«

»Geben Sie diesem Geschmacke einige Nahrung,« erwiederte mein Gesellschafter, »und er wird vielleicht bald der herrschende seyn. Wie oft sieht man bei uns ein gutes, älteres Stück? und, wenn man noch eines sieht, wie wird es gewöhnlich vorgestellt? — Nicht das Publikum verlangt das Abenteuerliche; die geistlosen Autoren sind es, die ihm den Genuß einfacher Kompositionen verleiden, und, weil sie kein Mittel

haben, die Aufmerksamkeit zu beschäftigen, als eine abenteuerliche Erfindung und Sprache, den Geschmack zu Ungeheuern verwöhnen.«

»Ich bin mit Ihrem Grundsatze einverstanden,« sagte ich. »Indessen möchte es doch nicht wohl möglich, und auch schwerlich rathsam seyn, die Deutschen überall zu der etwas frostigen Einfachheit und Eleganz des französischen Theaters zurück zu führen. Der Charakter unserer Nation ist offenbar für stärkere Eindrücke, für größere Ansichten, zu einer »wärmeren Empfindungsweise gestimmt.«

»Der Charakter der Nation!« antwortete Herr v. R. — dieß ist sein Name — »Als ob unsere Nation einen Charakter hätte! — Ich bin kein parteiischer Anhänger der französischen Bühne; aber ein Publikum, dem Alles gefällt, das sich Alles gefallen lassen muß, dem man bald die Franzosen, bald die Engländer, bald die Griechen, bald die Spanier, und nun vielleicht bald die Hindus und Chinesen als die höchsten Muster vorstellt, das in seinen eigenen Schriftstellern nur die Wiederholung aller dieser Muster sucht und sieht — dieß Publikum, dächte ich, hätte alle Ursache, von Zeit zu Zeit

auf die Meisterwerke einer Nation zurück zu kommen, die unter allen neueren Völkern den beständigsten Geschmack bewiesen, und bis jetzt beinahe allein ein regelmäßiges Theater gehabt hat. Man gebe uns den Shakspeare, wenn man will, den Calderon und Gozzi, wenn man kann: aber man lasse uns den Voltaire und Racine nicht entbehren. Oder sollen uns etwa die neuesten dramatischen Produkte unserer Landsleute für die Merope, die Alzire und den Mahomed, für die Phädra und Athalie, für den Cinna, Pompejus und den Cid schadlos halten?«

Während wir sprachen, war Herr L. zu uns getreten, den man aus der Unterredung über den Chor der Alten kennt. »Ohne allen Kunstwerth,« sagte er, »sind diese Tragödien in der That nicht; das räumt auch Schiller ein. Was Verstand und Witz, in der Kunst des Genies, leisten können, haben Corneille, Racine und Voltaire gezeigt. Wenigstens ist das Gemeine aus ihren Werken verbannt; und als Stufen, worauf der Ideal-Dichter sich erhebt, verdienen sie immer noch Rücksicht und Achtung.«

Der alte Herr sah dem jungen Manne etwas verwundert in's Gesicht, und wendete sich

dann ziemlich ernſthaft gegen mich. »Es iſt doch ein Jammer,« ſagte er, »daß ein unbeſonnenes Wort, das einem Schriftſteller von Anſehen entfällt, ſolche Urtheile rechtfertigen ſoll. Nicht ohne allen Kunſtwerth? — in der That nicht! — Unſere Jugend muß in der Kunſt des Genies neuerlich mächtige Fortſchritte gemacht haben, da ſie ſchon auf Voltaire und Racine, als auf Stufen, worüber ſie ſich erhob, ſo vornehm herabſieht.«

»Wenn Ihnen Schiller's Autorität nicht genügt,« ſagte Herr L. ein wenig betreten, »ſo werden Sie doch Leſſing's Gründe gelten laſſen. Die Dramaturgie urtheilt weit ſtrenger von Corneille und Voltaire, als Schiller oder irgend ein neuerer Kunſtrichter von ihnen geurtheilt hat.«

»Strenger vielleicht,« erwiederte Herr v. R., »aber, bei aller Strenge, weniger unbeſcheiden. Der Verfaſſer der Dramaturgie hat nicht Machtſprüche, noch die Einbildung von ſeinem eigenen Kunſtgenie, ſondern die größten Muſter aller Zeiten und Nationen ſeinen kritiſchen Unterſuchungen zum Grunde gelegt. Wer die Regelmäßigkeit Corneille's an die Regeln des Ariſto-

teles hält, wer Voltaire's Merope nach dem Ideale beurtheilt, das Euripides in demselben Sujet verfolgt zu haben scheint, wem bei dem Schatten des Ninus der Geist im Hamlet, bei Orosman's Eifersucht der Charakter des Othello lebhaft vorschwebt: — der freilich kann das französische Theater nicht so vollkommen finden, als die Franzosen selbst, und, zu Lessing's Zeit, die Gottschedianer es fanden. Allein der Maßstab, dessen sich ein scharfsinniger Kopf bediente, um die höchsten Principien der Kunst auszumitteln, wird ein sehr unpassendes Instrument, wenn er in die Hände eingebildeter Dichterlinge und Theater-Regisseurs übergeht. Lessing dachte groß von Corneille und sehr bescheiden von sich, ungeachtet der Mängel, die er in dessen Werken entdeckte; er würde nicht minder groß von Schiller'n denken, obwol er in den Trauerspielen desselben vermuthlich nicht weniger Anlaß finden möchte, die treffende Strenge seiner Kritik zu bewähren.«

Herr L. Corneille's Verdienst in Ehren: aber ein Dichter war er doch gewiß nicht! Verstand, Witz, Scharfsinn hat, so viel ich weiß, kein neuerer deutscher Kunstrichter den französi-

schen Tragikern abgesprochen. Dieß sind schöne, rühmwürdige Eigenschaften. Doch das Genie, mein Herr, ohne das es keine Kunst gibt, das Genie —

Herr v. R. Genie, Genie! Wir reden so viel von dem Genie, daß man argwöhnen sollte, wir merkten, wie sehr es uns daran fehlt. — Ich weiß nicht, ob es möglich ist, eine Phädra oder Athalie ohne Genie zu schreiben. Aber wenn Witz und Verstand solche Früchte bringen, so möchte ich unsern Dichtern rathen, es mit dem Verstande nicht zu verderben, und sich, wie immer, nach Witz umzusehen; denn ich wenigstens möchte ein paar Scenen der Phädra lieber geschrieben haben, als manches ganze Trauerspiel von Schiller, und alle hohen Tragödien eines bekannten neueren Autors zusammen genommen.

Ich. Dieß Bekenntniß würde Ihnen von gewissen Leuten sehr übel ausgelegt werden. Der letzte von unsern jungen Dichtern würde sich beleidigt finden, wenn man ihn dem Racine nur gleich stellte; und obwol jeder Laffe sich unterstehen darf, über Wielanden und Lessingen öffentlich abzusprechen, so wird man es doch höch-

lich mißbilligen, daß Sie einen Mann, der im Morgenblatte für einen unserer ersten, schätzbarsten dramatischen Schriftsteller erklärt wurde, für kein größeres Genie halten.

Herr v. R. Was solche Leute denken, gut heißen, oder mißbilligen, ist eine so gleichgültige Sache, daß Niemand Ursache hat, sich dadurch in seiner Meinung irre machen zu lassen. Ich habe die größte Achtung für das Genie, wo ich es erkenne, aber ganz und gar keine für die Pretension, ein Genie zu seyn; und dieß hohle Geschwätz über Kunst, Poesie und Genialität fängt nachgerade an, unerträglich zu werden. Es ist Zeit, daß wir dem Verstande wieder geben, was des Verstandes ist. Ihm, nicht der Phantasie unserer vermeinten Adepten, steht das Urtheil über den Werth und Rang der Kunstprodukte, wie aller Dinge, zu. Ich bin mir der Gründe meines eigenen Urtheils bewußt, und brauche weder von Göthe'n, noch von Schiller'n, am wenigsten aber von ihren blinden Anbetern, zu lernen, was gut und was schlecht, ob Mahomed oder der Groß-Kophta, die Athalie oder Bianca della Porta ein besseres Theaterstück ist. —

Herr L. hatte sich unvermerkt von uns entfernt, und das Orchester fing an zu spielen. »Ich bin eigentlich gekommen,« sagte mein alter Herr, »Mad. Roose als Merope zu sehen. Die Rolle ist weniger in ihrem Fache, als irgend eine, die sie bis jetzt spielte. Glauben Sie, daß sie ihrer Stimme, ihrer Aktion und Haltung die Stärke geben könne, welche diese Rolle erfordert?«

Ich. In allen leidenschaftlichen Scenen ist sie vollkommen. Wenn die Indignation gegen Polyphonten aus ihr spricht, hat ihre Stimme allen Nachdruck, der dem Charakter und der Situation angemessen ist. Nur in den ruhigeren Auftritten scheint mir ihr Ton, so wie ihr Geberdenspiel, etwas zu weich und manierirt zu seyn.

Herr v. R. Und Aegisth? — Es ist eine sehr delikate Rolle. Ich bemerke, daß der junge Mann, der sie spielt, seit einiger Zeit Vieles unternimmt.

Ich. Er hat lauten Beifall in dieser Rolle gefunden.

Herr v. R. Das Publikum stiftet nicht immer Gutes mit seinem lauten Beifalle. —

Doch wir wollen ſehen, wie der Schauſpieler die Parteilichkeit ſeiner Gönner rechtfertigt.

Der Vorhang ging auf. In den erſten Scenen war Herr v. R. ganz ſtille, und horchte öfters ſcharf zu. »Ich weiß nicht,« ſagte er endlich, »ob mich mein Gehör verläßt, aber ich habe ſeither mehr Mühe, als ſonſt, das liebliche Organ der Mad. Roose zu verſtehen.« — Während Polyphont ſprach, ſah ich ihn manchmal unruhig werden. »Iſt der Schauſpieler, der den Vertrauten des Tyrannen macht, auch ein Neuer?« fragte er. — Ich verneinte es. — »Sie haben Recht,« erwiederte Herr v. R. »Ich erinnere mich, dieſes gräßliche Zähneſletſchen und dieſen gezwungenen Schergenblick ſonſt ſchon geſehen zu haben. Wie kann man auf ſo widrige Unarten gerathen? und wie geſchieht es, daß das Publikum dergleichen duldet?«

Als im zweiten Akte Aegiſth erſchien und ſeine erſten Reden geſagt hatte, ſchüttelte der alte Herr bedenklich den Kopf. Da jener bald darauf die Stimme mehr erhob, als nöthig ſchien, und ſich unvermuthet ein nahes Klatſchen vernehmen ließ, kehrte er ſich mit einer zweifelhaften Miene um. »Ich ſehe keinen Grund,«

sagte er, »warum man klatscht; so wenig, als warum der junge Mann so schreit. Das Lächeln auf seinem Gesichte läßt sich eher erklären: es ist das Vergnügen, daß er über den Beifall des Publikums empfindet. Aber der talentvolle junge Schauspieler wird gut thun, sich auf seinem Wege in der Kunst nicht von diesen Beifallsbezeugungen leiten zu lassen, oder er möchte nicht immer mit dem Publikum, noch das Publikum mit ihm, so zufrieden seyn, als es Beide jetzt mit einander zu seyn scheinen.«

Die vortrefflichen Scenen des vierten Aufzuges machten einen großen Eindruck auf meinen Nachbar, wie auf alle Zuschauer. »Welche Wahrheit! welche Kraft des Ausdrucks!« rief er einige Male ziemlich laut. — »Ich wollte, Hr. v. Voltaire hätte diese Stellen von unserer Merope gehört. Er würde dabei seine göttliche Clairon auf einen Augenblick vergessen haben. — O, daß wir Mad. Roose doch als Phädra sehen möchten!« — — »In diesen Wunsch,« sagte ich, »stimme ich von ganzem Herzen ein. Wenn Racine's Phädra auch kein anderes Verdienst hätte, als daß sie eine der schönsten Rollen für Madame Roose enthält, so sollte die-

ses Stück doch schon deßhalb auf unserer Bühne erschienen seyn.«

Deutsche Journale.

Der wackere Schulmann, Herr Josuah Scharf, fährt fort, unserem Blatte seine Theilnahme zu bezeigen, wie aus folgendem Schreiben zu ersehen ist, das ich so eben erhalte. Das Interessanteste, was dieses Schreiben enthält, ist ohne Zweifel die Nachricht von dem neuen Journale: Prometheus, dessen baldige Erscheinung wir zu erwarten haben. Wie günstig oder ungünstig dieses neu aufgehende Gestirn auch auf die jetzt bestehenden inländischen Zeitschriften einwirken mag, es kann nur ein Gewinn für unsere Literatur seyn, wenn die Hoffnungen in Erfüllung gehen, welche die Freunde der neuen Unternehmung von derselben gefaßt haben.

Mein Herr!

Ihr Blatt hat sich einige Male sehr nachdrücklich gegen die Klatschereien vernehmen lassen, die man von Zeit zu Zeit in den Korrespondenz-Nachrichten auswärtiger Journale über Wien, dessen Sitten, Literatur und Theater liest. Da Sie seither über diesen Gegenstand seltener das Wort nehmen, so vermuthe ich, daß der Ekel, den solche und ähnliche Artikel natürlicher Weise hervorbringen, Sie abhält, diesen Zeitschriften überhaupt Ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Ich bin, was das betrifft, nicht so leicht abzuschrecken; vielmehr mache ich es mir zum Geschäft, Alles aufzutreiben und von allen Seiten zu betrachten, was unsere gebietenden Herren, die Journalisten in Sachsen und Schwaben, zu unserer Belehrung oder Züchtigung, über uns verwahrlos'te Oesterreicher auszusprechen für gut finden.

Was man aus Liebhaberei treibt, macht man gern zu einer Sache von Wichtigkeit. Ich habe mir daher vorgenommen, von dem, was ich in dieser Art erkundigt habe, dem Publikum in Ihren Blättern regelmäßig Nachricht zu geben. Ein paar neue Nummern der Zeitung für

die elegante Welt, die ich so eben erhalte, veranlassen mich, dieses Vorhaben ohne Verzug auszuführen. In einer derselben werden die Feierlichkeiten bei Eröffnung der Statue Joseph's des Zweiten beschrieben. Die Beschreibung ist nur drollig. »Die kolossale Figur und das Pferd,« berichtet der Verfasser sehr instruktiv, »sind von gegossenem Metalle, »eben so die beiden Basreliefs auf dem Piede»stale; dieses letztere aber von geschliffenem »Wiener Marmor.« Nicht weniger neu, als diese naturhistorische Merkwürdigkeit, ist das Ceremoniel, welches, nach dem Verfasser, gegenwärtig zwischen den Gesandten der europäischen Mächte üblich ist, und das — als Parodie des Lebens, welches alle alten Sitten überspringt — bei der Inauguration der Statue sehr strenge beobachtet wurde. »Auf einer Tribune, mit rothem »Damast geschmückt, nahm der französische »Gesandte den ersten Platz. Der russische »war — fern in einem benachbarten Palaste. »Der päpstliche Nunzius sprach viel mit dem »türkischen Botschafter. Ernst und finster saß »der englische, unbeweglich und allein stand der

»schwedische.« — Die Schilderung, welche der Berichtgeber von dem Gemüthszustande des Künstlers bei dieser feierlichen Begebenheit macht, verräth tiefe Blicke in das menschliche Herz, und als ein Muster rhetorischer Erhabenheit verdient folgende Stelle angeführt zu werden. »Der Himmel war umwölkt, aber eben »jetzt trat die Sonne hervor. Der Geist Jo»seph's schien seine Kinder zu besuchen, allen »Anwesenden schlug höher das Herz. Pauken »und Trompeten erschollen, Zauner gab das »Zeichen, und sein Werk stand fertig, frei »und für ewig da.« — »Daß diesen Tag »und dieses Werk,« setzt der Korrespondent hinzu, »zahllose Zungen besangen, und daß fast »keines dieser Lieder Erwähnung verdient, das »werden Sie wol glauben.« — »Nur ein paar »Stanzen von den Zöglingen des Taubstummen»Institutes sonderte der Berichtgeber ab;« — einige Strophen von Herrn Haschka's Ode wären der Auszeichnung wol eher werth gewesen; »auf den Umschlag der übrigen schrieb er:«

»O Kaiser von Metall, leih' mir Dein Ohrenpaar.«

Der Korrespondent scheint, in Betracht der

Ohren, etwas hohe Prätenſionen zu machen. Es gibt ein altes königliches Ohrenpaar, das den Kritikern in ſolchen Fällen immer zu Dienſten ſteht. Mich däucht, der Verfaſſer hätte ſich damit begnügen können, ohne die metallenen Ohren des großen Kaiſers in Anſpruch zu nehmen.

Dieſem unterhaltenden Aufſatze folgt, in derſelben Nummer der Zeitung f. d. e. W., ein anderes Schreiben aus Wien, deſſen Verfaſſer bei einem hier aufkeimenden, neuen Journale ein wenig intereſſirt zu ſeyn ſcheint. Der ganze Brief, wie die, ihn erſt völlig erklärende, Nachſchrift, iſt in dem geckenhaften, zuverſichtlichen Tone abgefaßt, der unſeren gereif'ten jungen Herren ſo artig läßt, wenn ſie, auf Koſten ihrer Vaterſtadt, einmal ihren Witz zeigen wollen. Ein wenig Klätſcherei und Bosheit, mit ſtumpfen Pointen verziert, über die Niemand lacht, als ſie ſelbſt, — das iſt der Lieblingston dieſer Herren. Der Korreſpondent erwähnt der Prachtausgabe des Collin'ſchen Gedichtes, Die Künſtler-Entzückung, und erzählt mit einer liebenswürdigen Unverſchämtheit: »des Herrn von »Collin zahlreiche Feinde beſchuldigten den be»ſcheidenen Verfaſſer, er habe dieſe Herausgabe

»auf eigene Koſten beſorgt.« Wie gefällt Ihnen das? Und um die Bosheit, die in dieſem muthwillig erſonnenen Mährchen liegt, unter einer läppiſchen Wendung zu verbergen, ſetzt der Ehrenmann gleich hinzu: »daß man ſo gern »Andere handeln läßt, wie man ſelbſt handeln »möchte!« Ei, mein Herr Geck! Unbeſcheiden ſeyn und mittelmäßige Verſe auf eigene Koſten drucken laſſen, kann Jeder, auch Sie, wenn Sie Luſt dazu haben. — Von Hrn. Werner, dem Verfaſſer der Weihe der Kraft, wird berichtet: »es ſey gewiß, daß man ihn mit Ver»ſprechungen aus Berlin abgerufen ha»be.« Da nun dieſe Verſprechungen nicht erfüllt wurden, ſo läßt der Korreſpondent alle Welt ſchließen, Hr. Werner ſey von ſeinen hohen Gönnern in Wien — mit Reſpekt zu ſagen — betrogen worden. — An den Unternehmern der Hoftheater findet der Korreſpondent den Enthuſiasmus oder — Protektionswillen auch dann noch zu loben, wenn nicht alle Mißgriffe vermieden werden könnten; unter welche Mißgriffe, nach der etwas ungeſchickten Konſtruktion, drollig genug, auch die Anſtellung des Hrn. Stoll bei dem Hoftheater, und die Unter-

ſtützung gerechnet zu werden ſcheinen, deren ſich das neue Journal dieſes jungen Schriftſtellers von den Vorſtehern des Theaters zu erfreuen haben ſoll.

Die Nachricht, an deren Verbreitung dem Einſender eigentlich liegt, betrifft übrigens den Zuſtand der verſchiedenen Journale, welche in Wien erſcheinen, oder noch erwartet werden. Er läßt den Redakteur der Zeitung für die elegante Welt ſehr artig die Frage aufwerfen, ob wir deren in Wien beſitzen? »Denn ſo »viel ſeine literariſchen Korreſpondenten verſi»chern, ſo kommen wenige oder gar keine Exem»plare der wöchentlichen oder monatlichen Quart»und Oktav»Blätter in das Ausland.« — »Ich erwiedere Ihnen alſo,« ſagt der poſſierliche Mann, »zur Antwort ein deutliches und ver»nehmliches Ja.« — Dieſe Antwort, ſo witzig ſie iſt, ſcheint indeß wenigſtens in Anſehung Ihres Sonntagsblattes überflüſſig geweſen zu ſeyn, da die Zeitung f. d. e. W. ſchon ſo oft, und erſt neuerlich, ſehr ausführlich von der Exiſtenz und dem Inhalte deſſelben ehrenvolle Erwähnung gethan. Allein der Korreſpondent hat weder von Ihrer Wochenſchrift, noch von den

Annalen der öſterreichiſchen Literatur, die ſich im In- und Auslande ſeit einer ziemlichen Reihe von Jahren in gutem Anſehen erhalten, die geringſte Notiz zu nehmen beliebt. »Unſere Zeitſchriften theilen ſich,« nach ihm, »in zwei Klaſſen, in aufkeimende und »hinwelkende, — in der dritten Klaſſe, der »blühenden, ſteht bis jetzt einzig und unerreicht der Eipeldauer.« — »Einer aufkeimenden Zeitſchrift,« fährt der Briefſteller mit ſichtbarer Theilnahme fort, »ſehen wir mit »künftigem Jahresanfang unter dem Titel: »Prometheus, entgegen. Hr. Stoll und Hr. »von Seckendorf ſind die Herausgeber. Beide »rühmt man als Männer von Kenntniß »und Geſchmack, und ſo läßt ſich endlich »einmal etwas Bedeutendes erwarten.« — Was den Hrn. Stoll insbeſondere anlangt, ſo wird hier, unter andern Beweiſen ſeines vortrefflichen Geſchmackes, auch »eines »hochkomiſchen, aber etwas phantaſtiſchen »Stückes, die Schnecken betitelt, erwähnt, »das er jetzt bearbeite, — worin ein Chor »von Schnecken einem jungen Ehemanne »erſcheine, der überall Hörner erblickt, und

»von dem man ſich, nach den Proben zu ur»theilen, die der Dichter einigen Freunden vor»deklamirte, die größte Wirkung verſprechen »müſſe.« — Sie ſehen, mein Herr! daß der Korreſpondent zu den Freunden, und zwar zu den warmen Freunden dieſes jungen Dichters gehört; denn nach anderen Berichten möchte von ſeiner wunderlichen Schnecken-Perrücke — um den rein-witzigen Wiener Vorſtädten einen Ausdruck abzuborgen — ſchwerlich etwas anderes zu erwarten ſeyn, als daß er damit von aller Welt werde ausgelacht werden.

»Der hinwelkenden Zeitſchriften Name »iſt Legion,« ſagt der Korreſpondent nach obigen tröſtlichen Nachrichten; »ſie drohen, gleich dem »neuen Kometen, in wenig Monaten zu ver»ſchwinden. Die meiſten hatten, wie jener Him»melswanderer, zu wenig Kern und zu viel »Schweif, und zerfließen, jemehr ſie der Sonne »ſich nähern.« Bemerken Sie beiläufig die ſinnreiche Erklärung, die der Verf. von dem Verſchwinden des Kometen gibt: ſie haben zu wenig Kern und zu viel Schweif, und zerfließen, wenn ſie ſich der Sonne nähern. Daß die literariſche Sonne, die hier gemeint iſt,

der Prometheus sey, errathen Sie übrigens ohne mein Zuthun. — »Noch ist es daher,« setzt der Korrespondent ad captandam benevolentiam seines Leipziger Gönners hinzu, »keiner »hiesigen Zeitschrift gelungen, die ausländischen »zu verdrängen. Am gelesensten sind die Zei»tung für die elegante Welt und das »Morgenblatt. Auch der Freimüthige fand »einst viele Freunde, und wenn seine Berichte »über Wien oft unrichtig waren, so gaben sie »doch eine eigene Unterhaltung für den »sachkundigen Leser, der zuweilen gern »sich klüger als der Autor wissen mag.« Eine unvergleichliche Entschuldigung für alle literarischen Klatschereien, die auch den Korrespondenten hoffen läßt, daß sein Bericht etwas zur Unterhaltung klügerer Leute, als er selbst zu seyn scheint, beitragen könne.

Der Freund des Prometheus schließt seine interessanten Nachrichten mit folgendem bescheidenen Wunsche: »Möge die Kunst und Genuß »liebende Kaiserstadt in der Fackel dieses »Prometheus nie eine andere erblicken, als »die der Genius der Freude schwingt, wenn er »in der trägen Thonmasse den himmli-

»schen Funken entzündet!« Ich zweifle nicht, mein Herr, daß dieser fromme Wunsch in Erfüllung gehen wird, wenn anders die träge Thonmasse des Wiener Publikums dem himmlischen Funken nicht zu sehr widerstrebt. Die Herausgeber haben, nach der Ankündigung, ihr Journal ausschließend der ästhetischen Bildung des Menschen gewidmet. Wie der Unsterbliche, dessen Namen sie führt, wird diese Zeitschrift dem Himmel das Licht entwenden, um unsere Nacht damit zu erhellen. »Sie wird »sich in freien Ansichten über Poesie, bildende »Kunst und Theater verbreiten.« Auch über bildende Kunst wird sich das neue Licht erstrecken, und ich fange schon an, bessere Hoffnung für unsere Akademie der Künste zu schöpfen. Wir werden erfahren, was dieser Anstalt noch fehlt, um es dem Institute der bildenden Kunst in Weimar gleich zu thun; so wie wir erst kürzlich gesehen, was unsern Schauspielern mangelt, damit sie sich den Meistern aus der Weimarer Theaterschule gleichstellen können. Die Verfasser werden »über die Vergangenheit die Geschichte, »über die Zukunft — die Philosophie befragen.« Das erste ist nichts besonderes; denn was sonst

als die Geschichte könnte man über die Vergangenheit befragen? Aber die Aufschlüsse über die Zukunft, die man uns verspricht, verdienen unsere höchste Aufmerksamkeit. Prometheus hatte in den ältesten Zeiten die Gabe der Weissagung; da er nun noch mit einer Philosophie vertraut geworden, die von den künftigen Dingen natürlich um so besser Bescheid wissen muß, je weniger sie von den gegenwärtigen versteht: was könnte seiner Voraussicht wol ferner verborgen seyn? Schon der Freund des neuen Prometheus in der eleganten Zeitung verräth einen Wahrsagergeist. Er hat das Verschwinden des Kometen, und mit ihm, aller hiesigen Journale und Wochenschriften, angekündigt.

Zweifeln Sie nicht, daß Ihr Sonntagsblatt unter dieser Zahl begriffen ist, obwol der Prophet zu höflich war, es ausdrücklich zu nennen. Es wird verschwinden, sobald die neue Sonne der Herren Stoll und v. Seckendorf erscheint; und wenn diese erste Voraussagung eintrifft, so wette ich, daß nichts unerfüllt bleibt, was die Philosophie des Prometheus über die dunkeln Wege der Zukunft forthin zu verfügen geruhen wird.

Josuah Scharf.

Wöchentliche Anzeigen
des literariſchen Frag- und Kundſchafts-Amtes.

Um den häufigen Anfragen und Aufträgen nachzukommen, die ſeit einiger Zeit an uns eingelaufen ſind, haben wir nöthig gefunden, für Gegenſtände dieſer Art eine eigene Abtheilung in dem Büreau des Sonntagsblattes einzurichten. Man beliebe ſich daher künftig in ſolchen Angelegenheiten, unter obiger Addreſſe, an uns zu wenden, und der ungeſäumten Beförderung aller mitgetheilten Aufträge und Kundmachungen gewärtig zu ſeyn.

Nachſtehende Anzeigen, die uns ſeit Kurzem zugeſendet wurden, mögen hiervon zum Beweis dienen.

* * *

Darleihen wird geſucht.

Ein junger Autor, der mit einem hochkomiſchen Werke beſchäftigt iſt, worin er ſeine Gegner lächerlich zu machen gedenkt, wünſcht zu dieſem Behufe eine Summe baren Witzes, gegen billige Zinſen und Wiedererſtattung des Werthes in natura, auszuborgen. Hypothek kann keine

gegeben werden; doch ist die Zeitung für die gebildete Welt erbötig, die Solidität des Anleihers zu verbürgen. Um nähere Auskunft beliebe man sich an die Redaktion der besagten Zeitung zu wenden.

Nachricht für angehende Journalisten.

Es sind einige berühmte Namen, nebst drei Viertel Bogen liegen gebliebenen Manuskripts, zur Unterstützung armer Journalisten, aus lehensherrlicher Gewalt zu verleihen, und letzteres, nach Umständen käuflich, hintan zu geben. Der Bestandnehmer oder Käufer ist, außer der baren Erlegung von 10 Louisd'or für den Bogen, zu einem immerwährenden Tribut von uneingeschränkter Bewunderung und knechtischer Verehrung gegen seine Schutz- und Lehensherren verpflichtet; wogegen ihm gestattet wird, sich selbst für einen berühmten Mann zu halten, und alle unabhängigen Schriftsteller Deutschlands für Stümper und platte Köpfe zu erklären. Die Addresse kann in dem literarischen Frag- und Kundschaftsamte nachgewiesen werden.

Anfrage.

Ein junges Frauenzimmer, das die Leontine des Hrn. v. Kotzebue mit großer Theilnahme gelesen hat, wünscht über die Natur und Wirkungsart der krampfstillenden Mittel, zu deren Empfehlung dieser Roman hauptsächlich geschrieben zu seyn scheint, einen befriedigenden Aufschluß zu erhalten. Die Antwort ist unter der Addresse: an die schöne Neugierige, im Apollo-Saale abzugeben.

Vorgefundene Sachen.

Bei einem hier Orts eingebrachten literarischen Vagabunden sind, nebst einigen (bekannten Autoren zugehörigen) Pretiosen und Effekten, verschiedene namen- und herrenlose Habschaften vorgefunden worden; als da sind: 1) eine Partie Klatschereien und Korrespondenz-Nachrichten, anscheinlich aus dem Morgenblatte, der Zeitung für die elegante Welt oder dem Freimüthigen; 2) verschiedene Volkslieder, Sonette und Epigramme, im Geschmack der Springblüthen; 3) einige Abhandlungen über Genie, Thea-

terbeleuchtung und Kartoffeln; 4) eine Menge veralteter Notizen und läppischer Gedanken, die unter keine Rubrik zu bringen sind. — Die rechtmäßigen Eigenthümer haben sich, innerhalb der peremtorischen Frist von 6 Wochen, an die Vorsteher des hiesigen literarischen Bedlams zu wenden, und mit ihren Ansprüchen gehörig auszuweisen, widrigenfalls jene Habseligkeiten als Makulatur verkauft, und die daraus gelöst'en Gelder zu dem Fonds der gedachten milden Anstalt geschlagen werden sollen.

Anerbieten.

Ein Literator, der einige mittelmäßige Verse gemacht und die berühmten Dichter Deutschlands von Angesicht gesehen hat, erbietet sich, jede neue Zeitschrift mit Beiträgen zu unterstützen, welche beweisen kann, daß sie nur Aufsätze von vorzüglichen Schriftstellern aufnimmt. Nöthigen Falls ist er auch im Stande, den Herausgebern ein Kreditiv für ihre Fähigkeiten, von Weimar aus, zu verschaffen, und was dem neuen Journale etwa an Geist und Inhalt fehlen sollte, durch das Gewicht voll

gültiger Namen, über die er disponiren kann, zu ersetzen.

Witziger Kopf wird gesucht.

Zu einem ganz neu etablirten Journale wird ein witziger Kopf als Mitarbeiter gesucht. Er muß als Probestück stehenden Fußes drei Epigramme auf die berühmtesten lebenden Schriftsteller, und einige sarkastische Ausfälle gegen das Sonntagsblatt von sich geben, besonders aber eine gute Portion der neuerfundenen göttlichen Grobheit aufweisen können. Auf Kenntnisse, Geschmack und literarischen Ruf wird keine Rücksicht genommen. Als Honorar bekommt er von besagtem Journale hundert Frei-Exemplare. Da der Fall etwas dringend ist, so verspricht man, bei gehöriger Grobheit, es mit dem Witz nicht so genau zu nehmen.

Sekretär oder Bibliothekar wird gesucht.

In einem Wirthschaftshause wird ein Sekretär oder Bibliothekar gesucht, der, bei einer

oberflächlichen Bücherkenntniß, ein gutes Maulwerk mit einer angenehmen Dreistigkeit verbindet. Sollte er jedoch mehr von taciturner Art seyn, so hofft man, er werde, was ihm an Worten abgeht, durch eine tiefsinnige Miene und satyrische Blicke zu ersetzen suchen. Als unumgängliche Bedingung wird gefordert, daß er noch keine Zeile habe drucken lassen, theils, damit er desto besser über Andere absprechen könne, und dann, weil sich von dem, der noch gar nichts gethan, Alles erwarten läßt.

Ankündigung.

Zischelzeitung für Ungebildete.

Redigirt und verlegt

von

Killan Puff,

quiescirtem Souffleur und Theaterdichter der ehemaligen Schauspielergesellschaft zu Gablitz.

Motto:

»Weißt du den Unterschied, mein Junge, zwischen einem bittern und einem süßen Narren.«

Narr im König Lear.

Unter obigem Titel erscheint von Martini an ein neues Zeitblatt, wodurch einem lange

gefühlten Bedürfniß abgeholfen und die sinnreiche Erfindung der nicht politischen Zeitungen auf die höchste Stufe idealer Vollkommenheit erhoben werden wird. Die Zischelzeitung wird nämlich einen getreuen und ausführlichen Bericht von Allem enthalten, was hier in Gablitz und den umliegenden Dörfern auf drei Meilen in der Runde, nicht nur Tag für Tag geschieht, sondern auch, was die Leute einander in die Ohren zischeln. Eine weitläufige Korrespondenz mit allen des Schreibens kundigen Individuen hiesiger Gegenden sichert die Redaktion, daß es ihr nie an Stoff zu interessanten Mittheilungen fehlen wird; der übrige Inhalt findet sich dann von selbst. Schauerliche und humoristische Erzählungen, Streck-Charaden und Buchstaben-Räthsel, philosophische Aphorismen, Theater-Notizen, und selbst Einfälle, wenn die Mitarbeiter der Zischelzeitung deren haben sollten, werden in schöner Unordnung mit einander abwechseln. Ein angehängtes Intelligenzblatt ist bloß dazu bestimmt, alle Arten von Grobheiten und Schimpfreden aufzunehmen, welche Leute, mit oder ohne Namen, einander zu sagen Belieben tragen möch-

ten. Für die gedruckte Zeile werden bei diesen Inseraten 7 Kreuzer, für außerordentliche Grobheiten aber 12 Kreuzer bezahlt.

Die vorstehende Zischelzeitung, welche der Unterzeichnete allen gemeinen und einfältigen Menschen zu einer angenehmen Lektüre empfiehlt, wird von besagtem Zeitpunkt an in allen Tabaksgewölben, Gewürz- und Käsestecherbuden, in und außer Gablitz, zu haben seyn, und die Zahl der aufkeimenden und blühenden Journale Oesterreichs, zur Ehre des Vaterlandes, wie der Herausgeber sich schmeichelt, vermehren.

Kilian Puff.

31.

Pantalon und Smelfunga.

Ein Beitrag zur Geschichte der Dunse.

Mein Herr!

Ich ergreife die Feder mit einer Art Unruhe, die mich vielleicht abhalten sollte, Ihnen zu schreiben. Man beobachtet mich; die Entdeckung

eines Verständnisses mit einem so verhaßten Manne, als Sie in unserem Hause sind, würde meine Entfernung aus demselben wahrscheinlich zur unmittelbaren Folge haben. Doch ich fürchte schon jetzt so verdächtig zu seyn, daß kaum mehr etwas zu verlieren ist. Man scheint sich sogar Ihrer Blätter bedient zu haben, um einen tauglicheren Mann für meine Stelle ausfindig zu machen. Der Bibliothekar, der in Ihrem Frag- und Kundschaftsblatte gesucht wird, ist, allem Vermuthen nach, bestimmt, mich zu ersetzen. Die Eigenschaften, die von ihm verlangt werden, sind gerade diejenigen, welche man in unserem Hause vorzüglich, oder vielmehr allein schätzt. Ich sehe meinen Abschied als beschlossen an, und will mich daher in der Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, durch keine Rücksichten auf meine persönliche Lage zurück halten lassen.

Stellen Sie sich vor, mein Herr, daß ich mich in dem Mittelpunkte und gleichsam in der geheimen Werkstätte der sonderbaren Familie oder Gesellschaft befinde, von der Sie dem Publikum in Nro. 23. Ihres Sonntagsblattes einige Nachricht gaben. Ich bin Bibliothekar in

einem vornehmen Hauſe, das der gewöhnliche *Sammelplatz der einheimiſchen und hier durchreiſenden* Dunſe iſt, und von denſelben mit unumſchränkter Macht beherrſcht wird. Der Herr des Hauſes — ich will ihn Signor Pantalon nennen — ſcheint alle ſeine Beſitzungen, wie ſeinen Verſtand und Geſchmack, von dem hochachtbaren Herrn Godofred Duns nur zu Lehen zu haben; ſo groß iſt das Anſehen, deſſen dieſer außerordentliche Mann bei uns genießt. Seit einiger Zeit iſt auch der Dunſen-Stuhl in unſerem Hotel errichtet; die Beſchlüſſe dieſes Gerichtshofes werden von hieraus promulgirt. Signor Pantalon hat den großen Prunkſaal ſeines Hauſes für das Dunſen-Gericht neu möbliren zu laſſen, und er ſelbſt wohnt den geheimen Seſſionen deſſelben als Auskultant bei. Man erzählt ſich unter der höheren Dienerſchaft, daß Signor entſchloſſen ſey, auf alle Vorzüge ſeines Ranges und Standes Verzicht zu thun, um ſich der Familie der Dunſe förmlich einzuverleiben.

Signor Pantalon iſt ein Herr von glänzenden, aber etwas leichten Gaben, der die gewöhnliche Erziehung der Söhne reicher Familien er-

hielt. Sein Hofmeiſter, ein franzöſiſcher Abbé, und, wie es ſcheint, ein eben ſo ehrgeiziger als geſchmeidiger Weltmann, brachte ihm frühe einen ungemeſſenen Reſpekt für das bei, was man in der Umgangsſprache einen Kopf nennt. Ein Kopf galt daher in den Augen des jungen Pantalon beinahe ſo viel, als ein Pinſel von ſechzehn Ahnen, und er war nicht abgeneigt, den Marſchall von Turenne, Voltaire'n und — den Abbé für ebenbürtig mit ſich ſelbſt zu halten. Da er von Natur ſehr ſtolz iſt, ſo hat er immer nur wenige Köpfe anerkannt; ja, im Grunde iſt es nur ein Mann, dem er eine Superiorität des Geiſtes über ſeinen eigenen zugeſteht. Dieſer einzige Mann war jedoch in der Regel immer derjenige, der ſich zuletzt die Mühe nahm, ſich die ſchwache Seele ſeiner Hochgeboren unterwürfig zu machen. Man zählt deren eine große Menge, die nach einander den ſtolzen Geiſt und die Chatouille des Signor Pantalon durch einen gleichſam magiſchen Einfluß regierten, und denen daher die alten Diener des Hauſes, nicht unwitzig, den Spottnamen der Götzen ihres Herrn beilegten. Ein alter pfiffiger Kammerdiener verſicherte mir, ſein

Herr habe mit seinen Götzen beinahe so oft gewechselt, als in früherer Zeit mit seinen Liebschaften; ja, er selbst könne sich rühmen, vierzehn Tage lang das Orakel seines Patrons gewesen zu seyn, der ihn damals, so gut als den Marschall Turenne, für einen Kopf habe gelten lassen. Seit einigen Jahren hat sich indeß in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Charakter, oder vielmehr mit dem Temperamente des Signor Pantalon zugetragen. Er ist in seinen Zuneigungen und Meinungen eben so beständig geworden, als er ehedem flüchtig und wankelmüthig war; und, wie sein Herz durch die Reize der unvergleichlichen Smelfunga, so scheint sein Kopf durch das überwiegende Genie des Herrn Godofred Duns auf immer bezwungen zu seyn.

Die Dame Smelfunga kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Sie wurde ehemals zu den Schönheiten unserer Stadt gezählt, und ist unstreitig noch jetzt eine der anziehendsten Personen ihres Geschlechtes. Wenn ihre Miene nicht zu viel verspräche, so hätte sie unendlich viel Geist. Wie sie selbst außerordentlich ist, so hat sie auch nur Sinn für das, was ihr außer-

ordentlich däucht. Ihr Geſchmack iſt Gunſt, ihre Urtheile ſind Einfälle, ihre Neigungen Launen. Man hält ſie für kalt wie Eis: aber ihre Blicke ſprühen Funken, und in ihrer oft verwirrten Rede ſcheint die innere Gluth eines ſtark bewegten Gemüthes überzuwallen. Wäre ſie der Liebe fähig, ſie hätte einen Mann von geduldigem Naturell glücklich machen können. Allein ſelbſt ihre Schwachheiten ſind nur Anwandlungen einer ſchnell verbrauſenden Heftigkeit, und das Außerordentliche, das ſie an den Männern reizt, ſinkt, ehe ſie davon erwarmt, in ihren eigenen Augen zur Alltäglichkeit herab. Sie ſtrebt dem Ideale nach, in der Kunſt wie in der Liebe; wenigſtens hat ſie ſich davon überredet: aber das Ideale iſt nicht in ihrer Natur, und ſie kann, wie Pantalon, nur ein Idol mit dem andern vertauſchen, welches ſie, gleich dieſem, unfähig iſt, durch eigene Kraft feſt zu halten.

Charaktere, wie Pantalon und Smelfunga, ſind ganz dazu gemacht, von der tiefen Politik des Hrn. Godofred Duns, und durch die Formen und Geſetze der Familie, zu der er gehört, beherrſcht zu werden. Der Ernſt und die Zuverſicht eines ſolchen Führers ſcheinen den unbe-

stimmten Begriffen und wankenden Neigungen so flüchtiger Geister erst Gehalt, Bedeutung und Gewicht zu geben. Die vortheilhafte Meinung, welche Pantalon und Smelfunga von sich selbst hatten, ist durch ihren vertrauten Umgang mit den Dunsen ungemein erhöht worden. Da der Meister des Stuhles selbst einen Höheren über sich erkennt, dessen Fußsohlen nicht zu erreichen er sich bescheidet, so ist die Art von geistigem Primat, das er über seine Angehörigen ausübt, nicht drückend. Pantalon und Smelfunga betrachten den Herrn Godofred Duns, ungeachtet ihrer Abhängigkeit von seinem Urtheile und Willen, als ihres Gleichen; und, indem sie sich mit ihm vor dem höchsten Oberhaupte des Bundes, dessen Eingeweihte und Priester sie zu seyn wähnen, anbetend niederwerfen, glauben sie die ganze übrige Welt tief unter ihren Füßen zu sehen. Nichts kann entschiedener seyn, als die Geringschätzung, womit in unserem Hause alles behandelt wird, was nicht auf der Höhe der Dunse, oder wenigstens unter ihrem Schutze steht. Ein Talent, das sich nur durch sich selbst empfiehlt, ein Buch, das ohne das geheime Placet des Dunsenstuhles, oder

ein öffentliches Kreditiv eines der bekannten Obern des Ordens, erscheint, wird gar nicht bemerkt; und wenn es sich, diesen Mängeln zum Trotz, durch seinen inneren Werth Bahn macht, so kann man gewiß seyn, daß Alles versucht werden wird, um eine so unwillkommene Erscheinung zu unterdrücken.

Es hat mich zuweilen Wunder genommen, wie so stolze und vornehme Leute, als Signor Pantalon und die Dame Smelfunga sind, von dem beschränkten Witze eines bettelhaften Abenteurers — welches Hr. Godofred Duns doch im Grunde ist — so schmählich unterjocht werden können. Da die Dunse, ihrer Abstammung nach, hier Fremde sind, und dieß Land das Glück hat, den edlen Pantalon und die geistreiche Smelfunga zu den Eingebornen, und zwar aus seinen guten, alten Geschlechtern, zu rechnen, so sollte man denken, daß auf diese Umstände einige Rücksicht genommen, und daß bei den Entscheidungen des hiesigen Dunsengerichtes wenigstens keine Parteilichkeit gegen die Landsleute so großmüthiger Beschützer geduldet werden würde. Aber zu meinem Erstaunen habe ich bemerkt, daß Smelfunga und Pantalon selbst

die vollkommenſte Abneigung gegen alles Einheimiſche verrathen, und daß, um in ihrer Meinung etwas zu gelten, man, wo nicht ein Duns, doch zum mindeſten ein Fremder ſeyn müſſe. Die unbedeutendſten Leute, die mit einer Empfehlung aus Sachſen oder Schwaben in unſer Haus eintreten, können der freundſchaftlichſten Aufnahme verſichert ſeyn, während Männer von Verdienſt, welchen die Makel unſers gemeinſchaftlichen Vaterlandes anhängt, mit auffallender Kälte empfangen werden. Nach einem gewöhnlichen Ausdrucke des Signor Pantalon kann »in Wien nichts entſtehen, was erträglich wäre;« und Donna Smelfunga iſt nie brillanter, als wenn es darauf ankommt, »die platten Manieren und die Unfähigkeiten ihrer Landsleute« in ein grelles Licht zu ſetzen. Ich zweifle daher auch nicht, daß dieſe noble Verachtung des Einheimiſchen, und der vornehme Hang für alles Fremde, dem Herrn Godofred Duns, in ſeiner Bewerbung um die Gunſt unſers Herrn und ſeiner Dame, gleich anfangs den meiſten Vortheil verſchafften; ſo wie dieſe Eigenſchaften noch jetzt die ſtärkſten Stützen mancher Projekte ſind, welche die Dunſe auf den Kopf und

den Beutel ihres Patrons berechnet haben.

Was Sie, mein Herr, in Ihrem Aufſatze als den eigentlichen Zweck der Dunſe angaben, die Abſicht nämlich: »den Schein der Ver»nunft, Kultur und Rechtlichkeit allgemein zu »machen, der Entwickelung des eigenen »Verſtandes uno Charakters aber, auf »alle erdenkliche Weiſe, entgegen zu arbeiten,« — dieß iſt, wie ich überzeugt bin, auch die Triebfeder, welche die Dunſe und deren Anhang gegen Sie und Ihr Blatt in Bewegung geſetzt hat. Ihre Wochenſchrift zeigt, bei manchen Mängeln (die Ihnen ihre Gegner gern verzeihen), einen eigenthümlichen, ich möchte ſagen, öſterreichiſchen Geiſt; und es iſt der Scharfſicht des Hrn. Godofred Duns nicht entgangen, daß Schriften, wie die Ihrige, unter Ihren Landsleuten das Gefühl eigener Kraft und Unabhängigkeit erwecken könnten. Die Einwohner der größten Stadt in Deutſchland könnten inne werden, daß ſie ſelbſt Verſtand, ja ſogar Witz haben, und daß es möglich ſey, ſich aus ihrer Mitte Talente entwickeln zu ſehen, die den Reiz nationeller Lebendigkeit mit den ſtrengeren Anſprüchen eines allgemeinen Geſchmackes verbän-

den. Wien könnte sich seiner Ueberlegenheit, und mancher Oesterreicher seines Kopfes bewußt werden; ja, die vaterländischen Schriftsteller könnten es wagen, sich der Vormundschaft der Journalisten von Berlin, Leipzig und Tübingen entziehen zu wollen. Was aber würde in solchen Umständen aus dem Ansehen der Dunsenstühle? was sollte das Schicksal ihrer Anhänger werden? — Wenn die Wiener selbst urtheilen lernten: könnte es nicht dahin kommen, daß sie den Doktor Godofred Duns, mit allem seinen Tiefsinn und Ernste, für einen Tropf, den Signor Pantalon, ungeachtet seiner Anlage zu einem modernen Mäcen, für einen abgeschmackten Herrn, und die Dame Smelfunga, ihren geistreichen Augen und ihrem Ideale zum Trotz, für eine kleine Närrin hielten? — Man entsetzt sich, wenn man nur an die Möglichkeit solcher Dinge denkt!

Erwarten Sie also ja nichts von einer Aussöhnung mit dem Oberhaupte der hiesigen Dunse. Könnte Ihnen dieser Mann auch die Zweifel vergeben, die Sie in *seinen* Verstand setzen, nie würde er Ihnen verzeihen, daß Sie Ihren eigenen Verstand gebrauchen; und was selbst

Herr Godofred Duns Ihnen noch zu Gute halten möchte, werden doch Pantalon und Schmelfunga keinem ihrer Landsleute je hingehen laſſen. Ich habe über dieſen Punkt, und über die Denkart und Handlungsweiſe der genannten Perſonen überhaupt, ſo beſtimmte Erfahrungen gemacht, daß ich mir Ihre Aufmerkſamkeit noch für ein paar andere Briefe erbitten muß, die ich dem gegenwärtigen, ſobald es meine Umgebung erlaubt, werde folgen laſſen. Ich bin ꝛc.

F. G.

Zweiter Brief des Herrn Hans Stolidus an den Herausgeber.

Werther Herr!

Die Springblüthen des Geiers in Nro. 28. des S. Bl. haben meine Frau und den Rektor in ſo gute Laune über die neueſte Literatur geſetzt, daß ich es wagen konnte, mir von meinem Buchhändler wieder ein Bällchen mit Neuigkeiten kommen zu laſſen. Das erſte,

was mir daraus entgegen fiel, war die Leontine des Herrn v. Kotzebue, mit der ich meiner Frau keine geringe Freude machte. Sie setzte sich gleich darüber — denn sie ist eine grose Freundin dieses Schriftstellers — und las den ersten Band in einem Zuge durch. Abends bei Tische war sie ungemein still, was mich Wunder nahm, da sie sonst etwas gesprächig ist, und über ein witziges Buch, das sie gelesen, oft noch ein paar Wochen nachher recht herzlich mit mir lachen kann. Da ich fragte, was ihr fehle, antwortete sie mit einem Seufzer: »Ach, es ist eine gar klägliche Geschichte!« Sie war sichtbarlich zerstreut. Nach einer Weile that sie einige verfängliche Fragen an mich, die in mein Fach einschlagen, und die mich beinahe verlegen machten. »Zum Henker!« rief ich; »ist denn die Leontine eine medizinisch-chirurgische Abhandlung, daß Du auf so seltsame Dinge geräthst?« — »Ei!« sagte sie, und wurde roth, »ich habe das nur beiläufig wissen wollen.« — Darauf ging sie in ihre Kammer, um in der Geschichte der Leontine fortzufahren. — Ich muß doch selbst sehen, was an der Sache ist, obwol ich sonst nicht leicht einen Roman lese.

Der Rektor, der bei dem Auspacken der Bücher gegenwärtig war, steckte ein paar Bändchen zu sich, Erzählungen vom Freiherrn von Steigentesch betitelt. Als er sie mir am andern Tage wieder brachte, sagte er ziemlich ernsthaft: »es sey Witz, aber noch ungleich mehr Leichtfertigkeit in dem Büchelchen. Er wünsche eben nicht, es in den Händen unserer jungen Weiber und mannbaren Mädchen zu sehen. Der Styl sey lebhaft; indeß glaube er nicht, daß sich die Art Gegensätze, die der Verfasser besonders liebe, nach dem Cicero und Quintilian rechtfertigen lasse.« — Ich führe das Urtheil des Rektors wörtlich an, um Ihnen zu zeigen, daß wir hier in St. P—n auch unsere Autores classicos haben.

Den besten Fund machte unstreitig ich selbst. Es war ein artiger Oktav-Band mit dem Titel: Die deutschen Volksbücher, von J. Görres. Die Zueignung an Clemens Brentano, die Einleitung und Nachschrift schienen mir höchst lehrreich, wiewol ich nur wenig davon verstand; aber das Verzeichniß der Volksbücher selbst, und die großen Lobsprüche, welche ihnen der Verfasser ertheilt, ver-

urſachten mir ein eben ſo unerwartetes als außerordentliches Vergnügen. Ich darf Ihnen nur ſagen, daß ich die meiſten der von Herrn Görres angeführten Bücher, und noch ein gut Theil mehr, ſelbſt beſitze, um Ihnen Aufſchluß über die Urſache meines Vergnügens zu geben. Stellen Sie ſich vor, daß ich einen ſolchen Schatz, ohne ſeinen Werth zu kennen, vielleicht ſchon ſeit dreißig Jahren, unter anderem Plunder, auf meinem Dachboden hatte, und daß ich wol hundert Mal verſucht geweſen war, ihn während dieſer Holztheurung in den Ofen zu werfen! Mein Groß-Onkel hielt etwas auf dergleichen alte Scharteken, und ſammelte ſie fleißig; aber mein Vater, ein Mann von Aufklärung, nach dem verdorbenen Geſchmacke ſeiner Zeit, verachtete ſie höchſt ungebührlicher Weiſe. — Da ich nun, mit des Herrn Görres Hülfe, beſſer unterrichtet bin, ſo habe ich gleich heute meinen franzöſiſchen Bücherſchrank ganz ausgeleert, und (zum nicht geringen Erſtaunen meiner Frau und des Herrn Rektors), die Werke Voltaire's, Rouſſeau's, Montesquieu's, Diderot's, und wie die platten Skribenten weiter heißen, auf meinen Boden gepackt, um in

meiner Bibliothek, an ihrer Statt, die Historie der vier Haymonskinder, den Kaiser Octavianus, die schöne Magelona, den Eulenspiegel, den Finkenritter, und den visirlichen Marcolphus aufzustellen. Den Raynal habe ich mit der Sibyllen Weissagungen und der wahrhaftigen Beschreibung des Thales Josaphat's vertauscht, und wo sonst die Encyklopädie stand, wird künftig die Bauernpraktika, des alten Einsiedlers Traumbuch und der barmherzige Samariter prangen.

Ich lebe der guten Hoffnung, mein Herr! daß diese eklatante, wiewol etwas späte, Gerechtigkeit, welche die alten deutschen Volksbücher in unserm kleinen St. P — n erfahren, bald überall, und auch in Ihrem großen Wien eine Menge Nachfolger finden, und daß endlich selbst Sie zu der Einsicht kommen werden; wie tief die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, der Königin Anna und des Königs Friederich, in Geschmack und Sprache, unter dem Zeitalter Eulenspiegels und der Genoveva standen, »wo« — wie Herr Görres sagt — »geistreiche und begei-

»ligende Poesie mit kräftiger, nahrhafter Prosa »verbunden war, — wo der Witz in den Hof»narren zünftig, und was unter der »Schellenkappe der freie Geist gestaltete, als »bewußtloses Naturprodukt anerkannt »wurde; wo dieser Geist in den vielen seltsamen »barocken Festen, den Narren- und Esels»feiern, sich dramatisch offenbarte, »und jenes große Weltpanorama, der »Reineke Fuchs, als ein Vermächtniß für »die nachfolgenden Jahrhunderte der Finsterniß, »zu Stande kam. — Denn nachdem jene gro»ßen Genies aufgestanden und wieder hingegan»gen waren, nachdem Shakspeare das offene »Himmelsthor geschlossen hatte, da er»folgte Todesstille und Verkehrtheit auf lange »hin: der Antichrist war nun geboren. »— Und so ist denn unsere Zeit, nachdem es »Abend vielmal und Morgen geworden, auch »geworden, und Gott sah, daß sie gut war »in ihrer Schlechtigkeit.« — Ich habe diese herrliche Stelle, die einzige in des Herrn Görres Abhandlung, die mir ganz einleuchtete, dem Rektor vordeklamirt; und er schien von ihrem Inhalte so überzeugt, oder vielmehr betrof-

fen, daß er, ohne ein Wort darauf zu erwiedern, mich und das Zimmer, worin ich die vier Haimonskinder und den Finkenritter aufgeſtellt hatte, augenblicklich verließ.

Da ich nun durch die mir überflüſſig gewordenen franzöſiſchen Schöngeiſter einen unvermutheten Zuwachs zu meinem Bibliotheksfonds erhalte, — denn ich denke die Encyklopädie und den Montesquieu zu verkaufen, ehe ſich noch meine Frau von der Lektüre der Leontine, und der Rektor von ſeinem Schreck über die Geburt des Antichriſts erholt hat — ſo bin ich entſchloſſen, mir ohne Verzug noch ein paar nützliche, wenn ſchon etwas koſtbare, Werke anzuſchaffen. Ich habe alſo bei meinem Buchhändler Beſtellung auf die Ziſchelzeitung des Herrn Puff, und auf den Prometheus der Herren Stoll und v. Seckendorf gemacht: zwei Zeitſchriften, die recht darauf angelegt ſind, einander in der Bearbeitung eines noch etwas dummen Publikums, wie das St. P — ner iſt, zu unterſtützen; denn da die erſte für Ungebildete, und die zweite ausſchließend für die Bildung der Menſchen geſchrieben wird, ſo müßte es ſchlimm ſeyn, wenn, durch ein ſol-

ches Zusammenwirken, in der wohlgeknäteten trägen Thonmasse nicht endlich einige Funken zünden sollten. In Betracht des Prometheus bin ich zwar zweifelhaft gewesen, ob ich demselben nicht den Phöbus der Herren Heinrich v. Kleist und Adam Müller vorziehen sollte, da auch dieser von des Herrn Geheimenraths v. Göthe Excellenz in Gnaden angesehen wird, und nicht bloß die vorzüglichen, sondern die allervorzüglichsten übrigen Schriftsteller Deutschlands sich zu dessen Aufrechthaltung enge verbunden haben. Aber der Gedanke, daß die Flammen und Blitze des schon in voller Glorie strahlenden Phöbus den schwachen Augen meiner Landsleute gefährlich werden könnte, hat mich zu der bescheidneren Fackel des Prometheus zurück geführt, der uns sein göttliches Licht wohlweislich nur noch in einzelnen Funken zugemessen hat.

Auf solche Art, mein werther Herr, glaube ich mich durch die Vereinigung des Trefflichsten, was unsere Zeit in ihrer Schlechtigkeit hervorzubringen vermag, mit den kostbaren Resten der alten deutschen Volks-Literatur, um meine Landsleute so verdient zu machen, als

mir die unglücklichen Vorurtheile meiner Frau, und Ihre oder des Rektors spitzfindigen Gegenbemühungen nur irgend erlauben werden; überzeugt, daß ich das Meinige gethan habe, um die seufzende Welt, so bald als möglich, aus den Schlingen und den Klauen des Antichrists zu befreien. Ich bin ꝛc.

Hans Stolidus,
Chirurgus und Vorsteher des
Lese-Instituts in St. P — n.

Zusatz des Herausgebers.

Zur Erläuterung dessen, was Herr Stolidus von dem Phöbus anführt, lasse ich hier eine merkwürdige Stelle, aus der neuesten Ankündigung dieses Journals, wörtlich folgen:

»Statt der gewöhnlichen Art, sich beim Anfang einer solchen Unternehmung auf die fremden Theilnehmer zu berufen, erklären wir nur, daß wir uns der Begünstigung

»Göthe's

erfreuen. Es wäre unbescheidenes Selbstver-

»trauen, wenn wir verſchmähten, ja, wenn wir »uns nicht darum beworben hätten, von Ihm »empfohlen zu werden.«

»Die Redaktion des Phöbus.«

32.

Das deutſche Drama.

Sonntag, den 8. November.

Der alte Freiherr von Sorben befindet ſich ſeit einigen Wochen in der Stadt, und denkt den Spätherbſt hier zuzubringen, welches in mehreren Jahren nicht geſchehen iſt. Obgleich er an öffentlichen Unterhaltungen wenig Theil nimmt, auch das Theater nie beſonders liebte, ſo fängt er doch zuſehends an, dem letzteren mehr Geſchmack abzugewinnen. Außer der Rückſicht, welche der alte Herr hierbei auf das Vergnügen ſeiner Schwiegertochter nehmen mag, deren Neigung für die Bühne er kennt, ſcheint dieſe lebhaftere Theilnahme vornehmlich durch einige

Schauspiele bewirkt worden zu seyn, die er zufälliger Weise bald nach einander aufführen sah. Eines davon war Gemmingen's deutscher Hausvater, ein anderes Lorenz Stark, nach dem Charaktergemälde dieses Namens, von Engel. Herr v. Sorben gefiel sich ungemein wohl in beiden Vorstellungen, besonders in der letzteren, welches er ein feines, verständiges, echt deutsches Stück Arbeit nannte. Er sprach mit großem Lobe von dem Spiele der Herren Brockmann und Koch in diesen zwei wichtigen Rollen. »Solche Väter,« sagte er, »sind auf dem Theater vielleicht noch seltener, als im Leben.« — Es muß einem Hausvater, der seinem Stande selbst so viel Ehre macht, natürlich angenehm seyn, diesen ehrwürdigen Charakter auf eine Weise dargestellt zu sehen, worin auch das edelste Original sich gern und leicht erkennt.

Die wenige Bekanntschaft, die Herr v. Sorben mit dem Theater hat, hindert nicht, daß seine Bemerkungen über diesen Gegenstand nicht oft sehr reif und treffend wären. Da ich seines Umganges fast täglich genieße, so habe ich vielfältig Gelegenheit, die Eindrücke zu beobachten, welche unsere theatralischen Unterhaltungen und

die Kunst unserer Dichter und Schauspieler, auf diesen strengen und vorurtheilsfreien Geist machen. Herr v. Sorben ist selten der Meinung des großen Publikums, und nicht immer derjenigen der Kunstrichter. In seinen Augen gibt es nur Einen unverzeihlichen Fehler eines Theaterstückes, den Mangel an Interesse; aber bloß, was eine Aufgabe für den Verstand ist, hat, nach seiner Erklärung, ein Interesse. Ein Schauspiel, worin keine klare Handlung zu erkennen ist, scheint eine Qual für ihn zu seyn. Ich habe ihn, nach der Vorstellung mancher Opern und beinahe aller Ballette, sehr übellaunig gefunden. An den Schauspielern ist ihm nichts mehr zuwider, als eine manierirte, nichts bedeutende Deklamation und solche Geberden! Er fand einige unserer beliebten Akteurs und Aktricen, aus diesem Grunde, unausstehlich.

Die Gegenwart des Herrn Mattausch, und Herrn Ochsenheimer's Ankunft, gaben dem deutschen Schauspiele in den letzten Wochen einen ungewöhnlichen Glanz. Wir haben eine Reihe von Vorstellungen, besonders Iffland'scher Stücke, gesehen, die, wenn man auf die Umstände des Theaters Rücksicht nimmt, wenig zu wünschen

übrig ließen. Der Spieler, die Jäger, Dienstpflicht sind, ein paar Rollen ausgenommen, mit einem Fleiße, mit einer Art Vollkommenheit aufgeführt worden, wodurch Jedermann überzeugt wird, daß es dem Wiener Theater nur noch an einigen Schauspielern, vornehmlich aber nur an dem Wetteifer derer fehlet, die es bereits besitzt, um es zu der ersten Bühne Deutschlands zu machen.

Herr v. Sorben war mit der Vorstellung der genannten drei Stücke im Ganzen sehr zufrieden. »Ich begreife,« sagte er, »wie Iffland ein Lieblingsschriftsteller der Deutschen geworden ist. Seine Schauspiele haben meist einen ernsthaften, verständigen Gang der Handlung, und in seinen Sitten ist viel nationale Wahrheit. Er ist kein klassischer Autor; aber mir scheint, es fehlt ihm weniger, um ein guter Autor zu seyn, als Manchem, der sich vornehm über ihn hinwegsetzt.«

»Ach!« bemerkte eine junge Dame aus der Gesellschaft, »es ist doch überaus viel Gemeines in seinen Stücken. Das spricht und beträgt sich, wie die Frau Nachbarin. So etwas zu hören, geht man nicht in's Theater. Jam-

mer und Noth haben wir genug zu Hause.«

»Das wolle Gott nicht,« erwiederte der alte Herr, »daß wir in unsern Häusern eine solche Noth, einen solchen Jammer haben, als die guten Leute in dem Spieler, in den Jägern, oder gar in der Dienstpflicht! Wer selbst großen Kummer leidet, denke ich übrigens, taugt überhaupt nicht in's Theater. Wenn Sie den unglücklichen Tod eines geliebten Bruders beweinen, schöne Frau, so werden Sie an Ihren Verlust durch die Braut von Messina so wenig, als durch die Dienstpflicht, erinnert seyn wollen.«

»Aber die Sitten, die Sprache dieser Menschen!« antwortete die junge Frau. »Das ist Alles so alltäglich! Die Motive ihrer Handlungen sind so gewöhnlich, oft so unbedeutend! Mit ein wenig Geld und guten Worten wäre meist dem ganzen Unglücke abgeholfen, womit die armen Leute sich so erbärmlich ängstigen. Was für ein großes Interesse können solche Begebenheiten einflößen? — Eine Tragödie, die man mit ein paar hundert Thalern in der Hand in ein Lustspiel verwandeln kann, worin der Held, statt sich zu erschießen, Hochzeit macht, ist doch eine klägliche Unterhaltung.«

»Das ist hübsch gesagt, Madame!« sagte der alte Herr: »aber es ist, mit Ihrer Erlaubniß, nicht durchaus wahr. Nicht die Geringfügigkeit der Beweggründe an sich, sondern ihre Unzulänglichkeit zur Erklärung einer Handlung, oder eines Erfolges, macht sie tadelhaft. Eine furchtbare That hört nicht auf, im höchsten Grade tragisch zu seyn, weil sie aus einem nichtswürdigen Anlasse, aus einem bloßen Mißverständnisse, aus einem, in andern Umständen, leicht zu hebenden Mangel entspringt; nur muß sie auf eine natürliche, ja, in diesem Falle, nothwendige Weise daraus entspringen. Welchen Werth hat die menschliche Natur, wenn das Interesse, das wir an einem Unglücklichen nehmen, bloß von seinem Stande und Reichthume, und von der Wichtigkeit der äußeren Verhältnisse abhängt, worin er lebt? Ein König und ein Bettler haben gleich gute, oder gleich schlechte Ansprüche auf unsere Theilnahme; und der Selbstmord des Cato ist unseres Mitleides weder würdiger, noch mehr versichert, als der Selbstmord des jungen Dallner, wenn er nicht besser motivirt ist, als dieser.«

»Sie reden dem bürgerlichen Trauerspiele

und dem weinerlichen Drama das Wort,« sagte die junge Dame, mit mehr Bescheidenheit in der Miene, als in ihrer Seele zu seyn schien, »aber die besten neueren und, wie man mich glauben machte, die alten Schriftsteller alle, haben diese Zwittergattungen verworfen, oder nicht gekannt. Die Kunst verschmäht das Mittelmäßige und Gemeine. Das Trauerspiel verlangt idealische Sitten, heroische Handlungen; das Lustspiel soll allgemeine Thorheiten, das Belachenswerthe, darstellen. Wo ich weder recht weinen, noch recht lachen kann, da bin ich versucht, zu gähnen. Die Langweiligkeit ist der Charakter aller Mittelgattungen.«

»Ich bin nicht gelehrt genug,« erwiederte der alte Freiherr, »um den Aristoteles zu widerlegen, wenn er aus einem schönen Munde spricht. Wenn ich aber meinem eigenen Urtheile folgen dürfte, so möchte ich behaupten, daß man diese Gattungen erfinden müßte, im Falle wir sie noch nicht hätten. Ich habe von der eigentlichen Wirkung der Tragödie im Beverley, in der Miß Sara, im Clavigo, in Kabale und Liebe mehr empfunden, als in sehr vielen heroischen Trauerspielen; und ich wollte das wahrhaft

reine Vergnügen, das mir Diderot's Hausvater, Leſſing's Minna und Engel's Lorenz Stark verſchafften, um der beſten Komödie willen nicht entbehren, die ein heutiger Autor mit Cailhava's Hülfe *) zu Stande bringen möchte. Iſt dieſer Lorenz Stark, wie Herr Koch ihn darſtellt, ein weniger anziehender Charakter, als irgend ein idealiſcher Held der Tragödie? Kann man ein liebenswürdigeres Weib ſehen, — ich nehme Sie allenfalls aus, Madame! — als dieſe Frau Doktorin, wie Mad. Weiſſenthurn ſie uns gibt? Hat Ihnen Herrn Brockmann's Woldemar, ſein Oberförſter, weniger Achtung und Liebe eingeflößt, hat er Sie weniger gerührt und erſchüttert, als ſein Regulus? Sind Poſert, Zeck, Falbring, in Herrn Ochſenheimer's Darſtellung, keine Gegenſtände der Kunſt? Iſt dieſer ehrliche Schlicht, wie Herr Krüger ihn zeigt, nicht werth, auf der Bühne zu erſcheinen? — Gewiß, Madame, dieſe Charaktere ſind nicht gemein, oder das Gemeine kann durch die Nachahmung ſehr intereſſant werden."

*) De l'art de la Comédie.

»O mein lieber Baron!« rief die junge Frau mit einer herzlichen Bewegung, »ich kenne ein Original, eines der intereſſanteſten in dieſer Gattung, das ich allen Woldemar'n und Starke'n weit vorziehe, welche ich jemals auf dem Theater ſah. — Und wenn von liebenswürdigen Weibern die Rede iſt,« — ſagte ſie, und faßte liebkoſend Amaliens beide Hände, — »ſo habe ich da gleich Eines, das es mit allen Doktorinnen in der Welt aufnehmen kann.«

»Sie ſind eine gefährliche Kunſtrichterin, ſchöne Frau!« erwiederte Herr v. Sorben lächelnd. »Sie verwirren den Künſtler mit einem witzigen Einfalle, und bringen Ihre Gegner durch Schmeicheleien zum Schweigen. — Allein, wenn ein edler Charakter, wenn ſchöne Sitten im Leben der Auszeichnung und Nacheiferung werth ſind, warum ſollten ſie, ſo nahe ſie auch der Wirklichkeit ſeyn mögen, nicht auch auf der Bühne erſcheinen, gefallen und belehren? — Ich möchte nicht, daß unſer ganzes Theater ein bloßes Familiengemälde würde. Man laſſe uns Iphigenien, den Hamlet, den Wallenſtein ſehen; wir wollen in der Frauenſchule und im Don Ranudo lachen; aber man erlaube uns

auch, den Hausvater sehr interessant, und die Minna höchst liebenswürdig zu finden.«

Des Knaben Wunderhorn.

Schreiben an den Herausgeber.

Mein Herr!

Ich bin durch einige der letzten Nummern Ihres Sonntagsblattes in der Verehrung irre geworden, welche ich für die patriotischen Schriftsteller empfand, durch deren Bemühungen der deutsche Geist in eben dem Augenblicke, in dem er politisch aufgelöst wird, aus alten Legenden, Volksliedern und Kindermährchen wieder in's politische Leben zurückgerufen werden soll. Sie haben den Schwanengesang der Deutschheit, den der Freiherr Leo von Seckendorf, als er eben verhallen wollte, noch glücklicher Weise erhaschte, auf Noten setzte, und in seinem Almanach für die Nachwelt aufbewahrte, — diese schönen Ueberreste echt germanischer Kunst, sage

ich, haben Sie als Springblüthen behandelt, über Herrn Görres köſtliche Volksbücher kalten Spott ausgegoſſen, und ſogar die Kühnheit gehabt, die klaſſiſche Vollkommenheit des Liedes der Nibelungen in Zweifel zu ziehen. — Ich leugne zwar nicht, daß auch mir bisweilen der Verſtand ſtille ſteht, wenn die Sammler der Volkspoeſie mit der »friſchen Morgenluft altdeutſchen Wandels« mich anwehen; aber ich nehme beſcheiden meine Vernunft gefangen, und ſtaune bewundernd Alles an, was »des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Achim von Arnim und Klemens Brentano« vor mir ausſchüttet. Werden doch dieſe herrlichen Gaben der Muſen in den beliebteſten deutſchen Journalen als wahre Wunder geprieſen! Was ſind aber alle Gründe des Verſtandes gegen die Autorität der Journaliſten? — Und fängt nicht gerade da die echte poetiſche Poeſie an, wo der Menſchenverſtand verſchwindet? Die Kritik mag alſo immerhin dieſe Volkslieder für abgeſchmackt erklären, wenn ſie ſich nur bei Handwerksburſchen und Kuhhirten in irgend einem deutſchen Winkel erhalten. Dichteriſche Geiſter, wie Herr Archim von Ar-

nim, ſuchen ſich aus gutem Grunde der Kritik zu entledigen; denn Leſſing, Herder und Wieland wurden ja eben deßhalb keine Poeten, weil ſie ſich fürchteten, den Geſchmack und die Kritik zu beleidigen *). Dieß iſt wenigſtens die Anſicht der vortrefflichen Männer, welche an der geiſtigen Wiedergeburt unſerer Nation arbeiten. Sie, mein Herr, ſcheinen anders zu urtheilen, und deßhalb wünſche ich Sie auf auf den Geſichtspunkt aufmerkſam zu machen, aus welchem, von den neueren Aeſthetikern, die altdeutſche Poeſie ziemlich allgemein angeſehen wird.

Einige dieſer Schriftſteller nämlich haben den Vorwurf, den ſich die Deutſchen öfters ſelbſt machten, daß ſie ſo wenig einen eigenen Geſchmack, als einen National-Charakter beſäßen, ungerecht gefunden, und die Ueberreſte altdeutſcher Kunſt als Beweiſe angeführt, daß es uns an Originalität keineswegs fehle. Die gothiſche Baukunſt, die Gedichte der Min-

*) Anmerk. Von Herdern, der unter den älteren Schriftſtellern der Nation doch gewiß nicht der nüchternſte und furchtſamſte war, bemerkt Hr. v. Arnim mit Leidweſen, daß er zu viele Kritik gehabt habe, um ein guter Sammler ſeyn zu können

neſänger, und die altdeutſche Malerei, alle drei vaterländiſchen Urſprungs, werden der griechiſchen und römiſchen Kunſt gegenüber geſtellt, und als ein, eben ſo wie dieſe, in ſich vollkommen geſchloſſener Kreis des Schönen anerkannt. Die Formen der altdeutſchen Kunſt wieder unter uns einzuführen, ſcheint nun den literariſchen Patrioten das ſicherſte Mittel, auch unſern politiſchen, an der Fremdheit, wie an einer abzehrenden Krankheit, leidenden Körper wieder zur Geſundheit zurück zu führen.

Sie werden nicht leugnen, daß ſelbſt in ſehr frühen Zeiten die deutſchen Künſtler und Dichter treffliche Werke lieferten, in denen ſich ein kindlicher Sinn für das Schöne und oft eben ſo viel Zartheit des Gefühls, als Kühnheit der Phantaſie, offenbarte. Aber Sie ſind vielleicht der Meinung, daß es keineswegs die gothiſche Form ſey, worin der Kunſtſinn unſerer Alten eingezwängt war, was ſie zu dem Range der Künſtler und Dichter erhob. Ein ſchöner Geiſt, werden Sie ſagen, kann jedes Kleid anziehen, ſelbſt die Jacke des Hanswurſtes, ohne dadurch ſeine Vorzüge zu verlieren, nur macht die Jacke ihn nicht zur poetiſchen Natur. Und ſo mögen

Sie wol den gothiſchen Geſchmack ſtets für einen Beweis der Barbarei halten, wenn auch einzelne Genies in ſeinen Feſſeln die angeborne Freiheit ihres Geiſtes bewahrten.

Dieſe Meinung aber erſcheint — mit Ihrer Erlaubniß — als proſaiſch und gemein, wenn ſie nach den Grundſätzen beurtheilt wird, welche Herr v. Arnim in einer, dem Wunderhorn angehängten, Abhandlung von Volksliedern aufgeſtellt hat.

Ich will es verſuchen, Ihnen den abgezogenen Geiſt dieſer Schrift mitzutheilen, und werde mich ſo viel als möglich der eigenen Worte des Herrn Verfaſſers bedienen. Er iſt zuvörderſt des Glaubens, »nur Volkslieder könnten in dem »Grade auf die Menſchen wirken, daß ſie nach »ihrer Anhörung nicht ruhen, bis ſie das Höhere »hervorgebracht haben.« Welche Gefahren ſelbſt für das politiſche Schickſal der Völker daraus entſtehen müſſen, wenn die Volkslieder vergeſſen werden, beweiſt er aus der franzöſiſchen Revolution, welche, nach ſeiner Meinung, »nur dadurch »möglich wurde, daß in Frankreich faſt alle »Volkslieder erloſchen waren.« — »Wenn die »Kinderwärterinnen beim Ausfegen der Zimmer

»ſingen, ſo wird dem Herrn v. Arnim dabei »ganz ſtille, und was ihm in die Ohren gefallen, »das reizt und treibt ihn zu den Bergleuten »hinunter, bis zu dem Schornſteinfeger hin»auf.« — Daraus folgert er denn, mit den Worten eines ſeiner liebſten Herzblätter, »daß durch die Volkslieder viel unfläthig »Zutrinken und andere Laſter möchten verhin»dert werden.« — »Er iſt erbittert gegen alle »Kunſtſänger, welche mit vornehmem Anſtande »auf dem Theater und in Konzerten ihren Kram »ausſchreien.« Ein Geſang von Crescentini z. B. würde, ſeiner Meinung nach, »wenn wir zu »rechtem Verſtande kämen, uns antreiben, ihn »von den Bretern herunter zu jagen; wir wür»den uns lieber ſelbſt hinſtellen, zu ſingen, was »uns einfiele und Allen wohlgefiele.« Es müſſe, ſcheint der Verfaſſer zu glauben, ſchöner, als der Geſang der Kunſtſänger, klingen, wenn der fünfte Stock die Kehlen nach eigenem Behagen zum Rundgeſange anſtimmte, denn das Volk da oben iſt »ein phyſikaliſches Kabinet von ge»raden und krummen, hölzernen und blechernen »Röhren und Inſtrumenten.«

Und was iſt Schuld, daß die Poeſie aus

dem Leben verſchwand? — Wir wurden, nach Herrn v. Arnim, proſaiſch und leer, »weil die »Regierungen leichtſinnig genug waren, den »Bettel einzuſtellen; weil man alle Land»ſtreicher verbannte, als wenn dem Staate »und der Welt nicht gerade dieſe ſchwärmenden »Landsknechte und irrenden Ritter zu ſeinen »ſchwierigſten Unternehmungen allein taugten.« — Im höchſten Grade anziehend war daher dem Verfaſſer, was er von ziehenden Schauſpielern, inſonderheit aber von den Zigeunern ſah und hörte. »Er erinnert ſich noch, daß dieſe, »im Kriege echten Soldaten und im Frieden zu»traulichen Aerzte, ihm aus der Hand wahrſag»ten; — und ſagten ſie ihm etwas Gutes,« geſteht der edle Mann, »ſo ſagt er wieder Gutes »von ihnen. Wir danken« — nach ihm — »die mehrſten unſerer Arzeneien den Zigeunern; »denn ihr Lehrling war Paracelſus.« Wundern Sie ſich ja nicht über dieſe hiſtoriſche Notiz. Vielleicht hatten Plinius und Dioſkorides ihre Weisheit auch nur den Zigeunern zu danken. — »Und dieſe poetiſchen und mediciniſchen »Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes,« ruft Herr v. Arnim aus, »haben wir verſtoßen und

»verfolgt; durch so viel Liebe konnten sie keine »Heimath erwerben!«

Was ist dafür auch aus der Welt geworden, seitdem Bettler, Zigeuner und Landstreicher nicht mehr in Ehren gehalten werden? Die Leute sind jetzt »nur sehnende, wähnende Embryonen von Menschen; Wenigen ist Jugend, Wenigen Alter; — den Störchen möchte »Herr Achim von Arnim zuwinken: bleibt weg, »holt Keinen aus dem großen Wasser auf die »Welt.« Der Verfasser bemerkt jedoch auch einige frohe Erscheinungen, welche den zurückkehrenden poetischen Tag verkünden. Er schöpft neue Hoffnungen für die künftige Generation, »wenn deutsche Handwerker ihm luftend ins »Herz singen, bei dumpfer Nachtluft.« — »Noch »nicht ganz erdrückt von der ernsthaften Dummheit,« meint er, »lebt das fröhliche Symbol des »werkthätigen Lebens, die Freimaurerei. Noch »stehen mitten inne als Künstler und Erfinder »der neuen Welt, die herrlichen Studenten; »und auch die rauchenden Wachtstuben »werden nicht immer von den Musen gemieden. »— Noch gibt es wunderliche Musiker »auf den Marktschiffen des Rheins;

»noch gehen zur Zeit des Faſchings in den Tanz»kellern der Wiener Vorſtädte rein»witzige Lie»der um;« — und daraus läßt ſich denn ziemlich ſicher ſchließen, daß wir dereinſt eine Volkspoeſie, und mit ihr eine beſſere politiſche Exiſtenz erhalten werden. Die noch übrigen lebenden Töne, die der Herr v. Arnim in dem Wunderhorne vor dem Erlöſchen bewahrte, »werden den großen Riß der Welt mit ihrem »Zeigefinger zuſammenheilen. — Wo Deutſch»land ſich wieder gebiert, wer kann es ſagen?« fragt er beſcheiden. »Wer es in ſich trägt, der »fühlt es mächtig in ſich regen, als wenn ein »ſchweres Fieber ſich löſ't in Durſt, und wir »träumen, das langgewachſene Haar »in die Erde zu pflanzen, und es »ſchlägt grün aus, und bildet über »uns ein Laubdach voll Blumen.«

»Dem verſtändigen Leſer,« ſetzt Herr v. Arnim hinzu, nachdem er noch beiläufig das Wunderhorn ſelbſt für das beſte Buch erklärt, das er kenne, »wird dieß genügen. Was »die Recenſenten anbelangt, ſie leſen dieß »ſo wenig, als das Uebrige; wir leſen ſie dafür

»eben so wenig. So sind wir mit einander in »ewigem Frieden.«

So schließt der Herr Achim v. Arnim, ein Mann, in dem Herr L. v. Seckendorf, und eine Menge neuerer Autoren, ihr hohes Muster erkennen. Ich bitte Sie, mein Herr, prüfen Sie nach diesen Grundsätzen Ihre Theorie der schönen Wissenschaften von Neuem. Schon der Styl des Verfassers muß Sie anziehen. Wie die Wogen des Waldstromes aus einem hohlen Felsen, so brausen die Gedanken aus dem Kopfe dieses erhabenen Schriftstellers, dem der Geniedrang selbst die Brust zu zersprengen droht. Prüfen Sie, und theilen Sie Ihren Lesern bei Gelegenheit aufrichtig das Resultat davon mit. Sie werden auch mich dadurch verbinden; denn bis jetzt bin ich wirklich ungewiß, ob es nicht in dem Kopfe des Herrn v. Arnim ein wenig spuke, und ob man sich nicht schämen müsse, ihn für ein nachahmungswürdiges Vorbild zu halten.

Siegfried Nebelscheu.

Rathſchluß.

Nachdem wir den obigen Auszug mit der Druckſchrift des Herrn A. v. Arnim über Volkslieder, welche des Knaben vielgerühmtem Wunderhorn angehängt iſt, ſorgfältig verglichen, und beſagtes wunderſame Horn ſelbſt unſerer reifen Prüfung unterzogen haben, finden wir zu beſchließen, was folgt: Die unter dem Titel, des Knaben Wunderhorn, bekannte Sammlung von Volksliedern ſey, als zur Hälfte unecht, abgeſchmackt und ganz werthlos, der ſcharfen Scheere eines, der kritiſchen Amputation kundigen, Mannes zu übergeben, die angehängte äſthetiſch-politiſche Rhapſodie des Herrn A. v. Arnim aber, als rein toll und heillos, in der Polterkammer des hiernächſt zu errichtenden literariſchen Bedlams, wohl verſperrt und geknebelt, aufzubewahren. Urkund deſſen ꝛc.

Wien im 11. Vollmond des Jahres 1807.

Der zeitige Präſident und die Sekretärs der ſtillen Geſellſchaft.

Fr. Ernſt.

Palmer. H. Frank.

Die Avant-Coureurs.

Ich saß neulich ganz ruhig auf meiner Studierstube, und las in dem alten Buche De vanitate scientiarum, als sich einige Herren, unter einem etwas fremden Namen, bei mir melden ließen. Sie wären die Avant-Coureurs, hatten sie meinem Bedienten gesagt, und wünschten mich zu sprechen. Ich ging den Fremden mit einiger Neugierde entgegen. Es traten drei wohlgekleidete Herren herein, deren fröhliche Gesichter und gewandte Figuren zu ihrem Namen zu passen schienen.

»Sie sehen in uns sehr glückliche Menschen,« sagte der Erste —

»Die auf der Welt nichts zu thun haben,« fuhr der Andere fort, »als an allen Orten zu seyn« —

»Und Alles zu sehen, zu hören und zu lesen« — fiel der Dritte ein, — »was es Neues unter der Sonne gibt.«

»Das ist nicht wenig,« erwiederte ich.

»So viel als Nichts, mein Herr!« antwor-

tete der Erſte; »denn Salomo hatte ganz Recht: — es gibt nichts Neues unter der Sonne.«

»Aber doch genug, was uns in Athem erhält,« bemerkte der Zweite, indem er ſich auf dem Abſatze ſeines linken Fußes ein paar Mal herumdrehte; — »denn wir nehmen von Allem Notiz, was für neu ausgegeben wird.«

»So iſt es, Herr Weſt!« fuhr der Dritte fort. »Wir beſuchen alle Theater, ſo oft der Anſchlagzettel etwas Neues ankündigt, wohnen der Eröffnung aller Konzert-, Tanz- und Speiſeſäle bei, leſen die Zeitungen, ehe der Stempel darauf geſetzt iſt, und alle Bücher, bevor ſie in einen Buchladen gekommen ſind.«

»Dabei amüſiren wir uns, wenn es glückt,« — unterbrach ihn der Erſte — »und berichten en passant, was an der Sache iſt, wenn uns gerade Jemand in den Wurf kommt. Das iſt unſere ganze Geſchichte.«

Ich wußte nicht gleich, was ich antworten ſollte, und ließ meinen Gäſten Stühle zum Sitzen geben; ſie verbaten es aber. »Wir ſitzen nicht gern,« ſagte der Eine, »und haben überhaupt wenig Zeit zu Komplimenten.« —

»Indeſſen,« fiel ihm der Andere in's Wort,

»haben wir doch nicht unterlassen wollen, Ihnen im Vorbeigehen unsere Aufwartung zu machen.«

»Und Ihnen,« setzte der Dritte mit einem Knicks hinzu, »unsere Dienste für das Sonntagsblatt anzubieten, falls Sie Gebrauch davon machen wollen.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte ich. »Wollen Sie mich vielleicht mit Theater-Kritiken und Recensionen von literarischen Neuigkeiten unterstützen?«

»So ungefähr,« erwiederte der Erste. »Wir haben bemerkt, daß es Ihrem Blatte gar sehr an Neuigkeiten fehlt. Diesem Mangel können wir abhelfen. Wir fassen uns jedoch etwas kurz in unseren Urtheilen, und lassen es gewöhnlich bey einem »gut« oder »schlecht« — »beklatscht« — »ausgepfiffen« — oder »passirt« — bewenden.«

»Das ist sehr bequem,« sagte ich, »und für Leute von erprobtem Geschmacke vielleicht auch genug. Allein ich fürchte, daß die Leser Mancherlei dagegen werden einzuwenden haben, und noch mehr die Autoren, da Ihre Urtheile, bei dieser Kürze, oft sehr schneidend ausfallen müssen.«

»Thut nichts!« rief der Zweite. »Die beliebteſten Journaliſten machen es nicht anders. Man iſt das gewohnt; was der Eine zu viel im Tadeln thut, verbeſſert der Andere durch das zu Viel im Loben.« —

»Apropos!« unterbrach ihn der Dritte. »Ich bin zur Probe des neuen Trauerſpiels eingeladen; es iſt hohe Zeit. Wollen Sie mich begleiten?«

»Unmöglich!« antwortete der Andere. »Ich habe verſprochen, die Kleiderpuppe in Augenſchein zu nehmen, die bei der ſchönen Wienerin erſt heute aus Paris angekommen iſt, und wonach auf der nächſten großen Redoute wahrſcheinlich halb Wien koſtumirt ſeyn wird.«

»Und ich,« fiel der Erſte wichtig ein, »ſoll dieſen Vormittag noch einen Traktat über die Wiederherſtellung des Gleichgewichts von Europa durchleſen, den mir ein Buchhändler aus Schwaben zugeſchickt hat. — Ihr Diener, Herr Weſt!« —

»Auf Wiederſehen, mein Herr!« ſagte der Zweite.

»Sie werden von uns hören!« rief der Dritte, ſchon unter der Thür; — und im Augenblicke

waren die Avant-Coureurs verſchwunden, ohne daß ich ihnen für ihren Beſuch auch nur hätte Dank ſagen können.

Seither erhalte ich faſt täglich unter der Adreſſe des Sonntagsblattes einige beſchriebene Blätter mit kurzen Anzeigen und Nachrichten ſehr vermiſchten Inhalts, worin der Geiſt und die Manier der Avant-Coureurs nicht zu verkennen iſt, obwol ſie bisher, wie es ſcheint, nicht Zeit gefunden haben, ihren Namen beizuſetzen, oder irgend eine weitere Erklärung über dieſe Art von Beiträgen von ſich zu geben. Da ein Auszug aus dieſen Papieren dem Publikum allerdings einige Unterhaltung verſpricht, ſo werde ich künftig eine eigene Rubrik für ſolche Notizen eröffnen, ohne übrigens deren Inhalt durchaus verbürgen zu wollen.

Th. W.

33 und 34.

Manifest der ſtillen Geſellſchaft.

Parcere subjectis, et debellare superbos.

Der Menſch weiß nicht, was Gutes oder Böſes in ihm iſt, bis die Gelegenheit das eine oder das andere zum Vorſchein bringt, und ihn aus dem behaglichen Traume weckt, worein Selbſtliebe und Gewohnheit ihn wiegten. Von allen Eigenſchaften eines guten und ehrenwerthen Mannes habe ich keine zu beſitzen mir bisher ſo gern geſchmeichelt, als die Friedfertigkeit und ein völlig harmloſes Wohlwollen gegen alle Weſen meiner Gattung. In den einfachen Verhältniſſen, worin ich lebte, fanden nur die ſanften Neigungen Nahrung, deren Befriedigung das ſtille Glück eines anſpruchloſen Daſeyns ausmacht. Nicht blind gegen die Schwächen, und nicht unbekannt mit der Bosheit der Menſchen, fühlte ich mich doch nie zu heftigen Ausbrüchen gegen ſie hingeriſſen. Mit den leichten Waffen der Ironie und der Laune dachte ich die Feinde zu bekämpfen, welche die Entfernung

von der Natur und das Verderbniß der Zeiten uns zugezogen; und, indem ich mich ſcherzend dem Gefolge der Thorheit beigeſellte, hoffte ich ihrem Zauberkreiſe einige verirrte Zöglinge der Weisheit zu enführen.

Mit ſolchen Geſinnungen ergriff ich die Feder, als ich, mehr zu meiner Unterhaltung als zur Belehrung Anderer, dieſes flüchtige Werk unternahm; in einem ſolchen Geiſte ſind die erſten dieſer Blätter geſchrieben. Wie ſie in der Stille entſtanden, und ohne Anſprüche an das Licht getreten waren, ſo ſollten ſie auch wirken: geräuſchlos, ohne Parteiſucht und Anmaßung. Nicht viele, aber achtungswerthe Freunde ſollten ſie ſich erwerben; und wenn die Grundſätze, zu denen ich mich bekannte, ihnen einige Gegner erweckten, ſo ſollten es, meinte ich, doch keine unwürdige Gegner ſeyn, welche die Beſcheidenheit durch Hochmuth, den Verſtand durch Machtſprüche, den Witz durch Ungeſchliffenheit ſich niederzuſchlagen vermeſſen. Weil ich die Menſchen ſchonte, und nur die Thorheiten angriff, weil ich den Verfaſſer von dem Werke unterſchied, und ſelbſt dem Stümper den Ausweg offen ließ, in die gutmüthige Laune einzu-

ſtimmen, worein ich mich und den Leſer zu verſetzen ſuchte, ſo bildete ich mir ein, den Haß entwaffnet und die Eitelkeit zum Schweigen gebracht zu haben. Ich hoffte zu beſſern, ohne zu beleidigen, und war entſchloſſen, zwar nicht die Wahrheit, aber ſelbſt den Ruhm eher aufzuopfern, als den Frieden.

Allein, wer in dem öffentlichen Leben die ganze Lauterkeit ſeiner Geſinnungen und die Ruhe des Gemüthes ſich zu erhalten gedenkt, die in der Einſamkeit ihn beglückten, hat weder ſich noch die Welt gekannt. Der Eigendünkel will nicht bloß geſchont, er will vergöttert werden; die Thoren bei der Schellenkappe faſſen, heißt ſie an dem empfindlichſten Theile verletzen; und kein Band ſcheint die Menſchen enger zu verknüpfen, als das Band der Phantaſterei. Wehe dem, der es wagt, den Unſinn an dem letzten ſeiner Anhänger lächerlich zu finden! Die ganze Horde der Gleichgeſinnten empört ſich gegen ihn, und weder die Reinheit ſeiner Abſichten, noch die Sanftmuth, womit er ſie behandelt, kann die Rache abwenden, die der wohlmeinende Spötter auf ſein ungeweihtes Haupt ladet. Seine Beſcheidenheit reizt ihren

Uebermuth; die Schonung, die er ihnen beweiſet, macht ſie glauben, daß er ſich einer Schwäche bewußt ſey; die Furcht, die ſie empfinden, ſuchen ſie unter der Maske des Trotzes und einer pöbelhaften Verachtung zu verbergen. — In den kleinſten Weltangelegenheiten, wie in den größten, ſind die halben Maßregeln zwecklos. Man muß den literariſchen Götzen des Tages huldigen, oder ſie zerſtören!

Ich ſah bald, daß ich entweder die gute Sache, oder die Grundſätze der Milde aufgeben müßte, zu denen die Natur mich geneigt machte. Der Ton dieſer Zeitſchrift iſt ganz verändert, und ich ſelbſt ſcheine nicht mehr derſelbe zu ſeyn. Die leichten Waffen der Ironie und der Laune, womit ich die Thorheit zu bekämpfen gedachte, haben ſich, im Streite mit plumpen Gegnern, mir unter den Händen in ſchwere Aexte und Streitkolben verwandelt. Weit entfernt, den Ruf der Friedfertigkeit länger behaupten zu können, ſehe ich mich in einen beinahe allgemeinen Krieg verwickelt, der ſich mit dem Untergange einer der kämpfenden Parteien endigen zu müſſen ſcheint. Was der humoriſtiſche Muthwille eines meiner Freunde über das Sonntagsblatt

ausgesprochen hat, ist ohne sein weiteres Zuthun in Erfüllung gegangen. Ich habe so viele Feinde auf dem Halse, als der Kapitän von Solms nur immer wünschen konnte; und seine Strategie hätte nun Gelegenheit, sich in ihrem vollen Glanze zu zeigen. —

»Das wird sie auch!« rief eine Stimme hinter meinem Stuhle; und als ich mich umkehrte, stand, zu meinem großen Erstaunen, Herr Brink vor mir.

»Ich bringe den Kapitän mit,« sagte er, ohne sich durch die Zeichen meiner Verwunderung irre machen zu lassen. »Wir haben von Deinen Kriegsthaten gehört, und sind nun da, sie Dir ausfechten zu helfen.«

»Deine Hülfe,« erwiederte ich, »kommt mir beinahe so unerwartet, als Du selbst. Ich habe auf Dich und den Kapitän in meinen öffentlichen Angelegenheiten kaum mehr gerechnet.«

»Denkst Du so von Deinen Freunden?« sagte Brink mit einer drolligen Ernsthaftigkeit. »Oder meinst Du, ich hätte den Narren indeß Seide zu ihren Kappen gesponnen? Wenn ich spinne, so ist's Unheil. Glühende Kohlen habe ich auf ihre Häupter gesammelt. Sie sollen bald

fühlen, daß ich wieder unter ihnen bin. — Dieſe Zöglinge der Weisheit, Thomas, wollen der alten Circe Thorheit nicht entführt werden. Sie folgen ihren Fahnen aus freiem Antriebe und Uebermuth; ein neues Reich der Narrheit denken ſie zu ſtiften, und die weite Welt ihrer Herrſchaft zu unterwerfen. Da gilt kein Friede und keine Schonung. Mit Skorpionen müſſen ſie gegeißelt werden, nicht mit Roſen. Mit Skorpionen, Thomas! Ich habe Dir eine Hecke voll von den giftigſten mitgebracht. Meine italieniſche Reiſe iſt nicht fruchtlos geweſen.«

»Deine Stimmung iſt etwas wild, Samuel,« ſagte ich. »Ich bin entſchloſſen, das ſtrenge Recht zu handhaben, aber Niemand mehr Leid anzuthun, als die Noth erheiſcht. Keinem Reumüthigen ſoll der Rückweg zur Vernunft verſchloſſen ſeyn. Den Aberwitz wünſche ich auszurotten, nicht die Unglücklichen, die davon befallen ſind.«

»Sprichſt Du ſchon vom Begnadigen?« rief Brink. »Deine Gegner ſind nicht geſonnen, es Dir ſo leicht werden zu laſſen. Vielmehr meinen ſie, Dich und uns Alle bereits in einem ſchmählichen Triumphe aufzuführen; und wenn

wir nicht wacker ſind, ſo könnten ſie es erreichen. Die Menge iſt's, die ihre Stärke ausmacht: Du ſtehſt allein gegen eine Legion.«

»Ich bin nicht allein,« ſagte ich. »Die Wahrheit, das Recht, hoffe ich, ſind mit mir, und die geſunden Köpfe aller Zeiten und Nationen. Was ich als wahr erkenne, und gegen ſchwachſinnige Neuerer vertheidige, hat die Meinung der erleuchteten Jahrhunderte und das beiſtimmende Urtheil von Männern für ſich, deren Gleichen ich in unſerer Zeit nicht ſehe. Ariſtoteles und Cicero ſind wenigſtens ſo gute Anführer, als die Herren Gebrüder Schlegel; vor Homer und Shakſpeare beugt ſogar Göthe das Haupt, und wenn Leibnitz und Kant aus ihren Gräbern aufſtehen, ſo läuft dem Herrn Schelling ſein halbes Auditorium aus der Schule, und er ſelbſt auf und davon.«

»Gut!« erwiederte Brink. »Es freut mich, Dich ſo mannhaft reden zu hören. Aber glaube mir, mit der Vernunft allein zwingſt Du es nicht. Es iſt nicht genug, daß der Verſtand Recht behält: der Unſinn muß an ſich ſelbſt irre werden; und da gibt es kein Mittel, als ihn noch toller zu machen, als er ſchon iſt. Ich

habe darüber einige Experimente angestellt, die Dich in Erstaunen setzen werden. Die Herren sollen erfahren, daß sie bloße Stümper in der Verrücktheit sind. Wer meine Aphorismen über Kunst liest, dem muß das aphoristische Büchlein des Herrn Görres vorkommen, wie klares Wasser. Gegen meine Tragödie vom Beelzebub sollen die Niobe und der Graf von Gleichen trockene Verstandesarbeiten scheinen. Wenn Du meine neuen Sonette und poetischen Wespennester siehst, so wirst Du versucht werden, die Herren Sylvester, Crisalin und Isidorus Orientalis für vernünftige Leute, und den Herrn Leo v. Seckendorf, trotz seinen Stimmen der Völker, für einen Sammler von Geist und Geschmack zu halten. Mit einem Worte, Thomas! Wir wollen die Teufel des Unsinns durch den obersten und unsinnigsten der Teufel austreiben. Es soll noch dahin kommen, hoffe ich, daß, wie Lord Chatham von der englischen Marine sagte, ohne unsere Erlaubniß oder ein Patent der stillen Gesellschaft, sich kein närrischer Gedanke auf dem literarischen Ocean blicken lassen darf. Wenn es

durchaus Narrentheidungen geben muß, so wollen wir sie selbst machen, Thom's. Es werden wenigstens lustigere Thorheiten seyn, als die der neuen Lämmleinsbrüder; dafür stehe ich.«

»Darüber wollen wir die Welt urtheilen lassen,« sagte ich. »Uebrigens, wenn es Dein Ernst ist, mir den Kampf bestehen zu helfen, in dem ich begriffen bin, so wisse, daß, da ich mein Herz von dem Frieden gewendet, ich den Krieg nicht anders zu endigen gedenke, als mit der Unterwerfung derer, die ich als Feinde der Vernunft und des guten Geschmackes erkannt habe. Ich werde dem Genie und den Talenten, aber auch dem Verstande und den Grundsätzen ihr Recht widerfahren lassen, auf denen die Würde der Literatur und ihr Nutzen für die Gesellschaft beruht. Nie werde ich mich einer wissenschaftlichen Ungerechtigkeit schuldig machen, noch die Rücksichten vergessen, die dem Verdienste, zu welcher Partei es auch gehört, gebühren. Ohne mich durch eine Autorität blenden zu lassen, werde ich doch immer den achtungswürdigen Mann von der schlechten Gesellschaft zu unterscheiden wissen, unter der er sich zufälliger Weise befindet; und da ich solcher Gestalt mit den

Verständigen in Eintracht und Frieden, und nur mit den Thoren und Schwachköpfen im Kriege bin, so hoffe ich aus diesem lustigen Streite als Sieger zurück zu kehren.

Th. West.

Anzeige und Warnung.

Ich habe es bisher anstehen lassen, dem Publikum von der neu erfundenen Klatschmaschine Bericht zu erstatten, weil ich erst über ihre Brauchbarkeit eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen sammeln wollte. Mit Bedauern muß ich nun erklären, daß diese Erfindung unsers Freundes, des Kapitäns, ihren Zweck keinesweges erfüllt, und daß demnach der kleine Trommelschläger und Pfeifer auch bereits wieder von dem Souffleurkasten verschwunden sind. Da unvermuthete Hindernisse die Aufstellung der Maschine an dem angekündigten Tage nicht gestattet hatten, so bestimmte ich die neue Oper des Herrn Kanne zu dem ersten Versuche dieser Art. Die Verwirrung im Zugwerke, die

ich vorausgesehen, war schon am ersten Abende sehr groß. Der Tambour, den ich nur ein paar Mal ganz sachte anzog, blieb während der ganzen Vorstellung auf den Beinen, und machte einen falschen Lärm, der nicht nur einen Theil der Zuschauer, sondern auch einen auswärtigen Zeitungsschreiber verleitet hat, den Orpheus, sowol was den Text als was die Musik betrifft, für eine der besten deutschen Opern auszurufen. Mit vieler Mühe gelang es mir, am andern Tage die Maschine in ziemlich richtigem Gange zu erhalten, weßhalb ich auch kein Bedenken trage, mich zu dem gemäßigten Beifalle zu bekennen, den Herrn K's Orpheus bei der zweiten Aufführung erhielt. Noch mehr Verwirrung als bei dieser Oper, zeigte sich bei der Vorstellung von Shakspeare's Heinrich IV., indem beide Figuren zugleich aufstanden, was zu einem bedenklichen Kampfe zwischen den Klatschern und Zischern Anlaß gab, und den Beifall, den das Stück erhielt, sehr zweifelhaft machte. Eine Verbesserung, welche der Kapitän hierauf an seiner Maschine anzubringen suchte, hatte keine andere Folge, als daß nun der Pfeifer statt des Trommelschlägers zur Unzeit aufsprang, und,

wenn er einmal stand, nicht wieder zu beruhigen war. Diese Ungeschicklichkeit ist bei der ersten Vorstellung des Geizigen und des Don Ranudo eingetroffen, und hat wahrscheinlich zu dem Falle dieser zwei komischen Stücke nicht wenig beigetragen. Ich schließe dieß insbesondere aus dem Umstande, daß dieselben Zuschauer, die im Don Ranudo durch das ganze Stück laut und einhällig lachten, am Ende doch eben so einhällig — vermuthlich aus Respekt für den kleinen Pfeifer — zischten; — wenn diese seltsame Erscheinung nicht etwa bloß darin ihren Grund hat, daß wir uns, aus lauter Kultur und Klugheit, des Lachens schämen, obwol wir noch nicht kultiviert und weise genug sind, es ganz unterdrücken zu können.

Im Verdruß über einen so unangemessenen Erfolg, entschloß ich mich, an dem Abende, als das Räthsel zum ersten Male aufgeführt wurde, die Maschine gar nicht anzurühren, sondern den Klatscher und das Publikum ihren eigenen Empfindungen zu überlassen. Ich fand bald, daß die Erscheinung des Trommelschlägers hier überflüssig gewesen wäre, denn der Beifall war ungetheilt und entscheidend. Indes-

sen konnte ich mich in den letzten Scenen dieses allerliebsten kleinen Lustspieles doch nicht enthalten, gegen meine Gewohnheit, selbst aufzustehen, und mit eigenen Händen das Signal zu geben, welches der Klatscher mit einer musterhaften Richtigkeit und Präcision mehrere Male, und vornehmlich am Ende, lautschallend wiederholte. — Dasselbe Experiment dachte ich in der neuesten deutschen Oper Emerike, und in dem Ballette, der Maskenball, zu machen, aber irgend ein Schalk schien hinter das Geheimniß meines Zugwerkes gekommen zu seyn; denn plötzlich sah ich den kleinen Pfeifer in der Höhe. Die Oper wurde wenig applaudirt, das Ballet aber sehr nachdrücklich ausgezischt; und wenn der Zufall oder die Schadenfreude auf dieses Schicksal des Maskenballes einen Einfluß hatte, so ist nicht zu leugnen, daß sie dabei so gerecht gewesen sind, als die Kritik in eigener Person es nur immer hätte seyn können.

So wenig die Klatschmaschine überhaupt geglückt ist, so vollkommen ist dem Erfinder dagegen die Ausführung einer zweiten Maschine gelungen, deren Bestimmung ist, die Pferde auf dem Theater scheu zu machen. Der

Kapitän, dessen Abscheu gegen Pferde-Spektakel man kennt, hat die feinste Berechnung und größte Sorgfalt auf die Verfertigung dieser Maschine verwendet. Ich habe von der Wirksamkeit derselben eine Probe gesehen, die auf der Reitschule des Grafen von der Mücke bei Fackellicht Statt fand, und bin überzeugt, daß, wenn der Versuch auf dem Theater angestellt wird, ein großes Unglück unvermeidlich erfolgen muß. Da nun der Erfinder, ungeachtet meiner ernstlichen Vorstellungen, entschlossen ist, diesen Versuch zu machen, und dazu die nächste Vorstellung des Wladimir gewählt hat; so rathe ich Jedermann, so lieb ihm sein Leben ist, an dem bestimmten Tage ja nicht in das Theater, oder wenigstens nicht in das Parterre zu gehen. Der Kapitän wird seine Maschine, die man bequem in der hohlen Hand verbirgt, unversehens in die Mitte der Bühne werfen; sobald nun die Explosion geschieht, springen auf's mindeste ein halbes Dutzend Pferde über das Orchester hinweg, unter die Zuschauer. Was hierdurch für Verwirrung und Unheil entstehen müsse, ist hoffentlich unnöthig zu erklären; ich bitte daher alle Menschenfreunde dringendst, dieser gräulichen

Scene vorzubeugen, und bin so kühn, die erlauchte Theater-Direktion selbst zu beschwören, entweder die Pferde unverzüglich abzuschaffen, oder sich mit einem Privilegium zu versehen, welches sie der Verantwortlichkeit für ein solches öffentliches Unglück entzieht.

Schlußrede des ersten Jahrgangs.

Ich fange an, etwas von der Zufriedenheit zu fühlen, die der englische Zuschauer in einem gleichen Falle empfand, da ich höre, daß die Nachfrage nach diesen Blättern sich von Tag zu Tage vermehrt, und daß ein Theil der Leser der Erscheinung derselben mit merklicher Ungeduld entgegen sieht. Mein Drucker sagt mir, daß er die Auflage des Sonntagsblattes werde verdoppeln müssen, welches ich, bei meiner nicht unbescheidenen Meinung von mir selbst, und bei dem Grundsatze, weder dem Geschmacke des großen Publikums, noch der Eitelkeit der herrschenden Parteien zu schmeicheln, keinesweges erwartet habe. Ohne hieraus einen Schluß zu Gun-

sten meiner Eigenliebe zu ziehen, glaube ich nur einen Beweis darin zu finden, daß die Wahrheit auch schmucklos ihre Wirkung nie verfehlt, und daß die Zahl derjenigen nicht unbeträchtlich ist, welche das Thun und Treiben unserer neuesten Schriftsteller in demselben Lichte sehen, worin es mir erscheint.

Da mein Unternehmen einen so unvermutheten Fortgang gewinnt, so werde ich meinen Eifer um so weniger erkalten lassen, diesen Blättern allen den Werth zu geben, dessen sie nach ihrer Bestimmung und Anlage fähig sind. Zu nützen, indem er unterhält, scheint die Absicht jedes Autors seyn zu müssen, der für ein Publikum schreibt, wie dasjenige ist, welchem ich meine Muße gewidmet habe. Ich denke nicht so wichtig von mir, noch so gering von meinen Lesern, daß ich mich berufen glauben könnte, ihre ästhetische Bildung zu übernehmen, oder ihnen den ersten Unterricht in dem zu ertheilen, was gut, was schön und schicklich ist. Wie ich es selbst bin, so sind vermuthlich auch die meisten, die mich lesen oder hören, der Schule entwachsen. Ich mache keinen größeren Anspruch an ihre Aufmerksamkeit, als Jemand,

der in der Gesellschaft unter Seinesgleichen das Wort nimmt, um seine Gedanken gegen die ihrigen auszutauschen. Aber so wenig ich mir einbilde, den Lehrmeister der Lesewelt spielen zu können, eben so wenig bin ich geneigt, mich als ihren Lustigmacher vorzustellen. Auch die Posse kann und soll einen vernünftigen Zweck haben; und ich würde die Kunst, Lachen zu erregen, meiner und meines Publikums unwürdig halten, wenn ich mich ihrer in einer anderen, als in einer, nicht bloß unschuldigen, sondern wirklich ernsthaften Absicht bediente.

Der Beifall, den das Sonntagsblatt bei einer großen Mehrheit gebildeter Leser fand, hat mich und meine Freunde weder blind gegen seine Mängel, noch taub für die mißbilligenden Urtheile gemacht, die sich hin und wieder dagegen erhoben. Selbst einige Gönner unseres Institutes haben uns einer zu großen Vorliebe für das Alte, und einer übertriebenen Abneigung gegen alles Neuere beschuldigt; man hat bemerkt, daß wir lieber tadeln, als loben, und der entscheidende, mitunter sarkastische Ton, den wir gegen mehrere Schriftsteller annahmen, ist von Manchem für unziemlich, ja, für ungerecht

erklärt worden. Es ist zu vermuthen, daß diesen leisen Bemerkungen und sanften Vorwürfen bald lautere Widersprüche und heftigere Angriffe folgen werden, da wir nicht gesonnen sind, die alten Muster gegen neue Fratzen aufzugeben, große Autoritäten für kleine fahren zu lassen, zu loben, was uns tadelnswerth scheint, und unsern Ton wider mittelmäßige Skribenten und zweifelhafte Talente herab zu stimmen, die sich gegen die Väter unserer Literatur und gegen die vortrefflichsten Schriftsteller der neueren Zeit alles erlaubt haben, was die Ungezogenheit der Jugend und die Rohheit des Zeitalters ihnen eingeben konnten. Als wir den Anschlag faßten, uns den Anmaßungen der kleinen Tyrannen zu widersetzen, die sich der form- und schutzlosen deutschen Literatur bemächtigt haben, hofften wir nicht ihre Zufriedenheit, noch den Dank der Journalisten und ihrer schwachen Anhänger zu erwerben. Eben so wenig schmeichelten wir uns, diesen flüchtigen Blättern einen klassischen Charakter aufzudrücken, oder uns an der Stelle derer zu behaupten, die wir von ihrem usurpirten Posten zu vertreiben gedenken. Nur die Grundsätze glaubten wir retten, und die Muster

wieder aufstellen zu müssen, die der literarische Vandalismus unserer Tage bereits zerstört und vernichtet zu haben sich einbildet. Mögen diese Blätter der Vergessenheit zueilen, die das Loos alles Mittelmäßigen ist; sie werden nicht ohne Wirkung und Nutzen vorüber gehen, dessen sind wir gewiß. Man wird durch das, was wir sagen, zu Vergleichungen geführt werden; und es ist unmöglich, das Gute, das wir beinahe verloren, mit dem Schlechten, das uns dagegen aufgedrungen wird, zusammen zu stellen, ohne zu den Grundsätzen und Vorbildern zurück zu kehren, welche die Sicherheit des Geschmackes und den Ruhm der erleuchteten Jahrhunderte ausmachen. Bessere Köpfe werden erweckt werden und vollbringen, wozu wir uns begnügen, den ersten Anstoß gegeben zu haben, und einige nicht unnütze Vorarbeiten beizutragen.

Daß wir selbst von unserm beschränkten Ziele noch weit entfernt sind, verhehlen wir uns nicht. Noch ist kaum ein Anfang geschehen; obgleich uns die Billigung der Meisten und manche Lobsprüche zu Theil geworden, so haben wir bisher doch wenig thätigen Beistand in unserer Unternehmung gefunden. In der

Schriftstellerwelt, wie im Publikum, ist die verständigere Partei die minder betriebsame und zuthätige; und in diesem Zeitalter der Verwirrung scheint man nur zum Zerstören, aber nicht zum Erhalten und Wiederherstellen, Energie und Thatkraft zu besitzen. Vielen däucht die Gefahr, die sie bedingter Weise eingestehen, weder allgemein, noch dringend; Andere glauben sie großen Theils schon vorüber gegangen; die Meisten scheinen die Herstellung der Ordnung von der Natur der Dinge, der inneren Kraft des Guten, dem eigenen Widerspruch und der Nichtigkeit der neuen Formen und Systeme zu erwarten. Es wird daher nicht überflüssig seyn, die eigentliche Beschaffenheit und den Umfang des Uebels näher kennen zu lernen, und einige Schritte zurück zu thun, um den Zusammenhang des gegenwärtigen Unwesens in unserer Literatur und Sprache, mit einigen früheren Erscheinungen dieser Art zu entdecken. Zu diesem Ende werden wir, in der Fortsetzung dieses periodischen Werkes, eine Reihe von Charakteristiken der wichtigsten Männer und Schriften liefern, welche nächst Kant und Göthe'n den stärksten Einfluß auf die Umgestaltung der deut-

schen Schriftstellerwelt gehabt haben; bei welcher Gelegenheit sich dann auch der Antheil von wirklichem Talent und Verdienst am besten erörtern lassen wird, der einigen jener Männer, namentlich den Herren Fichte, Schelling, Jean Paul Richter, Tieck, Friedrich und August Wilhelm Schlegel — ungeachtet manches schweren Verschuldens in dieser Hinsicht — unbestritten bleibt. Auf solche Weise denken wir dem leichten Tone und Gehalt dieser Blätter etwas mehr Gewicht von kritischer Strenge beizufügen, und, indem wir den Ernst mit dem Scherze, das Nützliche mit dem Unterhaltenden genauer verbinden, uns des Beifalls, den wir erhielten, nach und nach werth zu machen.

Verbesserungen.

Kritische und satyrische Streifzüge, zweiter Theil.

Seite 12. Zeile 6 von unten, lies: genöthigt statt genöthig.
— 21 Z. 5 von oben, l. meinem st. meines.
— 21 Z. 6 v. o. l. beharrlichen Widerspruche, st. beharrlichen Widerspruches.
— 61 Z. 5 v. o. l. welcher, st. welchen.
— 61 Z. 5 v. u. l. solchen, st. solcher.
— 83 Z. 6 v. u. l. Erfindungskraft, st. Empfindungskraft.
— 95 Z. 13 v. o. l. ihren, st. ihre.
— 105 Z. 8 v. o. l. anhäufe, st. anhäufte.
— 106 Z. 9 v. o. l. einfache, st. einfach.
— 120 Z. 8 v. o. l. werden, st. werde.
— 134 letzte Z., nach den Worten: das ganze Theater, setze hinzu: der Alten.
— 144 Z. 4 v. u. ist das Worw. aus einmal zu streichen.
— 147 Z. 5 v. u. l. redeat, st. redat.
— 154 Z. 13 v. o. l. Nachbarn, st. Nachbaren, und so auch S. 155.
— 166 Z. 8 v. u. l. zwar, st. gar.
— 169 Z. 12 v. o. l. eine, st. seine.
— 177 Z. 5 v. o. l. Kunstzweck, st. Kunstwerk.
— 247 Z. 2 v. u. l. Symptomen, st. Sypmtomen.
— 254 Z. 7 v. u. l. darin, st. dann.
— 293 Z. 2 v. u. l. Herrschaftshause, st. Wirthschaftshause.
— 303 Z. 13 v. o., nach dem Worte: schmählich. schalte ein: haben.
— 314 Z. 10 v. u. l. könnten, st. könnte.
— 317 Z. 8 v. o. l. welche, st. welches.
— 327 Z. 9. v. o. ist das Wort auf einmal zu streichen.

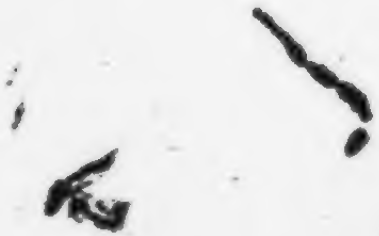
Inhalt der zweiten Abtheilung.

Kritiſche und ſatyriſche Streifzüge.

Zweiter Theil.

		Seite
18.	Herr Platt ein Myſtiker	3
	Ein Beſchluß der ſtillen Geſellſchaft, der nicht ohne Lärm ablaufen kann	17
19.	Mancherlei	31
20.	Ueber Romanen-Lektüre	39
21.	Dramaturgiſche Briefe. — Siebenter Brief	61
	Die Gräfin Orſina	77
22.	Viel Lärm um Nichts	86
	Der Wald bei Hermannſtadt	101
23.	Die Dunſenſtühle	107
	Die Kunſtrichter und die Recenſenten	119
24.	Ueber den Chor im Trauerſpiele	131
25.	Der arme Gonzales	153
26.	Dramaturgiſche Briefe. — Achter Brief	173
	Neunter Brief	183
27.	Dramaturgiſche Briefe. — Zehnter Brief	197
	Eilfter Brief	208
28.	Der Dichter Schneck	216
	Schreiben des Dichters Schneck, an Herrn Hilarius Frank	217
	Springbluthen des Geiers, geſammelt vom Dichter Schneck	223
	1. Probe göttlicher Grobheit, nach Schlegel's Definition	223

		Seite
	2. Stimmen der Völker	224
	a) Der Salzburger Bauer	225
	b) Das unglückliche Füllen	226
	c) Fragmente	226
	d) Die Judentochter	227
	3. Funken	228
	4. Violen-Düfte	229
	An den Herausgeber des Sonntagsblattes	230
29.	Dramaturgische Briefe. — Zwölfter Brief	238
	Brink's Launen. Ein Intermezzo	251
	Der Graf von der Mücke, an den Herausgeber	259
30.	Merope	267
	Deutsche Journale	277
	Wöchentliche Anzeigen des literarischen Frag- und Kundschafts-Amtes	289
	Ankündigung. Zischelzeitung für Ungebildete	294
31.	Pantalon und Smelfunga. Ein Beitrag zur Geschichte der Dunse	296
	Zweiter Brief des Herrn Hans Stolidus an den Herausgeber	307
32.	Das deutsche Drama	316
	Des Knaben Wunderhorn. Schreiben an den Herausgeber	325
	Rathschluß	335
	Die Avant-Coureurs	336
33 und 34.	Manifest der stillen Gesellschaft	341
	Anzeige und Warnung	350
	Schlußrede des ersten Jahrgangs	355



Biographie Schiller's

und

Anleitung zur Critic seiner Werke.

von

F. A. S.

Zwey Abtheilungen.

Mit einem handschriftlichen Briefe Schillers

Wien und Leipzig.

bey Cath. Graffer und Comp. Heinrich Graff. 1810

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Durchlauchtigſten Herrn

und Fürſten

Franz Joſeph,

Fürſten und Regierer des Hauſes

Lobkowitz,

Herzog zu Raudnitz, Ritter des goldenen Vließes, k. k. geheimer Rath und wirklicher Kämmerer ꝛc. ꝛc.

Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht!

Gnädigſter Fürſt und Herr!

Trauernd weilt der Genius bey Schillers Urne, aber getröſtet und heiter ſieht er die köſtliche Saat des Unvergeßlichen fortreifen, und vom Sonnenſtrahle der Geweiheten zur ewigen Frucht erblühen. **Sie, Durchlauchtigſter Fürſt**, einer der erhabenſten dieſer Geweiheten, ein würdiger Prieſter und eifriger Beförderer alles Schönen und Edeln, innigſt befreundet mit Schillers Muſe, — werden mit **Ihrer** Bewunderung des Schriftſtellers gern den näheren Umgang mit dem Menſchen verbinden, und **Sich** in den Ausſprüchen über Schillers Bildungen vertraulich ergehen. Wie die Geſtalten und Beziehungen der Kunſt ihre verwandten Verehrer in geheimen ſympathetiſchen Verkehr anſprechen, ſo nähern ſich **Ihnen** dieſe Blätter, freundlich und wohlbekannt. Vergönnen **Höchſtdieſelben** der Welt

und den Verlegern die Ueberzeugung, daß gegenwärtiges Werk erſt durch die ehrerbiethigſte Widmung, womit ſie es **Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht** vorlegen, ſeine eigentliche Würde erhalte, und daß ſie ſich glücklich ſchäzen, durch dieſe Weihung auch öffentlich, ein obwohl ſchwaches Merkmahl der durchdrungenſten Ehrfurcht und Ergebenheit ablegen zu können, womit ſie die Gnade haben dürfen zu geharren

Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht

Wien im April 1810.

unterthänigſt gehorſamſte

Cath. Gräffer und Comp.

Vorrede.

Für den größten Theil des Publicums, dem dieſes Buch zunächſt gewidmet iſt, bedarf es wohl keiner Vorrede. Der Titel verſpricht ihm Schillers Biographie und eine Anleitung zur Kritik ſeiner Werke, und dieſe erhält es auch wirklich. Da übrigens dieß Werk an Vollſtändigkeit und Reichthum ſich vor allen ähnlichen über denſelben Gegenſtand auszeichnet, ſo kann der Verleger es vollkommen ruhig und mit einiger Zuverſicht zuerſt den inländiſchen Freunden der Schillerſchen Muſe, deren Anzahl ſich als ſo groß bewieſen hat, dann aber gewiß auch den entfernteren anbiethen.

Wer dieſen Standpunct der Beurtheilung zu verlaſſen, und dieſe Schrift unter

einen andern Maßstab zu stellen geneigt wäre, der, I ffe sich durch Seni im Wallenstein erinnern:

„Mein Sohn! Nichts in der Welt ist unbedeutend;
Das erste aber und hauptsächlichste
Bey allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde."

Diese Rücksicht auf Zeit und Raum hat gemacht, daß die mit vieler Mühe zusammengetragenen Materialen zur Biographie nicht so sehr verarbeitet, überworfen und übertüncht wurden, als es die natürliche Absicht eines Sammlers für solch einen Bau seyn muß. Indem er für die Zukunft einer genaueren Ausführung nicht entsagt, legt er dem Publicum zu einer Zeit, da er auf dessen größere Theilnahme rechnen kann, einstweilen die erste Anlage vor.

Wenn ferner manches Mahl jemand die Quelle zu erkennen glaubt, aus der für diese Schrift ge-

ſchöpft wurde, ſo mag er immerhin dem Gedanken, der Nachricht, der Anſicht die Neuheit abſprechen, nur irre er ſich nicht durch Voreiligkeit über die Quelle ſelbſt, aus der das Bekannt-Scheinende herkommen kann. Man wird ſchwerlich einen Aufſatz über Schiller finden, der lauter Originalideen und Originalnachrichten enthielte. Wenn ich nun alſo auch aus nahen und aus bekannteren Quellen geſchöpft zu haben ſcheine, ſo geſchah dieß vielleicht gegen meinen Willen dadurch, daß ich bis zu den minder bekannten Urquellen hinaufgeſtiegen bin, und das Nähmliche für meinen Gebrauch abgeleitet habe, was früher auch ſchon Andern brauchbar geſchienen hatte.

Die Leſer der Biographie eines groſſen Mannes, kann man in zwey Claſſen abtheilen; in ſolche nähmlich, welche an dem groſſen Manne nur das Groſſe, das an ſich Wichtige intereſſirt, und in ſolche, welchen auch das Minder-Wichtige in der Anſchauung des berühmten Genies theuer iſt. Auch auf Len

tere mußte beym erſten Theile dieſer Schrift Rückſicht genommen werden. Die Kritik ſelbſt iſt nur für eine Art Leſer abgefaßt, nähmlich für ſolche, die bey ihrer Verehrung der Schillerſchen Werke ſich zugleich über ihren Geſchmack Rechenſchaft geben, und durch die leiſe Herabſtimmung eines vielleicht unbedingten Lobes zu einem bedingten, dieſem erſt den allgemein gültigen Charakter ertheilen wollen. Je nachdem nun das Urtheil über ein Werk Schillers mehr oder minder ſchwierig iſt, findet auch der Leſer eine kürzere oder längere Auseinanderſetzung der Gründe, die ſein Urtheil beſtimmen ſollen.

Wenn ich ſchon in dem zweyten Theile manche Lücke, ohne aus Andern weder Form noch Stoff zu entlehnen, ſelbſt ganz ausfüllte, ſo mache ich doch vor dem Kunſtrichter keine anderen Anſprüche, als die eines Redacteurs.

Im April 1810.

J. K. S.

I.

Biographie.

Bayerische Staatsbibliothek München

Man kann von der Entwickelung der Charactere und Talente sagen, daß sie, wie die Fortschreitung der Lava, ruckweise geschehe. Nicht immer bewegt sich letztere sichtbar fort. Sie blähet sich an dem erkaltenden Rande auf, und überschreitet dann mit einem jäheren Falle sich selbst. Eben so bleibt der Mensch während bestimmter Zeiträume in den Kreis gewisser Ideen und Bestrebungen gebannt, den er immer dichter und dichter anzufüllen beschäftiget ist, bis er ihn sprengt, und sich nun eine geräumigere Begrenzung setzt: nur daß der Mensch sich auch öfters umgekehrt wieder mehr zusammen zieht, und seinen Kreis verkleinert, von welchem sich beschränkenden Bildungsgange wir am Ende von Schillers Leben vielleicht eine Spur finden werden.

Die Bemerkung dieser ruckweisen Ausdehnung und Zusammenziehung des Kreises unserer Thätigkeit gibt die natürlichste Abtheilung unserer Lebenszeit. Bey dem gewöhnlichen Menschen werden diese natürlichen Epochen seiner Geschichte nur von den wesentlichen Altersstufen und einigen äußeren Zufällen und

veränderten Lagen gebildet. Bey einem so außerordentlichen und talentvollen Manne aber, wie Schiller war, der über dieß kaum die erste Hälfte der Leiter erklomm, auf der sich Andere wohl bis zu Nestors Alter aufschwingen, sind es minder die Stufen des physischen als des geistigen Daseyns, die dem Biographen zu natürlichen Ruhepuncten dienen können.

Solche bald längere bald kürzere Perioden der Bildung und des Charakters sind es, die wir durch folgende Nummern andeuten, und deren jedes Mahl herrschende Eigenthümlichkeit wir im Verfolg angeben wollen.

I.

Zu Marbach, im Würtembergischen, war es, wo am zehnten November (— einem eben nicht poetischen Monathe —) des Jahres 1759 Friedrich Schiller geboren wurde.

Sein Vater, ein braver, feuriger, für alles Gute und Schöne empfänglicher und enthusiastisch eingenommener, rascher, mitunter auch rauher Mann, hatte, ohne sich mit dem ersten Ergründen der Wissenschaften abgegeben zu haben, die Gabe einer sehr richtigen und treffenden Beurtheilungskraft, und war belesen in der Welt- und Militärgeschichte. Anfangs war er Lieutenant in Diensten des Herzogs von Würtemberg, dann Major, und als solcher zuletzt Com-

mandant auf der schönen Solitüde bey Stuttgard, auch Aufseher über die angeordneten Baumschulen im Lande, um deren Cultur er sich besonders in seinem Vaterlande sehr verdient machte. Wir haben auch einige Schriften hierüber von ihm, die seine Einsichten und Kenntnisse beweisen.

Schillers Mutter hatte die Sanftheit und das Zarte, was an den Frauen so sehr gefällt, was die Herzen rascher und feuriger Männer so gern und so ausdauernd an sie fesselt. Mit einer gefälligen Schönheit, einem leichten Wuchse, und holder Munterkeit verband sie ein glühendes Herz unter einer holdlächelnden Hülle. Mit vieler Wärme hing sie in ihren frühern Lebensjahren dem excentrischen und dem gaukelnden Spiele einer immer regen Fantasie an, und jeder Ausdruck ihrer Empfindungen, die kleinste Bewegung trug dieses Gepräge. Sie galt deßwegen im Zirkel ihrer minder fühlenden Gespielen und Freunde als eine junge Schwärmerinn, ob sie gleich der holdeste Frohsinn, ein nie zu ermüdender Scherz und eine schuldlose Schmeicheley begleiteten. Das blonde Mädchen zog das Lied der Nachtigall dem Lärme der Tanzmusik vor; sie ward gerührt vom Tone der ländlichen Schalmeyen, vom Morgen- und Abendroth, und von dem Erwachen des Frühlings. Man fand sie oft auf Spaziergängen unter den stolzen Buchen des Haines sitzen, und die Unschuld der Natur strahle

te im sanften sprechenden Widerscheine von ihren schönen Wangen. Sie liebte das Spiel der Harfe und der Laute leidenschaftlich, war Freundinn der damahls noch in der Wiege liegenden deutschen Dichtkunst, und heirathete ihren Gatten, welcher schon längst der Gegenstand ihrer ersten unschuldigen Liebe gewesen war, aus voller Neigung und herzlicher Liebe.

Sie selbst versuchte auch zu dichten. Am ersten Tage des Jahres 1757 übergab sie ihrem Gatten folgende Strophe:

O! hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden,
Und Rosen nebenbey! — dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.
Ich zürne traun, daß itzt der kalte Nord regieret
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch Eines frieret nicht, — es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den
Schmerz.

Späterhin hielt sie Klopstocks Oden und dessen Messiade, auch Uz's Theodizee sehr hoch, und als der kleine Schiller nur Etwas lesen konnte, ließ sich die Mutter, die ohne dieß unter ihren Kindern am feurigsten ihren Friedrich liebte, oft von ihm aus dem Messias, auch aus Opitz's Gedichten vorlesen. Zuweilen wurde auch Hofmanswaldau zur Lectüre ge-

wählt; allein merkwürdig ist es, daß der kleine Schiller diesen Dichter nicht mehr leiden konnte, seitdem er folgendes Sonnet von ihm gelesen hatte:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der liebe Feuerzeug, Goldschachtel, edle Zier!
Der Seufzer Blasebalg, der Thränen Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöhl meiner Schmerzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
Schlafstühlchen meiner Ruh, der Fantasie Klystier,
Des Mundes Alikant, der Augen Lustrevier,
Der Complimenten Sitz, du Meisterinn im Scherzen,
Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,
Du tiefer Abgrund du, voll tausend guter Morgen,
Der Zungen Honigseim, des Herzens Marzipan,
Du kräftig Himmelsbrot, du Quell der Seligkeit,
Und wie man sonsten dich, mein Kind, beschreiben kann,
Lichtputze meiner Noth und Federwisch der Sorgen.

Seit dieser Zeit verglich er immer (er kannte nähmlich jenes Dichters neuerlich von Matthisson so schön gewürdigte Seiten noch nicht) die gewöhnlichen Neujahrsgratulanten, welche die Häuser mit ihren Glückwünschen und Versen bestürmen; mit jenem Dichter. „Mutter," sagte er, „es ist ein Hofmannswaldau draußen." Wenn ihn die Mutter bath,

ihr Etwas aus Hofmanswaldau vorzulesen, sagte Friedrich schalkhaft: „ach! ich mag kein Klystier.“

Schiller hatte noch einen Bruder, der sich durch mehrere sehr gute Uebersetzungen aus dem Englischen, worunter auch Robertsons Geschichte Carls V. und der Entdeckung von Amerika, bekannt gemacht hat, und einer Angabe zu Folge Associé der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim ist.

Eine Schwester Schillers ist an den als Gelehrten rühmlich bekannten Herrn Rath Reinwald in Meiningen verheirathet.

Die reinste Geschwisterliebe herrschte in Schillers väterlichem Hause, und die Aeltern selbst liebten sich zärtlich und innig. Die ganze Schiller'sche Familie belebte ein heller, munterer und durchdringender Geist, und jedes Mitglied derselben war unbedingt von Seiten des Herzens und Charakters, wie von Seiten der geistigen Ausbildung, der Achtung aller rechtschaffenen und gebildeten Menschen würdig.

Besonders aber zeichnete sich der junge Friedrich Schiller schon im jungen Knabenalter als das feurigste und lebhafteste, mitunter auch als das muthwilligste seiner Geschwister, auch in Hinsicht auf einen frühe geäußerten Weltbürgersinn aus, woron weiter unten die Rede seyn wird.

Friedrichs Physiognomie glich am meisten jener

seiner Mutter, welches der Vater oft im launigen Scherze bewunderte. Die Mutter war es auch, welche hauptsächlich die ersten Grundzüge von dem, was er einst werden sollte, in den jugendlichen Geist ihres Lieblings zeichnete. Immer war er bey ihr; sie lehrte ihn lesen, er las ihr vor; sie erzählte ihm, er erzählte ihr wieder, und war ihr steter Begleiter bey ihren öfteren Spaziergängen auf das Land. Die Zauberwelt, Mährchen und Feengeschichten machten einen grosen Theil der frühesten Unterhaltung der Mutter mit ihrem Sohne aus, und dieser ward bald so sehr davon begeistert und entzückt, daß er nichts als Geschichten aus der Zauber- und Feenwelt zur Unterhaltung verlangte, welches die an und für sich schon rege Fantasie des Knaben gewiß noch mehr belebte.

Der Vater gab dadurch dieser Unterhaltung bald eine andere Richtung, daß er dem kleinen Friedrich kurze Erzählungen aus dem Alterthume zu lesen gab, oder ihm auch zuweilen selbst aus der Geschichte erzählte.

Ein alter Hausfreund der Familie (man sagt, es sey Schillers Oheim mütterlicher Seite gewesen), übernahm den ersten Unterricht im Schreiben, in der Naturgeschichte und Geographie, indessen ein anderer Vertrauter des Hauses, ein Arzt, ihn in der Naturkunde und vor allem über den Bau der Welt

und des menſchlichen Körpers ſpielend zu belehren ſuchte. Schon von ſeinem dritten Jahre an verrieth Schiller große Wißbegierde. Er faßte und begriff ſehr bald und leicht, zeigte eine immer rege Fantaſie und ein Streben nach etwas Außerordentlichem. Die gewöhnlichen Spiele der Kinder ekelten ihn an, und eine ſeiner vorzüglicheren Vergnügungen beſtand darin, daß er die kleine Bilder- und Silhouettenſammlung ſeines Vaters (ſie beſtand meiſtens aus Oehlgemählden, worunter ſich Helden, Fürſten und Verwandte der Familie befanden,) häufig beſuchte, dabey oft volle Stunden verweilte, ein Bild nach dem andern ſcharf in's Auge faßte, und es nachzuzeichnen verſuchte. Oft kam er dann auch wohl mit einem ihm auffallend geſchienenen Bildniſſe in den Zirkel ſeiner kleinen Freunde. „Laßt einmahl ſehen, ob einer dieſem Manne da gleiche!“ ſagte er dann, und die Geſpielen mußten ſich Einer nach dem Andern vergleichen laſſen. Unter jenen Oehlgemählden befand ſich auch eines, welches Magdeburgs Eroberung unter Tilly's Anführung! und die dabey vorgefallenen Grauſen erregenden Scenen des Schreckens vorſtellte. Es war das größte und vorzüglichſte der Sammlung. Tilly befand ſich darauf abgemahlt, wie er, den rechten Arm in die Seite geſtützt, mit dem Blicke des blutgierigſten Terroriſten und Tyrannen durch die Straßen reitet. Verſchiedene Gruppen weinender Frauen, flie-

hender Männer, Greise und Kinder, wüthender Soldaten und Mordbrenner, brennende und stürzende Häuser, neben allen jenen schrecklichen Scenen, welche damahls Tilly auf die Bühne brachte, waren Gegenstände des Gemähldes.

Der kleine, damahls sechsjährige Schiller, dem die vielen ausdrucksvollen Gesichter auf diesem Gemählde der rohen Sitten damahliger Zeit vor allem gefielen, erbarmte sich über das von Vätern bereits längst auf Enkel vererbte Familiengut, und zerschnitt und zerstückelte es in so viele kleine Theile, als es Gegenstände enthielt. Rosse und Soldaten folgten nunmehr, freylich in gemischter Ordnung und mit noch wenigerer Haltung auf das Papier geklebt, dem blutdurstigen Generale, dem der junge Schiller, um ihn noch abschreckender zu machen, das ganze Gesicht geschwärzt hatte. Dann folgte auf ein anderes Papier geklebt eine Reihe von Männern, Weibern und Kindern. Hier ging der Mann immer in Begleitung eines Weibes und Kindes. Greise und alte Mütterchen beschlossen den Zug. Kurz, Schiller hatte alles von neuem wieder zusammengesetzt, das Zerstückelte nach dem Grade seiner damahligen kindischen Einsicht und Geschicklichkeit in ein Ganzes geordnet, und man traf auf einem dritten Papiere Kinderköpfe auf dem Rumpfe eines alten Mannes, Jünglingsköpfe auf den Rümpfen der Greise an, so wie ein den Säbel

ziehender Croat den Kopf eines schamhaften Mädchens, oder ein raubgieriger Officier den Kopf eines sich bäumenden Rosses trug. So ließ der junge Schüler aus einem einzigen Gemählde eine ganze Bildergallerie entstehen, aus welcher besonders die eben erwähnte dritte Abtheilung Aehnlichkeit mit vielen Caricaturen Hogarths hatte. Man kann jedoch vermuthen, daß ihm der Vater, der sehr viel auf jenes Gemählde hielt, die Umstaltung desselben eben nicht gut belohnt haben werde.

Seine Aeltern nahmen ihn in eben diesem Alter einmahl zu einem benachbarten Förster mit. Die Unvorsichtigkeit mancher Waidemänner ist bekannt. Der junge Schiller, der mit der fünfjährigen Tochter des Försters in einem der Nebenzimmer des Hauses sich kindisch unterhalten hatte, kam mit einer Pistole in den Vorsaal gelaufen, und bath das Hausmädchen dringend, ihm zu zeigen, was das sey, und wozu es nutze? — Die unvorsichtige Dirne erwiederte: daß das Gewehr Feuer gebe, und die Vögel todt schieße. Der junge Friedrich drückte hierauf ab, und ein voller Schuß fährt an die Wand. „Sieh einmahl!“ sagte der sich wundernde Knabe, und hielt mit steifem Arme das Gewehr fest. Die Anwesenden stürzten erschrocken aus der Stube, und der Vater riß todtenbleich seinem Sohne das Mordgewehr etwas unsanft aus der Hand. „Du hättest dich ja todt schie-

ßen können," sagte er zu ihm. „Todt?" — entgegnete der verlegene Knabe — „Nun! da wäre ich ja wohl ganz stille und ruhig?"

Nicht lange nach dieser Begebenheit suchte man einmahl den kleinen Friedrich sehr lange. Man war um so besorgter, weil starke Gewitterwolken sich am Horizonte aufthürmten, und Blitze bereits sehr hell den Aether durchkreuzten. Man suchte im ganzen Hause, und fand ihn nicht. Endlich fiel es einem Mädchen des Hauses ein, daß sie ihn an einem der Bodenfenster gesehen habe: allein auch da fand man ihn nicht. Das Gewitter kam indessen immer näher, der Donner krachte, und fürchterliche Blitze erleuchteten das schwarze Gewölk. Die Bangigkeit der Aeltern wegen des Sohnes vermehrte sich mit jedem Donnerschlage. Man suchte emsiger, ließ suchen, und fand ihn endlich in dem Wipfel einer der höchsten Linden, nicht weit vom väterlichen Hause, als er eben im Begriffe war, herunter zu steigen. „Um Gotteswillen! wo bist du gewesen?" rief ihm der ängstliche Vater entgegen. „Ich mußte doch wissen, woher das viele Feuer am Himmel kam?" entgegnete der muthige, wißbegierige Knabe. — Von dieser Zeit an nahm hauptsächlich Friedrich Schillers ernsthafter Unterricht in der Naturlehre seinen Anfang.

In Hohenheim, bey Stuttgard, wohin sein Vater einmahl gereiset war, wurde Friedrich auch sehr

lange gesucht. Er hatte nähmlich in dem Hause, wo sein Vater eingekehrt war, eine Promenade auf den Dächern versucht, war aus einem der Salonfenster dahin gestiegen, und eben im Begriffe, eine der angebrachten Dachrinnen, die mit Löwenköpfen verziert war, genauer in Augenschein zu nehmen, als ihn sein Vater gewahr ward, und (was leicht Schillers Unglück hätte werden können) ihm laut zurief. Der kleine Friedrich hörte den Ruf seines aufgebrachten und besorgten Vaters, blieb aber so lange auf dem Dache, bis ihm, daß ihm nichts gethan werden sollte, versprochen wurde.

Ohne daß der junge Schiller auf die Schönheiten der Natur aufmerksam gemacht wurde, fühlte er ihre mächtigen Einwirkungen auf sein Herz. Mit stillglühendem Blicke sah er dem Wallen der silbernen Fluthen durch grünende Auen zu, belauschte den Gesang der Vögel, und liebte vorzüglich, ehe er noch wußte, was es sang, das Lied der Nachtigall. Seine himmlische Seele verschlang alle Scenen der Anmuth und des Genusses im Tempel der Natur mit stillem Entzücken, und man las, wie auf der Oberfläche des ruhigen, glänzenden Meeres, das wachsende Große, das Unergründliche, Unermeßliche in seinen rollenden, flammenden Augen. Auch die Mutter las in seiner Seele von heimlicher Freude, wenn ihr Liebling so in die weite Schöpfung hinschauete, und sein Auge sich

immer ſichtbarer entwölkte. Sie ſah ihr anderes Ich, ſich ſelbſt ausbilden, und ging noch ein Mahl und mit größerer Freude die Schule der erſten Begriffe durch.

So bald die Sonne ſank, und den Rand des Horizonts berührte, ging der junge Friedrich mit einem ſeiner kleinen Freunde oder auch mit mehreren ins Freye. Hier wünſchte er oft mit Geſang, der überhaupt im Knabenalter jeden ſeiner Schritte melodiſch hob, der Sonne gute Nacht, freuete ſich der herrlichen Farbenmiſchung an den Wolken, und rief wohl gar Stuttgards Mahler laut auf, dieſe Farbenmiſchung einmahl eben ſo aufzutragen. Er freuete ſich über den Geſang heim ziehender Vögel, über Philomelens erſte Töne, über jedes leiſe Wehen der Lüfte und das Liſpeln im Laube. Er brach Blumen, flocht Kränze, ſetzte dieſe ſeinen Geſpielen auf, und flog, wie ein holder Genius, über die duftenden, in leichtes Nebelgewand gekleideten Wieſen.

Der achtjährige Schiller ging mit einem ſeiner noch lebenden Freunde von gleichem Alter (Herrn M ... aus L ...) an einem heiteren, ſchönen Lenzabende in einen benachbarten Hain. Das Romantiſche um ihn herum, das Rauſchen des nahen Fluſſes, das Geläut der mit langſam ſchwerem Trabe heim, kehrenden Herden, und dann das ſchöne Heiligthum ſelbſt — ein düſterer, ſchattichter Wald im Erſtlingslaube des Jahres, ſtimmten den Knaben zu hohen

Gefühlen. „O!“ rief er, seinen Freund umarmend, aus: „o Carl! wie schön ist es hier! Alles, alles, was ich habe, könnte ich hingeben, nur diese Freude möchte ich nicht missen.“ Es währte nicht lange, so ging bey den beyden Knaben, die sich unterdessen im Grase gelagert hatten, ein armes in Lumpen gekleidetes Kind mit einer Last dürren Holzes auf dem Rücken vorüber. „Das arme Kind!“ rief Schiller mit dem Gefühle des größten Mitleids, als er es erblickte, und gab ihm, unaufgefordert, alles, was er hatte — eine alte silberne Schaumünze und zehn Kreuzer. Die erstere hatte er von seinem Vater an seinem Geburtstage zum Geschenke erhalten. Er hielt sie sehr werth, und wollte sie nicht einmahl der Mutter zum Aufheben in einer Sparbüchse überlassen.

Schiller widmete, je mehr er dem Jünglingsalter entgegen blühete, mehrere Stunden des Tages der Uebung im Schreiben und der ernsthaftesten Wiederholung dessen, was er gelernt, begriffen und erfahren hatte. Er hielt sich ordentliche Tagebücher, und legte darin die Schätze seiner jugendlichen Einsicht, seine Kenntnisse, seine Gedanken nieder. Schade, daß man diese Tagebücher nicht aufbewahrte! Man macht sich erst Hoffnung, noch einige derselben aufzufinden. In einem davon sollen Gedanken über Alexanders des Großen Thaten und darunter eine Bemerkung enthalten gewesen seyn, die entweder für

den

den Geiſt des neunjährigen Knaben oder für den richtigen Verſtand des ihn leitenden Lehrers zeuget. Dieſe Bemerkung bezog ſich darauf, „daß Alexander um viele Jahrhunderte zu frühe geboren worden, und ſein Geiſt über den damahligen Zeitgeiſt weit erhaben wäre; ein Geiſt, der ſich mit Mühe in damahlige Formen hätte einzwängen müſſen, deßwegen aber nicht ſelbſtſtändig wirken können, und frühe durch üble Eindrücke des Zeitgeiſtes hätte untergehen müſſen. Die Geſchichte enthielte übrigens Beyſpiele von vielen großen Männern, die mit alle dem Guten, welches ſie in ihrem Zeitalter für Mit- und Nachwelt geſtiftet hätten, doch lange nicht das höhere Gute hätten wirken können, welches ſie dann gewiß gewirkt hätten, wenn ſie, wohin ſie eigentlich paßten, in ſpäteren Jahrhunderten geboren worden wären. Solche Männer glichen der aufknoſpenden Roſe im Geſtrüppe unwurthbarer Moräſte — dem keimenden Veilchen im früheſten Lenze, deſſen ſchönen Tagen bald Ungeſtüm und kalter Nordwind folge.“ Eine rhapſodiſche Geſchichte und Beſchreibung von Perſien ſoll ſich ebenfalls in jenen Diarien befunden, und daraus beſonders eine ſehr lebhafte Fantaſie hervorgeſchimmert haben.

Mit einem Ungeſtüm, der ihm öfters Vorwürfe von ſeinem Vater, und ſpäterhin auch von fremden Perſonen zuzog, eilte Schiller zu jedem Geſchäfte,

was er zu betreiben sich einmahl vorgenommen hatte. Nicht eher hatte sein unermüdeter Geist Ruhe, als bis es beendet war. Wenn diejenigen, die um ihn waren, fest schliefen, erhob sich der emsige Schiller wieder von seinem nächtlichen Lager, zündete Licht an, und begab sich von neuem an das von ihm begonnene Geschäft, dessen frühere Beendigung der Wille seiner Aeltern oder Aufseher, „in's Bett zu gehen!" verhindert hatte. — Nichts kam ihm zu schwer, nichts unbegreiflich vor. Alles überblickte er leicht, und wurde schnell mit allem vertraut.

Schon als Knabe fühlte sich sein Herz zu enge, fand er den Kreis seiner Beschäftigungen zu beschränkt: so sehr suchte er das unbekannte Göttliche, was ihn beseelte, eine Erweiterung zur regeren Thatkraft, die keine Schranken, keine drückenden Gesetze kennt. Die Blicke glüheten ihm, hochroth färbten sich seine Wangen, wenn er von Reisenden hörte, die theils durch Verhältnisse und durch das Geschick, theils durch eigenen Willen getrieben, fremde Länder durchirrten, — wenn er von dem Piloten vernahm, der unsicher das Weltmeer beschiffte. „Vater! ich muß in die Welt!" rief er dann oft wie begeistert aus. Wenn ihm der Vater schäkernd erwiederte: daß er ja in der Welt sey! dann rief er entrüstet: „auf einem Puncte der Welt bin ich — die Welt selbst kenne ich noch nicht." Columbus, Cortes und dann Dampier-

re's Reiſen las und vernahm er ſehr gern, er verſchlang ſie wie heißhungrig.

Die um ſein Wohl ſo zärtlich bekümmerte Mutter leitete einſt mit ihm ſehr abſichtlich ein ſehr ernſthaftes Geſpräch ein, deſſen Tendenz Vaterlandsliebe, das im Lande Bleiben und ſich redlich nähren, neben der ſchönen Pflicht, diejenigen, welche uns Leben und Bildung gaben, nicht zu verlaſſen, ausmachte. Friedrich hörte mit großer Aufmerkſamkeit ſeiner ihn lehrenden Mutter zu. Als ſie aber geendet hatte, und ſchmeichelnd die glühenden Wangen des Knaben ſtrich, dann erwiederte Friedrich: „Vaterland! Vaterland! Haben wir denn ein anderes als die ganze Welt? — Wo es Menſchen gibt, da iſt das Vaterland! Und (ſo ſetzte er heftig hinzu) verlaſſe ich dann meine Aeltern und Freunde, wenn ich, zum Beyſpiele, in Ispahan bin, mich dankbar ihrer erinnere, und alles das, was ich mein Glück nenne, mit ihnen theile?“

Die zärtliche Mutter war bis zu Thränen über dieſe Aeußerungen ihres Lieblings gerührt, umarmte ihn, und ſuchte dann andere Mittel und Wege, um den Geiſt Friedrich Schillers von neuem mit anderen Gegenſtänden zu beſchäftigen.

So ein gutes, weiches, fühlendes Herz der junge Schiller auch beſaß, und ſo eifrig er auch jedem Unterrichte, den man ihm ertheilte, zuhörte; ſo fürch-

tete doch der alte Pädagog für ihn, wenn er dessen anscheinliche Kälte und Gedankenlosigkeit in denjenigen Stunden erblickte, welche dem Religionsunterrichte gewidmet waren. „Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion!“ Dieß waren die oft wiederholten Klagen, welche die Aeltern vernehmen mußten. Sie beruheten aber auf Ursachen, die keineswegs auf Schillern ein übles Licht werfen können. Die Art des Religionsunterrichtes, den Schiller bekam, war nicht so eingerichtet, daß gerade der denkende und fühlende Knabe dabey am besten fortkam.

Man wollte ihm trockene Dogmatik aufdringen, man brachte die Religion nicht in die gehörige Verbindung mit den natürlichen edleren Bedürfnissen des Menschen. Keine logische Stufenfolge erleichterte die Auffassung, und begründete den Zusammenhang der Lehren, die in das Leben übergehen sollen. — Schillern mußte es unmöglich seyn, Worte zu lernen; bey denen man ihn nicht vorher gelehrt hatte, etwas zu denken. Indessen dürfen wir der Vorsicht danken, daß sie Schillers Lehrer vor dem Mißgriffe bewahrte, das Unmögliche erzwingen zu wollen; denn so geschah das Mögliche und Gute. Der christlich religiöse Sinn, der bey einer zweckmäßigeren Unterweisungsart in Schiller hätte frühe vervollkommnet werden können, äußerte sich bey ihm von selbst als Frucht des Herzens und der Sympathie mit religiösen Seelen, denen

Religion Angelegenheit des Herzens war. Gellerts Lieder waren zu jener Zeit noch nicht in den Schulen bekannt; Schiller hatte sie aber schon gelesen, und manches davon auswendig gelernt. Luthers und Paul Gerhardts Lieder las er sehr gern. Von Ersteren war: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" sein Lieblingslied, und des Letztern „Nun ruhen alle Wälder" und „Befehl du deine Wege" liebte er auch vorzüglich. Mit der Lectüre solcher Lieder beschäftigte er sich auch meisten Theils in den der Religionslehre gewidmeten Stunden. Auch las er da, die Bibel auf dem Schooße, in den Psalmen, die er, wie er zuweilen versicherte, zu verschiedenen Mahlen durchgelesen hatte. Auch in den Propheten las er oft und gern, und ein Jugendfreund von ihm überraschte ihn einmahl, als er sich allein ein Kapitel aus dem Jesaias perorirte.

Andern Nachrichten zu Folge entzückte ihn als Knabe nichts so sehr, als das Lesen des Propheten Ezechiel. Die Fantasie dieses Propheten ist auch unerschöpflich, und ganz neue Welten gehen durch ihn hervor. Fesselos stürmet seine Fantasie fort, und mahlt doch glänzend auch das Detail aus, ist aber darin ganz eigen, daß es alles Geistige in die Sinnenwelt herüber zieht, und in ein glänzendes Gemählde verwandelt. Man erinnere sich der furchtbaren Stelle, wo er auf Gräbern über den vermoderten

Gebeinen steht, die Gräber sich öffnen, die modernden Gebeine hervorgehen, eine neue Schöpfung sich erhebt. Man lese diese Stelle, und vergleiche damit Franz Moor's Traum, und man wird eine unverkennbare Aehnlichkeit finden.

Schillers erstes Gedicht war eine fromme Ergießung am Tage seiner Confirmation. Sein erster dramatischer Versuch war, wie er einmahl in Jena sagte, eine Tragödie: der Student von Nassau, auf eine wahre Anecdote eines solchen jungen Menschen aus N. gegründet. Er scherzte darüber, hauptsächlich über den sonderbaren Titel, bemerkte aber doch, daß er noch einige Scenen zu besitzen wünsche, um sie anderwärts nützen zu können. So sehr gelungen schwebten sie ihm in dunkelen Erinnerungen vor.

Er schrieb manches Vortreffliche in Stammbücher, als auch in der (erloschenen) Militärakademie zu Stuttgard die Manier waltete, solche Denkmähler der Freundschaft sich von jedem bedeutenden Zöglinge zu erbetteln.

In große Verlegenheit setzte Schiller seinen Lehrer einmahl durch die naive Frage: „ob das hohe Lied Salomo's wirklich der todten Kirche und nicht vielmehr der lebendigen Geliebten gesungen sey?" und sagte kopfschüttelnd: „das glaube ich nicht!" als ihm der Lehrer die Kirche als Gegenstand (vermuthlich als den unmittelbaren) des Lobgesanges nannte. Er stimmte hierin mit den neueren Exegeten überein,

die entweder das hohe Lied für ein Singspiel mit Musik und Chören erklären, oder doch die Anwendung auf die Kirche nur mittelbar gelten lassen, also einen doppelten Sinn desselben annehmen.

Unter dem Studium der Geschichte entwickelten sich die Talente des feurigen Knaben immer mehr. Es war ihm etwas Grosses, etwas Heiliges in der alten Welt. Der Ruhm des Macedoniers liess ihn oft in Begeisterung den Wunsch thun: das zu werden, was er war. Bald wünschte er, ein anderer Solon, durch weise Gesetze für die Bildung der Nationen zu wirken, bald aus Diogenes Tonne in stiller Einsamkeit dem grosen theatralischen Spiele der Welt zusehen zu können — oder wie jener Archimedes, über grosen Thaten brütend, der eigenen inneren Größe sich bewußt, von den Göttern der Erde nichts weiter erflehen zu dürfen, als ihn nicht in seiner Thatkraft zu hindern. Sokrates und Seneca waren seinem Herzen theuere Männer; — er wünschte Cyrus zu seyn, und gleichen Unterricht, wie er, genossen zu haben, um dann beglückender sein Herrscherzepter auszubreiten, — und in Plato's Stoa wünschte er sich eingeweihet, dann auch wieder unter Sparta's Männern als edler, kräftiger Jüngling zu wandeln; — ein Brutus, Rom zu retten — ein Brutus, Cäsarn zu ermorden. — Unter den Helden des Alterthums nahm auch Han-

nibal in seinem Herzen einen der vorzüglichsten und geehrtesten Plätze ein. Es gefiel ihm die Scene, in welcher er dem Hamilcar ewigen Haß gegen die Römer schwört, die feste Treue, mit welcher er das, was er versprach, gehalten hatte. Der alte Hanno schien ihm ein Muster aller Senatoren, und sehr aufgebracht äußerte er zu jeder Zeit, wenn er in der Geschichte von Hanno's Sturze las: „man hätte dem biedern alten Manne folgen sollen!“

Unter solchen Umständen, bey solchen Auftritten reifte der Knabe dem Jüngling entgegen.

Wer kann in den angeführten Zügen aus Schillers Knabenalter das Kräftige, Herzliche, zu hohen Erwartungen Berechtigende übersehen! Wer die glückliche Umgebung verkennen, innerhalb welcher Schillers Kräfte theils sich zuerst entfalten und erwärmen, theils wenigstens bestehen konnten. Es scheint aber nicht richtig geschlossen zu seyn, wenn man aus der Geschichte des Knaben schon den Dichter und Schriftsteller errathen wollte. Dieser feurige, wißbegierige, liebevolle, muthige Knabe hätte bey einer andern Wendung seiner Schicksale vielleicht ein Thatengenie werden können. Warum die Dicht- und Denkkraft bey ihm über alles übrige edle Vermögen siegte, wird sich in folgender Abtheilung aufklären.

II.

Schillers Vater, als Soldat Freund aller militärischen Einrichtungen, glaubte für die weitere Erziehung und Bildung seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als wenn er ihn der Carlsakademie anvertrauete. Die Mutter rieth mehr zu einer Privaterziehung in Tübingen; allein die wahrscheinlichern Aussichten auf Beförderung entschieden für die Akademie. Diese Militärschule oder Carlsakademie in Stuttgard war zu der Zeit, als sie Schiller betrat, eine ganz nach strengen militärischen Regeln eingerichtete Erziehungsanstalt. Subordination im strengsten Sinne war darin das Normalgesetz, — der Stock, die Degenklinge und Trommel beynahe die einzigen äußerlichen Aufforderungsmittel zu den Studien, oder vielmehr die Zwangsmittel, durch welche die Zöglinge zu dem Umgange mit den ernsten Musen gezwungen wurden. So wie Sonntags die Soldaten zur Ehre Gottes en parade zur Kirche zieben, zogen die Eleven zur Ehre der Musen en parade zur Schule. Tactmäßig und steif traten sie in ihre Lehrzimmer, und die Commandowörter: Marsch! Halt! Linksum schwenkt euch! riefen sie zu den Beschäftigungen mit den Wissenschaften. Zu Tische, zum Spiele, zum Schlafzimmer ging es en parade — mit einem Worte: den Musen wurde beständig das Gewehr präsentirt.

Aber nicht genug, daß dieſe Manöuvres den Gang der Geſchäfte begleiteten, und ſie mit einander verbanden, die ſtrengſte Verläugnung ſeiner ſelbſt, die Erſtickung hervorſtechender, nicht zu dem Erziehungsplane gehöriger oder paſſender Talente, die Gefangennehmung des eigenen, ſelbſtſtändigen Sinnes, das Niederbeugen des freyen Willens, war Zweck der in jener Akademie damahls eingeführten Methode, ſo wie die Aeußerungen aller jener Kräfte und Beſtrebungen Verbrechen waren. Gewiſſe Kenntniſſe ſollten für die Zöglinge nur Brachfelder ſeyn. Aus dem Schranken des Brotſtudiums ſollte man nicht treten. Was nicht im Schulreglement enthalten und namentlich angeführt war, durfte gar nicht ſtudiert werden. Ganz heterogene und nicht zu duldende Dinge waren es, wenn z. B. der künftige Arzt in die Encyklopädie der ſchönen Wiſſenſchaften durchdringende Blicke hätte werfen, und dieſer ein gründliches Studium hätte widmen wollen. Das war ein Verbrechen, welches auf der Conduitliſte als ſehr gefahrvoll erwähnt wurde, der militäriſchen Executionen, die es nach ſich zog, nicht zu gedenken.

„Lieber Carl!“ ſo ſchrieb Schiller ein halbes Jahr nach ſeiner Aufnahme in die Militärſchule an ſeinen jugendlichen oben erwähnten Freund, Herrn M... aus L... — „Lieber Carl! ich habe nicht Wort gehalten! Nicht wahr, das iſt Unrecht? Ich wollte Dir

ſchon vor ſechs Monathen ſchreiben, und erſt jetzt fällt es mir ein, daß ich einem Freunde mein Wort halten müſſe. — Zürne nicht! mein Wille hat an der Verzögerung keine Schuld. Ich liebe es nicht, viele Worte zu machen; — komm ſelbſt, ſieh — prüfe — und urtheile! Dein Friedrich iſt ſich nie ſelbſt überlaſſen, den einmahl feſtgeſetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu ſchreiben ſteht nicht in unſerem Schulreglement. Sähſt du mich, wie ich neben mir Kirſch's Lexikon liegen habe, und vor mir das Dir beſtimmte Blatt beſchreibe, Du würdeſt auf den erſten Blick den ängſtlichen Briefſteller entdecken, der für dieſes geliebte Blatt eventualiter einen nie geſehenen Schlupfwinkel in einem geiſtesarmen Wörterbuche ſucht."

„Daß du eher zum Zwecke kommen würdeſt, als ich" — ſo ſchrieb Schiller an den nähmlichen Freund am 18. October 1774 — „ahndete ich jetzt erſt, als ich durch Erfahrung einſehen lernte, daß Dir, einem freyen Menſchen, ein freyes Feld der Wiſſenſchaften geöffnet war. Dem Himmel ſey es gedankt, daß in unſeren Criminalgeſetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebſtahles, eine Pön auf Diebſtähle in entlegenen wiſſenſchaftlichen Feldern geſetzt iſt; denn ſonſt würde ich Armer, der ganz heterogene Wiſſenſchaften treibt, und im Garten der Die-

riden manche verbothene Frucht naschet, längst mit Pranger und Halseisen belehnt worden seyn."

„Du wähnst," — so schrieb er am 20. Februar 1775 an denselben — „Du wähnst, ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspecteren ehrwürdigen Schlendriane? So lange, wie mein Geist sich frey erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freyen Manne ist schon der Anblick der Sclaverey verhaßt — und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? — O Carl! wir haben eine ganz andere Welt in unseren Herzen, als die wirkliche ist; — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich ist. — — — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da meiner Strafe entgegen sehen soll, wo mein innerstes Bewußtseyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. — Die Lectüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß verursacht."

Am 25. September 1776 schrieb Schiller an einen seiner späteren Freunde, Herrn F... in St..., der die Akademie an Ostern dieses Jahres verlassen hatte: „Sie stehen jetzt auf der Bühne der wirklichen Welt, und werden, das traue ich dieser Bühne zu, ganz andere Decorationen, Soufleurs und Acteurs gefunden haben, als wir sie uns in unserer Ideen-

welt dachten. Erzeigen Sie mir doch ja die freundschaftliche Gefälligkeit, und theilen mir Ihre Ansichten der wirklichen Welt mit. Mich interessirt alles, was ich von freyen, selbstständigen Männern von einer Laufbahn erfahre, die ich bald selbst betreten werde. Nicht so ganz von wirklichen Erfahrungen entblößt wünschte ich in die wirkliche Welt überzutreten; denn alles, was ich bisher von ihr weiß, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derselben; worüber mich die Geschichte, die treue Leiterinn und Führerinn auf meiner wissenschaftlichen Laufbahn, mehr, als alles unsentimentale Geschwätz mancher Erzieher über Lebens- und Erfahrungsprincipe belehrt."

Schillers lebhaftes Temperament vertrug sich wenig mit der Manier der Inspectoren. Er brauste nur zu oft auf, wenn man seiner Wißbegierde Schranken setzen, und den Flug seiner Fantasie, die gar zu gern in Melpomene's Heiligthümern verweilte, hemmen wollte.

Wie Themistokles an den Trophäen des Miltiades weinte, daß ihm, dem thatenglühenden Jünglinge, keine großen Thaten übrig bleiben würden; so weinte und trauerte Schiller einst an seiner Bibliothek, aus welcher ihm die pädagogischen Tempo'smänner den Shakespeare, die Histoire des Gèues und einige andere nicht in den Plan des Instituts passende

Werke, entrissen hatten; er fürchtete, daß dasjenige, wodurch er einst hauptsächlich wirken wollte, an ihm vertilgt werden würde. Unter Griechenlands und Roms Helden wandelte er mit ästhetischer Kraft und großem Sinne für Freyheit, Themistokles, Epaminondas, Brutus, Regulus, die Horatier, Catone und Scipione und andere Männer jener freyen Staaten begeisterten ihn. Er fühlte sich ihnen verwandt. Besonders war Brutus sein Mann, und nichts ging ihm über dessen Römergröße. Man sieht dieß besonders aus nachfolgendem Gedichte, welches er noch auf der Akademie verfertigte, und welches der Römergesang ist, den Carl in den Räubern anstimmt.

Wir theilen es hier in seiner ursprünglichen Gestalt mit.

Brutus im Elysium.

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den Letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Cassius, wo bist du? — Rom verloren? —
Hingewürgt mein brüderliches Heer!
Meine Zuflucht in des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäsar.

Wer mit Schritten eines Niedergangen
Wandert dort vom Felsenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten —
Das ist eines Römers Gang.
Tiberius! Von wannen deine Reise?
Dauert noch die Siebenhügelstadt?
Oft gewinket hab' ich um die Waise,
Laß sie nicht mehr einen Cäsar hab.

Brutus.

Ha! du mit der drey und zwanzigfachen Wunde,
Wer rief, Tollter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orcus Schlunde,
Stolzer Meiner, triumphire nicht!
Auf Philippi's eisernem Altare
Raucht der Freyheit letztes Opferblut,
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — kreuch in deine Fluth.

Cäsar.

O ein Todesstoß von Brutus Schwerte!
Auch du, Brutus, du? —
Sohn; es war kein Vater, — Sohn, die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu!

Geh, du bist der größte Römer worden.
Da in Vaters Brust kein Eisen drang;
Geh und heul' es hin zu jenen Pforten,
Brutus ist der größte Römer worden,
Da in Vaters Brust sein Eisen drang!
Geh, du weißt nun, was an Lethe's Strande
Mich noch bannte.
Schwarzer Schiffer stoß vom Lande!

Cäsar.

Vater halt! Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt,
Der dem großen Cäsar gleiche,
Diesen Einen hast du Zehn genannt.
Nur ein Cäsar mochte Rom verderben.
Nur nicht Brutus mochte Cäsar sehn.
Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben!
Geh du linkswärts, laß mich rechtswärts gehn.

Zu Schillern mußte es gewiß Unterrichtsstunden geben, denen er ihrer Trockenheit oder Leerheit wegen nicht gern beywohnte. Er suchte ihnen dadurch zu entgehen, daß er sich als krank anmelden ließ. Da man aber bald merkte, daß die Krankheit nicht anhaltend war, sondern nur zu gewissen Tagen und Stunden den Patienten heimsuchte; so achtete man

nicht

nicht auf den Kranken, ließ es sich zwar gefallen, daß er den Unterricht nicht persönlich anhörte, verordnete ihm aber zur Cur starke Pensa, aus der nähmlichen Wissenschaft, in welche er eben nicht tief eindringen wünschte. Darüber war Schiller einmahl so aufgebracht, daß er das Pensum, mit dem man ihn zu quälen versuchte, in Stücken zerriß, und sie dem Ueberbringer mit den Worten vor die Füße warf: „ich muß bey der Wahl meiner Studien den freyen Willen haben.“ Dieses verargte man ihm sehr. Er wurde einige Zeit degradirt, und lernte einsehen, daß in solchen Fällen die Inspectoren mit ihrem freyen Willen und dem Reglement weiter, als er mit dem seinigen, reichen konnten.

Auf Befehl des Herzogs Carl mußte jeder Zögling seine Mitbrüder alle schildern, und das Ganze ward zusammengetragen. Die Aeußerungen über Schiller gingen im Wesentlichen dahin: „Er sey lebhaft und lustig, zeige gar viel Einbildungskraft und Verstand, gefalle durch seine Freundlichkeit und Bescheidenheit, lese beynahe immer Gedichte, und beweise vorzügliche Neigung zur Poesie, hauptsächlich zum Tragischen. In seiner angehängten Selbstschilderung gesteht Schiller ein, daß er eigensinnig und hitzig sey, beruft sich aber auf ein treues, gutes Herz, und berühret am Schlusse, daß er sich weit glücklicher

schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.

Die Zöglinge der Carlsakademie wurden niegends ohne Aufsicht gelassen; eiserne Stäbe schieden sie von der Welt, und zu den Besuchen gewisser (sehr steifer) Gesellschaften oder Spaziergänge erhielten sie ihre inspicirenden Begleiter. Das zurückgezogene, von allen unschuldigen Menschenfreuden entfernte Leben ekelte Schillern an, und er versuchte zu mehreren Mahlen, mit einigen seiner Vertrauten, zur Abendzeit oder in andern Freystunden, dem Kerker auf eine Art zu entkommen, um in Gesellschaft seiner Freunde und Verwandten glückliche Augenblicke des Bücherlebens geniessen, oder wenigstens das Thun und Treiben der Menschen belauschen zu können. Oefters ist Schillern diese Flucht zu Menschen geglückt. Er versuchte sie besonders in den letzten Jahren seines militärisch-akademischen Gefängnisses. Allein ein Plan, nach welchem er im Jahre 1775 mit einigen seiner besten Freunde sich immerwährende Freyheit zu verschaffen suchen wollte, mißglückte, ohne jedoch verrathen zu seyn, völlig. Schiller scherzte über diesen Plan einige Jahre nach dessen Scheiterung selbst. „Die Inspectoren würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben!" sagte er.

Seiner Bestimmung nach ein Arzt, trieb Schiller mit grossem Eifer hauptsächlich Physiologie, und studierte in eines Boerhaves und Hallers Ver-

ken mit vielem Fleiße. Er würde vielleicht auch hier etwas Vorzügliches und Großes geleistet haben, wenn er sein Studium unter anderen Verhältnissen, mit freyer Anordnung und mit Vorliebe für einen gewissen Zweig hätte betreiben dürfen. Indessen absolvirte er den Cursus der Medicin auf der Militärakademie vollständig, und würde gewiß als Doctor der Arzneywissenschaft promovirt haben, hätte Stuttgard schon zu jener Zeit in der Reihe deutscher Universitäten gestanden.

Am Ende seiner akademischen Laufbahn übergab er, dem Reglement gemäß, eine medicinische Probeschrift: über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen. Er weihete diese Abhandlung seinem Fürsten, der, wie er sich ausdrückte, die hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre erhoben hatte. Dieser Versuch beurkundete schon damahls seine Belesenheit, seine Sprachstärke, seinen Scharfsinn, sein Streben nach Vollkommenheit. Man höre z. B. nur eine Stelle:

„Aus eben dem Messer, mit dem der Wilde
„sein Wildbret zerlegte, erfand Lionet dasjenige,
„womit er die Nerven der Insecten aufdeckte.
„Mit eben dem Zirkel, mit dem man Anfangs
„nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Er-

„de. — Der Drang einer inneren thätigen Na„tur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütter„lichen Gegend, lehrte unsere Stammväter kühner „denken, und erfand ihnen ein Haus, worin sie „im Geleit der Gestirne auf Flüssen und Oceanen „sicher dahin glitten, und neuen Zonen entgegen„schifften."

„Fluctibus ignotis insultavere carinae."

„Hier wiederum neue Producte, neue Gefahren, „neue Bedürfnisse, neue Anstrengungen des Geistes. „Die Collision der thierischen Triebe stößt Horden wi„der Horden, schmücket das rohe Erz zum Schwerte, „zeugt Abenteurer, Helden und Despoten. Städte „werden befestiget, Staaten errichtet. Mit den „Staaten entstehen bürgerliche Pflichten und Rech„te, Künste, Ziffern, Gesetzbücher, Priester — und „Götter."

„Und nun die Bedürfnisse ausgeartet in Luxus „— welch unermeßliches Feld eröffnet sich unserm „Auge! Jetzt werden die Adern der Erde durch„wühlt, jetzt wird der Grund des Meeres betre„ten, Handel und Wandel blühen: —

Lateat sub classibus aequor.

„Der Ost wird in Westen, der West in Osten „bewundert. Die Geburten des Auslandes gewöh„nen sich unter künstlichen Himmeln, und die Gar„tenkunst bringt die Producte von drey Welttheilen

„in einen Garten zuſammen. Künſtler lernen der „Natur ihre Werke ab, Töne ſchmelzen die Wil„den, Schönheit und Harmonie veredeln Sitten „und Geſchmack, und die Kunſt geleitet zu Wiſſen„ſchaft und Tugend hinüber ꝛc.“ —

In dieſer Abhandlung waren als Belege zu pſychologiſchen Bemerkungen Stellen aus ſeinem noch ungedruckten Trauerſpiele, die Räuber, angeführt. Er citirte es als ein engliſches Product unter dem Titel: The Robbers. Das Wort iſt ausgeſprochen, auf welches die Leſer vielleicht ſchon lange warteten. Wir haben gefliſſentlich alles voraus geſchickt, was über die Akademie und Schillers Aufenthalt daſelbſt zu ſagen iſt, um die Entwickelung und das Uebergewicht der Dichtkraft über ſeine andere Kraft deſto faßlicher anſchauend zu machen. Zwar iſt man vieler Täuſchung ausgeſetzt, wenn man beweiſen will, daß das Geſchehene habe geſchehen müſſen, indeſſen können wir nicht umhin, zu fragen: hat es anders kommen können? — Ein Knabe voll Fantaſie, Sinn für Natur und Menſchheit, ein muthiger, gefühlvoller Knabe kommt in jene Akademie — muß acht Jahre daſelbſt verweilen. Allen ſeinen Talenten werden beſtimmte Beſchäftigungen angewieſen — der Wille verſchwindet ganz im Gehorſam. — Nur die Fantaſie — dieſer einzige Nerve, der ſich nicht unterbinden — der einzige Ranke, die ſich nicht abſchneiden läßt. —

nur die Fantasie blieb also frey und unbesiegt. Und wie den Abgang einiger Sinne die anderen schärft und erhöhet, eben so bekam Schillers Fantasie und Dichtkraft durch das Beherrschte und Gebundenseyn der übrigen Kräfte erst den entschiedenen Vorrang, so daß es uns entschieden ist: jene so unpoetische, so zwangreiche Akademie hat Schillern zum Dichter gemacht, ihn, der mancherley hätte werden können. Sollte man aber schon in Schiller dem Knaben den künftigen Dichter erkennen wollen, so wird man doch gewiß zugestehen, daß die erste Frucht des Genius, „die Räuber," gewiß die Spuren des Treibhauses an sich trägt, in welchem sie, ganz gegen die Absicht des Gärtners und von ihm ungesehen, aus einem warmen doch von der Sonne nicht beschienenen Winkel hervor wuchs.

Schiller selbst erkannte dieß, und äußerte sich bey Gelegenheit der Ankündigung der rheinischen Thalia im deutschen Museum vom Jahre 1784 folgender Maßen: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, worin ich erzogen wurde, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und kalt, wie die erste Liebe. Was sie erstickten

ſollte, ſuchte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden — unbekannt mit den Menſchen — denn die vier hundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß eines und eben dieſes Modelles, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feyerlich losſagte, — unbekannt mit den Neigungen freyer, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen; — denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; — jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren. —

Unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtitutes öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſeyn — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beyſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beyſchlaf

der Subordination und des Genius in die Welt setzte — — ich meine die Räuber. — — Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser, als einen Beleidiger der Majestät, vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwey Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.“

Shakespear war es, an dessen verwandter Flamme sich Schillers Genius entzündete. Durch ihn ging ihm das Leben auf, das volle Leben seiner Seele.

Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, und klar erkannte er nun seine Bestimmung, die er jubelnd seinem Busenfreunde mittheilte. Zumsteeg war dieses, der berühmte Tonkünstler, dessen letzte Composition Johanna's Lebewohl war.

Seine Lieblingslectüre war, außer Shakespear, auch Klopstock, Ossian, Plutarch, Young, Göthe und Julius von Tarent. Oft las er diesen und den Götz von Berlichingen auf Spaziergängen laut vor. Ersteren konnte er zum Theil auswendig, und nützte einige Stellen sehr glücklich in seinen Schauspielen. Man denke z. B. nur an Aspermonte, der dem Todten ins Ohr schreyt: „Blanca! Blanca! — Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören!“ und an

den Räuber, welcher den Franz Moor ins Ohr ruft: „Es gibt einen Bruder zu ermorden! Da er das nicht hört, iſt er mausetodt.“ Oder man denke an das Leiſewitziſche Gleichniß: „In einem Jahrhunderte biſt du, Fürſt, der einzige von allen Tarentinern, den man noch kennt, wie eine Stadt mit der Entfernung verſchwindet, und bloß noch die Thürme hervorragen,“ und an die Stelle des Chors in der Braut von Meſſina: „Völker verrauſchen u. ſ. w. aber der Fürſten einzelne Häupter glänzen erhellt, und Aurora berührt ſie mit den ewigen Strahlen, als die ragenden Gipfel der Welt.“

Er dichtete viel in der Militäraakademie. Beſonders ergriffen ihn und zwey ſeiner Freunde die von Herder überſetzten altengliſchen Balladen, und ſie wetteiferten, wer dieſen Balladenton wohl am beſten träfe. Manches gelang ihnen ſehr. Sie verſuchten ſich in allen Gattungen der Dichtkunſt, und bothen einſt in aller Stille einem Verleger eine Sammlung ihrer Gedichte an; allein ihre Wahl fiel unglücklich aus. Der Verleger war ſchon vor mehreren Jahren geſtorben.

Schiller dichtete beſonders einen „Triumphgeſang der Hölle,“ der fürchterlich ſchön war, und eine „Gruft der Könige.“ In jener regelloſen Ode zählte Satan alle ſeine Erfindungen auf, von Beginn der Welt bis auf heute, um das Menſchenge-

ſchlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemiſchen Chören ein. — Die Gruft der Könige veranlaßte Schubart, ſeine Fürſtengruft zu dichten. — Auch ſchrieb er ein Schauſpiel: „Cosmus von Medicis," woraus er ſpäterhin manches in die Räuber verpflanzte. Ein kleines Vorſpiel: „der Jahrmarkt," welches am Geburtstage des Herzogs im akademiſchen Gebäude von Zöglingen der Akademie aufgeführt wurde, verrieth ſchon den genialiſchen Kopf, der mit Proteus Zauberkraft ſich in alle Formen zu wandeln weiß.

Clavige ward aufgeführt. Schiller übernahm die Rolle des Clavigo. Er fühlte den Dichter ganz; aber die Declamation war zu heftig, die Mimik zu ſonderbar. In der Scene, wo Clavigo über Beaumarchais anſpielende Erzählung unruhig zu werden beginnt, drehete ſich Schiller ſo gewaltig hin und her, daß er beynahe mit ſeinem Seſſel zu Boden ſtürzte.

Im Jahre 1776 ſchickte er heimlich aus dem akademiſch-militäriſchen Kloſter ein Gedicht: „Der Abend," an den Herausgeber des ſchwäbiſchen Magazins von gelehrten Sachen, ein. Nur den Schluß zur Probe, da es nun wahrſcheinlich ganz unbekannt iſt.

Gott thut's, wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,

Wenn Sonnen ſich um Achſen dreh'n,
Und an der Erd' vorübergehn;
Gott, — wenn der Adler Wolken theilet,
Von Höhen ſtolz zu Tiefen eilet,
Und wieder auf zur Sonne ſtrebt.
Gott — wenn der Weſt ein Blatt beweget,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm ſich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluthen in ihm ſtrömen,
Wo wieder junge Würmchen ſchwimmen,
Wo wieder eine Seele webt.
Und willſt du, Herr, ſo ſteht des Blutes Lauf,
So ſinkt dem Adler ſein Gefieder,
So weht kein Weſt mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebraus empörter Meere,
Krümmt ſich kein Wurm, und wirbelt keine Sphäre.
O Dichter, ſchweig! — Zum Lob' der kleinſten Myriaden,
Die ſich in dieſem Meere baden,
Und deren Seyn noch Keines Aug' durchdrang,
Iſt todtes Nichts dein feurigſter Geſang.
Doch bald wirſt du zum Thron' die Purpurflügel ſchwingen,
Dein kühner Blick noch tiefer hierher dringen,
Und heller noch die Engelharfe klingen!

Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit;
Der Herr ist dort und Ewigkeit.

Der Redacteur setzte in der Note bey: er prophezeye dem Verfasser ein Qe magna Sonaturum. — Eine im Jahre 1777 eben dahin eingesandte Ode: „Der Eroberer," zeugt von größerem Feuer, ist aber zu überspannt. Sein Fluch reißt am Weltgerichtstage, die Wage, worauf der Rächer des Eroberers Gräuelthaten wiegt, tiefer zur Hölle hinab.

Dann (so schließt Schiller) dann ist auch mein Wunsch,
ist mein geflüchtester,
Wärmster, heißester Flug ganz dann gesättiget;
O dann will ich mit voller
Wonn', mit allen Entzückungen
Am Altare vor dir, Richter, im Staube mich
Wälzen, jauchzend den Tag, wo er gerichtet ward,
Durch die Ewigkeit feyern,
Will ihn nennen den schönen Tag.

Im Jahr 1780 lieferte er in das erwähnte Magazin noch eine Uebersetzung aus dem ersten Buche der Aeneide, mit der Ueberschrift: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere." Nur einige Proben.

Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren der Segel,
Da entreissen unplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer

Himmel und Tag, der Pelagos wallt in Mitternachtsſchauern;
Himmel donnert, und Himmel flammt auf im Tauſendgeblitze,
Tod, Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm, Tod brüllen die Donner. —

Endlich vernahm der meergewaltige König das Toben
Und den gräulichen Aufruhr des ewigen Pontus, die Stürme
Losgelaſſen, und Höhen und Tiefen zuſammengeführt ꝛc.

Ha! das ſoll euch — doch muß ich zuerſt die thürmenden Fluthen
Niederbeugen — Künftighin ſollt ihr ſo gnädig nicht fahren!
Eilet flugs von dannen, und meldet euerm Beherrſcher,
Meldet ihm das: Ich habe zu walten im ewigen Pontus,
Er nicht, ſagt's ihm! Mein, mein iſt der gewaltige Dreyzack u. ſ. w.

Hatte er vorher Mißbehagen an ſeiner Umgebung gefühlt; ſo ward ſie jetzt ihm unausſtehlich.

Glücklich fühlte er sich nur, außer bey seinem Freunde, in den wenigen Augenblicken seiner Einsamkeit, die ihm immer zu schnell verflogen; denn in seiner Seele drängten sich Bilder und Gedanken, wie eine werdende Welt, und er konnte endlich dem allmächtigen Drange nicht mehr widerstehen, außer sich darzustellen, was so voll, so glühend in seiner Seele lebte. — So entstanden diese Räuber, worin er seine nach Freyheit lechzende Seele ausstürmen ließ.

Ueberhaupt sind die Räuber, die lediglich während Schillers Aufenthalt auf der Carlsakademie ausgearbeitet wurden, eine merkwürdige psychologische Skizze über den jugendlichen Zustand des Dichters, ein von der aufblühenden Genialität erschaffenes dramatisches Ungeheuer, voll energischen Feuers. Sie bezeichnen, was auch seine früheren Gedichte thun sollten, die ersten Stufen in der Bildungsgeschichte ihres Verfassers, und sollten daher nicht ein Opus serio castigatum, sondern, was auch Schillers späterer Wille war, in der Urschrift, im ersten Originale dem Publicum übergeben werden; denn was man bisher den Räubern nahm, gehört gerade, nach dem Urtheile trefflicher Kenner, zum Genialsten.

Man erzählt, daß Schillern ein von Schubart herrührender Aufsatz im oft gedachten schwäbischen Magazin, und zwar im Jahrgange 1775, S. 30, den ersten Gedanken zu seinen Räubern gab. Die Räu-

der waren den jugendlichen Vertrauten ihres Verfassers ganz genau bekannt, denn manche excentrische Idee und hoher Sinn für Freyheit belebte auch diese in einer Erziehungsanstalt, in welcher sie mit so vieler Strenge bewacht, und an so manchen der Jugend nicht zusagenden Zwang gebunden waren. Sie suchten in den Stunden der Vergnügungen oft Schillern auf, damit er sie mit einigen Scenen aus seinen Räubern vergnüge, versuchten es wohl gar, ihm, in erhitzter Fantasie, schöpferische Ideen anzugeben, und zur Ausarbeitung mehrerer Scenen ihn zu ermuntern. Er wurde einmahl von einem Aufseher überrascht, als er eben vor einigen seiner Freunde mehrere Stellen aus den Räubern declamirte. Bey den Worten, die Franz zu Mosern sagt: „Ha! was? Kennst du keine drüber? Besinne dich nochmahls! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes. — Keine einzige drüber?“ öffnete eben der Inspector die Thür. Er sah den jungen Schiller glühend und wie in Verzweifelung. „Ey! so schäme man sich doch!“ rief er aus, „wer wird denn so entrüstet seyn und fluchen?“ — Die anwesenden Zöglinge lachten hinter dem Aufseher in's Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „ein confiscirter Kerl!“

Die Kritik seiner Freunde vermochte so viel über ihn, daß er manche zu grelle und sittenlose Scene

in seinen Räubern, die er größten Theils auf dem Krankenzimmer ausarbeitete, mogligt, oder milderte. Der Auftritt, wo die Räuber mit Carl Moor in's Nonnenkloster, wo Amalia war, mit Waffengewalt eindringen, und der Geliebte im Gotteshause, wo die Vestalinnen beten, die Geliebte zum Eigenthume fordert, war gräßlich.

Wenn sich auch Schiller in seiner Ankündigung der Thalia die Kenntniß der wirklichen Menschen für die Begeisterungszeit seiner Räuber abspricht, und wie hierin wohl nicht widersprochen können, so ist doch gewiß, daß er frühe den Menschen und die Menschheit kannte. Dahin brachte ihn die Beobachtung seiner selbst, die Lectüre der Dichter, besonders Shakespears, und das Studium der Geschichte, das ihn nicht allein den Geist der Völker kennen, ihre Kräfte und Hülfsmittel abwägen, ihre Verfassungen prüfen lehrte, sondern durch welches auch im Umgange mit verwandten Geistern seine Ideen Vielseitigkeit und Form gewannen. Er fand in der Geschichte, und sahe durch die tragische Kunst nachahmend vor seine Augen gestellt (— wir reden hier mit seinen Worten —), das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden, wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, — die pathetischen Gemählde der mit dem Schicksale eingehen-

gehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld.

So wie für Schillern die Geschichte eine liberale, geistreiche Wissenschaft war, so wollte er auch damahls schon, daß man alle Wissenschaften geistvoll und nicht mit jener Kümmerlichkeit betreiben soll, womit man sich in den so genannten Brotwissenschaften oft auf das beschränkt, was, ohne den Geist sonderlich zu nähren, das körperliche Brot am unmittelbarsten berührt und herbeyschafft. Es sind Ideen, die in jenen Zeiten entstanden, wenn er später sagte: „für den philosophischen Kopf arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten. Jener weiß alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt Eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. Der Brotgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidiget. — Zu allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reitz und Aufmunterung von außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleiße selbst Reitz und Belohnung.“

So entwickelte ſich Schillers Geiſt und Herz in jener Akademie. Weniger vortheilhaft bildete ſich dort ſein Aeußeres. Dem Aufenthalte daſelbſt verdankte er ſeinen im ſpäteren Leben beſonders auffallenden ſteifen Gang. „Ich bin immer noch an die Taktik der Militärſchule gewöhnt!“ ſagte er oft ſcherzend, wenn er den leichten, behenden Gang eines ſeiner Freunde rühmen hörte.

Hierher gehört auch noch ein anderer Umſtand. Bloß den adeligen Zöglingen der Militärakademie ward es erlaubt, zur Auszeichnung vor den bürgerlichen, ihr Haar gepudert zu tragen. Auch Schiller erhielt vom Herzoge dieſe Begünſtigung, weil ſein Vater Major war, und alſo eine adelige Charge bekleidete. Mehrere behaupteten zwar, daß Schillern das Pudern ſeiner Haare um deßwillen anbefohlen worden ſey, weil ſie roth geweſen, und der Herzog rothes Haar nicht habe leiden können. Allein ſo wahrſcheinlich ein ſolcher Befehl und Widerwille gegen rothe Haare bey manchen Eigenheiten mancher Fürſten auch ſeyn könnte; ſo gewiß iſt es doch auch, daß Schiller nicht ſolche auffallend rothe Haare hatte, und daß ihm, nach Verſicherung eines ſeiner mit ihm in der Militärakademie erzogenen Freundes, lediglich aus dem oben berührten Grunde, ſein Haar pudern zu dürfen, erlaubt wurde.

Bald werden wir Schillern das Erziehungshaus

verlaſſen ſehen, in welchem er durch acht Jahr lebte. Dieſe Epoche ſeiner äußerlichen Verhältniſſe fällt ſo ziemlich mit jener ſeiner innerlichen Bildung zuſammen. Wir können die Stufe der Geiſteskraft, auf welcher er bey ſeinem Austritte aus der Akademie ſtand, füglich durch Naturalismus bezeichnen. Wir finden nähmlich bey ihm ein tiefes Gefühl und hohe Kraft, eine höchſt rege Fantaſie, ein Streben nach dem Starken, Großen und Erhabenen, das ſich aber bisweilen verirret. Nicht aus der Schule der franzöſiſchen Regel, ſondern aus dem Park engliſcher Kraft und Kühnheit trat Schiller hervor. Der Mangel an geläutertem Geſchmacke iſt noch ſichtbar; das Gemeine wird dann und wann für das Natürliche, das Derbe für das Starke, das Aufgeſchwollene für das Erhabene genommen.

Wahrhaft bewunderungswürdig iſt ſchon jetzt ſeine Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſeine Art, dieſes zu entfalten, ſeine Sicherheit, das unſrige zu bewegen und zu erſchüttern. Zeigt jenes von einem tiefen Nachdenken über den Menſchen, ſo erkennen wir in dem letzten die Fülle und Theilnahme ſeines eigenen Herzens; denn nur das Gefühl erregt das Gefühl.

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine,
Und umarmend küßt' ich ſie;

Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.

Um der Reflexion des Lesers zu Hülfe zu kommen, setzen wir am Schlusse dieser Abtheilung ein Paar Stellen aus Schillers Schriften her, in welchen sich das Gute und Mißliche dieser Bildungsstufe leicht auffinden und erkennen läßt. Zuerst eine Stelle aus den Räubern, die in den spätern Ausgaben nicht steht. Pastor Moser kommt in der fürchterlichen Nacht zu dem Böſewicht Franz.

Franz. Sage mir, was ist die größte Sünde, die ihn am grimmigsten aufbringt?

Moser. Ich kenne nur zwey. Aber sie werden nicht von Menschen begangen, auch ahnden sie Menschen nicht.

Franz. Diese zwey?

Moser. Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere. — Was macht euch auf einmahl so bleich?

Franz. Was Alter? Stehst du mit dem Himmel oder der Hölle im Bündnisse? Wer hat dir das gesagt?

Moser. Wehe dem, der sie beyde auf dem Herzen hat. Ihm wäre besser, daß er nie geboren

wäre. Aber seyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr.

Franz. Ha! was? Kennst du keine drüber? Besinne dich nochmahls. Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes. — Keine einzige drüber?

Moser. Keine einzige drüber!

Franz (fällt in einen Stuhl). Zernichtung! Zernichtung!

Moser. Freuet euch! freuet euch doch! Preißt euch doch glücklich! — Bey allen Gräueln seyd ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder.

Dagegen kommen aber auch Stellen vor, wie folgende: „Frevel, die zum Himmel hinauf stinken, und das jüngste Gericht waffnen.“

„Laß dich von Ambrosiadüften begraben, die aus seinem Rachen dampfen.“

„Blut säufst du, wie Wasser, Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase.“

„Ein confiscirter Kerl! Sieht er nicht aus, als ob ihn irgend ein Tübinger Buchhändler unserm Herrgott nachgedruckt hätte.“

„Spionen, bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen, wo sie ihre Allwissenheit holen, die sich wie Blutigel in Seelen einbeißen, das Gift aus dem Herzen schlürfen, und an die Behörde speien.“

„Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege.“

In dem Gedichte „Laura am Claviere“ heißt es unter andern:

Seelenvolle Harmonieen wimmeln
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim;
Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Finsterniß.

Man halte aber auch gegen diese Stelle folgende aus der Kindesmörderinn:

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleifen
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken losen Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut:
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch jetzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weint um mich, ihr, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen, zu dem weichen Busenwallen,
Heldenstärke die Natur verlieh'n!

Wehe! menſchlich hat dieß Herz empfunden! —
Und Empfindung ſoll mein Richtſchwert ſeyn!
Weh! vom Arm des falſchen Manns umwunden
Schlief Luiſens Tugend ein.

Ach! vielleicht umflattert eine andre
Mein Vergeſſen, dieſes Schlangenherz
Ueberſtieſt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztiſch in verliebten Scherz!
Spielt vielleicht mit ſeines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den ſie entgegen bringt,
Wenn verſpritzt auf dieſem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe ſpringt.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luiſens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage ſchrecklich mahnend an dein Ohr!
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Geliſpel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wolluſt Roſenſchuld!

Ha, Verräther, nicht Luiſens Schmerzen,
Nicht des Weibes Schande, harter Mann!
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen,
Nicht, was Löw' und Tiger mildern kann? —

Seine Segel fliegen ſtolz vom Lande,
Meine Augen zittern dunkel nach,
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ſein falſches Ach! — —

Und das Kindlein, — in der Mutter Schooße
Lag es da, in ſüßer goldner Ruh,
In dem Reitz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu.
Tödtlichlieblich ſprang aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Conterfey:
Den beklomm'nen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verrätherey.

III.

Schiller wurde nach der von ihm übergebenen, oben genannten Probeſchrift, Regimentsarzt, keineswegs Chirurgus.

Wie hätte es wohl „dem Genie, das ſo frühzeitig über jedes Gehege geilte," möglich werden können, ſich in ein Gehege einſchmiegen zu laſſen? — in ein Gehege, worin es, ſeinen früheren genialiſchen Ausſchweifungen zuwider, der beſchränkteſten Ausſichten ſo manche fand? — Die jeden Trieb freyer Thätigkeit erſtickende Subordination blieb noch immer die ungewünſchte Begleiterinn auf einer gewünſchten und längſt er-

ſehnten freyeren Laufbahn. — Schiller ſah nach Feſſeln um ſich, als er ſich feſſelfrey wähnte. — — Seine Räuber waren erſchienen. Allgemein war der Beyfall, mit welchem ſie aufgenommen wurden. Eben ſollten ſie zum erſten Mahle auf dem Theater in Mannheim aufgeführt werden, als Schillern der längſt genährte Wunſch, „ſie auf dem Theater zu ſehen“ von neuem beſeelte, und er um Urlaub zu einer Reiſe nach Mannheim bey ſeinen Vorgeſetzten nachſuchte. Zu jener Zeit machte man es aber allgemein in Stuttgard Schillern zum Vorwurfe, „daß er ſein eigentliches Fach, „„die Medicin““ vernachläſſige, und Komödiant zu werden trachte.“ Deßwegen wurde ihm der verlangte Urlaub abgeſchlagen, und er zugleich in der bißfalls ertheilten Reſolution bedeutet: „ſeinem Dienſte gemäß ſich überall zu betragen, und keinesweges, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihm zu geben, widrigen Falls er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben werde, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig werden würde.“ — Schiller achtete die Verweigerung jenes Urlaubes nicht, noch weniger aber die dieſelbe begleitende Reſolution. Er übertrug einem Freunde, dem mehr erwähnten Herrn M. in L..., verſchiedene erhaltene Aufträge, und reiſte — ohne Urlaub — nach Mannheim. „Da-

über dürfen Sie nichts Arges haben!“ (ſo ſchrieb er an denſelben.) Welcher kräftige Jüngling würde nicht wünſchen, das Kind ſeiner erſten Liebe zu ſuchen? — und wünſche ich etwas Anderes zu ſehen, als jenes jugendliche ernſte Kind, welches ſein Daſeyn, wo nicht einem kräftigen Jünglinge, doch einer jugendlichen ernſten Beſchäftigung eines Jünglings zu danken hat?“

Heimlich hatte Schiller dieſe Reiſe nach Mannheim angetreten. Er kam daſelbſt an, ſah mit den feſteſten Entſchlüſſen, in der einmahl betretenen Laufbahn fortzuſchreiten, zum erſten Mahle ſein Trauerſpiel, „die Räuber“ auf der Bühne, und lernte den bekannten und berühmten Schauſpieler Beil kennen. Mit Enthuſiasmus ſah er die Handlung der von ihm erſchaffenen Perſonen, und Beil wußte dieſen Enthuſiasmus zu leiten. Ein anderes Mitglied des Mannheimer Theaters, der bekannte Beck, wurde auch ſein Vertrauter. Dieſe Beyden meinten es ſehr ehrlich mit Schillern bey einer von ihm gemachten Aeußerung, „Mitglied des Theaters zu werden,“ und riethen ihn ſehr ernſtlich von ſeinem Entſchluſſe ab. Der ehrliche Beil ſagte prophetiſch zu ihm: Nicht als Schauſpieler, ſondern als Schauſpieldichter werden

Sie der Stolz deutſcher Bühnen werden!"

Schiller kam, ohne daß man ſeine Abweſenheit bemerkt hatte, in Stuttgard wieder an. Mit dem ausgezeichneteſten Beyfalle waren die Räuber nicht allein in Mannheim auf dem daſigen Theater aufgeführt, ſondern auch an andern Orten, nahmentlich in Stuttgard ſelbſt, geleſen worden. Der Verfaſſer, welcher zeither (nicht zu ſeiner Schande, ſondern zu ſeiner Ehre ſey es geſagt!) als ein excentriſcher Kopf, mitunter als Wildfang bey Vielen gegolten hatte, ward bald ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung — aber auch der ſpeciellen Bewunderung ſeiner Obern, und (wie man ſagt) des Hofes. Der engen Einkerkerung in der Militärſchule entlaſſen, mußte freylich der mit ſo reger Fantaſie begabte, feurige Jüngling vielleicht etwas raſchere Züge aus dem ihm dargereichten Becher der Freyheit thun, (und thun wir dieſe Züge nicht alle in gleichen Verhältniſſen??) — allein, er wurde nicht ihretwegen, ſondern wegen der Räuber ein Gegenſtand jener genannten ſpeciellen Bewunderung und — Verfolgung. Sein Freund, Zumſteeg (deſſen Tod Schiller tief betrauerte), war es, der ihn zuerſt auf die Klippe aufmerkſam machte, an welcher man ihn ſcheitern laſſen wollte. Connexionen und Verhältniſſe öffneten nähmlich dem berühmten Tonkünſtler den

Weg zu manchen imponirenden Familien, in deren Zirkeln er bald die Gefahr vernahm, in welcher Schillers Ruf zu schweben schien. Er entdeckte diese seinem Freunde. Schiller forderte seinen Abschied, erhielt ihn, ging aber noch eher aus dem Wirtembergischen, als er ihn erhalten hatte. —

In dieser Lebensepoche Schillers herrscht grosses Dunkel; denn der Unvergeßliche ward in derselben Menschenfeind — er verlor das Zutrauen zu Menschen; — er dachte, wie er nicht lange darauf in einem seiner Werke schrieb: „Freundschaft ist oft verzagt, und immer besorglich.“

„„Die schonende Delicatesse des Umganges machte
„„einem gebietherischen, entscheidenden Tone Platz,
„„der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht
„„auf den äußerlichen Anstand, worüber man sich
„„mit leichter Mühe tröstet, sondern auf eine be-
„„leidigende Veramsetzung seiner persönlichen Er-
„„habenheit gegründet war. Weil er zu Hause öf-
„„ter Betrachtungen Raum gab, die ihn im Tau-
„„mel der Gesellschaft nicht angehen durften; so sa-
„„hen ihn seine eigenen Leute selten anders als fin-
„„ster, mürrisch und unglücklich, während er fremde
„„Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beseelte.
„„In dem Tumulte, durch den er geworfen wurde,
„„hörte er die schwache Stimme der Freundschaft

„„nicht, und war auch noch zu glücklich, um ſie „„zu verſtehen.““

In Stuttgard ſchrieb er noch im Jahre 1781 eine Elegie auf den frühen Tod J. C. Weckherlins, welche in der Anthologie mit Weglaſſung von drey Strophen ſpäterhin abgedruckt wurde. Einige Stellen ſind zu charakteriſtiſch, als daß ſie ganz vergeſſen werden ſollten; z. B.:

War er nicht ſo muthig, kraftgerüſtet?
War er nicht, wie Lebenscontersey?
Friſch, wie Roß im Eiſenklang ſich brüſtet,
Wie der Vogel in den Lüften frey? — ꝛc.

O ein Mißklang auf der groſſen Laute!
Weltregierer, ich begreif' es nicht —
Hier — auch den, der ſeinen Himmel baute —
Hier im Sarg — — Barbariſches Gericht! ꝛc.

Der Sprung vom König bis zur Erdenſcholle
Iſt ein leichter Kleiderwechſel nur.

Auch ließ er im Jahre 1781 auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Carl in die Mäntleriſche Zeitung, welche er kurze Zeit redigirte, ein Gedicht einrücken, und gerieth über einige zu ſtarke Ausdrü-

cke mit dem Censor in scharfen Wortwechsel. Die drey letzten Strophen erlaube man uns anzuführen:

Er kömmt zurück, bringt Glück für seine Kinder
Von Völkern mit, die er gesegnet sah.
Der Frühling fliegt voran, sein herrlicher Verkünder.
Jauchzt Bürger, jauchzt! — Carl und der Lenz ist da.

* * *

Sag' Auslands-Schelst du nicht mit neid'schen Blicken
Auf Wirtembergs glückseel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken!
Wär' euer Herrscher — Er?

* * *

Sprecht, Nachbarn sprecht: Ihr habt Ihn selbst gesehen?
Wer tadelt noch der Wirtemberger Stolz?
Es ist gerecht — Ihr müßt es selbst gestehen!
Wir haben Ihn — und spotten eures Golds.

Er arbeitete in Stuttgard noch an Fiesko mit aller Geistesanstrengung, und sagte damahls: „Meine Räuber mögen untergehen! Mein Fiesko soll bleiben.“ Zu den zwey ersten Stücken des würtembergischem Repertorii trug er Manches

bey. Die Aufsätze: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater, der Spaziergang unter den Linden, eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, fünf bis sechs Recensionen über schönwissenschaftliche Producte und eine ausführliche Kritik über die Räuber gehören ihm zu.

Daß Schiller noch vor erlangtem Abschiede sein Vaterland verließ, dazu hatte er die triftigsten Beweggründe. „Ich muß eilen," schrieb Schiller in jener Epoche an Herrn F.. in St.., „daß ich von hier komme, man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem biederen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich nur immerhin bey meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern im geringeren, aber mir gefälligeren Grade, besitzen will; — denn so verdanke ich sie doch meinem freyen Willen und der Zwang verachtenden Freyheit." Ferner an Herrn B. in M**: „Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobey man mich jetzt unter eine den Geist gefangennehmende Curatel setzen möchte, mündig gewesen zu seyn. Das Beste ist, daß

man ſolchen plumpen Feſſeln ausweichen kann; — mich ſollen ſie wenigſtens niederdrücken, und ich eile nächſtens, in der gewiſſen Ueberzeugung, eine Freyſtatt zu finden, in Ihre Arme."

Die triftigſten Gründe, ſagte ich, vermochten Schillern, ſein Vaterland zu verlaſſen. Unter ihnen ſtand derjenige oben an, daß er nicht im Geringſten mit einer damahls herrſchenden Partey in ſeinem Vaterlande, noch weniger aber mit ihren Planen und Abſichten, harmonirte, oder zufrieden war. Vieles von dem, was von oben gebilligt, befohlen und unternommen wurde, mißbilligte er nicht allein im Stillen, ſondern er ließ auch zuweilen ſein Mißfallen in freundſchaftlichen Zirkeln laut werden, aus welchen Leute, die Schiller unter ſeine Freunde zu zählen berechtigt zu ſeyn glaubte, zuweilen mit böſen Abſichten, zuweilen aus Leichtſinn, Schillers Urtheile vor ein Publicum brachten, zu dem ſie nicht geäußert worden waren. Auch lauerten hier und da auf ihn Spione, „bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen." — Manchen Geſellſchaften, ſo wie manchen Biedermännern, welche gewiſſen Leuten als ſehr gefährliche Geſellſchaften und ſehr zweydeutige Charaktermasken galten, war Schiller zugethan. Er ſprach von ihnen, und erhob ſie mit einer Wärme, die den Ver-

ewigten

ewigten so sehr charakterisirte, wenn er von denen sprach, die seinem Herzen theuer waren. Schubarts Schicksal ging ihm sehr nahe zu Herzen. Er saß nähmlich acht lange Jahre auf der Festung Hohenasperg gefangen. Mehrere Motive mochten wohl seine Gegner bey seiner Einkerkerung gehabt haben! — Man sagte, eines derselben sey auch das Distichon gewesen, welches Schubart dem Publicum zu lesen gab und so lautete:

„Als Dionys hört' auf Tyrann zu seyn,
So ward er ein Schulmeisterlein."

Dem sey wie ihm wolle! auf Schillern warteten so ziemlich Schubarts Schicksale, wenn auch die Ursachen derselben von sehr verschiedener Art gewesen wären. Schubart, zu dessen Befreyung bekanntlich am meisten seine unsterbliche Hymne auf Friedrich den Einzigen: „Als ich ein Knabe noch war ꝛc." beytrug, war Schillern sehr zugethan, und erwartete sehr viel von diesem „Feuerkopfe," wie er ihn oft nannte.

Das Tyrannenlied, welches Schiller in Schubarts Chronik hatte einrücken lassen, erregte eine grose Sensation, — welche nun vollends durch die Räuber vermehrt und unterhalten wurde, — neben Schillers freymüthigen Aeußerungen über gewisse öffentliche Angelegenheiten Haß und Zorn gegen ihn anfachte, seine Widersacher erregte, und

neue Verfolger ermunterte. Leute, welche, wie mit Falkenaugen auch die Stäubchen zu erkennen wähnen, welche dem Triebwerke menschlicher Handlungen Schwung und Gewicht nehmen oder geben, suchten alles hervor, um den Handlungen Schillers etwas Gehirn-Mechanisches anzudichten, was den Handelnden selbst immer zu einer Handlung bestimmt hätte. Man gab beynahe jeder noch so unschuldigen Stelle in den Räubern einen Bezug. „Blut saufst du wie Wasser,“ — Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase.“ — „Diesen Ring zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstande zu seinem ersten Günstling empor geschmeichelt; der Fall seines Nachbars war seiner Höhe Schämel. Thränen der Waisen hoben ihn hinauf. — Diesen Diamant zog ich einem andern dieses Gelichters ab, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte, und den trauernden Patrioten von seiner Thür stieß.“ — Dieß waren Stellen, denen man Bezug gab, und die auch, wie man versichert, sehr übel aufgenommen worden seyn sollen. Noch erzählt man als gewiß, daß Graubündner in sehr heftigen Ausdrücken gegen die Räuber unmittelbar beym Herzoge sich beschwert hätten, und deßwegen ein langer Briefwechsel nach Chur geführt worden

frey. Dieses scheint auch um so eher gegründet zu seyn, als die Räuber befangenen Graubündnern leicht Anlaß zu Mißvergnügen mit ihrem Verfasser geben konnten, und von je her die Regierungen in Helvetien wegen der Preßfreyheit mit den wirtembergischen Censurbehörden in Zwiespalt lagen. Schriften, die gegen Wirtemberg gerichtet waren, wurden in der Schweiz gedruckt und verkauft, indessen alle Schriften, welche gegen helvetische Regierungen erschienen, im Wirtembergischen ausgegeben wurden. — Noch in diesem Jahre ist das Vorhergewesene, bey gewissen neueren Beschwerden, zu Bern zur Sprache gekommen. —

Bestimmter sagen Andere: in den Räubern kam ein heftiger Ausfall auf Graubünden vor, den Schiller, weil er einen von da gebürtigen Aufseher der Carlsakademie bitter haßte, in dem ganzen subjectiven Dichtergrimme eines 19jährigen Jünglings hingeworfen hatte. Nun stand aber der Herzog gerade im Begriffe, an Graubünden ein Anleihen zu eröffnen, und Schillers Feinde benützten dieses Verhältniß, ihn dem Fürsten verdächtig zu machen. Schiller erhielt daher den Befehl, den Graubündnern Genugthuung zu verschaffen, und nie mehr etwas zu schreiben.

Es gibt auch Einige, welche gewissen Situationen, in welche Schillers biederer Vater ehe-

dem verwickelt worden seyn soll, einen Hauptgrund seines Weggangs aus dem Vaterlande zuschreiben. Der Hof, sagt man, sey sehr unzufrieden mit dem alten Schiller gewesen u. s. w. Freylich konnte man vielleicht auch mit dem Vater unzufrieden seyn, wenn dieser, stolz auf sein Kind, dasselbe bey allen Gelegenheiten zu vertheidigen bemühet war, vielleicht gar eine grosse Beleidigung seines Ehrgefühles darin fand, wenn er hier und da schiefe, sein väterliches Herz kränkende Urtheile über seinen geliebten Friedrich hören mußte. Allein mit allen Gründen der Wahrheit ist den Behauptungen der Gegner, welche auch Schillers Familie bey seinem Weggange aus dem Vaterlande mit in Betracht ziehen, zu widersprechen. Daraus, daß Schillers gelehrter und biederer Bruder gleichfalls sein Vaterland verlassen hat, d. h. außer dem Würtembergischen wirkt und lebt, daß seine Schwester außer dem Vaterlande an den geschätzten Rath Reinwald in Meiningen verheirathet ist u. s. w. läßt sich für die Behauptungen der Gegner kein sicherer Schluß ziehen. — — Warum floh aber Schiller das Würtembergische so sehr!!? Weil er nie Beruf fand, sich wieder in ein Land zu begeben, in welchem er gleich in der frühesten Epoche seiner Bildung so sehr verkannt worden war. — Doch genug — wir haben es hier lediglich

mit Schillern, keinesweges mit den Situationen seiner gleich liebens- und achtungswürdigen Familie zu thun. —

Ueber Schillers frühere Abreise aus Stuttgard war man freylich sehr aufgebracht, man hätte ihn gar zu gern ein Wenig auf die Finger geklopft; allein! sie hatte keinesweges die unangenehmen Folgen, welche man ihr hier und da zuschreibt. Die Urtheile über jene Folgen sind sehr verschieden, und eben deßwegen, weil sie zum Nachtheile der Wahrheit verschieden sind, übergehen wir sie mit Stillschweigen. Am lächerlichsten ist dasjenige, was man sich von einer im Werke gewesenen Auslieferung Schillers erzählt. Ob sie verlangt worden?? das weiß ich nicht; — nimmermehr aber ist davon außer dem Würtembergischen, nahmentlich in Mannheim, die Rede gewesen.

Auch seinen besten Freunden (seine Familie ausgenommen) hatte Schiller seine schnelle Abreise verheimlichet. Zumsteeg wußte darum, und begleitete ihn. Bey dem ersten Dorfe von Stuttgard nahm er Abschied von Schillern. Oefters dachte der Verewigte an diesen Abschied, und als Zumsteeg gestorben war, nannte er ihn den geprüftesten seiner jugendlichen Freunde. —

Nicht wie Kriemhild reiste Schiller aus seinen heimischen Gefilden (einige laßen ihn ohne alle

Halsamtzel reisen); er hatte seine geliebte Bibliothek, seine übrigen Effecten und 400 fl. baares Geld bey sich. In F..., nicht weit von der Grenze, übernachtete er beym dortigen Prediger, welcher ein Jugendfreund seines Vaters war. „Ey! Ey!“ sagte dieser während des Tischgespräches, „Sie haben gar kein gutes Beyspiel durch Ihre Räuber gegeben!“ In jener wichtigen Lebensepoche Schillers konnte ihn eine ähnliche Aeußerung etwas aufbringen, und diese brachte ihn wirklich auf. „Haben Sie wohl je, wie Pastor Moser, eines Böſewichts Herz erschüttert?“ erwiederte Schiller lakonisch; und — was das Komischte ist — der Eiferer hatte nicht einmahl, wie er nachher gestand, die Räuber gelesen. — So eiferten wahrscheinlich zu jener Zeit Mehrere gegen Schillern, die nicht einmahl seine Schriften gelesen hatten, geschweige denn seinen Geist kannten. Enthusiasmus oder Abscheu war es, den die Räuber bewirkten, einen mittleren Weg schlug nur selten ein billiger Beurtheiler ein. Besonders drang man darauf, das Stück zu unterdrücken, seit ein Haufen kleiner Buben in Leipzig dadurch bewogen ward, der Ruthe zu entlaufen, ihr aber eigentlich erst recht entgegen lief. Sie wollten auch eine Räuberbande in den böhmischen Wäldern zusammenziehen, kamen aber nicht weit; denn kaum hatten sie

ein Gesangbuch und eine Pistole genommen, als sie schon der Gerechtigkeit in die Hände fielen, die ihnen mit Ruthen den Kitzel vertrieb, armen Wanderern in den Hohlwegen aufzulauern und ihnen die Bürde zu erleichtern. Solche Umstände trugen zu Schillers ersten Rufe nicht wenig bey. Seine späteren Stücke zeigten immer mehr sein glänzendes Talent, seine kleineren Gedichte selbst (in der Anthologie, die er gemeinschaftlich mit Stäudlin herausgegeben hatte), zeigten einen Dichter, wie ihn Deutschland kaum noch hatte, und so war denn auch sehr frühzeitig sein Ruf gegründet.

Schiller kam in Mannheim an, und ward daselbst nicht allein von denen, deren frühere Bekanntschaft er gemacht hatte, sondern auch von Fremden, die ihn durch sein berühmtes Trauerspiel kannten, mit offenen Armen und mit einer Zuvorkommung empfangen, wie solche Wenigen zu Theil werden wird, die in ähnlichen Verhältnissen reisen. Er brauchte keineswegs seine ärztlichen Kenntnisse zu Hülfe zu nehmen, um sich Eingang in Familien, oder wohl Unterstützung zu verschaffen; sein Ruf, sein Herz, sein Geist verschafften ihm den ersten, — seine literarischen Arbeiten die letzte. Schiller hatte seine ärztlichen Kenntnisse, seit der Abreise von Stuttgard, nie wieder praktisch in Anwendung gebracht, — nirgends

hat er sie als einen Erwerbzweig betrachtet und behandelt.

„Frühe verlor ich" (sagt Schiller im deutschen Museum vom Jahre 1784) „mein Vaterland, um es gegen die große Welt umzutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte!" Daß er die Welt noch nicht so ganz kannte, mußte er auch nicht lange nach seiner Ankunft in Mannheim erfahren. Er lieh einem Abenteurer auf die von ihm angenommene Miene der Ehrlichkeit 30 fl. ohne Handschrift, und wurde betrogen. Er gerieth in eine Gesellschaft, die mit ihm nur seines Geldes und Credites wegen bekannt seyn wollte; — sein guter Genius rettete ihn aber sehr bald aus den Händen derselben. Man suchte ihn in Intriguen zu verwickeln, aus welchen ihm der biedere Beil bald heraus half, und die sein Grundsatz: „Friede mit allen Menschen!" verstummen ließ.

„Churpfalz ist" (so schrieb er von Mannheim aus an seinen Freund Zumsteeg), „Churpfalz ist mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Churfürst ist, bin ich nationalisirt und churfürstlicher pfalzbayerischer Unterthan. Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe

und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicher Weise auch mein Amt." —

Nicht so wohl die Fürsprache seiner Freunde, unter denen sich auch ein Dalberg befand, sondern seine Genialität erhoben Schillern in Mannheim sehr bald. Als Theaterdichter bey der dasigen Bühne angestellt, widmete er sich ganz dem Theater. Schon damahls betrachtete er die Schaubühne als eine moralische Anstalt, als eine Schule der practischen Weisheit, als einen Wegweiser durch das bürgerliche Leben, und als einen unfehlbaren Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der moralischen Seele. „Hier nur," sagt er, „hören die Grossen der Welt, was sie nie, oder selten hören, — Wahrheit; was sie nie, oder selten sehen, sehen sie hier, den Menschen." — „Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund träten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemählden faßlich und wahr an den Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine tiefsten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schmin-

le verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich, wie Rhadamanthus, Gericht hält. — So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Gesetze. — Tausend Laster, welche weltliche Gerechtigkeit ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und Religion. Aus diesen reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welchen herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung auf! — — Eben so häßlich als liebenswürdig die Tugenden, mahlen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. — Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Sie ist es, die der großen Classe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spotte beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier durch Scherz und Satyre. — — Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unserer Empfindlichkeit schont, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, se

hen wir unsere Larve aus dem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung. — Wenn aber auch die Schaubühne die Summe der Laster weder tilgt, noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? Sie hat uns das Geheimniß verrathen, den Thoren und Lasterhaften ausfindig und unschädlich zu machen. — Nicht blos auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht sie uns aufmerksam, und lehrt uns die grose Kunst, sie zu ertragen. Sie führt uns eine mannigfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachse an Muth und Erfahrung. Sie lehrt uns auch, gerecht gegen den Unglücklichen seyn, und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. — Menschlichkeit und Duldung fangen an, der herrschende Geist unserer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle und noch weiter — — — in das Herz der Fürsten gedrungen. Wieviel Antheil an diesem göttlichen Werke gehört unseren Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach

welchem er handelt?? — Kein geringeres Verdienst gebühret der Bühne um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höheren Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen. — Sie ist der gemeinschaftliche Canal, von welchem dem denkenden besseren Theile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsatze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarey, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Lichte. Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen. Nicht weniger ließen sich von ihr aus die Meinungen der Nation über Religion und Regenten zurecht weisen. *) Sogar Industrie und Erfindungsgeist würden von dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn **), und der Staat sich

*) Dieß geschah von den Bühnen der Griechen, und geschieht von den Bühnen der wackern Britten.

**) In dieser Aeußerung liegt ein merkwürdiger Beytrag zur Charakteristik Schillers. Er war ein echter Deutscher, ganz Patriot. Hätten nur Deut-

herablaſſen wollte, ſie zu hören. — Nationalgeiſt, d. i. die Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit der Meinungen eines Volkes bey Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet, würde nur die Bühne in einem hohen Grade bewirken können, weil ſie das ganze Gebieth des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet, weil ſie alle Stände und Claſſen in ſich vereiniget, und den gebahnteſten Weg zum Verſtande und Herzen hat.—— Daß die Bühne unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergetzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Sie iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheile der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoſſen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſere einſamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſere Seele drücken, und unſere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu erſticken drohet: ſo empfängt uns die

---

ſchen mehrere Schiller — — wir würden mehr Nationalſtolz und wärmeren Patriotismus beſitzen!

Bühne. — — In ihrer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns ſelbſt wiedergegeben, unſere Empfindung erwacht, heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſere ſchlummernde Natur, und treiben das Blut in friſchere Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus, der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere bewegt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne, der rohe Unmenſch fängt hier zum erſten Mahle zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder aufſtehende Natur! — wenn Menſchen aus allen Kreiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feſſel der Künſteley und der Mode, herausgeriſſen aus jedem Drange des Schickſales, durch eine allerbende Sympathie verbrüdert, in ein Geſchlecht wieder aufgelöſt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen, und ihrem himmliſchen Urſprunge ſich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurükfallen, und ſeine Bruſt gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — ein Menſch zu ſeyn.“ *) —

Am 17. Januar 1784 wurde Schillers Fieſko mit aller theatraliſchen Pracht in Mannheim

*) Aeußerungen aus Schillers Werken.

gegeben. Einer Bühne, die zu der damahligen Zeit den glänzendsten Bühnen Deutschlands mit Recht sich beyzählen durfte, konnte es an jener Pracht nicht fehlen. Schiller war mit der Aufführung sehr zufrieden, erhielt noch ausgebreiteteren Ruf, und kam dadurch auch mit den Directionen der vorzüglichsten Bühnen in nähere Verbindung.

Auch an Cabale und Liebe arbeitete er mit dem größten Eifer in Mannheim, widmete seine Stunden der Herausgabe der rheinischen Thalia, und nahm Antheil an mehreren damahligen Zeitschriften, worunter auch eine von Armbruster herausgegebene wirtembergische Chronik befindlich war. Er war, was besonders merkwürdig ist, und Schillers Unparteylichkeit gegen sich selbst, seine Anspruchslosigkeit, seine innere Selbstständigkeit darthut — (denn Schiller war nicht von dem schändlichen Egoismus vieler unserer heutigen Gelehrten und Schriftsteller beseelt); — er war, sage ich, der Recensent seiner Räuber, und beurtheilte sie in einer Frankfurter (a. M.) gelehrten Zeitschrift mit einem solchen kritischen Scharfblicke und so strenge, daß er ohne alle Schonung gegen sich verfuhr. „Der Verfasser soll ein Arzt seyn," so schloß er die alten Selbstrecensenten zu empfehlende Recension — und meinte, daß er mit nichten den Kran-

len zu empfehlen ſey. Er erregte aber viel Aufſehen, als es zur Publicität kam, daß Schiller ſelbſt ſein eigener ſcharfer Kritiker geweſen. „Iſt das nicht ein Aufhebens," ſagte er damahls in Becks Gegenwart, „wenn man einmahl von ſich ſelbſt die Wahrheit ſagt!" — An Stäudlins Anthologie nahm Schiller, bekannter Maßen, vielen Antheil, und die kleinen Poeſien, die er darin niederlegte, gründeten frühzeitig die Liebe des Publicums für ihn, die unter allen Generationen der Deutſchen ihm bleiben wird.

Schiller verlebte in Mannheim viele vergnügte und frohe Tage; er fing aber an, ſich ſelbſt zu mißfallen, wünſchte einen beſſeren Wirkungskreis und — andere Verhältniſſe. An ſeinen Freund, Herrn M., ſchrieb er damahls öfter, von einem Mißbehagen gewiſſer Situationen, von dem Hinweggeworfenſeyn auf Einen Punct, von dem Mangel der Selbſtſtändigkeit des menſchlichen Geiſtes, von der Ausübung menſchlicher Tugenden, nicht um der Tugend, ſondern um des eigenen Nutzens willen, von cabaliſtiſchen Rotten unter dem Menſchengeſchlechte u. ſ. w., ohne ſich jedoch näher und ſpecieller zu erklären. So viel war aus ſeiner damahligen Stimmung abzunehmen, daß er Urſache gefunden haben mußte, unzufrieden zu ſeyn.

Zum

Zumſteeg rieth ihm in einigen Briefen, ſeinem Beyſpiele zu folgen, und ſich zu verehelichen. „Wie könnte," ſo antwortete Schiller mehrere Mahle, „wie könnte wohl ein ſo ſanftes Geſchöpf, wie das Weib iſt, den Gang durchs Leben — das meinige iſt ohne dieß jetzt ſchon dem erſten Theile des verkettetſten und bunteſten Romanes ähnlich, — hazardiren, mit einem ungeſtümen, ſonderbaren Kopfe, wie der meinige iſt, hazardiren mögen! — Nein, lieber Zumſteeg! rathe mir nicht zu einer Inconſequenz meiner bisherigen Handlungsweiſe, und laß mich mein Schickſal, Trotz des warmen Blutes, das in meinen Adern ſtürmen mag, und, Trotz meinem Herzen, das, weil es empfänglich iſt, auch mittheilend ſeyn könnte, allein tragen. Zwar ſoll die Liebe gern auch Bürden tragen, ſie hört dann aber, meiner Anſicht nach, auf, eine uneigennützige Liebe zu ſeyn. Jedoch! laß mich hiervon abbrechen. Du weißt ja, daß ich über dieſen Gegenſtand auf meine eigene Art philoſophire." —

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirn, jeden Baum und jeden geahndeten höheren Geiſt an

den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unserer Geliebten. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.“

In solchen Augenblicken befand sich Schiller in seinen Jünglingsjahren sehr oft, in solcher Stimmung blieb er bis an das betrauerte Ende seiner schönen Lebenstage.

Wir machen hier in der Erzählung von Schillers Schicksalen einen Ruhepunct. Nicht, weil diese Epoche sich durch eigene und bedeutende Entwickelungsgrade auszeichnet, sondern weil wir in den äußeren Verhältnissen unseres Freundes nun wieder eine Veränderung sehen werden, und weil seine Abreise nach Mannheim und sein Aufenthalt daselbst eine gewisse Mittelstufe bildet, auf welcher wir den Uebergang in die nächste beobachten können.

Noch sieht man in Cabale und Liebe zum Theil den Verfasser der Räuber. Der Vorwurf ist edler hier als dort; doch herrscht auch hier das wilde ungebändigte Feuer des Affects und der ersten

Jugend. Rührung, Erschütterung soll noch oft durch das Uebertriebene bezweckt werden. Die Umrisse der Figuren sind kühn und kräftig, aber die Farbengebung grell und überladen. Erst im Fiesko wird Schillers Uebergang zu einer classischen Periode sichtbar. Sichtbar herrscht schon hier die freye künstlerische Besonnenheit in der Anlage des Planes und in der Entwickelung der Charaktere. Wir sehen überhaupt an Schillern jetzt die bestimmte Wahl der dramatischen Poesie, wir sehen dabey das Bestreben, sich zu erweitern. Die Herausgabe der Thalia und die Abreise von Mannheim zeigen uns ihn in diesem Drange sich auszudehnen, und an sein einmahl erwähltes dramatisches Wirken die übrigen Arten edler Einsichten und schöner Darstellungen anzureihen.

Hier folgt als Anhang der Brief, den Schiller am 19. Januar 1784 von Mannheim aus an seinen Freund Zumsteeg schrieb.

„Du schreibst mir sehr schmeichelhaft, daß Dich alles, was mir widerfahre, sehr warm interessire. Sey versichert, daß ich in eben dem Falle bin. Unmöglich kann mir also deine Verheirathung — eine große Epoche unseres Schicksals — Kleinigkeit seyn. Muthe mir indessen nicht zu, daß ich hier auskrame, was ich allenfalls über diesen Punct denke, sondern nimm meinen wahren und warmen Glückwunsch an. In etwas glaube ich Deine Frau zu kennen

nen — und auch dieſes Wenige berechtiget mich, Deiner Wahl meinen ganzen Beyfall zu geben. Sey mit ihr glücklich, theurer Freund! und handle auch ſo, daß Sie niemahls aufhöre, es mit Dir zu ſeyn. An eine Perſon, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unſern Gefühlen entgegen kommt, und ſich ſo innig, ſo biegſam an unſere Launen ſchmiegt, gekettet zu ſeyn, — an ihrer Bruſt unſere Seele von tauſend Zerſtreuungen, tauſend wilden Wünſchen und unbändigen Leidenſchaften abzuſpannen, — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuſſe der Familie zu verträumen, iſt wahre Wonne des Lebens, um die ich Dich von ganzem Herzen beneide."

„Aber wie in aller Welt kommſt Du dazu, mich auf dem Wege zur Ehe zu glauben? mich? — So vortheilhaft ich auch von Verbindungen dieſer Art denke, ſo wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen; denn mein Schickſal, ſo ſehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, iſt doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entſchloſſen war, ewig zu machen. Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine 24 Jahre; aber wird es mich auch im 30ſten noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anſpruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. — Bedenke ſelbſt, wie mich eine Heirath von der Bahn zu demſelbigen ablenken würde. Zwar habe ich über ein groſſes Glück meine gewiſſen Carricen, — doch auch bey der größten Gleich-

gültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht; denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würde jetzt noch keine Frau glücklich machen.“

„Nun lieber Freund, erlaube mir auch eine kleine Frage. Hast Du alle Deine Leidenschaften auf Deine Frau verpflanzt, oder allenfalls noch einige glimmende Funken für den Künstler zurückbehalten? Wird die Welt ihre großen Erwartungen von Dir zurücknehmen müssen? oder wirst Du zwischen den Ansprüchen des Genies und Deiner Louise (so heißt sie doch) eine glückliche Theilung machen? Ich habe Dein Gesicht für Ruhm und Unsterblichkeit glühen gesehen. — Dein Ehrgeiz und Dein Talent sollen mir für meine Hoffnungen bürgen.“

„Billig erwartest Du, daß ich Dir meine Schicksale unter fremdem Himmel mittheile; denn mein Leben hat ohnehin die Farbe eines Romans, und mein sonderbarer Kopf läßt freylich auf sonderbare Situationen schließen, aber für Briefe ist dieses Thema zu weitläuftig und vielleicht auch zu gefährlich. Jetzt lebe ich zu Mannheim in einem angenehmen dichterischen Tummel. — Churpfalz ist mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Churfürst ist, bin ich nationalisirt und churfürstlich-pfalzbayerischer Unterthan. Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe.

und meine Leidenschaft ist glücklicher Weise auch mein Amt.“

„Am 17. d. M. ist mein Fiesko mit allem Pomp hier gegeben worden. Nächsten Sonntag wird er wiederholt. In drey Wochen kannst du mein neues Stück: „Louise Müllerinn,“ gedruckt haben.“

„Jetzt lebe wohl, und küsse in meinem Nahmen Deine Frau. — Eifersüchtig wirst Du doch nicht werden? — Deinem Maultrommelvirtuosen ist durch Hrn. Concertmeister Fränzel Protection widerfahren.“

„Noch ein Mahl, lebe wohl! Empfiehl mich allen meinen ehemahligen Freunden, und liebe, wie bisher, Deinen Schiller.“

IV.

Schiller verließ Mannheim. Wohin er kam, war sein Ruf schon voraus. Anfangs war es sein Plan, nach Wien zu reisen, welcher aber schon während seines Aufenthaltes in Maynz und Straßburg ganz abgeändert und für immer aufgehoben wurde. Von je her ein Freund der Sachsen, deren Geschichtschreiber zu werden er sich in früheren Zeiten, hauptsächlich während seines Aufenthaltes in Dresden, woselbst er mit dem biedern, berühmten Humoristen, Langbein, bekannt wurde, vorgenommen hatte, — befand er sich eben zu Frankfurt am Mayn im Zweifel, ob er sogleich nach

Dresden reisen, oder noch in dem gesellschaftlichen und gastfreyen Frankfurt verweilen solle? als er durch ein glückliches Ungefähr früher, als vielleicht sonst geschehen wäre, zur Reise nach Sachsen bewogen ward. Göthe nähmlich, den er in etwas früheren Zeiten und vielleicht auch noch damahls, vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm, das arrogante Genie zu nennen pflegte — Göthe kam nach Frankfurt am Mayn, als er die vortreffliche verwitwete Herzoginn Amalia von Sachsen-Weimar auf ihren Reisen nach Italien begleitete. Schiller wünschte sehnlich, mit einer Dame bekannt zu werden, welche noch jetzt, wie sie es damahls schon war, wegen der Hoheit ihres Geistes, wegen ihrer glücklichen Regierung als Vormünderinn ihres Landes, den schönen Künsten und Wissenschaften hold und ergeben, eine erhabene Beförderinn derselben und eine Freundinn der Gelehrten war. Tiefurth,*) ihr Lustschluß und Sommeraufenthalt, glich schon damahls und gleicht noch jetzt der freundlichen und ernstlichen Stoa der Athener, wo Na-

*) Ein romantisches Dorf an der Ilm, eine Viertelmeile von Weimar, mit einem herzoglichen Lustschlosse und Park. Nicht weit davon befindet sich auf einer Wiese das neu erbauete geschmackvolle Schauspielhaus.

tur, gereinigter Geschmack, Kunst und Wissenschaft in geschwisterlichem Verbande einher wandelten. Hier geht sie oft einsam, die vortreffliche geistvolle Fürstinn, still vertraut mit Griechenlands Weisen, durch die schönen labyrinthischen Pfade des niedlichen Parks, oder ist in Tiefurths prunklosen Zimmern, nicht mit dem Glanze des Hofes, nein! mit der Sonne der Wissenschaften umgeben und mit Gelehrten in Unterhaltung. Bey den meisten Diners, welche sie gibt, sind die Tafeln von gelehrten Männern und Damen besetzt. Die Frau von Berlepsch, Herder, Musäus, Schiller, Göthe, Wieland, Fernow, Chaptal, Böttiger, auch Kotzebue, Merkel u. A. waren öfters im litterarischen Vereine bey der vortrefflichen Herzoginn Amalia zu Tiefurth.

Schiller wünschte, wie gesagt, nichts sehnlicher, als eine Fürstinn kennen zu lernen, von der er so viel Vortreffliches kannte, deren großer Geist und erhabene Denkungsart ihm so sehr gefielen. Um seinen Zwecken sich näher zu führen, suchte er mit Göthen Bekanntschaft zu machen. — Dieß gelang ihm sehr leicht *), und Schiller wurde der Her-

*) Schiller wurde keinesweges damahls von Göthe mit der Art behandelt, wie der verstorbene Bürger

zoginn Amalia vorgestellt. Von einer Herzoginn Amalia läßt es sich allerdings erwarten, daß ein Schiller sehr gut aufgenommen wurde; er ward auch wirklich wie begeistert von dieser Aufnahme, und schloß hier, späterhin auch in Mayntz, das freundschaftliche Bündniß mit Göthen, das nur der Tod trennen konnte. Die Herzoginn Amalia ersuchte ihn, sich nach Sachsen zu begeben, und späterhin lernte Schiller auch den jetzt regierenden Herzog von Weimar, den Beschützer und Unterstützer der Künste und Wissenschaften, Carl August, kennen, welcher ihm einen Wirkungskreis in seinen Ländern versprach.

„Unbeschreiblich glücklich bin ich," so schrieb Schiller kurz nach dieser Epoche an seinen Freund M.., „wenn anders die Bekanntschaft mit Grossen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch — ich habe ja nicht grosse, ich habe weise und gute Menschen gesehen; ich habe gefunden, daß Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend, auch von den Thronen herab, Ken-

---

von ihm behandelt worden seyn soll, oder vielmehr behandelt worden seyn will. Schiller erklärte gleich damahls, als er Göthen persönlich kennen gelernt hatte: „daß er ihn verkannt habe."

ner und Verehrer finden. Die Herzoginn Amalia von Weimar (Du kennst sie gewiß auch, sie, die geistvolle Dame und gepriesene ehemahlige Regentinn) — ich habe sie gesehen — habe mich mit ihr unterhalten dürfen, und — rathest Du wohl, wer mir den Zutritt zu ihr verschaffte?? Göthe war es. Kopfschüttelnd stehst Du da, und ich gebe Deinem Kopfschütteln meinen Beyfall; denn es lehrt mich, künftig nie Menschen rasch und nachgefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Göthe ist wahrlich ein guter Mensch, und mag er auch Manches gegen sich haben, so kommt doch dieses nicht aus ihm selbst." —

Von Frankfurt am Mayn reiste Schiller nach Meiningen, wo er vom letzt verstorbenen Herzoge Georg sehr gut aufgenommen wurde. Daselbst war bey Schillers Ankunft der damahlige Erbprinz, nunmehrige regierende Fürst, Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt, gegenwärtig. Man muß den Herzog Georg gekannt haben, und den Fürsten Ludwig Friedrich kennen, um es zu glauben, daß Schiller wie ein Freund empfangen wurde. Beyde Fürsten, innigst geliebt von ihren Unterthanen, vereinten von

se der Popularität mit Humanität, haßten den steifen Zwang der Etiquette, ohne deßwegen ihrer um so mehr hoch geachteten Würde etwas zu vergeben, und rechneten Gelehrte nicht unter das letzte Personal des Hofstaates. Schiller befand sich daher in Meiningen recht sehr wohl, und Herzog Georg versprach ihm Gehalt und Titel, die er auch beyde in der Folge erhielt; denn Schiller ward herzoglicher Sachsen-Meiningisch-Coburgischer Hofrath, und empfing aus der herzoglichen Chatoulle jährlich 400 Rthl. Gehalt.

Schiller war nach dem Regierungsantritte des Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg, welcher am 13. Aprill 1793 erfolgte, oft und gern in Rudolstadt. Bey dem dasigen, durch die Güte des jetzigen Fürsten und durch die von ihm dabey eingerichteten Anstalten vortrefflich gewordenen, in seiner Art in Deutschland einzigen (so genannten) Vogelschießen, war Schiller mit vielen Hunderten von distinguirten Fremden oft ein sehr angenehmer Gast. Er ward daselbst Schütze (der Fürst veranstaltete dieß), und als er den ihm dargereichten mit altem Rheinweine gefüllten Becher (der Sitte gemäß) leerte, und Kanonenschüsse zu Ehren des neuen Schützen fielen, wandte sich Schiller zum Fürsten und sagte: „Gnädigster Herr! Ich wünsche Ihnen alle Kronen der Erde dennoch

ſehe, Ihre Unterthanen ſind ſehr glück-lich.“ —

So oft Schiller in Rudolſtadt war, beſuchte er das Stammhaus der Grafen zu Schwarzburg und die Ruinen des Kloſters Paulin-Zell, welche nicht weit davon entfernt ſind. Wer in jenen Gegenden zu reiſen Gelegenheit findet, befolge ja den ſchönen Rath Schillers, den er jedem ſeiner Bekannten in Weimar gab: „die Natur auf Schwarzburgs hohen Bergen zu belauſchen!“ Der Weg dahin iſt, wie alle Wege durch das Saalthal, auch von Rudolſtadt aus, ſehr romantiſch. Er führt vor dem Flecken Blankenburg vorbey, über deſſen Häuſern ſich die Ruinen einer zerſtörten alten Ritterburg auf hohen Felſen melancholiſch thürmen. Nicht weit davon liegt am Eingange eines düſtern Thales, der Hütte des Hirten im einſamen Thale der Alpen gleich, eine Mühle, wo ſchmale Wege den Eingang zur Schwarzburg dem Wanderer bezeichnen. Das Thal iſt ſehr beengt, auf beyden Seiten mit hohen Gebirgen umgeben, die es zirkelmäſſig durchwinden. In ſeiner Mitte rauſcht mit fürchterlichem Getöſe das Flüſchen Schwarza, bald in hellem kieſigem Boden, bald über Felſenmaſſen und Erdſchollen hinweg, die ſich, gleich den Ruinen einer verfallenen Menſchenſchöpfung, in ſeinem Bettchen emporthürmen. Hier das Düſter dichter Fichten und Tannen, dort nacken-

de, den Einſturz drohende Felſen, hier Schlünde, dort Heiden in kleinen Thälern, beſchäftigen in einem Zeitraume von zwey Stunden das Auge und ſeinen Forſcherblick. Oft gleichen die aufgethürmten Felſenmaſſen den Trophäen — oft dem Kirchhofe voll Epitaphien. Beſonders merkwürdig iſt eine groſſe, ungeheuere, von der Natur pyramidenartig geformte Felſenmaſſe, welche rechter Hand nicht weit vom Eingange in das Thal, bey der Blankenburger Papiermühle, ſich erhebt. „Dieſe Pyramide," — ſagte Schiller," — „kann kein Denkmahl abgeben, und ich möchte auch hier den Fürſten gern verewiget wiſſen!" — Der biedere Fürſt hat ſich aber auch hier unter andern dadurch ſchon verewiget, daſs er in dieſem unwegſamen und unwirthbaren Thale eine der ſchönſten Chauſſeen hat anlegen und beenden laſſen.

Am Ende des Thales liegt auf hohen Bergen das Schloß Schwarzburg, das ärmliche Dörfchen aber im Thale an der forellenreichen Schwarza. Von vielen zur Zeit des Vogelſchießens in Rudolſtadt ſich aufhaltenden Fremden, ſo wie auch von andern Reiſenden, wird es beſucht, und der Wirth präſentirt beym Abſchiede ein Buch, in welches man ſich einzeichnen muſs. Schiller ſchrieb in jenes Tagebuch der Schwarzburg:

„Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Die freundliche Natur! — ja dich!“
Fr. Schiller.)

Von Meiningen begab ſich Schiller nach Dresden, durch deſſen reitzende Lage er ſehr entzückt wurde. Die Schönheiten der Natur um jene Reſidenz, die ſächſiſche Schweiz und das freundliche Tharand, hoben ſehr oft ſeine Fantaſie zum höchſten glücklichen Fluge, und hier war es, wo er oft begeiſtert der ſchönen Allmutter Natur ein lautes Bravo! entgegen rief.

Auch in Dresden fand er an einem Becker, Körner, Langbein u. a. trefflichen Gelehrten, die beſten Freunde, und überall eine Aufnahme, wie ſie nur ein Schiller verdienen konnte. In der Bildungsgeſchichte Schillers muß ſein Aufenthalt in Dresden und Leipzig, überhaupt ſein früheres Leben in Sachſen, als eine ſehr wichtige Epoche bezeichnet werden; denn er ließ manchen Funken in ſeinem Geiſte entglimmen, der bisher noch verborgen, wenigſtens unentwickelt, geweſen war. Schiller kannte ſchon ſehr frühe aus der Geſchichte den Menſchen, er beſaß eine Welt- und Menſchenkenntniß aus Büchern, die er jedoch richtig anwandte, weil er immer genialiſch und richtig dachte; — in Mannheim aber und endlich in Dresden lernte er alles, was er bisher nur theoretiſch kannte, practiſch ken-

nen. Dresdens Kunstreichthümer, seine vortreffliche Bibliothek und andere das Genie ermunternde glückliche Verhältnisse wirkten im glücklichsten Verein auf Schillers Genialität. Besonders aber ergab er sich hier dem gründlichern Studium der Geschichte, und drang tief in ihre Geheimnisse ein. Sein berühmtes Werk: „den Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung," haben wir hauptsächlich dem ernsten Studium zu verdanken, welches Schiller in Dresden der Geschichte widmete.

Auch an dem Don Carlos arbeitete er in Dresden anfänglich unermüdet, und man kann mit Wahrheit behaupten, daß ihn die Darstellung des Charakters von Philipp an der früheren Beendigung des Stückes verhinderte. Er wollte gern alles lesen, was auf ihn nur irgend einen Bezug haben mochte, und daher läßt sich dann sein vertrauter Umgang mit der Geschichte erklären, welchen er gerade zu jener Zeit pflog. Selbst der Dichtkunst widmete er damahls wenige Stunden, der Geschichte und dem Vergnügen waren die schönen Tage Schillers in Dresden geweihet.

Wir wollen ihn einmahl selbst von jener Epoche reden lassen, um zu beurkunden, daß sie in seiner Bildungsgeschichte sehr wichtig ist. „Es kann mir begegnet seyn," (sagt er in Hinsicht auf den Don Car-

los), „daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte, vielleicht mögen auch meine eigenen Aeußerungen darüber dem Leser einen Standpunct angewiesen haben, aus dem er jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nähmlich, daß ich ihn ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bey mir aufkamen, verdrängten die früheren. Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren so weit voraus gesprungen war, und aus der entgegen gesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es dann, daß ich zu dem

vier-

vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte."

„Die ungleichartigen Perioden der Menschheit steuern zu unserer Cultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus." — Und manches Ungleichartige steuerte auch in Dresden zu Schillers Cultur. Männer, die seine Verhältnisse daselbst vielleicht nie kannten, wollten in ihm einen Freygeist, andere, die ihn selbst gar nicht kannten, einen heimlichen Anhänger des Katholicismus, schon in Dresden, und (was noch mehr sagt) bis an sein Ende gefunden haben. Ein Freygeist kann Schiller immerhin in früheren Zeiten gewesen seyn; denn wie konnte er sonst so vortrefflich sagen: „Scepticismus und Freydenkerey sind die Fiberparoxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zur Ueberzeugung und zu fester Gewißheit." Schiller war, nach dem Sinne dieser Worte, ein Freydenker, dessen geistige Gesundheit bald befestiget wurde; dem Katholicismus aber war er nie ergeben, so

Bayerische Staatsbibliothek

gern wie er auch das Feyerliche der katholischen Kirche in seinen theatralischen Werken anbringen mochte.

Auch war es wohl nur Fräulein von A —, die ihn in Dresden zum Freygeiste machte.

Wer eigentlich Schillers erste Liebe davon getragen, das heißt, auf welchen Gegenstand sich der erste Keim dieses in ihm gewiß hohen und vortrefflichen Gefühls übertragen, kann wohl niemand bestimmen; denn er war mit diesen seinen Empfindungen äußerst geheimnißvoll.

Seine Würde der Frauen mag ein Beweis seyn, wie er diese schätzte, und daß eine solche Hochachtung auch Gefühle für sie voraus setzet, ist wohl unstreitig.

Daß Schiller schon in seinen früheren Jahren, so bald er dazu frey genug war, sich an weibliche Wesen ketten konnte, ist gewiß. Daß er aber in diesen Zeiten seines hohen idealischen Schwunges immer mehr den Geist als den Körper bewunderte, davon konnte man Beweise in jeder Gesellschaft sehen, in welcher er sich befand.

In Leipzig lernte er ein Paar Frauenzimmer kennen, deren Geist ihn sehr fesselte, zwey Schwestern, die ihm sehr werth wurden; und da die eine nachher nach Dresden verheirathet wurde, so zog ihn wirklich diese geistige Unterhaltung, die für ihn gleichsam Bedürfniß geworden war, mit dahin.

Enthusiastisch sprach er immer von diesem Hause, wo er mit vielem Vergnügen war, und welches damahls, und ich glaube immer, sich zu seinen vertrautesten Anhänglichkeiten, zu seiner wichtigsten Genüsinnigkeit zählte.

In Dresden indessen überflügelte ihn denn auch der Gott der Liebe, der für die strahlende Schönheit spricht, und er stand da, in einem Anschauen verloren, welches mächtig auf ihn zurück wirkte. Ausgemacht war die Person, auf welche seine Leidenschaft fiel, wohl die schönste, damahls in Dresden existirende Schönheit, und welche seiner in seinen Schriften gemahlten und geschilderten Damen er sich nun auch darunter vorstellen mochte, genug sie empfing und er kniend, alle die Huldigungen, die irgend einer seiner verliebten Männer dem Gegenstande seines Herzens vorsagen kann.

Schillers Augen brannten, wenn er sie sahe, und man sahe ihn in dieser Zeit oft in einer Begeisterung, die man vorher nicht an ihn bemerkte.

Zu bemerken, daß es gerade der Zeitpunct war, in welchem er seinen Carlos arbeitete, und wer weiß, welches Bild zu seiner Eboli gesessen, denn gerade ihr üppiger schöner Körperbau sah einer Eboli so ähnlich, und keiner der stolzesten Fürsten, der je Schönheit zu seinem Abgotte machte, hätte sich geschämt, ihr seine Flamme anzutragen.

Daß Liebe Schwachheit erzeugt, iſt ja lange bekannt. Soll der idealiſche hohe Schiller davon eine Ausnahme ſeyn?

Wirklich kamen manche Schwachheiten hier mit vor, und man behauptete mit ziemlicher Gewißheit, daß das, was Carlos einbrachte, und das war nicht wenig, dem Altare der Liebe wäre geopfert worden.

Schöner mahlt ihn kein Oefer in Farben, und in Gedanken
Hatte die Fantaſie Schillers ihn nie ſo gemahlt,
Darum entwarf er das Bild einer Ebeli, um ſie zu vielen,
Und als Ebeli ſteht lebhaft ſie vor mir da.

In wie weit das Herz gelitten, als ſie ſich hernach trennen, und die blendende Schönheit einen weiten Weg zu ihrer Vermählung antreten mußte, das würden uns vielleicht Aufſätze von ihm ſagen können, wenn er ſie nicht ſelbſt etwa vernichtet hat.

Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte,
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich;
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiethe,
Gibt's einen andern ſchönen Lohn als Dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyrannisches Geschick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick.

Man kennt das Gedicht: Freygeisterey der Leidenschaft, aus welchem diese Strophen genommen sind. Ein Geist von seltener Höhe und Tiefe spricht sich darin aus, dessen Brust die Leidenschaften gewaltig bewegen, der aber seine Schmerzen nicht in elegische Klagen verhaucht, sondern aufsteht in seiner Kraft, und gegen jedes Schicksal zu kämpfen bereit ist. Er kürzte in der Folge das Gedicht ab, das aber auch dadurch seinen ganzen dichterischen Werth verlor; sein moralischer war nicht mehr zu retten. Eine solche Stimmung als vorübergehender Zustand, ist einem Feuergeiste seiner Art wohl zu verzeihen. Gab er doch nicht weichlich seinen Werth dieser erschütternden Liebe Preis, und hat strenge genug für die Freygeisterey der Leidenschaft gebüßt. Wie kann ein Mensch, der voll Ernst und Eifer nach der heiligen Wahrheit ringt, strenger für etwas büßen, als durch Zweifel an Unsterblichkeit und Gottheit! Schiller aber gehörte nicht zu denen, die in bloß ästhetischen Spielen ihr Leben vertändeln: das Höchste und Tiefste bewegte sich in seiner Seele, die nach Wahrheit dürstete, und sein Herz konnte dann nur ruhig schla-

gen, wenn es über das Loos der Menschheit seufzet-get schien. Wenn in seiner Seele Zweifel erwachen, wird er keine Ruh kennen, bis er den vollen Geist d.s Lag herauf führt, der diese Gespenster verscheucht.

Schiller stürzte sich jetzt in das Leben, um es mit vollen Zügen zu trinken. Man dürfte sich aber zu glauben, daß er es auf Wüstlings Art anthun, der nichts kennt, als Essen und Trinken und wieder Essen. Wochen und Monathe lang sah er vergraben unter Büchern, und stand kaum von seiner Arbeit auf, dann ruhete er eine Zeit lang, aber schien nur nicht zu arbeiten. Jene Pausen sind bey großen Geistern nur die Augenblicke, wo die Kraft sich sammelt, um dann mit neuer Spannung zu wirken. So bey Schillern. Er trieb sich jetzt weiter in der schönen Gegend umher, wo in der großen Natur sein Geist sich wieder erhob, in der Einsamkeit sein Herz wurde frischer und lebendiger schlug. Zum bloßen Bücherwesen war er einmahl nicht geschaffen, und wohl uns, daß er es nicht war. Eine seiner liebsten Vergnügungen war, auf einer Gondel den schönen Strom zu befahren, besonders abe bey einem Gewitter, wenn der Strom schäumend sich erhob, und die ganze Natur im Kampfe schien. Je grollender der Donner, desto lauter ihm. Einst, als der Donner mit dem wildesten Schmettern in den Gebirgen krach-

te, der Sturm dem Strom in hohen Wogen aufpeitsch te, ward er so entzückt, daß er der furchtbar großen Natur ein jauchzendes Bravo! zurief.

Der Winter raubte ihm diese Freuden, und gab ihn dem geselligen Leben. Sein für die Freundschaft geschaffenes Herz schloß sich gern an Menschen an, es öffnete sich gern, und war einer von den Wenigen, die, ohne Furcht zu reflektieren, ihr ganzes Herz eröffnen dürfen. Lassen wir ihn nun im Kreise der Freundschaft beym fröhlichen Becher laut aufjubeln, — es ist so leicht, daß ein solcher Mensch dann die Schranken der Bedächtsamkeit niederstürzt, — lassen wir ihn im Taumel der Freude der Mitternacht unerhört verführerischen: wird er darum ein gemeiner Wüstling seyn? Wird die Freude ihn erniedrigen?

Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Die Tage widmete Schiller in Dresden größtentheils den Freuden der Natur, den geselligen Zirkeln und dem Vergnügen, und im Winter waren sie es, die ihn beym anhaltenden Studieren vergnügten. Von je her ein Freund der nächtlichen Weile und ihrer das Denken erleichternden Ruhe, widmete er auch in Dresden den größten Theil der Nächte dem

Studieren. Seine schlaflosen Nächte machten den Körper sich, und seine Kränklichkeit nahm in Dresden ihren Anfang.

Auch in Leipzig und Gohlis, einem romantischen Dörfchen bey Leipzig, brachte Schiller einige Zeit zu, und wurde dort Freund von Göschen und Jünger, welcher letztere sich auch damahls in Leipzig einige Monathe aufhielt. Auch hier widmete er dem Studium der Geschichte ununterbrochenen Eifer, und arbeitete an seinem Don Carlos fort.

Vielleicht hatte der erheiternde Umgang mit dem Komiker Einfluß auf unseren Tragiker gehabt; denn seine Stimmung war damahls heiter. Dieß mag uns eine Anecdote beweisen, die aus Jüngers eigenem Munde ist.

Schiller war eines Tages lange ausgeblieben, Göschen war während der Zeit ebenfalls weggegangen, und hatte die Schlüssel mitgenommen. Als Schiller nach Hause kommt, muß er auf dem kleinen Vorsaale bleiben, und setzt sich nieder, um die Scene vollends auszuarbeiten, wo der Prinz mit der Fürstinn Eboli zusammen kommt. Zum Unglück aber ist im Hofe große Wäsche, und die Conversation der Waschweiber will sich nicht wohl mit der fürstlichen Conversation in Schillers Kopfe vertragen. Er gibt diese auf. Die ganze Scene aber kommt ihm

so drollig war, daß er sie, zum Scherze für seine Freunde, zu besingen beschließt. Hier ein Paar Zeilen aus diesem Scherzgedichte:

Schon hab' ich meinen Prinzen an der Stelle,
Schon hör' ich Sie'n-Schon ruft das schöne Weib:
Triumph!
— Was hör' ich? — Einen alten Strumpf
Geworfen in die schmutz'ge Welle — —

In diesem drolligen Contraste ging das ganze Gedicht fort.

Endlich ging Schiller nach Weimar, und schrieb von dort an seinen oft erwähnten Freund M.: „Ich bin nun, wonach ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch nicht eine einzige verwaist getroffen habe. Du müßtest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernsten Reihen der Künste oder Wissenschaften aufnehmen wollen. Du kennst die Männer, auf welche Deutschland mit Recht stolz seyn soll —

einen Herder, Wieland und andere, und Eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. O! wie vieles Treffliche hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmahl ein Vaterland wieder zu erhaschen." —

An Zumsteeg schrieb er zur nähmlichen Zeit: „Von nun an streich mich nur aus der Liste der litterarischen Vagabunden aus! Oder hast Du mir lieber den etwas ehrenvolleren Titel eines Privatgelehrten beygelegt; — so ändere auch diesen — denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. — Du lächelst? und ich wette, daß ich die Deutung dieses Lächelns errathe. Du meinst: nun wird er wohl in meine Fußstapfen treten, und ein ehrlicher Hausvater werden! — Ja, lieber Zumsteeg! — Verschiedene meiner Meinungen sind geflohen, und haben sich mit mir verwandelt, — auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum sollst Du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu seyn."

So war er denn in dem geliebten Weimar, wo eine Anzahl der größten Geister beysammen lebte, welche die Zierde und der Stolz der Nation waren, und Weimar noch in späten Zeiten verherrlichen werden.

Schiller hatte ein Recht, sich diesen Geistern zuzugesellen, und doch wohl auch Grund genug, zu hoffen, daß er von ihnen anerkannt werde. Sollte man aber meinen, daß Verdienste hierauf nicht stets Anspruch geben, — nun, so mag es Glück heißen. Wenig, Vater Wieland, den er eine Zeit lang bey der Herausgabe des deutschen Mercurs unterstützte, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit, und der Minister von Göthe wie einen alten Freund. Hier in Weimar ward sich Schiller auch die Freundschaft des Herrn von Wolzogen, auf dessen Gütern im Meiningischen er einige Jahre lebte, und dessen Schwester nachher Schillers Gattinn ward. Sie war Schillers Wahl. —

Im Jahre 1789 wurde Schiller als Professor der Geschichte zu Jena angestellt, und hielt vor einem sehr zahlreichen Auditorium seine vortreffliche akademische Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ die bald noch mehr die Herzen der Studierenden für ihn enthusiasmirte. — „Ausdrucksvoll und weltumfassend,“ sagt der verewigte Schiller

unter andern darin mit vielem Feuer, — „ist das Gebieth der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und durch seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredelung, begleitet sie ihn, — von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen allen, dem die Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte, alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgend wo mit derselben: aber eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.“ —

Theilnahme an den Menschen und ihren Schicksalen allein ist es, welche die Geschichte wahrhaft interessant macht, und sie mußte daher Schillern frühzeitig schon höchst interessant seyn. Mit einem ganz anderen Auge aber sieht sie der dramatische Dichter, als der gewöhnliche Mensch an. Wenn dieser nur eine müssige Neugier dadurch zu befriedigen verlangt, so hat sich jener gewöhnt, die Begebenheiten immer in ihrem Zusammenhange, nach Grund und Folge zu betrachten, und bringt einen Maßstab in seinem Geiste mit, der ihn hindert, an dem Kleinlichen zu haften.

Kurz, seine Ansicht wird nicht bloß historisch, sondern welthistorisch; — ein bedeutender Unterschied! Er erhebt das Aggregat der Geschichte zu einem vernunftmäßig zusammen hangenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüthes, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenflusse ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren.

Je öfter und mit je glücklicherem Erfolge er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freyheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen als ein passendes Glied anzureihen.

Indem aber die Geschichte das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder

her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhunderte anders verfälschte.

Durch dieses alles bildet sich allmählich ein Ideal der Menschheit in seiner Seele aus. Und nun ist der höhere Standpunct errungen, auf welchen Schiller sich stellte, und worauf er nicht besser zu schildern ist, als wenn man Zug für Zug auf ihn die Zeichnung seines Marquis Posa anwendet.

Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen im Großen wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehreren Varietäten; in mehreren Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählich eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verschwindet. Aus sich selbst tritt er heraus, im großen Weltraume dehnt sich seine Seele ins Weite. Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen,

zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. An die Stelle eines Individuums (Laura oder Raphael) tritt bey ihm das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein thätiger, handelnder Mensch geworden. Jene ehemahligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt; ein allgemeiner, unbestimmter Drang zu wirken, ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen, der Geist der Völker wird von ihm studiert, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft, im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. a. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlichen Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm

an so vielen Individuen vergegenwärtiget war — so kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsquellen dieses Volkes bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, will er hier sein großes Unternehmen ausführen. Sein Ideal kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglicheren Boden finden, und — — — und er stellt uns dieses mit glühenden Zügen in seinem Don Carlos, so wie die reife Frucht seines Umganges mit der historischen Muse in seinem Abfalle der vereinigten Niederlande dar.

Wir dürfen diese Epoche der Bildung immerhin jene der welthistorischen Ansicht nennen. Sie endete bey ihm etwa im Jahre 1791 oder nach Herausgabe der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges.

Neben Don Carlos und der Geschichte des Abfalls der Niederlande erblicken wir auch in dieser Periode die Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus der mittleren und neueren Zeiten, und den Geisterseher, zwey Werke, welche nicht so ganz das Gepräge dieser Entwickelungsstufe an sich tragen, aber doch mit ihr zusammen hangen, so wie

er auch ſpäter einmahl ſeine herrſchenden Ideen in einer Prinzeſſinn Turandot verlieſt. Dieſe epiſodiſchen Werke ſcheinen uns die Kraft und das Bedürfniß der Freyheit anzudeuten, gemäß welcher das Genie ſeine ſich ſelbſt geſetzten Schranken zuweilen überſpringt.

Schiller fühlte, daß ſeine damahls herrſchende welthiſtoriſche Anſicht ſeinem Geiſte nicht hinlänglichen Spielraum gewähre, und ſein Geiſt machte einſtweilen dieſe Ausflüge, bis er, wie wir in der nächſten Abtheilung ſehen werden, ſich einen neuen, aber wieder beſtimmteren Kreis bildete. Daß der Geiſterſeher wirklich nur ein Nebenwerk ſeiner ſonſt ſo ſtetigen Entwickelung war, ſcheint aus dem Umſtande hervor zu gehen, daß er ihn, nachdem ſeine neueren philoſophiſchen und dramatiſchen Ideen geboren waren, nicht mehr fortſetzte, und nicht, wie ein anderer Cervantes, den ungebethenen Fortſetzer beſchämte.

V.

Wir eröffnen dieſe Abtheilung mit einem Briefe eines Augenzeugen, der uns Schillern in ſeinen neuen Umgebungen, Verhältniſſen und Beſtrebungen lebendig abſchildert.

„Ach! mein Freund, ſo mancher in der Ferne für groß geprieſene Mann hat ſo viel bey mir ver-

loren, seit ich ihn kenne lernte, Schiller aber gewann unendlich. Der ehrwürdige Griesbach, dieser Stolz Jena's, das nie völlig zu Grunde gehen kann, so lange es ihn noch besitzt, der ganze Facultäten aufwiegt, sprach mit Achtung von ihm, der humane und liberale Schütz liebte ihn, Schmid war beredt in seinem Lobe, Reinhold wurde warm, wenn er von seinem Freunde sprach, der Enthusiasmus unter den Studierenden war allgemein für ihn; und dieß alles hatte ich an dem Tage vernommen, als ich ihn sehen sollte. Denke Dir selbst, mit welchen Gefühlen ich zu ihm ging, zu ihm, dem schon längst meine Bewunderung gehörte. Nun sah ich ihn denn, und war sein von dem Augenblicke an. O, es ist so schön, den Mann, den man bewunderte, auch lieben zu können."

„Er war lang von Statur, fast hager. Sein Körper schien den Anstrengungen des Geistes damahls schon zu unterliegen, sein Gesicht war bleich und verfallen, aber eine stille Schwärmerey schimmerte aus seinem schönen, belebten Auge, und die hohe, freye Stirn verkündigte den tiefen Denker. Mit Freundlichkeit empfing er mich, sein ganzes Wesen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts von Stolz oder vornehmthuendem Air, er war so offen, so redlich in allen Aeußerungen, so ganz nur ein schönes Herz entfaltend, daß mir, ehe eine

Viertelſtunde verging, war, als hätten wir uns ſeit Jahren gekannt. Hier war echte, wahre Menſchengröſſe. Als ich nachher in ſpäteren Jahren die Worte Schillers las: „Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt decent, weil nur die Verderbniß decent iſt; es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn: es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu, aber nicht ſo wohl, weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurück bringt; es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der gröſſten Genies, aber auch das Wenige, was aufbewahret worden iſt, beſtätiget dieſe Behauptung" — — als, ſage ich, ich dieſe Stelle las, ſtand, wie durch Zauber, dieſe Stunde meiner erſten Unterhaltung mit ihm wieder vor meiner Seele, und ich rief aus: Ja, das iſt Schiller, ſo war er, ſo habe ich, ſo hat jeder ihn gefunden."

„In Frankfurt erhielt ich die traurige Nachricht,

daß er höchſt gefährlich darnieder liege, und daß man an ſeinem Aufkommen verzweifele. Nachher hat man die voreilige Nachricht von ſeinem Tode ſelbſt in Zeitungen verbreitet; allein die Kunſt des Arztes rettete uns dieß Mahl ſein theures Leben. Der treffliche Herzog von Auguſtenburg beſchloß bey dieſer ihm ſo traurigen Nachricht, dem edleren Sänger ein Denkmahl zu errichten. Erfreuet durch den Widerruf, war er nicht beanügt, dem Todten einen Stein haben geben zu wollen, ſondern vereinigte ſich mit dem trefflichen Miniſter, Grafen von Schimmelmann, und ſicherte Schillern eine lebenslängliche Penſion.“

„Unmöglich kann ich mich von dieſem Zeitpuncte entfernen, ohne Dir einige Data mitzutheilen, die zu ſeiner Beurtheilung vielleicht nicht ganz unwichtig ſind.“

„Als Schiller copulirt werden ſollte, frug ihn der Prediger, welches Formular er denn bey der Trauung gebrauchen ſollte. — Das alte, das gewöhnliche, — ſagte Schiller — mit dem Kraut und den Diſteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter — ſetzte er hinzu — wird dabey ſeyn, und der iſt unſtreitig das alte Formular das liebſte. — Hier haſt Du Schillern, den gutmüthigen Menſchen. Er mußte lange, ſehr lange gereizt, und dennoch wohl noch veranlaßt werden, — um eine Xenie zu machen.“

„Die Würde als Dichter fühlte er sehr tief. Wer ihm diese antastete, dem zeigte er Stolz, und konnte es, wie er den Dichter nahm, auch allerdings. Verschiedentlich hatte er schon Anträge, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, abgewiesen, als endlich einer ihm nachdrücklich zusetzte, und sich gar nicht undeutlich merken ließ, so eine Gelegenheit, sich Ehre zu erwerben, werde ihm nicht bald wieder kommen. „Mein Herr," — erhob sich Schiller — „habe ich mich der Welt als Gelegenheitsdichter gezeigt?" Er ging, und ließ den Pinsel stehen. — Sieh hier den Dichter, der seinen Beruf höher anschlägt, als bloß Verse zu machen."

„Sollte ich Dir den Gelehrten schildern, der mit allem Eifer nach der höchsten erreichbaren Vollkommenheit strebt; so müßte ich Dir zeigen, wie er von Schütz das Griechische erlernt, von Reinhold bewogen, unermüdet Kants Kritiken studiert, und sich mit den besten Dichtern aller Zungen und Zeiten vertraut gemacht habe, und dieß alles, während er Vorlesungen ausarbeitete, die er jedes Mahl sogleich in die Druckerey senden konnte, ohne seinem Nahmen die Achtung zu schmälern, während er über dieß als Schriftsteller äußerst thätig war."

„Um ungestörter studieren und arbeiten zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur. Die Nacht, wo aller Lärmen des Lebens verhallt ist, alles Geräs

ſchweigt, die Außenwelt nicht die Aufmerkſamkeit zerſtreuet, und man mit ungetheilter Kraft in ſich wirken kann, ſie, mit ihrer tiefen Ruhe, ihrer heiligen Stille, ihrer feyerlichen Erhabenheit, war ihm lieber, als der gaukelnde, lärmende Tag. So ſonderbar es klingen mag, iſt es doch wahr: wenn man gegen Abend zu ihm kam, konnte man an ſeinem Frühſtücke Theil nehmen, und die Mitternacht fand ihn in tiefer Thätigkeit. Das Gepräge der Mitternacht iſt aber auch manchem ſeiner Werke unverkennbar aufgedrückt. Ach! er verlor dadurch nur zu viel von ſeiner Heiterkeit, ſeinen Lebensfreuden, ſeinem Leben ſelbſt, und der Gedanke hat mir ſchon manches Mahl den Genuß ſeiner nächtlichen Größe verbittert. — Auch kann ich nun [illegible] jetzt weiter ſchreiben.“

Was wir von dieſer Epoche an von Schillern, dem Menſchen, wiſſen, iſt zwar ſehr anziehend, und die Nachrichten reichhaltig genug; da aber nur wenige dieſer Daten und Züge in eine beſtimmte Beziehung der Gleichzeitigkeit und des Zuſammenhanges mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Entwickelung gebracht werden können, ſo geben wir nun die Schilderung der zwey Hauptſtadien, die Schiller, der Schriftſteller, durchlief, und ſparen uns die Erzählung der noch übrigen äußeren Schickſale und die Anführung mancher Charakterzüge zuletzt.

Wir können uns den Uebergang in die nächſte

Periode von etwa acht Jahren, in welchen Philoſophie und Kritik ihn beherrſchten, auf folgende Weiſe denken.

Es muſte ihm bey der gewonnenen Anſicht der Weltbegebenheiten ſchwer fallen, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er ſuchte vernünftigen Zweck in dem Gange der Welt, und wollte ſein Ideal nicht bloß in der Bruſt tragen, ſondern auch in der Wirklichkeit erblicken: — Sittlichkeit und Glückſeligkeit in ſchönem Verein.

Wo er Verein gehofft hatte, fand er aber beym beobachtenden Blick auf das Leben nichts als Contraſt, und muſte ſich nothwendig bald die Frage vorlegen, ob denn auch vernünftiger Zweck in dem Gange der Welt ſey, ob unter dieſem Himmel die ſchöne Blüthe ſeines Ideals ſich entfalten könne? Dieſe Frage zu beantworten, kommt der Philoſophie zu, welche ihm den Beſtand der Welt auf zwey Elemente zurückführte — Natur und Geiſterreich, Nothwendigkeit und Freyheit, die er bey immer wiederholter Beobachtung faſt nie in Harmonien, meiſt im Conflict erblickte.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem verzärtelten Geſchwacke, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleyer wirft, und um ſich bey den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmonie zwiſchen dem Wohlſeyn und

Wohlverhalten lügt, woven ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit derſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden, und wieder zerſtörenden Veränderung — des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemählde der mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maße aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſere Augen bringt.

Auf dieſe Betrachtung gründet ſich bey Schillern dreyerley: Veränderte Anſicht der Geſchichte — ſeine Ideen über Beſtimmung und Würde des Menſchen — ſeine Theorie des Erhabenen, des Pathetiſchen und der tragiſchen Kunſt.

Es iſt zur Beurtheilung Schillers, des Schriftſtellers, nothwendig, ſeine veränderte Anſicht der Geſchichte vor allen Dingen zu kennen. Hier liegt für Viele eine Klippe, woran ſie unglücklich ſcheiterten,

welche Schiller aber durch die Kraft seines inneren Menschen glücklich vorüber schiffte. Gewöhnlichere Menschen nähmlich, wenn sie ihr Ideal mit der Wirklichkeit im Conflict erblicken, die Wirklichkeit siegen, die Zeit für ihr Ideal nie reif sehen, werden bald dahin gebracht, das Ideal aufzugeben. Es vergnügte sie, wie ein schöner Sommernachtstraum; sie sind erwacht, und suchen sich mit der Wirklichkeit bestmöglichst abzufinden. Nicht also Schiller, der ungewöhnliche Mensch. Hier sein eigenes Bekenntniß.

„Erinnert man sich, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner Unabhängigkeit von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie es zugeht, daß Menschen von erhabener Gemüthsstimmung durch diese ihnen angebothene Idee der Freyheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntniß für entschädiget halten können. Die Freyheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für alle edeln Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbst herrschende Wille sich zum dienstbaren Gliede eines Uhrwerkes herab setzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Product und glücklicheren Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höheren Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten

Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.“

„Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anderes, als der Conflict der Naturkräfte unter einander selbst, und mit der Freyheit des Menschen und dem Erfolge dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affecte im Menschen gezählt werden müssen) weit gröſsere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetze in einem Cato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit groſsen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche Welt leistet, in Übereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reiche sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet, oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reiche der

Freyheit den Zügel ab, woran der Speculationsgeist sie gern gefangen führen möchte."

Schon hieraus geht hervor, daß sich seine Ideen über die Bestimmung und Würde des Menschen, weit entfernt, an die sinnliche Welt sich anzuschließen, vielmehr zu dem Erhabenen hinneigen mußten. Der erhabene Gegenstand aber ist nach ihm von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft, und erliegen bey dem Versuche, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Falle durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unserer Fantasie zugleich die Grenzen unserer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalte hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlichunendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe der

abſcheuen, und verwerfen, was ſie begehren. Gern laſſen wir die Imagination im Reiche der Erſcheinungen ihren Meiſter finden; denn endlich iſt es doch nur eine ſinnliche Kraft, die über eine andere ſinnliche triumphirt, aber an das abſolute Große in uns ſelbſt kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenloſigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der phyſiſchen Nothwendigkeit unſer Wohlſeyn und unſer Daſeyn; denn das erinnert uns eben, daß ſie über unſere Grundſätze nicht zu gebiethen hat. Der Menſch iſt in ihrer Hand, aber des Menſchen Wille iſt in der ſeinigen.

Siehe da, was ihm als Beſtimmung des Menſchen erſchien! An der Disharmonie zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetze der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen, die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkannte er die Gegenwart eines überſinnlichen Princips im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch, als von derſelben unterſchieden, kenntlich macht. Nichts anderes alſo konnte ihm die menſchliche Beſtimmung ſeyn, als ein freyes Heraustreten aus dem Gebiethe der Thierheit in das Gebieth der Menſchheit. Unter dem Gebiethe der Thierheit begriff er das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen, und ohne Vorausſetzung einer Frey-

heit des Willens vollkommen erklärbar sind; unter dem Gebiethe der Menschheit aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freyheit empfangen.

Leicht zu errathen ist nun, worin ihm die eigentliche Würde des Menschen bestand. Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er alles von sich, was sich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühle seiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinct zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm anhängende Natur, so wohl da, wo sie im Dienste seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist.

Solche Ansichten von der Menschheit und dem Gange der Menschengeschichte sind der tragischen Kunst ungemein beförderlich, und Schiller machte von jenen die Anwendung bald auf diese. Die Tragödie stellt dar die Erhabenheit im Leiden, d. i. das Pathetische. Auf welche Weise?

Bey allem Pathos muß der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freyheit interessirt seyn. Fehlt es

einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdrucke der leidenden Natur, ſo iſt ſie ohne äſthetiſche Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdrucke der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bey aller ſinnlichen Kraft nie pathetiſch ſeyn, und wird unausbleiblich unſere Empfindung empören. Aus aller Freyheit des Gemüthes muß immer der leidende Menſch, aus allem Leiden der Menſchheit muß immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen.

Auf zweyerley Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtande des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweyten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder von Schickſal unabhängige Charakter. Ein tapferer Geiſt im Kampfe mit der Widerwärtigkeit, ſagt Seneca, iſt ein anziehendes Schauſpiel ſelbſt für die Götter. — Das Erhabene der Faſſung läßt ſich anſchauen, denn es beruht auf der Coexiſtenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt ſich bloß denken, denn es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freyen Entſchluſſe abzuleiten.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk eines moralischen Charakters sey. Dieses kann nun auf zweyerley Weise seyn. Entweder mittelbar und nach dem Gesetze der Freyheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Motiv, und sein Leiden ist eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Macht, und sein Leiden ist bloß eine Wirkung. Ein Beyspiel des ersten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, sich der Rachgier der Carthaginenser ausliefert; zu einem Beyspiele des zweyten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen, und das Bewußtseyn dieser Schuld ihn elend gemacht hätte.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruhet aber keinesweges auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freyheit des Gemüthes zu unterdrücken ver-

möge. Dieſe Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeußerung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter dieſe antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenſtand für ſeine Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt es eins, aus welcher Claſſe von Charakteren, der ſchlimmen oder guten, er ſeine Helden nehmen will, da das nähmliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur Conſequenz im Böſen erfordert werden kann.

Die Periode, in welcher dieſe Ideen bey Schillern herrſchend waren, und die ſich bis 1800 erſtreckt, nennen wir füglich jene der Philoſophie und Kritik. Er ſtudierte mit Eifer die Kantiſche Philoſophie, und legte die Reſultate ſeines Studiums in den Abhandlungen über Anmuth und Würde, über die äſthetiſche Erziehung, ſchmelzende Schönheit u. ſ. w. kurz, in der neuen Thalia, in den Horen und in den Muſenalmanachen dem Publicum vor. — Wie ſehr er das eigentliche Studium auch für das Genie für nothwendig hielt, zeigen folgende Stellen.

„Das Genie iſt bloßes Naturerzeugniß, und wird nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Die Günſtlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten

ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.“

„Aber wie es der Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterinn heran zu ziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als ſinnliche Vorzüge ertheilen), ſo mag es bey Zeiten darauf denken, ſich dieſes zweydeutigen Geſchenkes durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, meine ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wild aufgeſchoſſene, üppige Naturkraft über die Freyheit des Verſtandes hinaus wachſen, und ſie erſticken.“

„Die Erfahrung liefert hiervon reichliche Belege, beſonders an denjenigen Dichtergenies, die früher berühmt werden, als ſie mündig ſind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend iſt. Iſt aber der kurze Frühling vorbey,

und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige, und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoffe zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmähet es nicht, der Natur bey einem andern solidern Bildungswerke zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will."

Auch Schiller war früher berühmt, als mündig: allein die Früchte, welche der Frühling hoffen ließ, hat auch der Sommer gereift. Wir bemerken an ihm ein rastloses Streben nach immer höherer Vollkommenheit.

Auch als er das Ziel auf seiner philosophischen Laufbahn erreicht hatte, sah er, daß ihm noch ein höheres winke, und dieß war genug für ihn, um nicht stehen zu bleiben.

VI.

Sieht man die Skizze an, welche wir in wenigen charakteristischen Zügen von seiner dritten Periode entwarfen; so wird man klar sehen, daß Schiller sich damahls in einem Zustande von Entzweyung befand, welcher für den Menschen ein sehr zweifelhafter und peinlicher Zustand ist. Die Vernunft auf die Spitze des Zweifels gestellt, sagt Rousseau, kann

ſich nicht lange da halten, ohne auf eine oder die andere Seite hinüber zu ſchwanken. Mit dem Herzen iſt es eben ſo; und da der Menſch aus Vernunft und Herz zugleich beſteht, ſo kann kein Menſch eher vollendet genannt werden, als bis er für beyde feſte Ruhepuncte gefunden hat. Dieſe aber fallen in einander, und der Ruhepunct für jedes iſt zugleich der Vereinigungspunct für beyde. Dieſes ahndend, dichtete Schiller folgende Dyſtichen:

Schöne Individualität.

Einig ſollſt Du zwar ſeyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft biſt Du Eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt Deine Vernunft, Dein Herz biſt Du ſelber,
Wohl Dir, wenn die Vernunft immer im Herzen Dir wohnt.

Aufgabe.

Keiner ſey gleich dem Andern, doch gleich ſey jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

Das eigene Ideal.

Allen gehört, was Du denkſt; Dein eigen iſt nur,
was Du fühleſt:
Soll er Dein Eigenthum ſeyn, fühle den Gott,
den Du denkſt.

Dieſe Aufgabe zu erfüllen, und das Ideal zu ſchöner Individualität auszuprägen, war jetzt Schillers Beſtreben.

Eine nothwendige Operation des Dichters, — ſagt er — iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Nahmen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes von gröberen, wenigſtens fremdartigen Beymiſchungen, zu befreyen. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern.

Mit dieſer Ausſage hängen genau folgende Dyſtichen zuſammen:

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwey Dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der and're zum Tod.

Siehe, daß Du bey Zeiten noch frey auf dem ersten entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt.

Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter beſchuldigte dieſe Gnome des ſchielenden Ausdruckes. Vielleicht aber war ihm in dieſem Augenblicke nur Schillers eigenſte Meinung nicht gegenwärtig; denn erinnert man ſich dieſer, ſo iſt in der That alles ſehr beſtimmt. Um dieſe Meinung zu faſſen, muß man ſich der Entzweyung ſeiner jetzt Ruhe und Einigkeit ſuchenden Natur erinnern. Drey Wege ſind offen, die entzweyete Natur zu beſänftigen. Entweder herrſcht die Sinnlichkeit über die Vernunft, oder die Vernunft über die Sinnlichkeit; die Empfindung herrſcht über das Wahre und Gute, oder das Wahre und Gute über die Empfindung; oder drittens zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft herrſcht Friede und Harmonie, das Wahre und Gute ſöhnt ſich mit der Empfindung aus. Dieſes letzte iſt das Ideal, welches ſich durch Schönheit ausdrückt, durch gefällige Form des Wahren und Guten, durch eine Ankündigung des Ueberſinnlichen in dem Sinnlichen.

In der Kantiſchen Moralphiloſophie iſt die Idee der Pflicht — ſagt Schiller — mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt,

und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Asceſis die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich ſchien.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daß er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Nahmen der Tugend uſurpiren, muſte darum auch der uneigennützige Affect in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? — Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf.

Dieſem nach beſchloß denn Schiller, ſich und der Welt ein Solon zu werden. Das Paradies, ſah er, war für die Menſchheit verloren (ſie hatte es, da ſie naiv war, jetzt iſt ſie ſentimental), und ewig nie beſitzt ſie es wieder, wie ſie es beſeſſen hat, — in Unſchuld. Soll ſie es je wieder gewinnen; ſo iſt es nur durch Eroberung möglich; der Menſch muß durch Freyheit und mit Bewußtſeyn wieder zur Kindlichkeit ſeiner Menſchheit zurückkehren, ſich die innere Wohlgeſtalt wieder geben, die er hatte, als Unſchuld noch mit ihm ſpielte. Hat er das gethan, dann wird ihn auch die holde Ruhe empfangen, welche die Unſchuld ſtets zu begleiten pflegt, und er hat ſich, ſo weit dieſ

überhaupt dem Menſchen in dieſer Sinnenwelt möglich iſt, dem Göttlichen gewähret.

Die Naturgegenſtände ſind, was wir waren; ſie ſind, was wir wieder werden ſollen. Wir waren Natur, wie ſie, und unſere Cultur ſoll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurück führen. Sie ſind alſo zugleich Darſtellung unſerer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerſte bleibt; daher ſie uns mit einer gewiſſen Wehmuth erfüllen. Zugleich ſind ſie Darſtellungen unſerer höchſten Vollendung im Ideale; daher ſie uns in eine erhabene Rührung verſetzen.

Aber ihre Vollkommenheit iſt nicht ihr Verdienſt, weil ſie nicht das Werk ihrer Wahl iſt. Sie gewähren uns alſo die ganz eigene Luſt, daß ſie, ohne uns zu beſchämen, unſere Muſter ſind. Als eine beſtändige Göttererſcheinung umgeben ſie uns, aber mehr erquickend als blendend.

In dieſen Zuſtand verſetzte ſich denn Schiller, der gereifte Mann. Wie auch jeder Andere dahin gelangen könne, und welche Wirkungen dieß unausbleiblich in ihm haben werden, iſt das Thema zu ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung, bey denen er von der Fichteſchen Philoſophie ausging.

Was den Menſchen auf den Gipfel der Vollendung hob, das hob auch den Dichter hinauf.

Dringt bis in der Schönheit Sphäre!
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Zeuges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Natur, Geschichte, Philosophie, Ideal waren demnach die Heiligthümer, denen sich allmählich Schiller nahete. Eine nähere Erzählung von Schillers dramatischer Bildung und Veredelung insbesondere sparen wir uns bis zur Kritik seiner Tragödien, und schreiten zur Sammlung der noch übrigen zerstreueten Züge seines Charakters.

VII.

Schiller hatte auf den ersten Blick (der so oft in der Welt täuschen mag!) in seinem Aeußeren wenig Empfehlendes. — Er war groß und schlank gewachsen, stark im Knochenbaue, dabey aber sehr hager. — Sein Gang war steif und langsam, aber fest und männlich: sein Blick, im Gehen be-

ſtündig zur Erde geheftet, wie der des tiefſinnigen, ſein Schickſal überdenkenden, oder die Zukunft ergrübelnden Wanderes. — Kaum vernahm er den Gruß der vorübergehenden Bekannten; vernahm er ihn aber, dann griff er, leutſeligen Blickes, nach ſeinem Hute, lüftete ihn nur etwas, oder ſagte auch nur ſein herzliches, freundliches: guten Tag! —

Nicht ſtark war das brünnette Haar ſeines hoch gewölbten Hauptes, und hier und da mit fahler Farbe, die ſpäterhin das Grau des Alters angenommen haben würde, ſchon gezeichnet. Unter ſeiner hohen Stirn und den ſtarken Augenbraunen funkelten zwey ſchöne Sterne, — ſeine ausdrucksvollen, feurigen, das Genie verrathenden, Liebe und Freundſchaft verſprechenden, hohes Zutrauen einflößenden, etwas tief liegenden Augen, — erhob ſich eine griechiſche, die ſprechende Phyſiognomie noch mehr belebende Naſe. Die Lippen waren etwas ſtark aufgeworfen, und bedeckten einen ſchönen männlichen Mund. Ein etwas hervorragendes Kinn mit Grübchen erhöhete den Eindruck, den das Ganze machte. Wangen und Schläfe waren hohl, die Farbe des Geſichtes gewöhnlich bleich.

Es verrieth den groſen Denker, — das Genie. Das wenig Empfehlende ſeines Aeußern aber beſtand beſonders in ſeinem ſteifen Gange, in der Haltung ſeines Körpers. Dann hielt er auch wenig auf

äußeren Glanz, ging immer simpel und prunklos gekleidet, und war Einer von denen, welchen man es so oft im gemeinen Leben vorwerfen hört: daß ihnen Wenig oder Nichts kleide! — In großen Zusammenkünften, besonders aber am Hofe, war er ängstlich und zurückhaltend, das Erstere aber nicht deßwegen, weil er Menschenfurcht gehabt, oder nicht den Ton der Höfe gekannt hätte: — nein! sondern aus dem Grunde, weil er, was Schiller nicht gern dulden mochte, sich einem gewissen Zwange unterwerfen, und den äußeren Glanz herrschen sahe. Letzteres aber, zurückhaltend, war er in allen Gesellschaften, die nicht Freundschaft, sondern Observanz und Convenienz versammelte. Nur mit wenigen Vertrauten unterhielt er sich da, — dieses aber herzlich, beredt und wahrhaft amüsirend, obgleich der Ausdruck seiner Stimme Furcht vor Lauschern und Alltagsgesichtern, hauptsächlich aber vor Altmannskindern (wie er oft scherzweise, das englische Wort nachbildend, sagte), zu verrathen schien. Allein! im freundschaftlichen Zirkel, unter den Augen und an der Seite seiner Familie, seiner Vertrauten, seiner Freunde, gab es keinen ehrlicheren, biederen, keinen vortrefflicheren Freund, als Schiller war; keinen Mann, der besser, belehrender, anziehender hätte unterhalten können, als Schiller; kein Herz, das größeren Antheil an den Angele-

ernheiten und Verbrechen der Menschheit nahmen, bey Freundes Glück oder Unglück äußern, bey den Wehen der Nationen fühlen und empfinden, sich so ganz dem Freunde, dem Staate, der Welt hingeben konnte, als Schillers Herz. Herzerhebend — göttlich waren seine Aeußerungen über die Bildung der Menschheit. — Groß war seine Hoffnung, daß noch einstens Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, Ideen, einen ewigen Frieden, eine dauerhafte, beglückende Verbindung unter allen cultivirten Nationen herzustellen, in Erfüllung gehen würden.

Er versagte in einem Zirkel keine Freude. Er nahm Theil an allem. Gern machte er ein Spielchen, aber es durfte keine Partie seyn, die die Zungen band.

Er hatte wirklich zuweilen etwas trübes, und kam auch wohl, wenn er noch nicht wußte, wer mit da war, trübe in eine Gesellschaft. Allein der geringste Wink, daß man ungenirt seyn würde, konnte ihn auch gleich in die frohste Laune versetzen.

Er liebte die Natur. Ein Spaziergang im Freyen mit einem Gegenstande, besonders mit einem Frauenzimmer, das nicht ohne Geist war, war ihm ein reitzendes Vergnügen.

Menschenliebe im höchsten und edelsten Sinne des Wortes war ein Hauptcharakterzug Schil-

lers edelm Charakter. „Das ist die echte Toleranz!“ sagte er oft lächelnd.

Wir reden hier von den Jahren vor der Hofrathschaft. Die angegebenen Nachrichten von ihm widersprechen sich oft. Wer kann sie als authentisch annehmen. Zu vermuthen ist wohl, daß er sich etwas in die Etikette wird geworfen haben, auch zeigt dieß seine nachherige veränderte Denkungsart.

Groß war seine Ehrfurcht gegen das königl. schwedische Haus, dem er das Meiste von dem danke, was Deutschland an geistiger Cultur seit der Ausführung der Reformation gewann.

An dem Tage, an welchem die Gegenwart des Königs und der Königinn von Schweden Weimar beglückte, sagte er mehrere Mahle zu seinen Kindern: „freuet Euch! Ihr seht heute noch den großen Nachkommen Gustav Adolphs, von dem ich Euch so oft erzählte!“

Schiller wünschte bey jener Gelegenheit nichts mehr, als ein angefangenes Trauerspiel: Attila, beendet zu haben, um es dazumahl auf die Bühne bringen zu können. — „Dem großen Gustav Adolph stifte ich gewiß noch ein Denkmahl auf der Bühne! — Der deutschen Nation muß die Thatkraft ihres

Vaterlandes anschaulich gemacht werden!“ so sagte er oft. —

Allem war Schiller gut und gewogen, was Schwedisch war. Deßwegen fanden auch reisende Schweden, kamen sie zu ihm, eine ausgezeichnete Aufnahme.

Schiller glaubte, daß die Geschichte (und war nicht er einer der ersten Geschichtskundigen, einer der vornehmsten Geschichtsforscher?) eines der ersten und vorzüglichsten Studien jedes gebildeten Menschen, jedes Staatsbürgers seyn, und daß ihre Erfahrungen und die aus denselben fließenden Resultate das Hauptgesetzbuch aller cultivirten Nationen werden müsse. „Den größten Theil meiner Bildung,“ sagte er, „habe ich allein dem gründlichen Studium der Geschichte zu danken.“ —

Schiller war im höchsten Grade menschenfreundlich, leutselig, zuvorkommend und wohlwollend. Sein Herz fühlte fremdes Elend, wie eigenes. — Abgewiesen und verachtet ging nie der Armuth dürftiger Lastträger von seiner Thür. — „Wenn ich nur alle Menschen glücklich und mit ihrem Loose zufrieden wissen und sehen sollte!!“ so sagte er oft mit dem Ausdrucke der herzlichsten Empfindung, wenn sein Herz durch den Anblick eines Leidenden, mehr als sonst, gerührt

wurde. „Ein Lückenbüßer iſt der Menſch!“ ſetzte er auch zuweilen, wenn ihm ein Elender begegnete, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, hinzu, als er die Laſten ſeiner körperlichen Leiden zu fühlen anfing.

Schiller war ein liebender, treuer Gatte, — ein zärtlicher Vater. Seine liebenswürdige, vortreffliche Gattinn liebte und achtete er mit ungemeiner Zärtlichkeit und Werthſchätzung, ſeine Kinder mit großer Vaterliebe. Man traf ihn oft, neben ſeiner Frau auf dem Sopha ſitzend, die Kleinen auf dem Schooße wiegend, tändelnd und ſchäkernd mit ihnen, — eine herrliche Familiengruppe! — Beſonders liebte Schiller ſeinen älteſten Sohn, der, ob er gleich noch in früher Jugend lebt, doch ſchon, weſſen Geiſtes Kind er ſey, vollkommen verräth.

Schillern ekelte vor allen geräuſchvollen, tobenden Freuden des Lebens. Mit forſchenden Blicken betrachtete er ſie wohl, genoß ſie aber nicht. Das Schauſpielhaus war unter wenig öffentlichen Oertern, die er zu beſuchen pflegte, der einzige, dem er beſondere Aufmerkſamkeit und Sorgfalt widmete. Er beſuchte aber die Komödie nicht ſo wohl, um ſich zu vergnügen, ſondern vielmehr, um den Eindruck, den der Dichter und das Spiel der Künſtler auf das Publicum machen würde, kennen

zu lernen, und zu beurtheilen. Hier sah er denn im niedlichen, geschmackvollen, von ihm und Göthen neu geformten Schauspielhause zu Weimar, in einer für ihn und Göthen eigens erbaueten Loge, ganz nahe am Theater, oder er befand sich nicht weit von der herzoglichen Loge, — immer sich gleich, stets in Gedanken vertieft. Der müßige Schwätzer konnte ihm hier kaum eine gefällige Antwort auf seine neugierige Frage ablocken, der Freund und Vertraute, kam er während dieser Periode zu Schillern, kaum ein freundliches: Willkommen, erhalten; der Grosse mußte mit einem steifen, sehr kalten Kopfnicken vorlieb nehmen — denn Schiller dachte hier Vieles von dem, was er zu Hause niederschrieb, und womit er in seinen theatralischen Werken das Publicum ergetzte, unterhielt, rührte. — Sein erster Weg, wenn er aus dem Theater zu Hause kam, war dann auch immer der zum Schreibtische. Hier suchte er dann seine neueren theatralischen Manuscripte hervor, versetzte oder veränderte, vertilgte oder erschuf.

„Das weimarische Publicum (so sagte Schiller oft zu Hause und auch während den Zwischenacten in gewissen Schauspielen, die gut oder mittelmäßig, oder empfindlich aufgenommen worden waren) das weimarische Publicum ist sehr gebildet. So unverwischt, so übereinstim-

mend habe ich noch keines in deutschen Schauspielhäusern versammelt gefunden! Es ist aber auch strenge in seinem Urtheile. Es kann kaum die Mittelmäßigkeit ertragen!

Auch die Concerte besuchte Schiller fleißig. „Ich liebe die Musik," sagte er oft, „besonders die rasche, belebende Musik!" — Adagio's kann ich weniger leiden!" so sagte er auch wohl zuweilen, wenn die Saiten sanfter, schmelzender und rührender erklangen — „es rührt mich zu sehr!"

Schiller nahm häufig an den Redouten Theil. Hier gab er bloß den stillen Beobachter und Zuschauer ab. „Die doppelte Maskerade interessirt mich!" sagte er zuweilen scherzend.

Als Jena noch sein Wohnort war, besuchte Schiller fleißig den schönen, vortrefflichen, mit den besten englischen Partien versehenen Garten seines biedern Freundes Griesbach. Dieser Garten ist durch die Güte seines jetzigen Besitzers einer der ersten öffentliche Spaziergänge um Jena. Sonst besuchte er daselbst auch am liebsten die Klubs der Professoren, und einiger anderer Honoratioren auf dem akademischen Concertsaale, ob er gleich mit einem damahls wahrscheinlich herrschend gewesenen anmaßenden Tone

ne

ne dieser Gesellschaft nicht ganz zufrieden zu seyn schien.

In Jena war es sein einsam gelegener Garten, in Weimar der vortreffliche Park, wo man ihn zuweilen allein und in den verborgensten Gängen lustwandeln sehen konnte. Schlich man ihm hier ungesehen nach, so sahe man ihn, mit einem Manuscripte, oder auch mit einer Schreibtafel beschäftiget, langsam einher wandeln, bald stehen bleiben, bald schneller vorschreiten, das Letztere aber besonders dann, wenn er Spaziergänger hinter sich bemerkte, die ihn immer in andere labyrinthische Gänge verfolgten. Man hörte ihn auf solchen Spaziergängen oft feurig, bald schwermüthig declamiren. — Der düstere Hecken- und Felsengang bey dem unter Göthe's Direction erbaueten und ausmeublirten herzoglichen Lustschlosse, das römische Haus genannt, — (ein geschmackvoller, vortrefflicher Pallast, wie ihn nur Göthe — der Römer- und Griechenvertraute — angeben konnte) — war der gewöhnliche Ort, an welchem man ihn an schönen Sommertagen lustwandeln sehen und belauschen konnte. — Da sah dann Schiller im melancholischen Düster der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, vor sich die schattigsten und undurchdringlichsten Hecken, nicht fern von dem holden Gemurmel einer über blanke Kiesel hinfliessenden Quelle, bey welcher herzerhebende

Verse des verewigten Herder in einer braunen Steinplatte im Felsen eingegraben zu lesen sind; da saß er auf einem der Sopha's in der Haltung des tiefsten Denkers, Schiller, der Lieblingsdichter Deutschlands, der große, unsterbliche Mann. — Hier sann er das aus, hier überdachte er das, womit er einst seine Landsleute belustigte, womit er die Herzen erhob, womit er sie rührte; — das, womit er uns antrieb zum echten Leben, ermunterte zur Tugend, erheiterte beym Genusse der Freude, tröstete beym Begegnisse der Leiden; — ja! das endlich, womit er auf alle gebildeten Nationen, die ihn kennen, kräftig und mächtig wirkte, und ferner wirken wird! —

In Jena wohnte Schiller den größten Theil des Jahres in seinem schönen Garten. Er lag nicht weit von der Expedition der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung, an einem der äußersten Enden der Stadt, in einem Winkel verborgen an der Leitra. Im Winter aber wohnte Schiller in der Stadt, jedoch auch vom Gewühle der Menschen abgesondert, im stillen Hause des verdienten und würdiger geheimen Kirchenraths Griesbach, hinten hinaus am Stadtwalle.

Schillers Garten in Jena verdiente ganz den Nahmen einer Eremitage. Diesen hatte ihm auch sein voriger Besitzer, der unter den Juristen bekannt

te Hofrath Schmidt, Klopſtocks Schwager, beygelegt. „Ehedem beſaß ein Blutsverwandter und jetzt beſitzt ein Geiſtesverwandter Klopſtocks dieſen Garten!“ ſo hörte man Schillern einmahl ſagen. Der Garten liegt, wie ſchon geſagt, in einem ſtillen Winkel, ganz entfernt vom Geräuſche des Stadtlebens, und nur von einem einzigen Garten in der Nähe begrenzt, auf einem Berge, welcher eine der ſchönſten Anſichten in das romantiſche Saalthal, in die Tannengebirge des nahen Forſtes und in die wilden Gegenden des Leitragrundes gewährt. Am Fuße dieſes Berges fließt die Lettra vorüber. Dieſes Flüſchen iſt beym Thauwetter, ſtarkem Regen und bey Gewittern dem reißenden Waldſtrome gleich, im trockenen Lenze und Sommer aber der kleinen murmelnden Quelle ähnlich. Auf der Stirn dieſes Berges, in dieſe einſame Einſamkeit erbauete Schiller ein kleines niedliches Häuschen, mit einem einzigen Zimmer. Aus dieſem Stübchen hatte er die Ausſicht in alle vier Himmelsgegenden, er ſtudierte hier, und es war ſein Lieblingsaufenthalt, wenn er im Garten ſich befand. „Hier gefalle ich mir,“ ſo hörte man ihn zuweilen ſcherzen, „beſſer, als Diogenes in ſeiner Tonne! — Dieß iſt mein Theater! — hier ſpiele ich die Hauptrollen!!“

In dieſem Häuschen war es auch, worin Schil-

ler die Xenien verfertigen half, und es verdient bemerkt zu werden, daß er bey der nähmlichen Aeußerung obiger Worte einmahl lächelnd hinzu setzte: „und werde ich je einmahl ausgezischt, so geschieht's doch von außen, nicht von innen!“ —

Dem kleinen schmalen Wege, der zwischen Gärten zu Schillers Garten führte, und sehr wenig betreten wurde, gaben zu jener Zeit Spaßvögel unter den Studierenden den Nahmen der Xeniengasse. Diesen Nahmen führt er auch noch heut zu Tage, besonders in dem Zirkel derer, die diesen Garten kennen.

„Das respice finem hätte ich besser bedenken sollen!!“ sagte Schiller einmahl in jener berüchtigten Epoche im vertrauten Zirkel. „Die Wahrheit ist jedoch dabey auch gesagt worden!“ setzte er hinzu. „Unsere Literatur bedarf seiner wohlthätigen Revolution! — Mag sich getroffen finden, wer sich getroffen fühlt!!“

Späterhin äußerte Schiller einige Mahl bey Gelegenheiten, welche die Xenien wieder zur Sprache brachten: „es ist ein Ketzeralmanach geliefert worden!“

So redlich, so ehrlich war Schiller, daß er auch seine Fehler nicht verläugnete. „Die Xe-

nien sind aus der Erinnerung an Bahrdts Ketzeralmanach entstanden," so sagte er mehrere Mahle. „Bahrdt wollte," setzte er hinzu, „in seinem Fache den Staub und Moder fegen; wir wollten dieses gern im Allgemeinen zu bewerkstelligen suchen!" —

Die meisten der Xenien entstanden in einem gewissen freundschaftlichen Zirkel, viele aus dem Stegreife, und wurden dann von einem jungen Gelehrten, der sie bey dieser Gelegenheit im Gedächtnisse behalten, oder niedergeschrieben hatte, wieder producirt, als einstens von der Reform der deutschen Literatur die Rede war. Man feilte, setzte hinzu, sonderte u. s. w. — Dieß sey genug! —

Friede und Ruhe lag in Schillers Charakter. Auch den Feind konnte er nicht erzürnen. Er war einer der besten Menschen, einer der edelsten Menschenfreunde. „Ich lebe gern im Frieden!" sagte er oft. — „Ich kann niemand beleidigen!" erklärte er immer, wenn er hörte, daß jemand beleidiget und gekränkt worden war. „Ich habe mir einiger Maßen selbst den Krieg erklärt!" erwähnte er in der Epoche der Xenien verschiedene Mahl, „man wird mich verkennen!" — „O! (so setzte er einmahl hinzu) warum duldete ich doch den Anhang der Xe-

nien in meinem Almanache? — Ich mochte ihn doch erst nicht!!" —

„Das sind Werke für den speculativen Buchhändler!" sagte Schiller mehrere Mahl von den Hexen. „Man muß die Abgänge des Geistes sammeln, wie die ökonomische Hausfrau den Kaffehsatz!" setzte er scherzend hinzu. —

Von dem Liede an die Freude hielt Schiller in den Jahren, welche er in Jena verlebte, selbst sehr viel. „In diesem Liede liegt mein Charakter!" sagte er oft im fröhlichen Kreise seiner Freunde — „Diesen Kuß der ganzen Welt!" Dann, wann er mit einem Blicke, der wirklich die größte Menschenliebe ausdrucksvoll mahlte, den mit altem Rheinweine gefüllten Pokal ergriff, und den kleinen, friedlichen Zirkel seiner Freunde zum Genusse der Freude, zum Hochgefühle des Herzens ermunterte. — „Auch die Todten sollen leben!" rief er dann, wann in munterer, freundschaftlicher Mitte ein herzerhebendes, geistvolles Gespräch ihn unter die Manen großer Männer geführt hatte. Da saß Schiller oft, ein tiefsinniger, aber heiterer Denker; — „Rousseau's, Lessings u. s. w., Gustav Adolphs und Josephs Manen sollen leben!!" sprach er, und (so setzte er oft hinzu) „Ernst von Gotha und unser biederer Carl August!!" —

Herzerhebend, geiſterauſchend war die Unterhaltung mit Schillern in einem ſolchen fröhlichen Zirkel. „Die Grillen, die Grübeley hinweg!!“ ſein gewöhnlicher Aufruf, wenn er ſich an die kleine gefällige Tafel zu dem mit den unterhaltenden Geſprächen gewürzten Mahle ſetzte.

An dem Schickſale groſſer Gelehrten und Künſtler nahm Schiller den innigſten, herzlichſten Antheil. Die Nachricht von Lichtenberg's Tode ſtimmte ihn zur düſterſten Wehmuth herab, und als Herder geſtorben war, ſagte er mit Thränen im Auge: „Sehr viel verlor die Welt! Ich den beſten, herzlichſten meiner Freunde!“ Nach einer kleinen Pauſe ſetzte er lebhafter hinzu: „Ewig wird unter den Menſchen ſein Andenken leben und wirken, und der Denker in Herders Schriften den reichhaltigſten Stoff, ſich gleich mit ihm zu verewigen, finden!“

Als Göthe ſehr krank ward, ſagte er einmahl mit himmliſchem Lächeln: „Nun! den Weg zum ernſten Schlummer wird doch Göthe mir nicht vorangehen wollen??“ Als er hörte, daß Göthe's Geſundheitsumſtände von Tage zu Tage mißlicher und bedenklicher wurden, ſtand er von ſeinem Sopha auf, und ſagte mit Blicken, welche die gröſte Theilnahme an des Freundes Schickſale verrathen ließen: „Auch du noch ſollſt mich ver-

lassen! — Dann werd' ich dich bald in's Reich der Schatten begleiten!" — Gegen seine Feinde, überhaupt gegen alle, welche ihm Unrecht thaten, und hier und da oft seine besten und redlichsten Absichten verkannten, war Schiller der geduldige, nicht Haß und Verfolgung rachsüchtig vergeltende, sondern beyde mit stiller Ruhe des Herzens ertragende Biedermann.

Lediglich das wahre Verdienst liebte Schiller; ihm huldigte er mit wahrem Enthusiasmus. „Soll ich (sagte er einstmahls, als man einem gewissen bekannten Schriftsteller zu Ehren ein Fest veranstaltet, und ihn auch dazu eingeladen hatte), „soll ich dem äußern Glanze des Mannes, oder seinem Verdienste huldigen? Denken und fühlen kann ich bey beyden zu wenig. Ich würde einen sehr stummen und zweydeutigen Theilnehmer abgeben! — Man lasse mich zu Hause!"

Schiller war, wie schon bemerkt worden ist, ein Feind des äußeren Glanzes, besonders dann, wenn er übertrieben war, und die Absicht, glänzen zu wollen, verrieth. Gewissen Ständen war er, hauptsächlich in seinen früheren Lebenstagen, wenig hold.

„Ich zeige mich ungern der sogenannten großen Welt" (sagte er öfters vor den letzteren zehn Jahren seines Lebens); „es kränkt mich

da dieß und jenes, was ich sehen und hören muß. Mein Garten und der Zirkel meiner Familie und Freunde ist mir lieber als alle Assembleen der großen Welt, die das Auge belustigen, das Herz kränken, den Geist erschlaffen."

Daß Schiller nicht dem äußern Glanze, nicht dem ohne Pomp des Geistes einher stolzirenden Pompe des Körpers seinen Weihrauch streuete, davon ließen sich unzählige Beyspiele anführen. — Jedoch blieb er auch da, wo es ihm gerade darauf ankam, eine gleichsam abgedrungene Aufmerksamkeit dem Scheinverdienste ein Mahl für alle Mahl zu verweigern, der bescheidene, höfliche, gerade Mann. „Jedem das Seine!" sagte er zuweilen, „und um wie Vieles größer, wie weit glänzender würde nicht das wahre Verdienst erscheinen, — wie weniger würde es hier und da verkannt, verachtet, verfolgt und verwaist schmachten, wenn alle Menschen diese goldene Lehre befolgten!" „Wenn sie nur erst genau von oben herab beobachtet würde!" (setzte er auch wohl hinzu) „des Scheinverdienstes würde bald weniger werden!"

Dem Stolzen, dem Eigendünkler, wie dem

Egoiſten, kam Schiller zuweilen etwas unbeſcheiden vor.

In einem gewiſſen großen Zirkel verſammelten ſich wöchentlich einige Mahl die angeſehenſten Männer der Stadt, aus allen gebildeten, beſonders aber aus den höheren Ständen. Hier fand man Staatsmänner, Bildner des jugendlichen Geiſtes, Gelehrte und Künſtler im ſchönſten, vertrauteſten Vereine bey einander; aber man ſah auch das Scheinverdienſt das wahre Verdienſt überglänzen. In dieſen Zirkel führte Schiller eines Abends einen jungen Doctor der Weltweisheit ein, der ihn von ** aus beſuchte hatte. Schiller ſchätzte dieſen jungen Mann ſehr, weil derſelbe ſchon zu jener Zeit (es ſind nun neun Jahre) Talente und einen großen Scharfblick des Geiſtes verrieth. Schiller liebte ſeinen Umgang, den jener eifrig ſuchte. Die Folgezeit hat es bewieſen, daß der große Mann nicht ein Scheinverdienſt in dem jungen Doctor verehrte.

Schiller führte dieſen jungen, thätigen Gelehrten freudig und äußerſt munterer Laune in die Geſellſchaft ein. Kaum hatte er ihn ſeinen wichtigſten Freunden und Bekannten vorgeſtellt, als ein Mitglied jenes Zirkels, einer der vorzüglichſten und verdienteſten Gelehrten, zu Schillern hintrat, und ihn (leiſe ſollte es ſeyn, zu laut war es aber immer noch) mit einem gewöhnlichen ſtolzen Anſtande

fragte: „Was soll denn der da?!“ — „Der Mann ist unserer Achtung werth!“ antwortete Schiller etwas schnell, und, wie es schien, empfindlich, stellte sich mit dem Doctor an eines der Fenster, und unterhielt sich hier mit ihm eine ganze Stunde allein, bis die Gesellschaft des großen Saales Schillern vermißte. Hier kamen denn Mehrere, und luden ihn zur Theilnahme an der Table d'Hôte ein. Er folgte. Der junge Gelehrte mußte neben ihm sitzen, und Schiller unterhielt sich am meisten mit ihm.

Schiller sprach immer freymüthig, und handelte offen. „Den Hinterhalt der Sprache des Herzens kann ich nicht dulden! Er ist verderbend, wie der Hinterhalt im Kriege, gewinnt er den Ausfluß,“ — sagte er zuweilen.

Oft äußerte er auch: „Der ist der beste Mensch, der beste Bürger im Staate, der frey reden, frey handeln kann! Das die beste Regierung, die beydes duldet. Das der beste Staat, den eine solche Regierung beherrscht. — Wenn man nur erst überall den Werth des Menschen fühlte und achtete!! Ich könnte unmöglich in Staaten leben, wo Sclavensinn herrschte, und Leibeigenschaft geduldet würde!“

Schillern interessirte das Wohl und Wehe der Völker, sehr. „Mich freuen die Fortschritte, welche die bessere Gesetzgebung macht.“ Dieß sagte er oft. — Filangieri's System der Gesetzgebung gewährte ihm, im Jahre 1794, die Hauptunterhaltung in den müßigen, d. h. seinen gewöhnlichen Beschäftigungen entzogenen Stunden. „Den Montesquieu“ (sagte er) „habe ich in früheren Zeiten einmahl gelesen; er hat mich nicht so oft ergetzt, wie Filangieri! Wär' ich Justizminister, oder sonst ein auf das Ruder der Staaten Einfluß habender Mann, dann studierte ich dieses Werk mit täglichem und nächtlichem Fleiße, — es käme nie, wie jetzt mein Euripides und Shakespeare von meinem Schreibtische.“

„Dahin, wo Macht imponiren will, bringt mich niemand, und ständ' auch neben dieser Macht die Cultur auf der obersten Stufe!“ — „Ich möchte in keinem militärischen Staate leben und wirken!“ so urtheilte Schiller öfters.

Im Beginnen der französischen Revolution war Schiller ein eifriger Verfechter derselben. Er hoffte von ihr großes Glück der Menschheit, wichtige Fortschritte der Wissenschaften und Kün-

ste, hellglänzende Aufklärung. Besonders freuete er sich, daß bald der Stand der Gelehrten eine wohlthätige Reform erhalten würde. — Doch mit Cüstine's Gräueln, mit so manchen andern Grausen erregenden Begebenheiten fing auch Schillers Muth an zu sinken. „O!" (so rief er oft) „nur verwüsten kann der Mensch, und nur aus Trümmern schafft er wieder!"

Wenn Schiller zuweilen den Gang betrachtete, den die französische Revolution nahm, so äusserte er verschiedentlich: daß die deutsche Nation, in ähnlichen Situationen, nicht allein menschlich, sondern wahrhaft erhaben und groß gehandelt haben, und die cultivirteste, furchtbareste und größte Nation geworden seyn würde. „Der Deutsche hat einen biedern, edeln und festen Charakter" (sagte er oft); „ich bin stolz, ein Deutscher zu seyn!" — O! edler, großer Schiller! — und wir, deine Landsleute, sind stolz darauf, dich einen Deutschen nennen zu können. —

„Ich habe," so sagte Schiller mehrere Mahl," als ich Wallensteins Lager, die beyden Piccolomini und Wallensteins Tod schrieb, ganz die Gräuel des französischen Krieges vor meinen Augen gehabt. Was Max Piccolomini seiner Thekla und seinem Vater von den Segnun-

gen des Friedens ſagt, was ich ihm in den Mund legte, das habe ich wahrhaft empfunden und gefühlt.“ Während des Ganges der franzöſiſchen Revolution, während der Stürme, welche die Republik aufzuhalten hatte, ſagte Schiller häufig: „und über eine Weile wird's wieder das Alte ſeyn!“

„Laßt uns lieber von der franzöſiſchen Mode, nur nicht von der franzöſiſchen Politik tyranniſirt werden!“ Dieſen Wunſch äußerte er ſpäterhin oft, auch dieſes: „Einſt kannte ich den weiland Vater deutſchen Rhein, ich habe ihn die Rebengebirge umfluthen ſehen, ich liebte ihn ſehr; — ſeitdem er ein franzöſiſches Kind geworden iſt, mag ich ihn nicht wieder ſehen!“

Schiller verargte das Klopſtocken ſehr, was er gethan hatte, als ihm die Nationalverſammlung in Paris das Bürgerdiplom zuſendete. „Man kann ja auch,“ ſagte er, „das Geſchenk, was man nicht gern will, auf andere Weiſe ungeſchenkt machen? War es doch immer ein Beweis, daß man ihn auch in Frankreich kannte und achtete; — und was hat der Gelehrte mit der Politik und den Staatshändeln zu thun??“

Als Schiller das franzöſiſche Bürgerrecht erhielt, ſchien es, als wenn er eine große Freude deßwegen empfunden hätte. — Späterhin aber äuſſerte er dieſe Freude nie wieder. Ein Bekannter wollte einmahl dieſes Diplom ſehen, und bath ihn, ihm ſolches zu zeigen. Ich weiß wirklich nicht, wo es liegt" — ſagte er, und brach ſchnell das Geſpräch, welches auf dieſes Diplom geführt hatte, ab.

Für Sachſen, beſonders für die herzoglich-ſächſiſchen Länder, war Schiller ſehr eingenommen. „Sachſen iſt ein herrliches Land!" ſagte er oft, „um keinen Preis bin ich aus dem Weimariſchen zu bringen!" Dieſer ſein Grundſatz und dieſe Vorliebe waren die Hauptmotive, warum Schiller ſo manche und öftere ehrenvolle Anträge und den Ruf fremder Staatsgewalten von ſich ablehnte. „Ich kann das ſchöne, glückliche Land nicht verlaſſen," ſagte er, — „ich bin zu ſehr an dasſelbe gefeſſelt!" —

Seine ſchwächliche Geſundheit ſchützte Schiller meiſten Theils bey dem Ablehnen jener ehrenvollen Anträge vor. Kränklichkeit," ſagte er, „iſt zwar, leider! mein Theil; aber auch das Steckenpferd, das ich reite, wenn man mich mit Vocationen heimſucht." — „Ich genieße," ſetzte er hinzu, „alle Ehre, alle Vorzüge; wer weiß, ob ich beyde

in dem Grade in andern Staaten erhalten würde, genießen könnte?“

Schiller hätte vielleicht Jena nie verlaſſen, wenn ihm nicht die Aerzte dieſes, wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, gerathen hätten. Er ſchien hectiſch zu ſeyn, oder war es vielmehr, wenigſtens klagte er ſchon vor zwölf Jahren über Bruſtbeſchwerden. Für Bruſt- und Lungenkranke aber ſoll Jena nicht zum gewöhnlichen Aufenthalte paſſen. Er verließ dieſe Stadt und ihre entzückenden Gegenden, ſeine daſigen Freunde und Vertrauten ſehr ungern. „Ich werde Jena oft beſuchen!“ ſagte er — und er hat auch Wort gehalten.

Die Triesnitz, dieſer ſchöne, genußreiche Ort, eine halbe Meile von Jena gelegen, wurde von Schillern fleißig beſucht. Er kam öfter von Weimar aus mit ſeinen Freunden, Göthe, Herder und Anderen, Sonntags, auch in der Woche zuweilen, dahin. Griesbach, Schütz, Eichſtädt, Fernow, Paulus, Hufeland u. a. waren es, die ihn dann von Jena aus dorthin zuweilen begleiteten. Meiſtens aber ſaß Schiller mit Göthen, auch wohl ganz allein, an einem kleinen Tiſchchen, unter einem ſchattichten Baume im Freyen, und ſahe mit heiterer Stimmung dem Gewühle der Menge zu. „Gäb' es eine Triesnitz in Weimar,“ ſag-

te er oft, „dann würde ich beynahe ihr täglicher Besucher im Sommer seyn.“

Schiller kam auch außer dem zuweilen nach Jena zum Besuche zu seinen Freunden. Göthe, welcher oft ganze Monathe in Jena zubringt, liebt diesen Ort sehr, und Schiller begleitete ihn auch einige Zeit dahin; doch geschah dieses in den letzten Jahren seines Lebens sehr selten.

Schiller widmete die Stunden des Tages keineswegs seinen wichtigsten Arbeiten; den stillen Stunden der Nacht haben wir seine vorzüglichsten Geisteswerke, den Hauptstoff dazu, und die Bearbeitung desselben zu verdanken. So bald die Nacht herein brach und es auf den Strassen stille ward, setzte sich Schiller mit Ernst an sein Büreau, dachte und schrieb. Neben ihm stand dann gewöhnlich eine Portion starken Kaffeh's oder Weinchocolate, öfter aber auch eine Flasche alten Rhein- und Champagnerweines. Alles dessen bediente er sich, um sich munter zu erhalten, und seinem Geiste nicht den Einfluß körperlicher Anforderungen fühlen zu lassen. Die Nachbarn hörten ihn oft in der Stille der Nacht feyerlich declamiren, und wer ihn in dieser Stille belauschen konnte (welches wegen der Enge der Straße, worin er wohnte, aus einen der gegen über befindlichen Häuser, oder in Jena, wegen einer seiner Einsiedelen gegen über befindlichen Anhöhe sehr gut anging), der sah ihn feurig

und glühend bald die Stube, während daß er declamirte, auf- und abgehen, bald ſich wieder in den Seſſel werfen. Er trank zuweilen häufiger aus dem neben ihm ſtehenden Pokale, ſtützte ſein Haupt auf die linke Hand, ſchrieb, declamirte wieder, ſtand auf, ſetzte ſich wieder und las. — Im Winter fand man ihn bis frühe um vier, auch wohl bis um fünf Uhr, an ſeinen Schreibtiſch gefeſſelt, im Sommer bis gegen drey Uhr, dann ging er zu Bette. Außer demſelben fand man ihn nur ſehr ſelten vor neun oder zehn Uhr.

Den Vormittag brachte Schiller größten Theils zu Jena in ſeinen Garten, in Weimar am Fenſter und im Zirkel ſeiner Familie zu. Den Nachmittag las er das flüchtig durch, was er die Nacht vorher gearbeitet hatte. Er präparirte ſich, ſo zu ſagen, auf die Arbeit der folgenden Nacht. Der übrige Theil des Tages und der Abend aber war entweder ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz, oder indifferenten Geſchäften, der Lectüre, dem Theater u. ſ. w., der Unterhaltung mit ſeinen Freunden, oder den ihn häufig beſuchenden Fremden, vorzüglich aber auch dem Zirkel ſeiner liebenswürdigen Familie gewidmet.

Die beyden Piccolomini und Wallenſteins Tod, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans ſind die vorzüglichſten Geiſtesproducte Schillers, von denen es be-

kannt ist, daß sie bey nächtlicher Weile hervorgebracht worden sind.

Dem Theater widmete Schiller besonders die größte Aufmerksamkeit und Thätigkeit. Er und Göthe waren in dieser Absicht sehr oft beysammen, und beyde wohnten den meisten Proben selbst bey. Diese Leseproben der neuen aufzuführenden Stücke wurden in Schillers oder Göthe's Hause gehalten, ein Umstand, der gewiß den schönsten Einfluß auf die Bildung des Künstlergenies haben muste. Oft, sehr oft lud auch Schiller die Schauspieler zu sich, und las ihnen ein neues von ihm verfertigtes Meisterwerk mit allem Künstlersinne und Gefühle vor; bath sie auch oft zu sich des Mittags oder des Abends zu Tische, und machte sie in den unterhaltendsten und belehrendsten Gesprächen auf ihre Kunst, auf ihr Spiel u. s. w. aufmerksam. Beydes that er besonders vor der ersten Aufführung seiner beyden Piccolomini, des Wallenstein, der Maria Stuart, des Macbeth, der Jungfrau von Orleans, und der Braut von Messina, so wie Göthe auch bey mehreren Gelegenheiten.

Schiller forderte übrigens von dem Schauspieler sehr viel. Er war strenge in seinem Urtheile, strenge bey seinen Anforderungen an den Künstler. Hatte er heute laut gelobt, morgen tadelte er desto lauter.

Die Beyfallsbezeigungen, die ihm hier und da im Theater ertönten, nahm Schiller sehr ungern auf. Schillern, der sein Publicum genau kannte und achtete, muste es daher sehr auffallen, als ihm vor wenigen Jahren ein ganz junger Doctor bey der Aufführung der Jungfrau von Orleans ein sehr lautes: Bravo Schiller!! vom Balcon zurief. „Der junge Mann kennt sich, und, und mich nicht!“ sagte Schiller lächelnd, und zischte sehr laut. Das Publikum zischte mit. Schiller äußerte laut sein Mißfallen über dieses Bravorufen. Dem Hofe gefiel das erstere, das letztere nicht. Er veranstaltete, daß dem jungen Doctor einiger Massen von Polizey wegen diese unschicklich angebrachte Beyfallsbezeigung verwiesen werden mußte. —

Die Geschichte dieses Bravorufens im Schauspielhause ist in gewisser Rücksicht sehr uninteressant; sie erhält aber dadurch allerdings einiges Gewicht, weil sie einiger Massen ein Licht auf Schillers Charakter, auf seine Anspruchlosigkeit wirft, und dann auch, was man wohl nicht denken und ahnden sollte, in der neuesten Geschichte der Akademie Jena's Epoche machte. Jenes Bravorufen und seine Folgen bewogen hauptsächlich einen großen, berühmten Mann, was ihm in mancher Hinsicht nicht zu verdenken ist, Jena zu verlassen, und ihm folgte eine bekannte gelehrte Anstalt, die in Jena vieles

Geld in Circulation ſetzte, und zum Rufe der Akademie nicht wenig beytrug. — Des weiteren Urtheiles enthalten wir uns. — Chacun à son goût! —

Muthwillig ſcherzte Schiller oft bey den Kritiken des Spieles des groſſen Iffland. „Ließ Iffland heute nicht wieder die Hand zierlich vom Stockknopfe fallen?!“ ſcherzte er einſt, als ein gewiſſer bekannter Schriftſteller über Ifflands Spiel mit der Lorgnette wie angenagelt an einem der Pfeiler der Bühne geſtanden, und den groſſen Künſtler beobachtet hatte. — Dieſer Kritiker hatte nähmlich in einer Geſellſchaft, als Iffland in den Spielern aufgetreten war, ihm das einzige Lob in der von ihm geſpielten Rolle des Herrn von Poſers dieß Mahl beyzulegen gewußt: daß er die Hand habe zierlich vom Stockknopfe fallen laſſen. — —

Dem Leipziger Publicum im Theater zollte Schiller zuweilen kein gutes Lob. „Das ſchöne in der Bildung beynahe in Deutſchland durch alle Stände oben anſtehende Leipzig finde ich nicht im Theater. Sehr roh ſieht es da aus!“ Schiller war aber ſowohl zur Zeit der Meſſe, als auch außer derſelben im Leipziger Theater geweſen. — „Die Schauſpieler in Leipzig ſcheinen ihr Publicum zu kennen!“ ſagte er zuweilen. — Doch

muß man auch das geſtehen, was Schillern oft hierauf entgegnete, daß er nicht eigentlich das Leipziger Publicum, ſondern die daſigen vielen Fremden, mithin ein ſehr gemiſchtes Publicum ſahe, wie man ſchon aus den Tagen und Zeiten ſchließen konnte, die Schiller zuweilen in Leipzig zugebracht hatte.

Das Berliner Theater hatte ihm unter allen fremden, die er geſehen, am beſten gefallen. Er rühmte ſehr das vortreffliche Spiel gewiſſer bekannten Künſtler, meinte aber doch, daß ihm hier und da die Beſetzung gewiſſer Rollen nicht gefallen habe. Einmahl äußerte er auch: „was hilft's, wenn einige Rollen gut, die andern ſchwach oder mittelmäßig beſetzt ſind? Das Spiel des Künſtlers verdirbt dann der Laie!“ War es nun Vorliebe oder Eigenſinn, oder etwas anders — kurz: Schiller zog doch die weimariſche Bühne, nicht in Hinſicht des Glanzes der Decorationen u. ſ. w., ſondern wegen des harmoniſchen Spieles der Künſtler vor. „Das harmoniſche eingreifende Spiel, die wahre Darſtellung nach dem Leben gibt im Theater Genuß!“ ſagte er. „Lebte ich in Berlin, und wär' an das Theater gefeſſelt, mich würde die nachtheilige Zugluft im Schauſpielhauſe einige Jahre früher zum Grabe fördern!“ Man fragte ihn, was er von den Ver-

kinern im Theater halte: „sehr viel!“ erwiderte er, „nur die Gallerie muß schweigen, und das Parterre reden!“

Als Schiller noch in Jena wohnte, nahm er auch Antheil an einem Privattheater, welches daselbst durch Unterstützung mehrerer angesehener Familien errichtet worden war. Studierende gaben die Schauspieler ab, und es war eine vortreffliche Unterhaltung, welche sie gewährten. — Allein, man sahe höheren Ortes die Unternehmungen der Entrepreneurs dieses Privattheaters nicht gern, weil man glaubte, daß die Studierenden dadurch von ihren eigenen Berufsgeschäften abgezogen werden dürften: — Schiller nahm daher keinen Antheil mehr daran, und das Privattheater wurde geschlossen. — Den Iffländischen Schauspielen war Schiller besonders hold, den Kotzebueschen weniger; hauptsächlich aber erkannte und verehrte er die Verdienste eines Lessing, welchen er gar oft den Restaurator der deutschen Litteratur nannte. „Mit Lessing (sagte er) hatte das böse Fränzeln (Französiren) ein Ende; er machte uns mit den ernsten Britten bekannter!“ Lessing war auch bekanntlich der erste deutsche Gelehrte, welcher seine Landsleute aufmerksamer auf das Studium des Shakespeare machte, und dieses rechnete ihm Schiller besonders als ein sehr groſses Verdienst an.

„Ein echtes, wahres deutsches Luſtſpiel (meinte Schiller) beſitzen wir noch nicht.“ Daß dieſem wirklich ſo ſey, detaillirte er mehrmahls mit überzeugender Beredtſamkeit. Jene Aeußerung Schillers war die Hauptmotive, warum in den Propyläen und nachher auch in andern Zeitſchriften der bekannte Preis für das beſte Luſtſpiel ausgeſetzt wurde.

Schiller wünſchte überhaupt, daß die deutſchen Bühnen nach und nach das Eigenthümliche der alten griechiſchen Theater erhielten; — den griechiſchen Geſchmack wollte er hergeſtellt wiſſen. „Paßt auch unſer Zeitalter nicht für das Zeitalter der Griechen; ſo paßt doch allerdings der griechiſche Geſchmack für unſere gebildeten Zeiten.“ —

„Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna!“

„Dieſer Zuruf gilt allen auf Geiſtescultur Anſprüche machenden Nationen.“

Dieß müſſen wir doch erwähnen, daß Schiller mit Göthe nicht ſo ganz conform dachte, wenn von Wiederherſtellung des griechiſchen Geſchmackes auf der Bühne die Rede war; am allerwenigſten aber war er dann einig mit ihm, wenn Göthe das franzöſi-

ſche Luſt- oder Trauerſpiel auf deutſchen Grund und Boden zu verpflanzen ſuchen wollte.

Keiner hat vielleicht den Shakespeare ſo oft, ſo fleißig geleſen und ſtudiert, als Schiller. Kam man am Tage zu ihm, — er hatte gewiß einen Theil von Shakespeares Werken vor ſich, worin er geleſen hatte. Den Sturm von Shakespeare war Schiller mehrmahls Willens, für die deutſche Bühne zu bearbeiten. — „Ich werde alle Shakespeareſchen Stücke, ſo wie den Macbeth, bearbeiten!“ äußerte er verſchiedentlich. Allein! wahrſcheinlich haben wir auch dieſen Verluſt unſerer deutſchen Litteratur mit ſeinem frühen Tode zu betrauern! —

Schiller war bey der Kritik der aufzuführenden Theaterſtücke äußerſt ſtreng, jedoch harmonirte er auch hier nicht ſo ganz mit ſeinem Freunde Göthe. Dieſer ſtrich ihm zu viele Stellen nicht allein in neuen, ſondern ſogar auch in alten theatraliſchen Stücken. Schiller nannte dieſes oft die ſchlimmſte Laune von Göthen, und rieth zuweilen, wenn ihm ein mit vielen Strichen bezeichnetes Stück zu Geſichte kam, mit der Aufführung desſelben ſo lange zu warten, bis Göthe beſſere Laune haben werde. Es war eine Epoche, wo dieſes Streichen in neuen theatraliſchen Stücken ſo ſehr an der Tagesordnung war, daß ſelbſt Schiller ſich nicht ganz ſo getrauete, mit ſei-

wer Maria Stuart an das Licht zu treten. „Geben Sie Acht," ſagte er ſelbſt zu den Schauſpielern, denen er das vortreffliche Trauerſpiel zuerſt vorlas — „geben Sie Acht! die Scene, in welcher Maria das Abendmahl empfängt, wird nicht ſo bleiben dürfen!" — Dieſe Vermuthung traf auch wirklich ein, und Schiller war damahls im Ernſte ein Wenig aufgebracht. Die ganze Scene, in welcher der Geiſtliche tröſtend mit der Maria Stuart ſpricht, in welcher dieſe das Abendmahl empfängt, wurde geſtrichen, jedoch Schiller dabey gebeten, dieſen Auftritt zu modificiren. — Göthen gebühret übrigens bey dieſem kritiſchen Durchſtriche die Ehre, daß er ihn nicht mit eigenem Gefühle, ſondern auf Veranlaſſung eines fremden Gefühles oder vielmehr Geſchmackes unternehmen mußte. — Es währte lange, ehe ſich Schiller zu der beliebten Abänderung dieſer Scene entſchließen konnte; — er hatte wirklich im Sinne, die Maria Stuart in Weimar gar nicht aufführen zu laſſen, und ſie iſt auch auf fremden Theatern eher als auf dem weimariſchen erſchienen. Schiller, der, wenn er auch einmahl zürnte, nie lange zürnen konnte, gab indeſſen dem vielen Bitten nach, und änderte die gedachte ganze Scene. Maria Stuart ward aufgeführt, und, wie ſie es

allerdings verdient, mit Enthusiasmus aufgenommen. — Bey dieser Gelegenheit fragte Schiller einmahl den verewigten Herder: „Sagen Sie, Freund! sollte diese Scene wohl das religiöse Gefühl beleidigen können?“ „Erwecken können? so sollten Sie gefragt haben, und ich würde mit Ja! antworten!“ versetzte Herder.

Es verging so leicht kein Posttag, an welchem nicht Briefe von Buchhändlern aus allen Gegenden Deutschlands an Schillern angekommen wären, welche unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Bitte, ein Werk von ihm in Verlag zu bekommen, enthielten. Ein sehr solider und bekannter Buchhändler aus einer nicht weit von Weimar gelegenen Stadt unternahm selbst die Reise zu Schillern, als er davon gehört hatte, daß er den Wallenstein unter der Feder habe, und both für den gedruckten Bogen zwölf Carolin in Golde. Schiller stand aber nicht allein schon wegen des Walleinstein mit Cotta in Tübingen in Unterhandlung, sondern er dachte auch viel zu solide, als daß er sich durch ein höheres Honorar von seinen alten soliden Verlegern hätte abwendig machen lassen sollen. „Cotta handelt solide mit mir und ich mit ihm!“ gab er jenem Buchhändler zur

Antwort, und machte ihm nicht einmahl Hoffnung, je ein anderes Werk von ihm in Verlag zu erhalten. Schiller erhielt für den Bogen seiner meisten Arbeiten sechs, auch acht, mitunter zehn Carolin. — Die erste Auflage von Wallenstein bestand aus drey tausend Exemplaren, und sie waren schon vergriffen, ehe die Messe vorbey war.

Kamen Briefe von den Verlag suchenden Buchhändlern haufenweise bey Schillern an, so kamen jene von den jungen Gelehrten, Almanachs- und Journalfabrikanten vollends in großer, unzählbarer Menge an. „Ich möchte beynahe," sagte Schiller einige Mahl scherzend, „einige Säcchelchen in einen der Almanache absenden; denn sonst komme ich nicht wieder zu dem Gelde, was ich bloß an Sechsern dem Briefträger in einem Jahre für solche Briefe geben muß." An gewissen bekannten Almanachen und Journalen nahm jedoch Schiller recht gern Theil, und erfüllte hier und da auch die Bitte eines jungen Gelehrten, wenn er zur Aufhülfe seines verlassenen Kindes seine unterstützende, kraftvolle Hülfe verlangte. Viele der letztern maßten es sich sogar an, Schillern ihre Manuscripte zur respectiven Einsicht und Verbesserung zuzusenden. Darüber lachte dann Schiller immer recht herzlich:

„Ich kann keine Exercitia corrigiren!“ sagte er oft lächelnd. — Die meisten dieser Manuscripte blieben denn auch so lange in Schillers Aufbewahrung, bis sie wieder, da den jungen Autoren wahrscheinlich die Zeit zu lange wurde, abgefordert wurden. Sie folgten dann mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben, „daß er unmöglich die Zeit gehabt habe, ihren Wünschen zu entsprechen,“ oft gelesen, noch mehr aber ungelesen zurück. Jedoch sind auch Beyspiele bekannt, daß Schiller sich wirklich jener Durchsicht und Verbesserung mit Wärme und Eifer unterzog. Dieses geschah aber sehr selten.

Das that aber Schiller niemahls, was hier und von da diesem und jenem berühmten Autor geschehen soll, daß er seinen Nahmen einem von ihm nicht herrührenden Werke oder Schriftchen vorsetzen ließ; hierzu wäre er um keinen Preis zu bewegen gewesen. Zwar ist es wahr, daß er bey Werken, worin er Uebersetzungen aus anderen Sprachen lieferte, Gehülfen hatte, welche übersetzten; allein er revidirte jedes Mahl die fremde Uebersetzung genau. Besonders hatte er diese Gehülfen bey dem in Jena bey Mauke herausgekommenen Geschichtwerke. Man kann aber deßwegen dreist behaupten, daß die Uebersetzung von Schillern herrühre, so strenge revidirte er die ihm überlieferten Uebersetzungen, so sehr verglich

er solche mit dem Originale, so emsig corrigirte er an dem Periodenbaue und dem Style.

„Wenn ich im Meßcataloge (so sagte Schiller oft) nur die Titel der ungeheueren Menge der Romane lese, mit welcher die geschäftigen Federn unserer Autoren Deutschland überschwemmen; so kann ich darnach den Genius des Zeitalters richtig beurtheilen. „Geben Sie Acht! (so sagte er kurz vor seinem Tode zu verschiedenen Malen) es wird bald eine Epoche eintreten, welche Satyriker bilden, ihren Geist und ihre Federn beschäftigen wird. Einen Juvenal haben wir so noch nicht, unsere Satyriker sind bis jetzt elende Zänglen," setzte er hinzu. „Das Zeitalter, der Genius desselben, und echte Welt- und Menschenkenntniß muß den Satyriker bilden!" meinte er.

Schiller meinte, daß zur Bildung des Volkes, zur Erhöhung des Nationalgeschmackes Romane sehr viel beytragen können. Er beklagte aber auch öfter, daß viele Romanendichter „Sudler" wären. „Wenn nur der Buchhandel sich in den Händen der gebildetsten und gelehrtesten Männer befände!" wünschte er oft. — Für Klinger hatte er die größte Hochachtung. „Das war ein Mann, der viel genutzt haben würde, hätte ihn nicht der Tod übereilt!" äußerte er.

„Wenn nur Lafontaine weniger schriebe!“ urtheilte Schiller oft.

„Jean Pauls Schriften muß ich beym Champagnerrausche lesen, wenn ich sie verstehen soll!“

„Der gute Wieland wird wirklich alt! — Die Revision seiner Werke sollte er noch vor seinem Ende strenge unternehmen. Ich werde dieß mit den meinigen gewiß thun, ehe ich zu alt werde.“

„Wieland macht es beynahe so wie Gleim. Dieser konnte seine Leyer auch nicht eher an den Palmbaum hängen, als bis der Tod sie an die Cypresse hing!“

„Wäre Voltaire so mit den Griechen und Römern als mit der alten schalen Ritterzeit vertraut, er würde einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller geworden seyn! Ich kannte so leicht keinen Mann, der so, wie er, Gaade, Memorie und Kenntniß der alten deutschen Geschichte besäße.“

„Ich müßte mich triegen — allein ich denke, es wird bald ein Zeitalter kommen, in welchem viele philosophische Romane erscheinen werden!“

„Ich bedauere es oft, mit der spanischen Sprache nicht bekannt geworden zu seyn! Spanien enthält so manchen für Deutschland noch unbenutzt gebliebenen Schatz. Bertuch wäre so ziemlich der Mann, der ihn uns verschaffen könnte; — allein er ist seit geraumer Zeit bloß ein speculativer Kopf!“ —

„Alles duldet! — nur den französischen Geschmack in der Litteratur duldet nie wieder!“

„Den Dänen wünsche ich alles Glück! Ihre Regierung und Staatsverfassung kommt mir als die beste vor, die ich kenne; — sie begründet das Völkerglück! — Bald wird Dänemark England gleich seyn! Möge nur auch dort die Litteratur kräftig wirken, und das böse Indigenatrecht aufhören!“ —

„Es ist ein großer Fehler der Regierungen, wenn sie die Vernachlässigung der römischen und griechischen Sprache auf Schulen und Akademien dulden! Laßt nur noch ein Menschenalter hingehen, und wir werden wenige Gelehrten besitzen, die so ganz mit Römern und Griechen vertraut sind.“

„Die Erziehung des Menschen ist die wichtigste und größte Angelegenheit aller polizirten Staaten. — Die Anstalten dazu sind aber nicht immer die dem Zwecke entsprechenden Institute. Man sollte den jungen Menschen recht frühe vertraut und bekannt mit der Natur, mit der Physik machen!“

Dieß sind die Aeußerungen, von denen man sich erinnert, sie mehrmahls aus Schillers Munde gehört zu haben.

„In meiner Jugend bin ich ein komischer Mensch gewesen!“ sagte Schiller oft. „Brausen und Toben betäubte und exaltirte mein Temperament. Ich suchte oft einen gewissen, bestimmten Gegenstand,

den ich ausdauernd verfolgen wollte — allein! meine Entschlüsse waren Geschöpfe von Augenblicken — und Augenblicke vertilgten sie auch wieder.“ — „Schon in meiner frühesten Jugend las ich Gedichte gern, liebte das Schauspiel und das Romantische. — Ich erhielt manchen Verweis meiner Lehrer, wenn ich, anstatt mich auf die künftigen Lectionen vorzubereiten, den Hagedorn, Uz, Gleim, Wieland oder Shakespeare las.“ — — „Die Natur und die belebten Maschinen waren mir ein grosses Problem — deßwegen studierte ich, einiger Masen auch von den Meinigen dazu bestimmt, um mich als künftigen Arzt zu bilden.“ — „Ich habe manche schlimme Verhältnisse in meinen Jünglingsjahren ausstehen müßen! — Mit meinen Studien als Arzt wollte es gar nicht vorwärts; denn ich studierte ganz heterogene Wissenschaften. — Was man sonst bey den Studierenden umsatteln nennt, das that ich zwar nicht; allein es war doch eben so gut, als hätte ich's gethan. — Ich widmete mich ganz den schönen Wissenschaften, und fand bald Begünstiger meiner litterarischen Arbeiten. Ich hatte damahls das, was man sonst einen tollen Kopf nennt; — die ernsthaften Musen haben ihn aber besänftiget!“

„Stürmisch und excentrisch, wie mein ehemahliges Temperament, sind die Räuber!“ meinte Schiller zu verschiedenen Mahlen. „Was haben mich

Theologen und trockene Moraliſten gegen dieſes Produkt gewüthet!! — Die Nachwelt ſoll richten! — Ich ändere nichts in den Räubern!“ — ſo äußerte er oft.

„Als ich die Räuber verfertigte, war ich eben kein Günſtling der gewöhnlichen und gemeinen Welt! Ich ſtrebte aber auch nie nach der Gunſt derſelben — ein ſtrenger, böſer Egoiſt war ich damahls! — Wenn ich mir nur ſelbſt gefiel, Baſta! Das Urtheil der Welt kümmerte mich nie, und kümmert mich auch jetzt noch nicht!“ —

„Es gab eine Zeit,“ ſagte Schiller einige Mahl, „in welcher Unverträglichkeit mit den Menſchen ein Hauptzug meines Charakters war. Nicht, als wenn ich ihnen dieſe Unverträglichkeit thätlich bewieſen hätte! — Nein! Es war eine ſtille Unverträglichkeit, ein leiſes Mißfallen an allem, was Menſchen unternahmen. — Ich weiß wohl, woher das kam! — Ich fühlte mich zu jener Zeit nicht in dem Wirkungskreiſe, den ich gern ausfüllen mochte. Meine liebe, gute, ſanfte Frau trug aber ſehr viel zu meiner Ausſöhnung bey. — Wäre ich zu jener Zeit nicht mit ihr bekannt und vertraut geworden, ich glaube, daß ich mich in einen Miſanthropen verwandelt haben würde!“ —

„Bey Vielen galt ich in meinen früheren Lebenstagen als einer, der den tobenden, wilden Stürmen

des Lebens und ihren Freuden ſeine Hauptgenüſſe zu verdanken hätte. Nicht ſo ganz hatten die Liebloſen Unrecht! — Mein Temperament wollte Stürme, und im Sturmgeheule des Lebens lernte ich die Welt, die Menſchen und mich ſelbſt kennen.“ —

„Rückſichten wußte ich in früheren Zeiten nie da zu nehmen, wo mir meine Ueberzeugung ſagte, daß ſie nie geltend angebracht werden könnten. Mich ekelen Sterne, Orden, Bänder, Titel und Weltcharakter!“

Dieſes alles hat Schiller noch verſchiedentlich im engen Zirkel ſeiner Vertrauten geäußert.

Als die neue Auflage ſeiner Gedichte in Leipzig erſchienen war, und man darin das vortreffliche Lied an die Freude ſo ganz umgeändert, ſo zu ſagen, caſtrirt fand, fragte ein Vertrauter, dem dieß aufgefallen war, Schillern: „Warum haben Sie aber, lieber Freund! die Freude neuerlich ſo ſehr beſchnitten?“ — „Wie ſo?“ entgegnete der dadurch ſchon verlegen gewordene Schiller. „Die ſchönſten Stellen und Verſe, z. B. — Bettler werden Fürſten, Brüder — und andere mehr, ſind ja ganz ausgelaſſen! Schämten Sie ſich etwa, Ihrem Gefühle in früheren Zeiten den Lauf gelaſſen zu haben?“ — „Das eben nicht — das eben nicht,“ verſetzte der verlegene Dichter haſtig — „allein“ — — — Sein Gegner ließ ihn nicht zum Worte kommen, und erwiederte: „ich lebe jetzt am

Hefe" — so wollten Sie sagen — „ich bin mit den Charaktermasken vertrauter worden? — Nicht wahr?" — „Wie sie nun gleich denken!" sagte Schiller noch verlegener, — „meinen Charakter ändert nichts in der Welt!" setzte er feurig hinzu. „Das Publicum wird das nicht glauben!" erwiederte Jener. „Es kann dem Schriftsteller nichts Widrigeres begegnen, als wenn er seine Werke bey neuen Auflagen revidiren muß, und mit der Censormiene und mit dem Censorwillen zur Revision schreitet; — ich werde künftig nie wieder so revidiren und ändern!" — antwortete Schiller, und brach das Gespräch ab.

„Auffallend ist es mir immer," sagte Schiller zuweilen, „wenn man in großen Städten so viel und so oft erbärmlich über die Kleinstädterey der kleinen Städte schimpfen hört. — Die Leute schimpfen sich selbst!" setzte er hinzu, „denn ich habe immer die wahre Kleinstädterey in großen Städten am häufigsten angetroffen. Jedes Quartier oder Viertel ist dort eine kleine, sehr kleine Stadt, ein Thron der erbärmlichsten Kleinstädterey. Dieß beweisen auch schon die Intelligenzblätter großer Städte; denn auch Intelligenzblätter charakterisiren den Genius des Zeitalters und den Ton einer Stadt. — Kleinstädterey steht also hier al pari mit Großstädterey; die letztere ist er-

härmlicher und auffallender als die erstere. — Ueberhaupt sind das sehr gemeine, inhumane und inelegante Vorwürfe."

„Zeitungen sind die Märkte, wo barer Unsinn, Lüge, Verleumdung und Hetzerey an den Mann gebracht wird. Hier lobt und rühmt sich die Dummheit; die Stupidität erhebt sich; durch Vergrösserungsgläser sieht man das Scheinverdienst an — das Laster wird eine Tugend, der kleine Mensch ein grosser Mensch!"

„Unser deutsches Zeitungswesen liegt noch in der Wiege — es ist ein Kind, das allem nachlallt."

„Gelehrte Zeitungen sind die Tummelplätze einseitiger Ansicht und der Parteylichkeit; sie verderben, oder verhindern oft den Nutzen, den der Schriftsteller stiftete. Jeder Recensent ist ein arroganter Mensch, und jede Recension eine Arroganz."

Auch dieß waren Schillers öftere Aeußerungen.

An dem Flore der Universität zu Jena nahm Schiller mit Göthen und anderen berühmten Männern, in so fern sie konnten, den thätigsten und innigsten Antheil. Er war es, der oft einen guten Vorschlag ertheilte, und seine geltenden Empfehlungsbriefe für diesen und jenen Gelehrten und Künstler verbrachte. Seinem kraftvollen Fürworte hat Jena manchen verdienten Mann zu verdanken, und manches Verdienst, das sonst sich längst einen anderen und vielleicht besseren Wirkungskreis

verschafft und ihn auch gefunden haben würde, erhielt er den weimarischen Staaten. —

Als Paulus, Hufeland, Schütz und Loder Jena verließen, und Schnaubert und Thibaut auch auswärtige Vocationen erhalten hatten, rief Schiller denjenigen, die diesen Verlust beklagten, entgegen: „Bringt es nicht dem Gärtner und seiner Baumschule Ehre, wenn die von ihnen gepflegten und gezogenen Stämme häufig gesucht werden. — Laßt uns neue Stämme ziehen, — wir haben deren genug!“

Sehr beklagte es Schiller indessen, als die Expedition der erst zu Halle herauskommenden allgemeinen Litteraturzeitung Jena verließ. „Die Hauptmitarbeiter behalten wir hier!“ sagte er zwar, allein er fürchtete viel. „Die größte Posaune gibt doch auch gar oft Mißtöne!“ sagte er einmahl lächelnd, und versicherte, daß die jenaische allgemeine Litteraturzeitung gewiß fortdauern sollte. Von der Zeit, als er dieses lächelnd gesagt hatte (es geschah im November 1803), nahm Schiller den thätigsten Antheil mit Göthen, Griesbach, Voß, Eichstädt, Wieland, Herder und anderen berühmten Männern an der neuen Litteraturzeitung — und was sie geworden ist — darüber hat schon das Publicum zur Genüge entschieden.

Dieß sind die zerstreueten Züge, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollten. Es bleibt uns noch übrig, die Geschichte seiner letzten Krankheit, die ihn dahin raffte, vorzutragen.

Was Schiller oft befürchtet hatte, daß Bruder Hain in seiner Brust die Residenz aufgeschlagen habe, traf ein. Er hatte seit einiger Zeit mehr als jemahls an einem heftigen Brustkrampfe gelitten. Schillers körperliche Kräfte waren ohnedieß zu schwach, um einer langen Krankheit widerstehen zu können. Den 7. und 8. May 1805 erfolgte Blutspucken, was die an seinem Sterbebette stehenden und trauernden berühmten Aerzte als eine böse Vorbedeutung annahmen. Das Weinen seiner geliebten Kinder rührte in dieser Situation Schillern sehr. „Bringt die lieben Seelen in ein anderes Zimmer!“ sagte er sehr schwach und entkräftet. — Seine Gattinn stand trauernd vor seinem Lager, ihre Hand in die seinige geschlungen. „Ewiger Wechsel und Trennung ist das Loos auf Erden!“ „Beruhige dich!“ sagte er feyerlich. Am Sterbetage, dem neunten May, fantasirte er oft. „Wer löste die Kanonen? Wer commandirt den linken Flügel? Sieh'st du! — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig sieht das Regiment aus

— weiß und blau! — Sind ſie im Lager? Das iſt luſtig!“ — Das waren die bemerkten und verſtandenen Worte, die Schiller in ſeiner Fantaſie ſprach. Auch Lichtenbergs Nahmen hörte man ihn nennen, oder man wollte es wenigſtens ſo verſtanden wiſſen, die anderen Worte aber wollte keiner der Umſtehenden vernommen haben. Es ſchien aber, daß er Leuchtenburg geſagt hatte, und dieſe fantaſtiſche Erſcheinung kommt um deſtwillen wahrſcheinlich vor, weil er die Triesnitz ſehr liebte, die Gegenden der Saale ſehr gern ſahe, und ſich noch vor Eintritt des Frühjahres vorgenommen hatte, eine Luſtreiſe auf das romantiſche Schloß Leuchtenburg, bey Kahla, zu machen. Dort iſt ein groſſes Zucht- und Irrenhaus; dort ſaßen in tiefen, unterirdiſchen Kerkern merkwürdige, groſſe Verbrecher auf zeitlebens; — dieß alles hatte Schiller genau kennen lernen, Menſchenglück und Menſchenelend prüfen wollen.

Göthe, einer ſeiner vorzüglichſten Freunde und Geſellſchafter, kam kurz vor Schillers Verſcheiden in das Haus, um ſeinen Freund, was er in deſſen Krankheit häufiger als ſonſt gethan hatte, zu beſuchen. Er erkundigte ſich bey einem der Aerzte im Vorzimmer nach Schillers Befinden. „Bald wird er ausgelitten haben!“ erwiederte dieſer. „Sie erſchrecken mich ſehr!“ verſetzte Göthe, ging beſtürzt zurück, und der Arzt ſahe deutlich, daß er ſich Thränen von ſeinen Wangen wiſchte.

Gegen vier Uhr am Nachmittage des neunten Mayes wurde Schiller ruhiger. Die Umstehenden freueten sich darüber, die Aerzte aber zitterten für sein Leben; denn, sagten sie, diese Ruhe ist bey solchen Kranken ein böses Zeichen! — Ihre Kunst hatte sie nicht getrieget — mit heiterer, ruhiger Miene entschlief Schiller zum ernstesten Schlafe, ehe noch die hell tönende Glocke des Schloßthurmes sechs Uhr schlug.

Bey der Section ergab sich, daß eine besondere Desorganisation in seinem Inneren Statt fand. Die Theile der rechten Seite konnten keine Functionen mehr leisten; er hatte nur mit dem linken Lungenflügel geathmet, und dieser begann auch schon anzuwachsen.

Mit der Nation trauern vier unmündige Kinder und eine Witwe — seine vortreffliche Gattinn, an seinem Grabe.

Stille war es in Weimar, als Schillers Tod ruchbar wurde. — Im Grabe kann es nicht stiller seyn. — Der sonst so häufig besuchte Park war öde — die Lust und die Freude schien verwaist zu seyn — denn Schiller war nicht mehr!

Die den eilften May in Weimar angekündigte Aufführung der Saalnixe fand nicht Statt; das Theater blieb geschlossen, weil die allgemeine Trauer um Schillers Tod jeden Genuß des Vergnügens verstimmte. Die nächste theatralische Vorstellung war

die Jungfrau von Orleans. Sie wurde mit einer Todtenfeyer auf Schillern begleitet! — Rührender wurde gewiß nie eine Todtenfeyer gegeben und angehört, als diese! —

In der Nacht zum zwölften May wurde Schillers Leichnam beerdiget. Es war eine feyerliche, stille Nacht. — Der ganze Himmel war umwölkt und drohete Regen, schaurig durchzog der Sturm die alten Dächer der Grabgewölbe, und die Fahnen ächzeten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, — die Leiche Schillers ruhet in dem Landschaftscassengewölbe — da zerriß der Sturm plötzlich die dunkele Wolkendecke, der Mond trat hervor mit ruhiger Klarheit, und warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Ueberresten. Man brachte den Sarg in die Gruft, der Mond trat wieder hinter die Wolken, und der Sturmwind brauste heftiger.

Hunderte der vielen gebildeten Bewohner Weimars harreten gerührt des Augenblickes, in welchem man den Liebling der deutschen Nation zur Ruhestätte tragen würde, um ihn bis dahin zu begleiten. — Schillers Freunde waren untröstlich. — Am Hofe selbst herrschte, anstatt des rosenfarbenen Humor, eine traurige Stille. — Göthe weinte und klagte. — In tiefer Stille traten die Leichenträger aus dem Hause, das Schiller bewohnte. Wehmüthig naher

ten ſich jetzt ſechzehn junge Gelehrte und Künſtler, nahmen ihnen die theuere Bürde ab, und trugen ihn — Schillern, — mit Thränen und unter Begleitung einer gerührten Menge Menſchen, zum ſtillen Oertchen der Ruhe. Am folgenden Tage, den 13. May, der ein Sonntag war, wurden in der Kirche die vornehmſten Chöre und Sätze aus Mozarts Requiem aufgeführt, und der Generalſuperintendent, Hofprediger Voigt, hielt eine rührende, des Gegenſtandes würdige Rede. —

Schiller iſt nicht mehr! — Trauere deutſche, biedere Nation! an deines Freundes, an des deutſchen Mannes Grabe! — Sein Andenken wird ewig dauern, keine Zeit wird es vertilgen!! —

Schiller wurde 45 Jahre alt. Im Jahre 1802 ward er, ohne Nachſuchen, vom deutſchen Kaiſer in den Adelſtand erhoben. „Nun heiße ich von Schiller, daß Sie es nur wiſſen!“ ſagte er zu der Zeit, als er das Diplom erhalten hatte, und Herdern ſahe, zu dieſem mit lächelnder Miene. Er ſtarb als herzoglich-ſächſiſch-meiningiſcher Hofrath und Profeſſor Ordinarius zu Jena, in Weimar.

Schiller iſt nicht reich geſtorben. Er war dazu, um Schätze zu ſammeln, weder engherzig noch profaniſch genug. Jedermann weiß ſein ſchönes Lied: die Theilung der Erde, auswendig. Die

Welt ist weggegeben, sagte Zevs dort zum klagenden Poeten, daher —

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.“

Er war ein untadelhafter, seinen Haushalt rechtlich ordnender Hausvater, ein trefflicher Gatte und Vater. Allein selbst der Zustand seiner Gesundheit und seine ganze Lebensweise, die von seiner Schlaflosigkeit und anderen eingewurzelten Uebeln bestimmt wurde, machten einen verhältnißmäßig größeren Aufwand nothwendig, da er übrigens in seinem Aeußeren durchaus die höchste Simplicität beobachtete, und überall keinen erborgten Schimmer dulden konnte. Erst seit vier Jahren bewohnte er in Weimar ein eigenes Haus, das eine fröhliche Aussicht auf eine mitten in der Stadt gelegene Allee und sonst mancherley Bequemlichkeiten hatte. Der Kauf und die elegante Einrichtung dieses Hauses kostete ihm beträchtliche Summen. Erst wenig Jahre vor seinem Tode erhielt er eine etwas beträchtlichere Pension vom Herzoge, wofür er aber auch dem Theater sehr wesentliche Dienste leistete, keines seiner Stücke, die er hier immer zuerst spielen ließ, bezahlt nahm, und überhaupt sehr uneigennützig handelte. Die weimarische Hofschauspielergesellschaft hat an ihm einen recht väterlich sorgenden, theilnehmenden Lehrer und Rathgeber ver-

loren. Mehrere Schauspieler hatten stets freyen Zutritt bey ihm, und durften seiner Berathung und Hülfe in allen geistigen und leiblichen Angelegenheiten sicher seyn. Zuweilen bath er sie, nach einer wohl gelungenen Aufführung eines seiner neuen Stücke, alle zusammen zu einem munteren Nachtmahl ins Stadthaus, wobey fröhlich gesungen, mitunter auch wohl improvisirt und allerley heiterer Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Da erwachte seine alte Jovialität, und da war er sehr fröhlich mit den Fröhlichen. Sein vertrautes Verhältniß mit Göthe hatte einen sehr günstigen Einfluß auf seine Erheiterung und freyere Mittheilung.

Er und die Seinigen verdienten es, daß auf den meisten Bühnen Deutschlands ihm zur Todtenfeyer eines seiner Stücke gegeben, und der Ertrag dieser Vorstellung der Witwe und den Kindern des Verewigten gewidmet wurde. Auch das Wiener Theater, wie wohl es uns bis jetzt nur wenige von Schillers Dramen gab, hat dem Dichter dieselbe Huldigung und Auszeichnung erwiesen.

Wir können diesen biographischen Versuch nicht würdiger schließen, als mit Göthes inhaltsreichen Worten:

„Wir dürfen Schillern wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen empor gestiegen, daß ein schneller Schmerz

ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; — er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig! daß er früh hinweg schied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen."

Weimar 14 Jan. 1804.

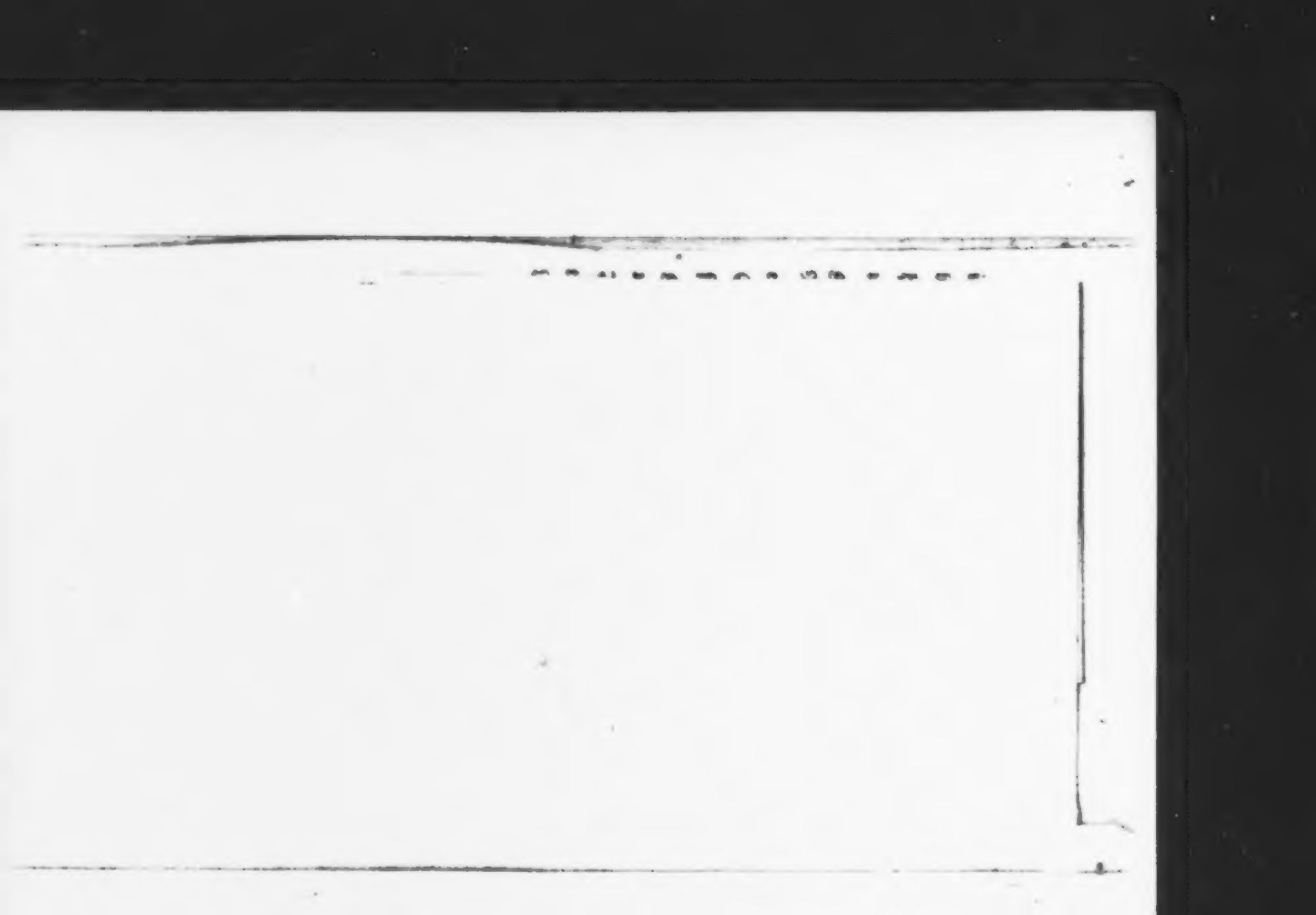
Ich wünsche Ihnen Glück zum Anfang des Journals und zur Fortsetzung Muth und Freude.

Seine Bemerkungen über Erziehung waren in diesem ersten Stück schon ein Pole, werden uns willkommen seyn.

Bei Menon wollte ich bloß erinnern, daß es gut seyn würde, wenigstens wo es fand, das Kapitel der Bruchsalen nicht zu berühren. Die Damen pflegen als Kunstrichterinnen sehr intolerant in diesem Punkt zu seyn.

Noch sind wir hier in Weimar sehr unfruchtbar an Beiträgen. Fast alle ist krank, wo ich klopfe und leider bin ich selbst mit meinem ganzen Hause.

Vale et fave Schiller



II.

Versuch einer Anleitung zur Kritik von Schillers Werken.

Wenn unſere Leſer die folgende Anleitung mit Nutzen durchgehen wollen, ſo rathen wir ihnen, ſich vorher an die Grundſätze der Aeſthetik nach dem Leitfaden desjenigen Buches, aus welchem ſie dieſelben ſchöpften, zu erinnern. Iſt dieß nicht thunlich, ſo empfehlen wir wenigſtens die kurze Theorie, die wir der Kritik voran ſchicken, ihrer Aufmerkſamkeit. Vielleicht leiſtet ſie den beabſichteten Dienſt. Wir können uns aber hier nur anheiſchig machen, die Grundſätze der beſonderen Dichtungsarten, von welchen uns Schiller zum Theil Muſter, zum Theil Beyſpiele hinterließ, anzugeben. So wollen wir hier nur das Nothwendigſte über die Tragödie ſagen.

Wenn wir an Taſſo, Medea, Fiesko, Macbeth und Othello denken, ſo ſcheint den Tragödien dieſes Nahmens eine ſtarke höchſt aufgeregte Leidenſchaft zum Grunde zu liegen. Selbſt im Philoktet des Sophokles und in Collins Regulus finden wir dort Sehnſucht nach dem Vaterlande, hier heiße, bis zum Enthuſiasmus geſteigerte Vaterlandsliebe. Alſo eine richtige Handlung iſt zum Trauerſpiele nöthig, und ſtarke Leidenſchaften, oder ein Enthuſiasmus, wodurch der Gang der Leidenſchaften beſtimmt wird.

Dieſe Handlung iſt entweder aus der Geſchichte genommen, oder erdichtet. Im erſteren Falle modificirt der Dichter die Handlung nach ſeiner Abſicht.

Nur wird er sehr bekannte historische Charaktere nicht ganz der Geschichte zuwider zeichnen.

Die wichtige Handlung des Trauerspieles kann auf sehr verschiedene Weise von heftigen Leidenschaften entschieden werden, ja auch der edelste Enthusiasmus für Recht kann die erschütternde Entscheidung herbeyführen, wie z. B. im Oedip und im Don Carlos.

Der Zweck des Trauerspieles, die eigentlich beabsichtete Wirkung des Dichters ist nach Aristoteles und den meisten Kunstrichtern bis auf Schiller Mitleid und Furcht, oder die Reinigung der Leidenschaften. Durch diesen letzteren Ausdruck wollte man eigentlich eine Mäßigung der Leidenschaften bezeichnen, welche dadurch bewirkt werden sollte, daß dem Zuschauer die Folgen der heftigen und ungebändigten Affecte sichtbar vor Augen gestellt wurden. Durch das Unglück Großer und Mächtiger sollten die Menschen Resignation und Unterwerfung gegen das Schicksal lernen; sie sollten sich willig in ihr Schicksal fügen, wenn sie sähen, wie selbst die Mächtigsten und Glücklichen auf ein Mahl von ihrer Höhe herabgestürzt würden.

Das tragische Mitleid soll nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ganz und gar kein Unglück befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das

unwahrſcheinlichſte in Angſt ſetzet. Die Tragödie, ſagt Batteux, iſt und wird immer ein Gemählde von den Mißgeſchicken und den Trübſalen der Menſchheit ſeyn, das immer durch die Furcht uns lehren wird, klug für uns ſelbſt, und durch das Mitleid — fühlbar und hülfreich gegen Andere zu ſeyn. Immer wird alſo hier eine Uebung der Seele in traurigen Rührungen, eine Art von Schule des Unglückes Statt haben, die uns auf die Ereigniſſe des Lebens vorbereitet, wie man den Soldaten durch Manöuvres für den Krieg abrichtet. Schiller aber ſetzt in der Theorie den Zweck des Trauerſpieles in die Erweckung des erhabenen Gefühles, welches in uns rege wird, wenn wir ſehen, daß die edleren Kräfte in uns ſich ſo muthig den Leiden widerſetzen, welche das Schickſal auf den Schuldloſen herandrängt, ja ſie zuweilen beſiegen können. Leiden und Widerſtand ſind alſo nothwendig, und erwecken an ihrer Vereinigung das Intereſſe und den tragiſchen Effect. Nach dieſer Theorie hat das griechiſche Trauerſpiel einen weſentlichen Fehler, weil es nur das zermalmende Schickſal, nicht aber den moraliſchen Widerſtand des Helden darſtellt, und Regulus, der unbeachtet aller Neigungen der Selbſterhaltung, der Vater- und Gattenliebe, doch zum gewiſſen Tode nach Carthago zurückkehret, würde alſo der beſte Stoff für ein Trauerſpiel ſeyn. Auch neuere Stücke, denen, ſo wie den griechiſchen, der gereinigte Geſchmack immer einen entſchiedenen Werth beylegte, wie zum Beyſpiele Hamlet, und Othello verſchwänden nach dieſer Theorie aus der Reihe der Meiſterwerke.

Man darf nun wohl die neuere Theorie für jene einer eingeschränkten Art des Trauerspieles halten, welche vielleicht dem gebildeten, sittlicheren Zuschauer mehr zusagen muß, und, wenn alles Uebrige gleich ist, das heißt, wenn dabey im gehörigen Maße Furcht und Mitleid erregt wird, durch die Zugabe des Gefühles der Erhebenheit, den Kreis der ästhetischen Wirkung reicher ausfüllt.

Immer sind im Trauerspiele nur Charaktere von einer gewissen Größe und Bedeutenheit an ihrer Stelle, und die Sprache soll durchaus edel und angemessen seyn. Daß dabey die allgemeinen Forderungen eines Drama und die noch allgemeineren eines pragmatischen Gedichtes erfüllt werden sollen, versteht sich von selbst. Ueber den bey den Alten üblich gewesenen Chor werden wir bey Gelegenheit der Braut von Messina das Nöthige anführen.

Die Räuber.

Mit Lessing begann die Entwickelung der deutschen Bühne; eine lange überlegte, wohl gedachte Charakteristik, ein Plan mit klarem Verstande und kritischem Scharfsinne entworfen, eine ganz ungewöhnlich reine und kräftige Sprache, sehr viele feine Bemerkungen des Welt- und Menschenkenners, und ein vortrefflich abgerundeter und ausgearbeiteter Dialog waren die großen Vorzüge, welche die Deutschen damahls entzückten, und zu unbeschränkten Lo-

beserhebungen begeisterten. Mit aller Kraft seines kritischen Genies stürmte Lessing nebstdem auf die angebetheten französischen Idole, entkleidete manche ihrer täuschenden Schimmer, hielt sie an die Griechen, und zeigte so den Abstand von den natürlichen Dichterfeuer einer jugendlich-blühenden kunstgebildeten Nation, und der polirten Glätte und kalten Zierlichkeit der französischen Hofdichter. Racine und Voltaire sanken in Deutschland von ihren Thronen, um so mehr, als jetzt auch Göthes erwachendes Genie diese regelmäßige Form verwarf, und in seinem Götz von Berlichingen frey und ungebunden dem kühnen Schritte des viel geringer geschätzten Britten folgte. Mit den Franzosen selbst fielen auch ihre Nachahmer; mit geringeren Talenten als ihre Muster von der Natur beschenkt, hatte Weiße nie Crebillons Stärke oder Racines weiche Lieblichkeit zu erreichen vermocht.

In diesem Zeitpuncte war es, wo Schillers Räuber ganz Deutschland elektrisirten, und wie eine fremde und ungeheuere Erscheinung in des Jünglings Zeitgenossen ein freudiges Erstaunen bewirkten. Seine Fantasiekraft ward in diesem kühn-jugendlichen, ungezähmten Werke auf eine auffallende Art sichtbar. Was auch die damahligen Kritiker, in der Schule der Griechen und Franzosen gebildet, dagegen, und vielleicht nicht mit Unrecht, einwenden mochten — dennoch ließ sich die Stärke der Schwinge nicht verbergen, die einen solchen Flug zu wagen im Stande war. Mochte man immer Franzens Charakter unnatürlich finden; mochte man die zu bilderreiche Sprache, das gehäufte Beywortspiel aus der Schule der Engländer, die Nachahmung Shakespeares in allen

gelehrten Zeitschriften aufsuchen und tadeln — Schillers Genie wurde durch ein Zeichen bestätiget, welches in den neuesten Zeiten so oft angefochten, doch vielleicht in Hinsicht auf dramatisches Genie so manchem neueren Kriterium sehr weit vorzuziehen seyn dürfte, durch die allgemeine Wirkung auf seine Zeitgenossen. Denn der große Haufe kann wohl durch etwas Mittelmäßiges oder Schlechtes auf eine Zeit lang in Bewegung gesetzt werden; aber wenn zugleich der gebildete, das ist der verständigere, wissenschaftliche und feiner fühlende Theil des Publicums hingerissen wird, wenn dieser Enthusiasmus sich erhält und verstärkt, dann ist es wohl schwerlich oder nie bloß falscher Schimmer, der so mächtig auf die Menschen wirkt; es ist die Kraft des Genies, die den Zuseher ergreift und begeistert, und ihm das unendliche Vergnügen gewähret, sich in seinem ganzen Selbst erhöhet, jenem schöpferischen Geiste näher zu fühlen. Auch ward dem dramatischen Genie beynahe immer noch die Achtung und Dankbarkeit seiner Zeitgenossen. Von ihren Mitbürgern verherrlichet, genossen Sophokles und Euripides den Lohn ihrer Arbeiten, die Franzosen schätzten und bewunderten ihre Racines und Voltaires, die Engländer ihren Shakespeare, und Lessing wie Göthe, Schiller wie Kotzebue und Iffland, dürfen die Deutschen im Ganzen genommen keiner Undankbarkeit beschuldigen.

Lessings Prophezeyung ging in Erfüllung, diese nähmlich: „Shakespeare würde ganz andere Köpfe unter uns erwecken, als man von den Franzosen zu rühmen wisse. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten

von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.“

Mochte Schiller von Lessings Bemühungen selbst nichts wissen, die Folgen derselben waren von dem wichtigsten Einflusse auf sein Leben; denn eben er war eins von jenen Genien, die durch Shakespeare unter uns erweckt wurden. „Als ich — erzählt er selbst — in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung fortteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern stille gestanden wäre. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung, und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen.“

Mit andern Worten: Schiller war damahls noch zu lyrisch, um echt dramatisch zu seyn. Je lyrischer, desto verwundbarer in seiner Lage; je verwundbarer, desto drückender eine Nothwendigkeit fühlend, gegen die er vergeblich rang. So erklärt sich die Eigenthümlichkeit seines ersten Dichterproductes nach Inhalt und Form ganz natürlich. Die beyden Veroneser von Shakespeare scheinen ihm zu seinen Räubern die erste Idee gegeben zu haben; aus seinem Herzen schöpfte er den Despotenhaß und die regellose Größe, die enthusiastischen Träume einer hö-

heren Wirksamkeit, die Bitterkeit gegen die wirkliche Welt und jene Fülle von Kraft, die alle Gesetze überspruddelt, welche seinen Carl Moor auszeichnen; und aus seiner lyrischen Stimmung kommt es, daß wir fast durchgehends dem Herzen des Dichters selbst begegnen, und mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand reflectiren müssen.

Schiller war ein neunzehnjähriger Jüngling, als diese erste dramatische Arbeit auf Deutschlands Theatern den entschiedensten Beyfall fand. Darum ist es auch nur die gewaltige Kraft der Fantasie, wodurch sie sich auszeichnet, eine Kraft, die den Dichter mit sich fortriß, die er nicht beherrschen konnte, und die nicht selten zu Uebertreibungen und fehlerhafter Charakteristik führte. Schon der ganze Plan ist nach dieser Anlage unter der Würde der Kunstdarstellung; die schneidenden Dissonanzen des Lebens sollen hier gelöst uns im milden Glanze entgegen tönen, nicht gräßlich gehäuft ins zerrissene Ohr dringen. Wir glauben nicht, daß jede Rührung unter der Würde und außer dem Zwecke der Kunst liege; aber weder das Gräßliche, noch weniger aber das Ekelhafte dürfen in einem Gebiethe weilen, das die Schönheit umgrenzt. Nicht das Unnatürliche in Franzens Charakter ist das Tadelnswertheste in dem Stücke; auch wenn die Natur solche Ungeheuer erzeugte, nie dürften sie doch auf dem heiligen Schauplatze der Kunst erscheinen; denn das Leben selbst erregt und empört, die Poesie soll mildern und besänftigen. Sie mag es der ernsten Seelenlehre überlassen, die Möglichkeit solcher Charaktere, ihr Entstehen und ihre Fortbildung zu beurtheilen, ihr bleibt

das Höchſte im Menſchen zu ſchildern übrig. Sehr begreiflich iſt es, daß Schiller ſpäter nichts mehr an dieſem Trauerſpiele ändern wollte, das Verſehen lag ſchon in dem Stoffe, in der Anlage, im Ganzen. Schiller bewies den Kennern nur, daß er in der Folge etwas Vorzügliches leiſten könnte, weil er ſo frühe mit etwas Genialem und Außerordentlichem, wenn gleich ſehr Unvollendetem begonnen hatte.

Wir verweiſen den Leſer auf Schillers Selbſtbekenntniſſe über ſein erſtes Werk, welche in der Biographie angeführt wurden, und fügen noch Folgendes hinzu:

„Unſer Mitleid wird geſchwächt, wenn der Urheber eines Unglückes, deſſen ſchuldloſe Opfer wir bemitleiden ſollen, unſere Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Vollkommenheit des Werkes Abbruch thun, wenn der tragiſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen iſt, die Größe des Leidens von der Größe der Boßheit abzuleiten. Schakespeares Jago und Lady Macbeth, Cleopatra in der Roxelane, Franz Moor in den Räubern, zeugen für dieſe Behauptung.“

Gleichwohl kann man ſich nicht bergen, daß Franz wenigſtens den einen Theil des tragiſchen Eindruckes, die Furcht erregt, nicht bloß durch ſein teufliſches Handeln, ſondern auch durch den Anfangs ſehr kühnen Verſtandeskampf gegen das Gewiſſen, in welchem er aber nach Vollbringung des Abſcheulichſten unterliegt.

Wenn uns die Sprache nicht edel genug dünkt, ſo müſſen wir nicht allein in der Jugend des Verfaſ-

fers, ſondern auch in dem unedeln Stoffe den Grund ſuchen. Eine Räuberbande, wenn ſie der Dichter einmahl darſtellte, konnte von ihm eine originelle, kräftige, warme, aber wohl keine edle und erhabene Sprache erhalten.

Nicht bloß die Hauptcharaktere dieſer Tragödie, die beyden Moor, Amalia und der alte Vater ſpringen uns als Individuen in die Augen, auch die ganze Umgebung, die Räuber, der Paſtor, Hermann und Daniel bilden eine Gallerie ausdrucksvoller Geſtalten. Man überſehe ja nicht den ehrlichen treuen Daniel. — Er iſt in ſeiner Art ſo gut getroffen, als dieſer Schufterle mit ſeiner kaltblütigen, ſcherzenden Unmenſchlichkeit.

Ueber den inneren Geiſt, der aus dieſer Tragödie ſprechen ſollte, gibt der Dichter ſelbſt Beſcheid in folgendem Gedichte.

Monument Moors des Räubers.

Vollendet!
Heil dir, vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder,
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechtes Beginner und Ender.
Geitner Sohn ihrer ſchrecklichſten Laune,
Erhabner Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkige Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen;
Gierig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht,

Zucken die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! Vollendet,
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Mord'e, verſtirb
In der Wiege des offenen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo, dem Thron gegen über,
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue ſich der Thräne der Männer
Des Gerichteten Geiſt!

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Ging ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen, — freue dich! freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich, — ſah die Perle fallen,
Und rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl

Lernt behuthſamer ſpielen!
Störrig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß;
Wie's am Seile des Meiſters
Erd' und Himmel im ſanfteren Schwunge wiegt,
Flammet's am kindiſchen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.

Kind des himmliſchen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mahl meines Räubers?
War, wie du, glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War, wie du, des himmliſchen Genius Kind.

Aber du lächelſt und gehſt,
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moorn den Räuber findeſt du nicht.
Steh, und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt, — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur, ihr Nahme nicht.

Ueber einiges Aeußere, nähmlich Coſtüm und Zeitalter, mit und in welchem dieß Stück ſpielen ſoll, erklärte ſich Schiller in einem Briefe an Herrn von Dalberg, der im 247. Stücke des Morgenblattes 1807 eingerückt iſt.

Nach einer kurzen Ueberſicht dieſes Briefes wollte Herr von Dalberg alſo das Stück in die Zeiten

der Ritter zurückſetzen, für welche Zeiten es Schiller nicht ſchrieb. Daher mag es auch wohl kommen, daß das Stück noch an manchen Orten altdeutſch gegeben wird, weil es wahrſcheinlich und nach dieſem Briefe zu urtheilen, in Manheim ſo gegeben wurde.

Aber daß es Schillers Meinung und Wille nicht war, beweiſet denn dieſer Brief, ſo wie es auch in Leipzig, wo er ſelbſt bey den Vorſtellungen war, allezeit im modernen Coſtüm gegeben wurde.

Deßwegen ſagt er auch ſelbſt in dieſem Briefe: alle ſeine Perſonen ſprächen für die damahligen Zeiten zu modern, zu aufgeklärt. Die Charaktere nimmt er aus dem Schooße des jetzigen Zeitalters, und ſie ſind nicht tauglich für das Maximiliantiſche. Er meint, es würde ſeinem Stücke wie einem Holzſchnitte gehen, den er in einer Ausgabe des Virgils gefunden, wo die Trojaner ſchöne Huſarenſtiefeln und Agamemnon ein Paar Piſtolen in ſeinen Halftern gehabt haben.

Er ſagt ferner: Amalie könnte unmöglich ein Ritterfräulein ſeyn, und man würde ihren Charakter ganz übermahlen müſſen, um ſie darein zu verwandeln.

Er iſt ſo fein, dem Herrn von Dalberg einzugeſtehen, daß wenn eine Veränderung vor der Bearbeitung ihm angegeben wäre, es gewiß zu einem vollkommenen Meiſterwerke gediehen wäre, ſo aber nennt er es ſelbſt eine Krähe mit Pfauenfedern.

Auf die Ermordung Amaliens will er auch nichts kommen laſſen; er hält dieſe Ermordung für eine poſitive Schönheit in Moors Charakter. Wie die Veränderung eigentlich in Manheim gemacht war,

können wir nicht sagen; aber man darf vermuthen, daß so mancher Unsinn, den man in den Räubern hin und wieder wahrnimmt, wo sie aufgeführt werden, von daher seinen Ursprung genommen.

Da das Stück noch fürs Spiel, selbst nach einer Abkürzung, zu lang war, so vermuthet Schiller eine zweyte nothwendige Beschneidung, und wünscht dann, wenn so sein Kind beschnitten werden soll und muß, diese Operation, jedoch nach einer vorher gesehenen Probe, selbst vorzunehmen.

Wenn wir diese Umgestaltung und Abkürzung nicht erlebt haben, so dürfen wir vielleicht eben nicht sehr über Verlust klagen. Da das Beste und Größte an den Räubern gerade das Ungesagte, Ferne und Scharfe ist, Schiller aber in seiner letzten Periode selbst die Freude zu mäßigen und zu — mässen genöthigt war, so hätten wir wahrscheinlich etwas schülerne und — uninteressante Räuber erhalten.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

„Die Geschichte dieser Verschwörung," sagt Schiller, „habe ich vorzüglich aus des Cardinals von Retz Conjuration du Comte de Fiesque, der Histoire de Gênes und Robertsons Geschichte Carls V. gezogen. Freyheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind

so das nicht, so will ich doch lieber meine Fantasien, als Facta verdorben haben."

„Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen, hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Cabale. Aber so merkwürdig sich auch das unglückliche Project des Fiesko in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatze verfehlen. Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, däucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Sujet für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hinaus setzen muß, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bey mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeisterung herrscht; aber die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen heraus zu spinnen, und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen, — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln — und von der erfinderischen Intrigue Situationen für die Menschheit zu entlehnen — das stand bey mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als mit dem Cabinette, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

Trotz diesen Bedenklichkeiten hat Fiesko immer allgemeines Interesse erweckt, und zwar mit Recht. In dem feurigen, stolzen, ehrgeitzigen Grafen von Lavagna hat Schiller Liebenswürdigkeit, Gewandt-

heit, Muth und hohe Geistesgegenwart mit jenem gefährlichen Selbstdünkel vereint, der auf seine Klugheit und das Glück trotzend, so leicht dem sicheren Untergange zuführt.. Verrina's starrer und fester Republikanersinn bildet einen schönen Gegensatz mit den übrigen Verschworenen, die durchaus nur ihren Leidenschaften ihre Thätigkeit danken; Bertha's Schande und Unglück hätte es nicht bedurft, Verrina zum Handeln zu bewegen, der nun durch seine Rache doch zum Theil in jenen Kreisen eintritt. Vortrefflich gehalten ist der alte Doria. In seiner ruhigen, ernsten Liebe für Volk und Staat zeigt sich ein schöner Gegensatz zu Fiesko, dessen Fanatismus ihm nur das Angenehme des Herrschers vorspiegelt, und die Leiden und Sorgen des Gebieters in den Hintergrund stellt. Der Contrast zwischen der sanften, hingebenden, duldenden und verblühenden Leonore zur stolzen, kalten, eitelen gefallsüchtigen Imperiali ist vielleicht zu schneidend, sonst aber sehr gut durchgeführt. Daß Fiesko seine Gattinn ermordet, ist zur Entwickelung des Planes und der Charaktere überflüssig, und schwächt die Theilnahme an seinem tragischen Ende; denn der Mensch, nicht der künftige Herzog ist es, für den wir uns interessiren, und mit Leonorens Mord ist jener schon so unglücklich, daß sein Tod dagegen nicht mehr als ein großes Uebel betrachtet werden kann. Der Mohr ist eine kecke, gelungene Zeichnung des harten, unverbesserlichen Bösewichtes, und Gianettino Doria des muthwilligen, groben Wüstlings. Mit weisem Vorbedachte ist der Dichter nicht der Geschichte gefolgt, wo Fiesko durch Zufall ertrinkt, sondern nur durch

ihn

ihn selbst, durch sein Streben und seine Handlungen wird Verrina's Entschluß gestärkt und befestiget, und er selbst zieht das Netz zusammen, in welches er verderbend stürzt.

Man wird indessen doch überrascht, am Ende zu sehen, daß nicht die Verlegung Genua's durch Fiesko, sondern von ihm der letzte Zweck aller der Handlungen sey, die der Dichter unserer Fantasie vorführte. Hätte nicht früher Verrina, wie uns scheint, unvorsichtig und ohne Grund, etwas von seinem Vorhaben merken lassen, würde dieser Ausgang vielleicht gar unangenehm seyn.

Ueber dieß der pragmatischen Weltgeschichte abgeborgte Verfahren verweisen wir den Leser auf die Beurtheilung des Don Carlos. — Hier müßen wir einstweilen den Verrina für das Schicksal ansehen, welches nach geendigten großen Bestrebungen der Menschen auftritt, und durch die Folgen der Thaten zu den Sterblichen sagt: Ihr strebtet, nach was ihr konntet; doch was ich wollte, mußte kommen.

Cabale und Liebe.

Wenn schon dieß Trauerspiel, wie alles von Schiller, Spuren eines großen Talentes zeigt, so verräth es doch in der Composition den unsicheren Gang eines noch richtungslosen, unreifen Geistes, der sich in den Charakteren vergriffen, und in der Ausführung von Schwulst und Ueberspannung nicht frey zu erhalten gewußt hat.

Gleich in der ersten Scene herrscht ein Ton, welcher zu dem Trauerspiele nicht stimmt, und den unglücklichen Ausgang nicht ahnden läßt. Die Katastrophe, wenn gleich nicht ohne Kraft geführt, ruhet auf zu losen Stützen, um den Tod beyder Liebenden nothwendig zu machen. Wird sich ein leidenschaftliches Mädchen an ein Versprechen gebunden halten, das ihr Menschen abnöthigen, welche aus ihrer Schurkerey kein Hehl machen? Und gesetzt, Louise wäre gewissenhaft genug dazu: wird nicht Ferdinands Ungeduld beynahe lächerlich, da er den Kalb nicht anhören will, ob gleich dieser ihn deutlich genug zeigt, ihm das ganze Bubenstück zu entdecken? Der junge Mann übereilt sich entsetzlich. Warum hielt er es nicht für wahrscheinlicher, daß Menschen, die er als Mörder und Bösewichte kannte, eine boßhafte Cabale schmieden würden, als daß ein sechzehnjähriges Mädchen, deren Herz und Bildung ihm Liebe und Bewunderung eingeflößt hatten, mit einem alten widerlichen Gecken zur feilen Dirne herabsinken könnte? Die Leichtgläubigkeit und die etwas alberne Eifersucht passen nicht sonderlich zu dem Charakter des Schwärmers, und doch bringen sie allein ihn ums Leben.

So wie die Katastrophe auf den Kopf gestellt ist, so stehen und gehen auch die meisten Charaktere nicht auf ihren natürlichen Füßen. Welch ein seltsames moralisches Ungeheuer ist Ferdinands Vater, der, aus zärtlicher Liebe zu seinem Sohne, ein Mörder wurde, und, bey seiner vertrauten Bekanntschaft mit den niedrigsten Kniffen, unvorsichtig genug ist, ohne Noth dem schwärmerisch-philosophischen Jünglinge sein

blutiges Geheimniß anzuvertrauen. Und diese Lady Milford, die stolz darauf ist, daß sie ihr Herz nicht mit in den Kauf gab, als sie ihre Person verhandelte, — hat sie wohl einen Charakter? Hat sie nur ein wahres Gefühl? Sie, die sich mit schönen Empfindungen brüstet, und in demselben Augenblicke kleinlich stolz gegen Louisen die vornehme Dame spielt!

Gleichwohl interessirt die Milady den Zuschauer und Leser, wenn sie schon in dem Gange der Handlung keinen bedeutenden Einfluß gewinnt; denn sie nimmt an dem letzten entscheidenden Bubenstücke keinen Antheil. Der Kanzler und sein Secretär sind gewöhnliche Bösewichter. Die Größe ihrer Niederträchtigkeit ist für die Dichtung nicht auszeichnend; am besten ist noch Louise gehalten. In einigen Scenen mit Ferdinand und der Engländerinn sind wahre, gehaltvolle Schönheiten entwickelt.

Der Vorwurf des Stückes ist hier freylich viel edler und der Kunst angemessener, die Schilderung des Kampfes nähmlich zwischen reiner, glühender und schwärmerischer Leidenschaft mit jener conventionellen Erbärmlichkeit, die Ehre, Gewissensruhe und alle wirklichen Freuden des Lebens verkennend, ihren unnatürlichen Leidenschaften jedes Opfer schlachtet. Aber wie wir schon sagten, ist es eigentlich nicht die Cabale, welche den Sieg davon trägt, sondern der ungestüme Affect des Jünglings, welcher hier wirklich über die Grenze getrieben, die „Bescheidenheit der Natur," wie sie die Engländer höchst passend bezeichnen, oft sehr auffallend verletzt. Der dramatischen und künstli-

chen Behandlung durchaus unwürdig sind die Scenen zwischen Müller und seiner Frau im ersten Acte, und empörend Ferdinands Benehmen gegen seinen Vater so wohl als seine Geliebte, die er, durch eine höchst abgebrauchte Erfindung hintergangen, aufopferte.

Don Carlos.

Die dramatische Dichtkunst erscheint in diesem Werke in ihrem schönsten Lichte. Die unwiderstehliche Gewalt ihrer unmittelbaren Darstellungen, durch welche sie in Ansehung der Wirkung allen übrigen so weit vorgeht, zeigt sich hier. Oft wird daher die anziehende Schilderung verführerischer, aber verderblicher Leidenschaften gefährlich. Aber dagegen erhebt auch ihre lebendige Darstellung edler Gesinnungen, großer Handlungen den Geist mit Zauberkraft zu ähnlicher Vollkommenheit. Sittlicher Endzweck der Dichtkunst ist keine Chimäre, aber sie erreicht ihn nur durch die dichterische Vortrefflichkeit ihrer Darstellung, und in ihr, wie in allen schönen Künsten, wird der guten Absicht zu Gunsten durchaus nichts von dieser Forderung dichterischer Vortrefflichkeit erlassen, weil die gute Absicht selbst hier nur durch sie erreicht werden kann. In Don Carlos ist alles auf die Erregung der schönsten Empfindungen und Veredelung der Leidenschaften angelegt, und der Endzweck erreicht.

Die Geschichte des unglücklichen Sohnes Philipps II. von Spanien, dem seine Liebe zu der schönen und liebenswürdigen Elisabeth von Valois, die

seiner Mutter werden mußte, nachdem sie seine Verlobte gewesen war, das Leben kostete, ist allgemein, wenigstens durch St. Reals Novelle bekannt. Der Dichter hat sehr weislich eine Menge historische Umstände entfernter Veranlassungen und politischer Verwickelungen aus der Handlung weggelassen, nur hin und wieder einiges Wenige erzählen lassen, so viel nothwendig war, die Leidenschaften der Personen verringert, um das Interesse zu concentriren. So hat er den Antheil, den nach St. Real der Prinz von Parma und Don Juan an der Verwickelung nehmen, ganz unterdrückt, und zugleich eine schöne Gelegenheit zu einer subalternen Liebesgeschichte von Vertrauten, welche nach alt-französischem Zuschnitte des Trauerspieles fast unentbehrlich gewesen wäre. Dagegen wird die Prinzessinn von Eboli durch Philipps Neigung zu ihr noch mehr in die Handlung verwebt, und dieß gibt Veranlassung zu einigen der schönsten Züge. Der Freund der frühesten Jahre des Carlos (mit ihm soll die Erzählung des Stückes beginnen, in welcher selbst die heftigste Leidenschaft zu einer angebeteten Schönen der Freundschaft den ersten Platz lassen muß), der Freund des Carlos, Marquis von Posa, kommt nach langer Abwesenheit zurück, fordert den edeln Königssohn auf, der Retter seines unglücklichen Vaterlandes (der Niederlande) zu seyn, und erfährt das schreckliche Geheimniß der Liebe zur Königinn, die den unglücklichen Prinzen aufreibt, — in einer durch die Erinnerung an die frühe Liebe der beyden vortrefflichen Jünglinge und die Entwickelung des traurigen Verhält-

vieles des Prinzen zu seinem Vater sehr rührenden Scene. Die liebenswürdige Königinn erscheint, von den Werkzeugen der spanischen Etikette umgeben. Wenige charakteristische Worte über unbedeutende Vorfälle im Vorübergehen, noch mehr aber die spätere Scene, wo sie zuerst mit dem Könige selbst zusammen kommt, erregen lebhaftes Mitleid mit ihrer Lage. Posa, der sie in Frankreich schon gekannt, erscheint bey ihr, erforscht ihre Empfindungen gegen den Prinzen, und dieser erhält durch ihn den lange gewünschten Augenblick, die Königinn allein zu sehen. Des unglücklichen Carlos in ihrem Anfange in jeder Rücksicht rechtmäßige Leidenschaft, jetzt im Kampfe mit dem unüberwindlichen Schicksale, bricht heftig aus. Der unruhige Geist eines edeln Mannes kann es nicht ertragen, durchaus alles leiden zu müssen, und nichts zu thun. Die Größe einer weiblichen Heldenseele ist im Dulden. Die bewegte Königinn, in der erhabenen Fassung der Unschuld, läßt ihm die Unmöglichkeit fühlen, die er überwinden will, und fordert selbst von ihm, daß er einem höheren Berufe lebe: dem Vaterlande. Carlos erhält mit Mühe vom Könige eine Unterredung ohne Zeugen, dringt in ihn mit dem Feuer eines Verzweifelten, der dem schrecklichen Schicksale, seinen Vater hassen zu müssen, nur durch diesen letzten Versuch auf sein Herz zu entgehen hofft, und mit der rührenden Beredtsamkeit des unverfälschten Ausdruckes der Empfindung, den außer ihm niemand dem Könige hören lassen darf, auch nicht ohne das ewig argwöhnische aus Grundsätzen felsenharte Herz des Monarchen zu bewegen, bittet aber doch

vergeblich um den Auftrag, die aufrührischen Niederlande zu beruhigen. Den Prinzen reißt ein Brief aus der Verzweiflung, den er durch einen Pagen von der Prinzessinn von Eboli bekommt, und der das Geständniß ihrer Liebe enthält. Durch ein Mißverständniß glaubt er, der nichts denkt, als die Königinn, er komme von dieser. (Hier kennt er die Hand der Königinn nicht, von der er nie etwas gesehen. In der Folge kommen Briefe vor, die er von ihr erhielt. Es ist kaum der Mühe werth, auf diesen kleinen Fehler aufmerksam zu machen. Der Prinz muß nur nicht sagen, daß er die Hand der Königinn nicht kenne: der Irrthum eines Verliebten, der nur an Eine denkt, und für den die Uebrigen alle sind, als wären sie gar nicht, würde niemand beleidigen.) Er folgt der Einladung. Die Verwirrung des Prinzen, der die Eboli, statt der angebetheten Königinn antrifft, und der Prinzessinn, die in ihm einen unbegreiflichen, unerklärlichen Liebhaber findet, die beyde aus einem Mißverständnisse in das andere nothwendig fallen, veranlassen einen schön ausgeführten Auftritt. Die Prinzessinn wendet alle Künste der schlauesten Verliebten an, sein Herz zu gewinnen, und opfert zuletzt sogar einen Brief des Königs auf, in welchem dieser sich um ihre Gunst bewirbt. Carlos versucht alle Wendungen, durch welche ein edel denkender Mann sich aus einem so schlimmen Handel ziehen kann. Endlich wird die Prinzessinn durch die Entdeckung, daß Carlos eine Andere liebt, und Carlos durch den Brief des Königs aus dem Traume gerissen. Die Prinzessinn gibt aus Rachsucht dem niederträchtigen Beichtvater, durch den der König sie zu

verführen gesucht, den Auftrag, ihre Einwilligung zu überbringen, und vereiniget sich mit ihm und dem Herzoge von Alba, dem Könige Verdacht gegen die Königinn beyzubringen. Carlos eilt in ein Kloster, wo er mit seinem Freunde eine Zusammenkunft veranstaltet hatte. Er entdeckt ihm alles, was vorgegangen, und bittet dringend um eine Unterredung mit der Königinn. Eine der schönsten Stellen des ganzen Gedichts ist, da Posa, der mit Erstaunen alles zuerst erfährt, was mit der Eboli vorgegangen, dem edelmüthigen, aber von Leidenschaften verblendeten und erhitzten Carlos sein eigenes Herz aufdeckt:

— — Carl, — ich lese
In deinen Mienen etwas, — mir ganz neu,
Ganz fremde bis auf diesen Tag — Du wendest
Die Augen von mir? Warum wendest du
Die Augen von mir?
Sprich doch, — was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit deiner — deiner Liebe denn zu schaffen?

Carlos unruhige Empfindung löset sich endlich in die Worte auf: „Ich weiß, daß du mich nicht mehr achtest," — die wohl jedem Leser von Empfindung, für die sittliche Schönheit eines Charakters und für den unvergleichbaren Werth der Achtung einer von uns selbst geachteten edeln Seele die Thränen kosten werden, die Carlos unterdrückt. In einem solchen Geiste verschwinden die Verirrungen der Leidenschaft in dem Augenblicke der Selbsterkenntniß. Posa hilft

ihm selbst mit der feinen Schonung wahrer Freundschaft. Der dritte Aufzug beginnt mit dem schrecklichen Gemählde der Verwüstung, welche der durch die Prinzessinn Eboli erregte Verdacht in dem unglücklichen Könige gewirkt. Nach halb durchwachter Nacht sucht er Ruhe im Rathe des Herzogs von Alba und des Beichtvaters Domingo, die mit der Schlauheit verschmitzter Höflinge und der unerbittlichen Grausamkeit des unbeschränkten Ehrgeizes, der alle menschliche Empfindung mit Füßen tritt, wenn er Nebenbuhler fürchtet, den elenden, gepeinigten Monarchen immer tiefer fallen lassen. Ein schrecklich schöner Zug, wie Philipp endlich, als der Beichtvater ganz sacht den Verdacht des Volkes anbringt, als sey die Infantinn nicht seine wahre Tochter, den Herzog von Alba mit durchdringenden Worten der Verzweifelung herein ruft: Toledo, ihr seyd ein Mann, schützt mich vor diesem Priester! Hier verschwindet der Glanz, die Macht, der berauschende Dunst des Thrones. In diesem schrecklichen Augenblicke, in dem der Gott der Erde da angegriffen wird, wo er Mensch und verwundbar bleibt, in seinen häuslichen Verhältnissen gekränkt, von dem Elende des Menschen gedrückt, da Diener oder Anbether ihm nichts mehr sind, und nur ein Freund ihm helfen könnte, fällt der Monarch, der nie Menschenrecht erkannte, weil er noch nie eines Menschen bedurfte, endlich, von feigem Mißtrauen gegen alles, was ihn umgibt, zur Verzweifelung getrieben, dem Marquis von Posa in die Hände, der durch frühe Heldenthaten die Aufmerksamkeit des Königs

auf sich gezogen hatte, und jetzt ihm sehr merkwürdig wird; denn er ist, wie Philipp sagt:

Im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Mensch, der meiner nicht bedarf!

Posa sagt dem Könige nie gehörte Wahrheiten über die Rechte der Menschheit, über die alles verzehrende, alles verschlingende Majestät der Regenten; er zeigt Philippen den König in schrecklicher Wahrheit, und in männlicher, edler, kräftiger und schöner Sprache (nur viel zu schwer, und wenigstens beym ersten Hören gewiß nicht zu verstehen). Er greift dem Könige tief ins Herz, denn er redet zu seinem Herzen. Es ist sehr schön gedacht, daß Posa den König nicht sowohl durch Gründe zu überzeugen sucht, die auf einer sehr tiefen philosophischen Ausführung beruhen, und in ein langes und in einem von Vorurtheilen eingenommenen Kopfe vielleicht unendliches Disputiren führen würden, sondern daß er vielmehr das Meer von peinlichen Empfindungen und schwarzen Vorstellungen aufruft, die aus den despotischen Grundsätzen des Unterdrückers entspringen, ihm die Quelle seines eigenen Elendes zeigt, und ihm vergessen zu machen sucht, was er ihm vielleicht nie widerlegen konnte. Philipp biethet ihm alles, aber nach Königs Weise, immer nur Gnade für seine Person an, zuletzt auch Duldung für ihn allein, die Posa mit den schönen Worten verschmähet:

Und meine
Mitbürger, Sire? — O nicht um mich wars mir
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen!

Endlich vertrauet der König ihm, der — „auf seinem Thron ihn ausgefunden," — sein häusliches Leiden, und will von ihm Hülfe in diesem. Die Prinzessinn Eboli entwendet aus der Chatulle der Königinn Briefe des Prinzen und sein Bildniß, überliefert dieß alles dem Könige, dessen Verdacht zur peinlichsten Ueberzeugung wird. Er betrachtet ängstlich das Bild und seine Tochter. Eine vortreffliche Scene, da die Königinn zum Könige kommt, sich über den Raub zu beschweren, und das Bildniß findet. Sehr rührend durch ihren edeln Stolz der Unschuld, Philipps unsichere und verhaltene Wuth, und wenige naive Worte des Kindes, das nicht versteht, wovon die Rede ist. — Bis hierher ist die ganze Anlage sehr schön. Die Situation der Personen und ihre Charaktere entwickeln sich so natürlich in einer unterbrochenen Handlung, in der kein Umstand, um des Lesers oder Zuschauers willen, gewaltsamer Weise herbey geführt wird. Kein falscher Schritt leitet etwa, um einer Ueberraschung willen, das Interesse irre. Die Handlung beruhet auf den Leidenschaften der Hauptpersonen. Diese reichen vollkommen hin, jene zu erklären. Und deßwegen wäre zu wünschen, daß der Dichter nicht noch mehr bewegende Kräfte angebracht hätte, als nöthig war. Daß Mittelspersonen an einem Hofe gebraucht werden, daß Ehrgeizige mit einander (vielleicht mit weniger Offenheit,

als hier geschieht) Verabredungen treffen, wenn sie einander nicht entbehren können, das setzt man voraus. Die Scenen, in denen dieses mit überflüssiger Weitläuftigkeit ausgeführt wird, zerstreuen unstreitig die Aufmerksamkeit, und sie wird verhältnißmäßig länger, als in denjenigen, wo der vom Inhalte begeisterte Dichter den kürzesten und treffendsten Gang nimmt. Das Intriguen und Plane Machen ist überhaupt mehr fürs Trauerspiel, in welchem die Leidenschaften der Menschen handelnd vorgeführt werden sollen. In der Schilderung künstlich verwickelter Intriguen hat die Darstellung vor der Erzählung fast nichts voraus, und eben deßwegen befriediget sie den Zuschauer nicht, der fühlt, daß ihm etwas Anderes und Mehreres hier gegeben werden sollte. Der Antheil, den Alba und Domingo an der Rache der Prinzessinn von Eboli im zweyten Aufzuge haben, würde also besser ganz weggelaßen seyn, da es vollkommen hinreichend wäre, ihn mit Worten anzugeben, wo es etwa nöthig ist. Manche einzelne Scenen stehen um anderer Nebenzwecke willen da; darunter sind schöne, aber man kann leicht zu viel auf dem Wege mitnehmen wollen.

Von nun an wird die ganze Handlung unerträglich verwickelt. Posa gebraucht die erlangte Macht über das Herz Philipps, um seinen Freund und die Königinn zu retten. Aber wie? Er bestimmt die Königinn dahin, den Prinzen zu einer Flucht nach Flandern zu bewegen, läßt sich vom Prinzen seine Schreibtafel geben, überliefert sie dem Könige, leitet aber dessen Verdacht, der in Absicht auf ein Liebesgeständniß durch das Billet der Prinzessinn von Eboli gehe-

ben wird, auf politische Absichten; verräth, daß Carlos nach Flandern entfliehen will, läßt sich einen Verhaftungsbefehl geben, unter dem Vorwande, dieses zu verhindern, findet den Prinzen, dem man die unerklärlichen Schritte seines Freundes hinterbracht, und der in der verzweifeltsten Ungewissenheit über alles, was vorgeht, nur dieß einzige Mittel sieht, zu den Füßen der Eboli, um eine Unterredung mit der Königinn zu erhalten. Posa gebraucht den Verhaftsbefehl, um zu verhüthen, daß Carlos sich nicht selbst unvorsichtig in die Hände seiner Feinde liefere, und verräth dem Könige durch einen Brief nach Flandern, den er selbst ihm in die Hände spielt, eine vorgebliche Liebe zur Königinn. — Unterdessen soll diese nach seinem Plane den Prinzen zur Flucht bereden. Eine so verwickelte Intrigue, die, während dem alles geschieht, schlechterdings nicht zu fassen ist, und endlich dann nur einiger Maßen verständlich wird, da Posa sich durch seine Entrathselung bey seinem Freunde (in einer schönen Scene) rechtfertiget, und die selbst mit Fleiß versteckt scheint, um den Zuschauer durch die unbegreifliche Verwirrung im vierten Aufzuge in die größte Bewegung zu setzen, ist schon an sich höchst fehlerhaft im Trauerspiele, das in der Anlage nicht zu einfach seyn kann, wenn es vollkommene Wirkung thun soll. Aber das ist noch das Wenigste. Man erkennt den Marquis gar nicht mehr in diesem verwickelten Plane. Ein Posa, nicht etwa ein Anfänger in den schlauen Künsten der Welt, sondern ein feiner Welt- und Menschenkenner, sagt nicht erst, nachdem

er ein Spiel verloren hat, das er nicht gewinnen konnte:

Wer iſt der Menſch, der ſich vermeſſen will,
Des Zufalls ſchweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwiſſende zu ſeyn!

Ein Poſa, der ſo enthuſiaſtiſch für die allgemeine Freyheit aller Menſchen wirket, beſtrickt nicht ſeinen edeln Freund, um ihn, der Gefahren unbewußt, vorüber zu leiten, ſucht nicht, ihn durch ſeine angelegten Plane zu Handlungen zu treiben, dazu dieſer die wahren Bewegungsgründe nicht ſieht. Konnte ein Carlos einem ſolchen Freunde wieder trauen, der ihn, ſo wie jeder Günſtling eines Großen (nur für ſchlechtere Abſichten), durch erkünſtelte Mittel, nicht durch Bewegungsgründe zu regieren ſucht? Poſa verläugnet die einfache Größe ſeines Charakters, um ein abentheuerlicher Intriguant zu werden. Denn die Abſichten ſind es nicht ſo wohl, die die Denkart eines Menſchen charakteriſiren, als vielmehr die Mittel, die er erwählt, ſie zu erreichen. Und was bleibt Freundſchaft ohne offenes Vertrauen? Sein Betragen iſt um ſo viel unverzeihlicher, da die ſchöne Scene im Kloſter, im zweyten Aufzuge, vor den Augen des Zuſchauers einen ſo auffallenden Beweis gibt, was Wahrheit und Freundſchaft über den Prinzen vermögen. Die ganze verwickelte Geſchichte kann die Wirkung, die der Dichter hervor bringen will, endlich nicht hervor bringen, weil der Leſer oder Zuſchauer mehr als einmahl fragen wird: warum war dieß nothwendig? Denn,

wenn Posa durch die Briefe die Königinn rechtfertigte, so war auch der Prinz gerechtfertiget. Wozu denn sich einer schändlichen Absicht auf die Königinn beschuldigen? Etwa um zu sterben? Denn Posa wird auf Anstiften des Königs erschossen, indem er dem Prinzen im Gefängnisse das Räthsel löset, und man sieht wohl, der Freundschaft sollte auch das letzte Opfer gebracht werden. Es kann wohl nichts Rührenderes gedacht werden, als ein unverschuldeter, gewählter, aber nothwendiger Tod für einen Freund; aber kann wohl der Zuschauer mit einem Märterer sympathisiren, der sich zudrängt, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtererthums wegen stirbt? Schon das ist widrig, daß Posa die mit der edelsten Schwärmerey verehrte Menschheit beschimpft, da er seinen eigenen Charakter Preis gibt, indem stirbt, nachdem er alles in die schrecklichste Verwirrung gesetzt. Wenn aber Carlos nach den Niederlanden auf jeden Fall entfliehen muß, warum geht Posa nicht mit ihm, da er den König doch aufgeben muß, und für die Königinn nichts mehr thun kann, nachdem er sie in Absicht des Verdachtes eines Verständnisses mit dem Prinzen gerechtfertiget. — Nun, um mit wenig Worten den Fortgang der Handlung anzugeben: Alba und seine Partey nützen die Umstände, den neuen Günstling wieder zu vertreiben, versöhnen den König mit dem Prinzen, um jenen zu stürzen. Philipp kommt in das Gefängniß, ihn zu entlassen. Carlos enträthselt dem Könige das ganze Betragen seines vor ihm todt liegenden Freundes. Die Königinn will den Prinzen zuletzt allein sprechen, um ihn zur Flucht zu

bewegen; er geht in Mönchskleidung als der Geist Carls des Fünften, von dem man glaubt, daß er Nachts in der königlichen Burg erscheine, zur Königinn. Die Empfindungen, die Posa im Könige aufgeregt, verwirrten ihn entsetzlich. Es bleibt ihm endlich keine andere Zuflucht, als die Kirche. Ein alter Großinquisitor erscheint, um alle menschliche Empfindung in ihren letzten Regungen zu vertilgen, und das eiserne Joch zu befestigen, unter dem der unumschränkte König selbst erliegen muß, damit er es seinen Völkern auflegen könne. Philipp geht darauf zur Königinn, ergreift daselbst den Prinzen Carlos in dem Augenblicke, da er Abschied nimmt, und überliefert ihn dem Großinquisitor. In diesen letzten Aufzügen, wo die Verwickelung immer größer wird, neue Auftritte über einander zahllos gehäuft werden, so daß sie fast nicht mehr bewegen, sondern betäuben, ist immer viel einzeln Schönes und Rührendes. Der Auftritt, da Posa zum letzten Mahle die Königinn spricht, ist voll Empfindung und vortrefflichen Ausdruckes derselben. Die Scene, da die Unruhe des Prinzen über das unerklärliche Betragen des Posa ausbricht, und diejenige, wo sich dieser rechtfertiget und stirbt, sind erhaben. Die Scene, wo der König von dem begangenen Morde und der Erinnerung alles dessen, was Posa gesagt und gethan, gequält, im wachen Traume erscheint, ist dem Macbeth nachgeahmt. Doch warum sollte man das demjenigen sagen, der diesen nicht kannte? Sie ist schön.

Im letzten Auftritte mit dem Großinquisitor erfährt man, daß der König, den wir bisher handeln

sahen,

ſahen, und in deſſen Charakter und Lage die Haupttriebfeder der ganzen ſchrecklichen Geſchichte zu liegen ſchien, nur ein Werkzeug höherer Macht geweſen, daß eigentlich der tief verborgene Plan der Hierarchie durch ihn ausgeführt ward. Es ſcheint, als ob der Dichter in dieſer Art der Behandlung etwas ſucht. — Auf eine ähnliche Art geht es in ſeinem Fiesko. Das Hauptintereſſe des Stückes beruhet auf dem Fiesko. Aber nach dem Sturze des Hauſes Doria ermordet Verrina auch den Befreyer von Genua, um es nun erſt wahrhaftig zu befreyen, und ſo erfährt man am Ende, daß es nicht eigentlich das gröſte Intereſſe und die Haupthandlung war, was uns ſo lange beſchäftigte: in der Geſchichte iſt ein ſolcher Aufſchluß, — wenn er anders der wahre iſt, — äußerſt wichtig, um den ganzen Zuſammenhang aufzudecken. Im Trauerſpiele taugt er durchaus nichts. Am Ende einer äußerſt rührenden Handlung lernen wir, daß wir uns fälſchlich für etwas als für die Haupthandlung intereſſirt haben, welches im Grunde nicht die Haupthandlung war, daß wir nur ein Gaukelſpiel ſahen, deſſen wahrer Grund bis jetzt verborgen blieb, ob wohl er offenbar ſchien. Dieſes wirft ein widriges Licht auf alles Vorhergehende, und macht uns mißvergnügt, indem wir zu ſpät erfahren, daß wir getäuſcht wurden. Eine ſolche Idee, an welche der ganze Faden der Geſchichte ſich knüpfen ſoll, muß gleich vom Anfange in die Handlung ſo verwebt werden, daß man ſie nie ganz aus dem Geſichte verliert, damit das Intereſſe ja nicht auf einen falſchen Weg gerathe, von dem der Zuſchauer oder Leſer nicht ohne Unmuth

wieder abgebracht wird. Im Fiesko werden in den früheren Aufzügen einige Winke darüber gegeben, die aber die Sache nicht besser machen; denn sie verwirren nur den Zuschauer, der sie versteht, und stören sein Interesse am Schauspiele, weil sie nicht hinlänglich sind, es zu leiten. Im Carlos können die wenigen Worte, in denen die Entdeckung liegt, leicht weggelassen werden; aber der Dichter würde sie vermuthlich auch deßwegen ungern missen, weil die ganze Scene sehr schön geschrieben ist.

So hat man gleich Anfangs über Don Carlos geurtheilt, so das Ganze des Planes aufgefaßt. Diese Ansichten festhaltend, wird der Leser mit größerem Nutzen Schillers Briefe über Don Carlos lesen und nachsehen, ob der Verfasser sich gegen die Kritik glücklich oder unglücklich vertheidige.

Schiller gesteht indeß selbst, daß er das Stück, welches er mit häufigen Unterbrechungen in einer langen Zeit ausarbeitete, anders ausgebildet haben würde, hätte er es in einem Zuge endigen können. Man darf immerhin annehmen, daß die ganze Heroengröße Posa's, die am Ende unsere Theilnahme so kräftig von Carlos weg und an ihn reißt, jenem weicheren und zu Anfange von dem Dichter mit so offenbarer Liebe ausgemahlten Carlos zu Theil werden sollte. Schillers Zweck, die allumfassendste, allgemeine Menschenliebe im Zusammentreffen mit der Leidenschaft durch eine tragische Handlung zu entwickeln, erlaubte auch diese Ausführung. Dann konnte in Carlos Seele die Rettung der flandrischen Provinzen und die glühende Liebe für Elisabeth jenen Conflict hervorbringen,

der ſich ſo gut zum hohen Trauerſpiele eignet. Schiller wollte es anders, unmerklich verwechſelten ſeine Helden: der Königsſohn, den eine Leidenſchaft hinreißt, ſo ſehr wir auch ſein Unglück fühlen, und an ihm Theil nehmen, verſchwindet doch gegen den Maltheſer, der ſelbſt ſeine Freundſchaft und ſeine edelſten Gefühle nur als Mittel dem Zwecke unterordnet, der ihm ſo glühend im Ideale vorſchwebt; einem Ideale, dem er nicht nur ſein Leben, ſondern auch die höchſten Genüſſe ſeiner ſchwärmeriſchen Seele opfert. Denn Philipp iſt in ſeiner Hand, er gibt ihn auf, nicht aus Freundſchaft für Carlos, ſondern aus Liebe für die kommenden Geſchlechter!

Unter den Charakteren ſind es der Marquis und Philipp, welche im auffallendſten Contraſte bemerkbar werden. Der Maltheſer umfaßt die ganze Menſchheit mit der feurigſten Liebe, alle ſeine Genüſſe ſind verſammelt in hoher Aufopferung, er ſchließt die Welt mit allen kommenden Geſchlechtern in ſeinen Buſen. Philipp hat ſich von allen ſanften, menſchlichen Verhältniſſen losgewunden, um ſich durch das Gefühl ſeiner Hoheit und Kraft eine eigene Welt des Genuſſes zu ſchaffen, die niemand mit ihm theilt. Iſt auch der Zweck unedel, oder unvernünftig, da er die menſchliche Natur auf eine Höhe zu ſpannen drohet, deren ſie nicht fähig und für die ſie nicht geſchaffen iſt, ſo wirkt doch auch hier eine große Kraft, die ſo conſequent auf jenen im Grunde doch auch geiſtigen Zweck hinſtrebt; denn Philipps Beſtreben, ſich im ſeinem traurigen, finſteren Nimbus allein zu erhalten, fordert ſo viele Aufopferungen, als Poſa's

Enthusiasmus. Wenn Philipp aus gedankenloser Wuth, aus dumpfer Beschränktheit, aus bloßer augenblicklicher Verführung so handelte — wir würden ihn verachten; aber er handelt mit Geisteskraft nach einem verfehlten Plane, und unser Haß gegen ihn löset sich in eine Art von Mitleid auf.

Die Ideen, welche Schiller in diesen beyden Gegensätzen so herrlich individualisirte, mögen ungefähr in folgender Stelle seiner philosophischen Briefe liegen: „Aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschen in zwey höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunct in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerinn eines blühenden Freystaates, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leihet — — Einerley vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblickes, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone, einerley, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen."

Wir müssen es dem Dichter Dank wissen, daß der in der Geschichte unmenschliche König Philipp hier nur ein ernsthafter Mann vom schwarzem Blute und nicht weichem Herzen ist. Als Privatmann wäre er immer liebenswürdig, oder doch vielleicht kein übler Mann, Ordnung und Gerechtigkeit liebend, — als unumschränkter Monarch, in der schreck-

lichen Lage beherrſchen zu müſſen, was er nicht überſehen kann, ſich über Menſchen erheben zu müſſen, die ihm überlegen ſind, und deßwegen verdammt, die Menſchheit auszuziehen, um eine Gottheit zu ſcheinen. — Ein König hat nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen, „verdammt, auf einem Throne einſam und allein zu ſeyn,“ nie die menſchliche Empfindung zu genießen, ſeines Gleichen zu hören, weil ihn unaufhörlich die gegründete Furcht peiniget, Sclave deſſen zu werden, den er nicht beherrſcht; eben deßwegen verdammt, keine andere Antwort zu hören, als „mein König, König, und wieder König,“ keine beſſere Antwort, als leeren, hohlen Widerhall, ſtatt Waſſer für heißen Fieberdurſt immer nur glühendes Gold zu empfangen. So ward er auf dem Throne zu einem Tyrannen, der alles um ſich her unglücklich macht, deſſen erſtes Opfer aber er ſelbſt iſt.

Man hat vielfach den unbefriedigenden Ausgang dieſes Trauerſpieles getadelt. War es aber wirklich Schillers Zweck, jene oben erwähnte Liebe zu ſchildern, und wollte er dieſen Zweck beſonders durch den Gegenſatz in Philipps Charakter herausheben — was wäre dann dem Werke noch hinzu zu ſetzen geweſen. Alles hat ſein Höchſtes erreicht; Poſa iſt vor unſeren Augen für ſeine Liebe geſtorben, und der König hat ſeinen Grundſätzen den einzigen Sohn, den Thronerben geopfert. Die beyden widerſprechenden Syſteme ſind bis an ihre äuſſerſte Grenze fortgeführt. — Freylich iſt es eine zum Grunde liegende Idee, welche die Einheit bewirkt, und in dieſer Hinſicht könnte man den Don Carlos vielleicht mit eben dem

Rechte, wie Nathan den Weisen, zum Lehrgedichte rechnen.

Sonderbar mag es bey dem Gange der neueren Aesthetik scheinen, daß es Schiller in seinen Briefen nöthig fand, den Maltheser gegen den Vorwurf einer zu weit getriebenen idealischen Behandlung zu schützen, da man doch gerade darin später den einzigen Vorzug der Dichtkunst setzen wollte. Daß der Marquis kein Wesen ohne menschliche Schwächen ist, sieht man schon daraus, daß er zu seinem Zwecke nicht die tauglichsten Mittel wählt: es sind jene, die sein Kraftgefühl auf's Höchste steigern. Selbst die Aufopferung für Carlos, war sie wohl das wahre, war sie das einzige Mittel, den edeln Königssohn zu retten, oder hat nicht vielmehr die Königinn doch zum Theile recht, wenn sie sagt:

Nein! Nein!
Sie stürzten sich in diese That, die Sie
Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
Gedürstet — — —

Mit tiefer Menschenkenntniß ist Don Carlos Charakter gedacht und entworfen, mit feuriger Kraft der Dichterdarstellung ins Leben geführt. Auch er hatte einst mit Posa eine ähnliche Tendenz, aber ihn überfällt eine feurige, verzehrende Leidenschaft, und seine früheren Ideen verschwinden wie leichte Träume. Er ist voll herrlicher Anlagen, edelherzig, großmüthig, offen, feurig, hingebend, der Liebe wie der

Freundschaft im höchsten Grade fähig, in jedem Betrachte einer der liebenswürdigsten Menschen; aber was seinen milden Gegensatz mit Posa so schön bezeichnet: ihm fehlt jene ursprüngliche Kraft des Gemüthes, die, ohne durch eine Leidenschaft gehoben zu seyn, aus eigener Stärke sich im Fluge erhält. Einer der herrlichsten Charaktere, die es jemahls für eine Tragödie gegeben hat, wird dadurch noch interessanter, daß ihn das Schicksal gerade in Lagen gesetzt hat, wo er kalten Blick und ruhiges Durchgreifen so dringend nöthig hätte. Nur diesem vollen, überströmenden und doch zurückgedrängten Herzen war es möglich, von einem Philipp die Verwaltung der Niederlande zu begehren, und Erfüllung seiner Wünsche zu hoffen; nur ein so reines in seine Gefühle versunkenes Gemüth konnte eine Eboli nach allem Vorgefallenen noch zu seiner Vertrauten wählen. Auch die kleineren Charaktere tragen echt genialisch jeder sein unterscheidendes Gepräge, und zeigen in wenigen aber charakteristischen Zügen ihre bestimmte Individualität. Wie bestimmt und lebendig treten der rauhe, grausame Alba, der schleichende Domingo, der biedere Prior hervor!

Doch muß hier eines Auftrittes im vierten Aufzuge Erwähnung geschehen, in welchem Alba mit dem Beichtvater zur Königinn kommt, um den Posa gehässig zu machen, und sich selbst wieder bey ihr in Gunst zu setzen. Er verläugnet hier gewisser Maßen seinen Charakter, indem er den Hofmann spielen will. Er spielt ihn zwar schlecht; allein ein Alba will ihn schwerlich auf diese Art spielen: den alten stolzen Krie-

ger könnte wohl das Gefühl, daß er durch wahre Verdienste unentbehrlich geworden, unbiegsam gegen alles außer den König machen.

Die Zeichnung der weiblichen Charaktere ist Schillern eben so gelungen. Mit Recht hat Huber Elisabeth mit einer raphaelischen Zeichnung verglichen. Eben diese hohe, idealische Würde, diese stille Erhabenheit und Seelengröße, und zugleich diese sanfte Milde, welche die Heilige mit dem Menschengeschlechte verbindet. Elisabeth fühlt, aber ihr Gefühl ist so fein als stark, sie ist sanft, aber auch muthig: erst dann bekommt ihre Neigung für den [illegible] Worte, als schon Posa's Tod Carlos Leidenschaft geläutert und verklärt hat. Posa schildert sie auf das Treffendste:

In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Auslands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht;
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbethung erzwungen,
Wo sie von eignem Beyfall nie geträumt.

Die Prinzessinn Eboli hingegen, auch sie ist tugendhaft, so lange sie noch liebt, und Liebe von Carlos erwartet. Aber ihre Tugend entsteht aus Egoismus; sie kann so lange nicht lasterhaft werden, als ihr Glück, das ist die Liebe des Prinzen, an die Tugend gebunden ist. Wenn aber dieser Grund wegfällt, so zeigt sich das Gemüth in seiner wahren Ge-

stolt, das nur Eigennutz an edlere Gesinnungen fes-
selte; denn

— diese Tugend,
Ich fürchte sehr, ich kenne sie — Wie wenig
Reicht sie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer schöner Grazie empfangen,
Freywillig sproßt, und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthen treibt! Es ist
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhen Himmelsstrich getrieben,
Erziehung, Grundsatz, nenn es wie du willst,
Erworbne Unschuld, dem erhitzten Blut
Durch Müh und schwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der sie fordert und bezahlt,
Gewissenhaft, sorgfältig angeschrieben.

Verschiedene Nebenpersonen sind vortrefflich und manche mit wenigen Worten gezeichnet, so die Hofdamen der Königinn.

Die weiblichen Rollen werden in der Aufführung immer Schwierigkeiten haben. Der Dichter hat zwar die Charaktere der Königinn und der Prinzessinn Eboli sehr bestimmt gezeichnet, aber doch ist für die Prinzessinn etwas zu fürchten. Sie gehört nicht zu dem weitbekannten und allbeliebten Geschlechte der Orsinen. Die Affectation eines überspannten Kopfes würde die Eboli schlecht kleiden, und die Empfindsamkeit würde sie gleichfalls ganz verderben. Die Königinn wird leicht kalt scheinen, und dadurch dem In-

teresse des Stückes schaden. Dem schönen Charakter gemäß, so wie ihn der Dichter selbst angegeben, spricht sie nicht mehr als sie muß, und ist wenig in Bewegung; aber in dem Wenigen mahlet sich die Schönheit ihrer Seele ganz. Die Empfindung, die tief in ihrem Herzen liegt, und nicht in Worte ausbrechen darf, scheint in den Mienen, in den wenigen Geberden durch. Die verständigste Schauspielerinn unternehme es nicht, diese Königinn darzustellen, wenn ihr die Natur das schöne Auge, dessen seelenvoller Blick alle Herzen gewinnt, den entzückenden Ton der Stimme, der allein schon unwiderstehlich Liebe erzwingt, und die Grazie des edelsten Anstandes in jeder Bewegung versagt hat.

Dieses Schauspiel ist viel zu lang, als daß es in einem Abende sollte aufgeführt werden können. Nun läßt es sich zu diesem Endzwecke zwar wohl abkürzen, und schon das, was oben in Absicht auf einige Nebenpersonen erinnert worden, gibt Mittel dazu an. Allein es ist sehr zu fürchten, daß der mißverstandene Grundsatz, so viel Handlung als möglich auf dem Theater zu behalten, veranlassen wird, daß gerade die schönsten Stellen, die vortreffliche Entwickelung der Charaktere und Empfindungen enthalten, aufgeopfert werden, um die vollständige Handlung beyzubehalten, die schon jetzt nur zu verwickelt ist. Sie wird alsdann noch gedrängter, und dadurch unverständlich werden. Die berauschende Mannigfaltigkeit der Uebergänge wird alsdann die Rührung verhindern, welche durchaus Zeit haben will, und der verwirrte

und geängſtigte Zuſchauer wird ſchwerlich die Charaktere richtig fühlen.

Unter den ſchönen Blüthen des menſchlichen Geiſtes nimmt dieſes Drama einen der erſten Plätze ein. Von neueren deutſchen Theaterſtücken konnte ſich keines einer ſo allgemeinen Wirkung auf das Publicum rühmen. Eben ſo ſchnell und ungeduldig von der Leſewuth der Jugend verſchlungen, als mit Enthuſiasmus von reifen Litteratoren und beſonnenen Männern aufgenommen, ward Don Carlos bald die Lieblingslectüre aller Gebildeten, und ein Band, das alle höheren Geiſter Deutſchlands in Berührung ſezte. Je mehr man dieſes Meiſterſtück kennen lernte, je öfter man ſich mit ſeiner Betrachtung beſchäftigte, deſto mehr wurden auch Schillers Verdienſte gewürdiget, deſto ſtolzer wurde Deutſchland auf den Jüngling, der ſo mächtig und kühn dem Zeitgeiſte vorſchritt, und zu ſeiner Leitung berufen ſchien. Man empfand ſeine Schönheiten, ſelbſt die Ungebildeteren fühlten die Größe und Erhabenheit jener Geſtalten, die ihnen der Dichter in einem ſo blendenden Glanze vor die Augen führte.

Schillers Carlos iſt für die edelſte, ſchönſte, höchſte Menſchheit berechnet; in den Würdigſten jedes Zeitalters wird er ſeine Verehrer finden. In jedem auch nur empfänglichen Gemüthe muß er noch glühendes Entzücken erregen, wenn lange viele der jetzigen und künftigen äſthetiſchen Syſteme ins weite Gebieth der Speculation hinabgeſunken ſeyn, und der Frage nie mehr gedacht werden wird, ob das Ideal und das Leben bey dieſer Kunſtſchöpfung gerungen, und welches von beyden geſiegt habe.

Wallenſteins Lager, die beyden Piccolomini, Wallenſteins Tod.

Nachdem Schiller durch mehr dann zehn Jahre ſich von der dramatiſchen Muſe losgeſagt zu haben ſchien, und der Welt nur Früchte ſeines philoſophiſchen und hiſteriſchen Studiums, jene gröſsten Theils in Form von Abhandlungen, aber auch von Lehrgedichten mitgetheilt hatte, gab er ſeinen Leſern zum zweyten Mahle das Vergnügen, einen merkwürdigen Mann einer merkwürdigen Epoche, den er ihnen früher in dem treuen Spiegel der Geſchichte gezeigt hatte, auch in dem mildern und verſchönernden Widerſcheine der Dichtkunſt anzuſchauen. Wie der Verfaſſer des Abfalls der vereinigten Niederlande ſich zu ſeinem Don Carlos begeiſterte, eben ſo erkor ſich der Verfaſſer des dreyſsigjährigen Krieges den Helden Wallenſtein. Aehnliche Intereſſen bewegten in beyden Epochen die kämpfenden Mächte. Das erſte Mahl ergriff Schillers Muſe zu ihren Hauptgeſtalten die Verfechter des Proteſtantismus, die er gegen die Triebfedern und Werkzeuge der Tyranney und des Fanatismus ſcharf contraſtiren ließ; das zweyte Mahl erwählte er das Haupt der katholiſchen Armee, das uns aber nicht als ſolches, ſondern durch ſeinen eigenen ſelbſtſtändigen Charakter, durch ſeine perſönlichen Zwecke intereſſirt. Das, wodurch dieſes neue dramatiſche Product auffiel, war ſeine Ausdehnung in drey groſse Theile, die zuſammen doch nur eine Handlung in eilf Acten ausmachen, und wovon im Grunde Wallenſteins Lager die Expoſition, die

beyden Piccolomini die Schürzung, und Wallensteins Tod die Lösung des Knotens sind. Allerdings läßt sich Manches gegen diese Behandlungsart einwenden, wenn man auf die Aufführung Rücksicht nimmt. Es ward dem Zuschauer oft schon sehr schwer, bey einer Handlung von fünf Acten an einem einzigen Abende alle Faden derselben zusammen zu fassen, und die ganze Zweckmäßigkeit in der Anlage des Planes zu bemerken. Wie viel weniger aber, wenn er durch drey auf einander folgende Tage sich in seiner Aufmerksamkeit erhalten soll! — Wie soll sich dabey ihm der schöne Totaleindruck bilden, den der Dichter erzwecken will, und auch zu fordern berechtigt ist.

Wenn aber auch Wallenstein kein gutes Schauſtück abgibt, so entscheidet dieß nicht den Werth des dramatischen Gedichtes. Die Autorität eines Sophokles hier anzuführen, ist unnütz; denn der dreyfache Oedip besteht auch aus drey Handlungen, welches bey Wallenstein nicht der Fall ist.

Wir begnügen uns, dem Dichter zu danken, daß er einen reichen Stoff in einem großen Gemählde uns darstellen wollte.

Um den Tod einer großen, aber irre geführten Heldenseele zu schudern, konnten fünf Acte hinreichen; aber der Raum ward zu enge, wenn der ganze Zeitgeist der Hintergrund ist, auf den jenes Gemählde aufgetragen werden soll.

Wenn der Geist eines Mannes so mächtig auf seine Umgebungen wirkt, dann sind es gerade diese, in deren Schilderung sich zugleich seine Kraft und seine Größe spiegeln. Bey Wallenstein ist dieß noch mehr

wendiger, da gerade sein verschlossener Charakter, sein stilles Brüten und in sich Wirken eine solche Behandlungsart forderte. Daher tritt auch der Held nur selten handelnd auf, aber alles geschieht durch ihn, und seinetwegen; er ist die Sonne, um die sich alle Planeten bewegen, und der durch sein Licht auch ihren Schimmer bestimmt.

Die Anlage dieses Gedichtes ist äußerst verständig und die Entwickelung der Begebenheit äußerst natürlich. An einem schönen Sommertage ziehen so einzelne kleine Silberwölkchen dahin; zufällig, wie es scheint, nähern sie sich, und bilden so fort eine zusammengefügte Kette, bis sich endlich die schwarzen Gewitterwolken thürmen, alles sich in wilder Gährung in einen schwarzen Punct zusammenzieht, und Tod und Verheerung sprühend der feurige Blitz seinem Schooße entelet.

Wallensteins Geist und Bedeutung liegt in seinem Heere. Das Heer ist es also auch, welches geschildert werden mußte. Es ist auf eine meisterhafte Art geschehen. Die Plane des Herzogs und Questenbergs Aufträge werden jetzt schon mit leisen Winken angegeben; wir sehen jetzt schon die Gesinnungen der Regimenter gegen den mächtigen Friedländer. Die Stelle in Wallensteins Lager, sechster Auftritt: „Kann's der Soldat wo besser haben" — bis „Und nur der Fahne bin ich verpflicht" schließt viel auf. Wir sehen über dieß die vielfältigen Bande des Ehrgeizes, Eigennutzes, Bedürfnisses und der persönlichen Zuneigung, die das Heer so fest an den Feldherrn binden.

„Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführte, sein Lager nur erklärt sein Verbrechen.“ Der Leser oder Zuschauer soll nun den Gebrauch jener Macht kennen lernen. Aber noch eines muß uns klar werden: Wallensteins Verhältniß zum kaiserlichen Hofe. Dieß geschieht durch Questenbergs und Octavio's Gespräche, durch das Benehmen der übrigen Feldherren und durch Wallensteins Unterredung mit seiner Gemahlinn. Jetzt treten auch des Friedländers verrätherische Absichten ein. Was noch von seinen früheren Thaten nachzuholen ist, wird von Questenberg mit anständiger Wohlredenheit vorgetragen. Nun entwickelt sich auch der Plan, die Generale zur Unterschrift des unbedingten Versprechens zu bewegen: sich bloß an die Person des Herzogs zu halten, und alles für ihn aufzuopfern. Der Anschlag gelingt halb; aber schneller muß alles zur Entscheidung eilen, da Wallensteins Unterhändler gefangen wird. Die Zeit des Zauderns ist vorbey, Die aufgesparte Möglichkeit des Verraths führt diesen wirklich herbey. Jetzt erst unterhandelt Wallenstein im Ernste mit den Schweden, und das Verbrechen ist geschehen. Die gehofften Früchte desselben wären vielleicht gereift, wenn nicht Octavio, den der Friedländer so sichtbar auszeichnet, und in den er unbegrenztes Vertrauen setzt, die Regimenter ihrer Pflicht zugeführt, und Buttlers Rache, als deren Opfer der Herzog fällt, angeflammt hätte.

Nicht den Wallenstein der Geschichte sieht der Leser oder Zuseher, nicht jenen kalten finsteren Unmenschen, der nur aus Unentschlossenheit den Verrath

nicht beging, wozu ihn lange das Herz trieb. Weise hat Schiller des Fürsten Hang zur Astrologie benützt. Er liest sein Schicksal in den Sternen, diese bestimmen den Zeitpunct des Handelns und gründen sein blindes Vertrauen auf Octavio. Wallenstein ist ein ausserordentlicher Mensch, er ist ein grosser Mann, wenn die Grösse der Kraft den Werth bestimmen soll; er wird klein, wenn man den moralischen Massstab der Selbstüberwindung an ihn legt. Sein ungestümes Herz folgt der inneren Stimme der Leidenschaft des Ehrgeizes, zu deren Befriedigung er alle grossen Kräfte seines Geistes und Charakters aufbietet. Jenes düstere, verschlossene Schweigen in seinen Ideen und in seiner Kraft ist es, das seine scheinbare Unthätigkeit veranlasst, und das hernach im Contraste mit den drängenden Umständen jenen interessanten tragischen Kampf bildet. Der Dichter gibt ihm eine gewisse Rechtlichkeit, ein Gefühl des Moralisch-Besseren, welches aber eben so wie die Reue zu spät erwacht. Man sehe die Stelle:

„Die Treue sag' ich euch u. s. w.“ Auch seine Liebe zu Max zeugt von seinem menschlichen Gefühle. Nicht, wenn er den jungen Helden bey seinen Fahnen festzuhalten versucht, sondern wenn er an dessen Tode gefühlvoll Antheil nimmt, überzeugt er uns hiervon.

„Verschmerzen werd' ich diesen Schlag u. s. w.“

Wallensteins ganzer Charakter aber offenbart sich, und zugleich mit ihm die Tendenz des ganzen Gemähl-

mähldes in dem Monologe: „Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte u. ſ. w.

Vortrefflich iſt Wallenſteins letzter Auftritt behandelt. Eine höhere Ruhe, die wieder in des Fürſten viel bewegte Seele zurückkehrt, contraſtirt ſehr wirkungsvoll mit dem ſchrecklichen Schlage, der ihn, wie der Zuſchauer weiß, in wenigen Stunden treffen muß:

„Es treibt der ungeſchwächte Muth
„Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge' u. ſ. w.

Nach dieſen Bemerkungen iſt in Wallenſteins Charakter alles groß und kräftig. Wirklich erſcheint er allen Umgebenden immer glänzend, gleichwohl erſcheint er ſelbſt, wenn er ſich uns zeigt, oft ſehr dunkel. Sein immerwährendes Zweifeln, ſeine Schülerhaftigkeit bey dem unterhandelnden Geſpräche mit Wrangel, ſeine Ohnmacht, den Pappenheimern zu imponiren, da er ſich ihnen ſelbſt zeigen will, zeigen uns ihn nicht von der glänzendſten Seite. Auch ſein Verhältniß zu Buttler würdigt ihn herab. Es mag unentſchieden bleiben, ob er als Held, ſeiner Scrupel wegen an Größe gewinne. Noch waren die Zeiten der Condottieri, Mansfeld und Weimar nicht ſo fern, daß der Uebergang vom Feldherrn in den Landesfürſten und Länderbeſitzer ſo unnatürlich geſchienen hätte.

Nach Wallenſtein zieht Octavio am meiſten die Aufmerkſamkeit an ſich. Der Dichter hat ihm eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an ſeinen rechtmäßigen Herrn gegeben, Liebe zu ſeinem Sohne, Verſtand, Klugheit, Mäßigung und tiefe Menſchenkenntniß.

Nur eines fehlt ihm, ein offenes, gerades Vernehmen, und gerade durch diesen Mangel wird er uns beynahe verhaßt. Er entwaffnet Wallensteins Verbrechen, aber mit heimtückischer List:

„Das war kein Heldenstück Octavio“ u. s. w.

Wenn wir schon billigen müssen, daß ein Patriot Wallensteins Entwürfe vereitelt, so zweifeln wir doch selbst, ob auch nur reine Vaterlandsliebe sein Verfahren leite, und ob nicht doch Ehrgeiz im Hintergrunde eine Rolle spielt; denn der hat, sagt Illo:

„sein ganzes Leben lang sich abgequält, sein altes Grafenhaus zu stützen.“

Entschiedener als der Vater zieht mit der Sohn an sich. Max Piccolomini, wen ließ er ungerührt; wer könnte es ohne Theilnahme betrachten, dieses Bild jugendlicher Kraft und des Heldenmuthes, glühend für alles, was groß, gut und schön ist; die Geliebte, den verehrten Freund mit gleichem Feuer in die Tiefe seiner liebenden Brust versenkend, und doch so fest, so unerschüttert haltend an Pflicht und Recht; Hin und sich losreissend von jedem Glücke, jede kaum noch kennen gelernte Seligkeit mit eigener Hand zertrümmernd, um nicht mit dem Gotte in seinem Busen zu zerfallen! In der angeführten Stelle hat ihm Wallenstein selbst das schönste Lobrede gehalten. Aber schon frühe spricht sich sein reines, zartes Gefühl aus in der Art, wie er die Seelenkunde ansieht. Nur das tiefste, edelste Gemüth vermag es, in dem glücklichen Momente begeisterter Liebe jene Kunst mit dieser Ansicht zu betrachten. Man sehe:

„O nimmer will ich ſeinen Glauben ſchelten" —

Und die Vereinigung des zarten Sinnes mit feuriger Heldenkraft, die thätig und entſcheidend in das Leben greift: an welchem Rinaldo des Mittelalters, an welchem Achill der Vorzeit wollen wir ſie wieder finden? Sie iſt die Blüthe der geſteigerten Menſchheit; bey höher Gebildeten wird nie eine antike Geſtalt an dieſe ſo genannte ſentimentale reichen. Vergebens verſucht man es, jene Helden des Alterthums dadurch zu heben, daß man ihrer reinen ungetrübten Naturanſicht, ihrem kräftig hervortretenden ſinnlichen Leben einen ſo aufgezeichneten Dichterwerth beylegt. Würdiger wird immer das veredelte Gefühl, jene idealiſchere Anſicht des menſchlichen Lebens und Wirkens bleiben.

Aber wahrlich dieſe Thekla — ſie verdient es auch, daß ſie ſo von einem Manne geliebt wird, daß Max dieſer Leidenſchaft ſein Leben aufopfert. Ihre edle Wärme und die zarte Liebe für die Mutter; der leichtbewegte zarte Sinn, das bewahrte Gefühl, welches ſchnell das Rechte, Würdige findet; die Seelengröße, mit der ſie ihre Hoffnungen aufopfert, das Pflichtgefühl ihres Geliebten zu retten, machen ſie zu einer der intereſſanteſten weiblichen Zeichnungen. Der Charakter der Prinzeſſinn entfaltet ſeine hohe Würde zuerſt in der Scene, wo ihr die Gräfinn den Verrath des Fürſten entdeckt. So heiß, ſo feurig auch ihre Liebe iſt, ſie tritt in den Hintergrund zurück, als ſich ihrem bewegten Gemüthe die Leiden ihrer gu-

den Mutter darstellen, wenn sie den Schritt ihres Gemahls erfährt.

O, meine Mutter!

ruft sie mit edelm Vergessen ihres eigenen Unglücks, und später wieder:

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wird's nicht überleben.

Erst später und nur mit einem Seitenblicke denkt sie an ihr eigenes Schicksal:

Gut werden! Was? Wir sind getrennt auf immer.
Ach! davon ist nun gar nicht mehr die Rede.

So entsagt sie auch seinem Besitze mit jener Hoheit der echten Liebe, die nur in dem Geliebten ihr Glück findet, und sich diesem willig aufopfert. Geh, ruft sie ihrem Max zu:

Geh und erfülle deine Pflicht. Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.

Thecla wird von dem Dichter am Schlusse des dritten Acts der Piccolomini gleichsam als Chor gebraucht, indem er ihr die Schicksalsworte in den Mund legt:

„Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus" u. s. w.

Weniger glücklich bezeichnet ist in der zwölften Scene des vierten Acts von Wallensteins Tod, wo es unnatürlich scheint, daß Thecla, noch warm mit

dem Verluste ihres Max erfüllt, die Empfindung, welche die Worte enthält:

„Da kommt Schicksal — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner
Pferde —"

mit der so allgemeinen Bemerkung schließt:

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

So anziehend Thecla's Erscheinung dem Leser bleibt, so haben sich doch mädchenhafte Freyheit und Gewalt des Geistes mit dem zarten Glanze weiblicher Originalität nicht genug verschmelzen wollen. Sehr trefflich ist aber jener Zug:

„Trau' ihnen nicht, sie meinen's
falsch."

Auch die übrigen Charaktere, Questenberg, die Herzoginn, Gräfinn, die Generale, besonders aber der ehrgeizige, strenge und rachsüchtige Buttler, sind vortrefflich geführt. — Welch eine reiche Schule von Motiven! in der Zusammensetzung Buttlers und Gordons, den man einen militärischen Klosterbruder nennen möchte und in den Abstufungen der übrigen Charaktere.

Zum Beschluß noch einige Bemerkungen.

Es ist nicht leicht ein Stück unter Schillers dramatischen Werken zu finden, in welchem ein so ungleicher Ton herrschte, als im Wallenstein. Man nehme weg, was Maria die Liebe eingibt, die sparsamen Aeußerungen der Herzoginn, Thecla's Schicksalsworte, und Wallensteins astrologische Rede sammt dessen Leichenrede auf Max, so findet man übrigens einen rauhen, wohl auch holperichten Ton. Der Humor, der

ist dem Lager vorherrschend ist, kommt auch selbst in den folgenden Tragödien noch zum Vorscheine. Wallensteins Spott über die Spectakelsucht der Wiener und Isolani's Erzählung seiner Auftritte in der Anticamera sind Beyspiele davon. Psychologisch aber doch zu komisch und gegen die Tendenz des Trauerspiels ist, was Wallenstein in der zweyten Tragödie, erster Act, dritte Scene sagt:

„Seyd ihr nicht wie die Weiber" u. s. w.

Die Scene Buttlers mit Deveroux und Macdonald ist für den Zeitpunct der drängenden Entwickelung zu lang. Siehe Wallensteins Tod, fünfter Aufzug, zweyter Auftritt.

Auf die Frage: wo Thekla eigentlich hingekommen, und was aus ihr geworden sey? hat uns der Dichter als solcher, aber nicht als Kritiker in dem Gedichte geantwortet.

Octavio's Schutzrede für sein kluges, ungerades Betragen (Siehe die Piccolomini fünfter Aufzug, erste Scene) dürfte wohl eine Reminiscenz aus Göthens Iphigenie seyn.

Der Prolog, in welchem eigentlich der Dichter spricht, wurde in Weimar von dem Schauspieler, der den Max darstellte, in dem Costüm dieser Rolle vorgetragen! —

Dem Leser, der an Vergleichungen Geschmack findet, rathen wir, Wallensteins Ende mit jenem des Macbeth zu vergleichen, und die gemeinsame Ermattung der Kräfte, den Ueberdruß des Lebens, die verschiedenen Gestalten der Reue, die verschiedene Art sich empor zu richten, und sein Schicksal mit Hoffnung oder Trotz zu vollenden, zu beachten.

Mehrere haben behaupten wollen, daß Wallenstein eigentlich oft stürze, so daß sein letzter Fall, von dem er sich nicht wieder erhebt, nur ein leises, unscheinbares Versinken ist. Man gibt diesen Umstand der grosen Ausdehnung des Gedichtes Schuld.

Wallenstein wird, um mit einem poetischen Aesthetiker zu reden, allmählich des Helmes, des Brustharnisches, des Schwertes und jeder auch minder schützenden Kleidung beraubt, so daß er zuletzt nach dem figürlichen wie nach buchstäblichem Sinne im Schlafrock oder Hemde erstochen wird.

Wir beschließen diese Bedenklichkeiten, indem wir den Leser hinwiederum auffordern, wohl zu beachten, welch tiefer Sinn in den letzten Worten dieses Werkes liege: „Dem Fürsten Piccolomini.“

Maria Stuart.

Wenn die Geschichte selbst irgendwo zur Tragödie wird, so ist es da, wo sie uns die Schicksale dieser merkwürdigen Königinn vor Augen stellt. So daß es dem Dichter wohl begegnen könnte, bey der Beschränkung der gewöhnlichen Form hinter der Geschichte zurück zu bleiben.

Eben deßwegen schien es einem gewissen Recensenten, daß dieses Sujet wegen seiner Außerordentlichkeit auch eine außerordentliche Behandlung erfordert hätte, nähmlich eine tragische Darstellung nach griechischer Weise mit hinzugefügtem Chore.

„Hätte es dem Dichter gefallen (und sein rei-

Der Geist konnte ohne Zweifel Mittel finden, dieses auf eine zweckmäßige Art zu thun), hätte es dem Dichter gefallen, einen Chor einzuführen, welcher die Zwischenzeiten, in denen der Gang der Handlung stille steht, mit Gesängen über Maria's Schicksal ausfüllte, über das schreckliche Verhängniß, daß sie, obgleich Mutter, ihr Leben wie eine Kinderlose vertrauern; daß sie, obgleich so empfänglich für die geselligen Freuden, so viele Jahre in der Einsamkeit schmachten sollte; daß sie, obgleich höchst liebenswürdig, so sehr gehaßt wurde; daß sie, obgleich Königinn, entbehrte, was der letzte ihrer Knechte hatte, Freyheit; daß sie wegen ihrer Frömmigkeit in der Heimath verwünscht und nun im Auslande gesegnet wurde; daß sie in den Verwandten ihres Glaubens-Feinde ihres Reiches, in den Unterthanen und den eigenen Söhnen Feinde ihres Glaubens sähe; daß alle Plane zu ihrer Rettung scheitern; daß die Unzähligen, die sich für sie aufopferten, ihr Verderben nur beschleunigen mußten; daß das Zutrauen, mit dem sie einer Schwester in die Arme eilte, so gräßlich getäuscht wurde; daß sie in der Wiege gekrönt und im Sarge enthauptet liegen sollte." —

„Hätte solch ein Chor in sanften Klagliedern Maria's vielfaches Wehe dem Hörer in das Herz gesungen, dann könnten wir ihr nachempfinden, was sie empfand, da sie laut der Geschichte zu Melvil sagte: „Diese Welt ist so reich an Elend, daß ein Meer von Thränen nicht hinreicht, um es zu beweinen." Und sähen wir sie dann, nach so unsäglichen Leiden, gestärkt durch ihren Glauben und ihre Frömmigkeit über das

letzte und schrecklich triumphiren, über den Tod, der ihr plötzlich die Hoffnung raubte, nach so vielen Bitterkeiten noch ein Mahl des Lebens Süßigkeit zu schmecken, über die Schmach, ihr königliches Haupt, daß einst drey Kronen schmückten, und das noch jetzt in der Blüthe der Schönheit prangte, dem Beile des Henkers Preis zu geben — gewiß, hat je eine Tragödie die Leidenschaften gereiniget, diese hätte es Jethan. Fehlt es einer pathetischen Darstellung, sagt Schiller, an einem Ausdrucke der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft; fehlt es ihr an einem Ausdrucke der ethischen Anlage, so kann sie bey aller sinnlichen Kraft nicht pathetisch seyn. Aus dem Angeführten scheint diesen Grundsätzen gemäß zu folgen, daß Maria Stuart zwar nicht, weder ohne ästhetische Kraft, noch ohne ethische Würde ist, aber doch ohne die gehörige, ohne die dem Gegenstande angemessene, ohne die erwartete ästhetische Kraft und ethische Würde."

Dieser vorgeschlagene Chor, wenn er überhaupt zulässig ist, schiene hier um so mehr an seinem Platze gewesen zu seyn, als auch die den griechischen Tragikern abgeborgte Idee eines gewaltig ergreifenden, hoch und eisern über den Menschen dahinfahrenden Schicksales in diesem Trauerspiele herrscht. Alle Anstrengungen Maria's und ihrer Freunde werden durch das bittere, hassende Geschick in eben so viele Schlingen verwandelt, die die Unglückliche nur desto mehr umstricken, je mehr sie durch Kraft oder Gewandtheit demselben zu entrinnen versucht.

Wir wollen einen Blick auf die Hauptmomente

des Planes werfen, ohne die Kunst zu berühren, wor-
in in den ersten Scenen dem Zuschauer alles vorge-
legt wird, was seinen Antheil in Anspruch nehmen
soll, auf die Leichtigkeit, mit der alles das in Hand-
lung verfließt, wollen wir nur aufmerksam machen,
auf die Weise, wie die Zusammenkunft der beyden
Königinnen eingeleitet wird und sich entscheidet, auf
die Wirkung, womit der versuchte Meuchelmord des
Schwärmers so furchtbar in Mariens Schicksal ein-
greift, wie jene unglückliche Stunde noch in dem ent-
scheidendsten Momente ihre schwarzen und giftigen
Dünste hauchend die Blüthe Mariens senkt, und selbst
auf die Art, wie Maria noch von jedem Antheil an
den Mordversuchen gegen Elisabeth freygesprochen
wird.

Langer, drückender Kerker hat Mariens Seelen-
kräfte gelähmt und ihre Blüthe abgerissen, da erhält
sie endlich die Erlaubniß, das lange entbehrte Grün,
die frische Luft einmahl wieder zu genießen. Die Art,
wie sie sich hier benimmt, schildert der Menschenkenner
ihrem Charakter gemäß aufs Treffendste. Sie überläßt
sich völlig ihrem Entzücken, berauscht und verliert sich
darin, sie schließt die ganze Natur an sich, sogar die Wol-
ken sollen ihre Wünsche nach Frankreich bringen. Die
ganze Scene gehört zu den allervortrefflichsten, was
uns die Dichtkunst aufbewahret.

Der Entzückten, in dieses Meer von Wonne,
von neuer ungewohnter Glückseligkeit Versunkenen —
tritt jetzt Elisabeth entgegen, ihre ärgste, bitterste Fein-
dinn, die das Zutrauen so schändlich mißbrauchte, mit
welchem die Flüchtige sich in ihre Arme warf, die alle

ihre Freuden, ihre Genüsse tödtete, und die ihr jetzt in dem lange entbehrten Augenblicke eines nahen Lebens wie ein böser, menschenfeindlicher Dämon entgegen tritt. Maria fühlt es auch, wie sehr ungelegen diese Zusammenkunft erscheint.

„Ich habe darauf geharret — Jahrelang
Mich darauf bereitet u. s. w.“

Und später:

„Ach mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemahls!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Eh mögen Feu'r und Wasser sich in Liebe
Begegnen, und das Lamm den Tieger küssen —
Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Beleidigt — Nie ist zwischen uns Versöhnung.“

Elisabeth begegnet ihrer Feindinn hier auf eine Art, die ihr unsern vollen Haß zusichert. Mit empörendem beleidigendem Stolze mißhandelt sie die arme Gebeugte. Maria hat sich zu Elisabeths Herzen gewendet, und Stolz und Strenge setzt ihr diese ihre Macht, ihren Rang entgegen, reizt sie durch unmenschliche Härte, die noch schneidender durch Mariens Demuth und Erniedrigung wird. Weit entfernt, daß jener Flehen sie rühren sollte, wird sie dadurch immer mehr erbittert, und spannt endlich Mariens Geduld auf einen Grad, der ihr Herz, das in wenigen Augenblicken so tiefe und verschiedene Erschüt-

tragen erfuhr, nicht mehr zu ertragen im Stande ist. Alles hat Maria geduldet, die Vorwürfe Elisabeths über ihr politisches und moralisches Betragen; aber als sie auch ihre Schönheit, ihre Weiblichkeit angreift, entfesselt sich der lange gehaltene Strom, und ergießt sich in wilden Wogen. Eitelkeit kann es nicht seyn, was in diesem Augenblicke entscheidet, wo die ernste wichtige Stunde Tod oder Leben trägt — aber es ist der letzte Tropfen zu dem schon lange überfüllten Becher. Maria hat ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht, und alles ist verloren.

Nun hat sich das Schicksal schon gewendet, nun ist schon alle Hoffnung verloren, eine Elisabeth kann solche Schmähungen nie vergeben, kann sie um so weniger vergeben, je tiefer sie im Innersten die Wahrheit dieser Vorwürfe fühlt. Aber daß gerade in diesem Zeitpuncte ein Rasender einen Mord an der Königinn versucht, das treibt alles schnell seinem Ziele zu. Und doch — solche Gewalt hat die Stimme der Meinung über sie — doch will Elisabeth nicht das Urtheil selbst vollziehen lassen, doch scheint sie bey dem Federzuge erschüttert, der auch einer Königinn — wenn gleich ihrer Feindinn, das Leben raubt. Sie trägt, so nahe auch die Gefahr selbst ihrem Leben gerückt war — dennoch Bedenken, bis endlich die Erinnerung an jene unglückliche Scene in Fotheringhay den Ausschlag gibt.

Mit welchem Hohn sie auf mich niedersah,
Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen.
Ohnmächtige! Ich führe bessre Waffen,
Sie treffen tödtlich, und du bist nicht mehr

(Mit raschem Schritte nach dem Tische gehend, und die Feder ergreifend.)

Ein Bastard bin ich dir? Unglückliche,
Ich bin es nur, so lang du lebst und athmest;
Der Zweifel meiner fürstlichen Geburt
Er ist getilgt, so bald ich dich vertilge.
So bald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im echten Ehebett geboren.

Und sie unterschreibt! — —

Nun einiges von den Charakteren. Der Hauptzug in Mariens Charakter ist reiche, blühende, üppige Sinnlichkeit, hohe Lust am Leben und Lebensgenusse, Leichtsinn, Sorglosigkeit und Schwäche, aber dabey doch eine mildernde Haltung durch natürliche Grazie, durch Gutmüthigkeit, so lange sie nicht von Leidenschaften überwältiget wird, und durch eine gewisse Würde, die sie selbst in jener Scene mit Elisabeth nicht verläßt. Sie ist eines jener reitzbaren Geschöpfe, die nur für den Augenblick da sind, die an dem Leben nur die heitere Seite sehen, und weil sie ihre Blicke nie nach der Schattenseite wenden, keine Unterbrechung oder Störung ihrer Genüsse erdulden wollen, von der sie sich auch im Nothfalle durch ein Verbrechen befreyen, wenn sie durch Verführung gelockt und durch Leichtsinn geblendet sind. Aber eben so natürlich ist auch die Reue, welche gerade solche Seelen nach der verübten Lasterthat am grimmigsten ergreift. Denn jene furchtbare Kraft, womit der starke Lasterhafte sein Gewissen durch die Consequenz seiner Handlungen betäubt, war nicht ihr

Antheil. Auch iſt Maria, wie wir ſie zuerſt erblicken, ganz von Reue durchdrungen, die Frevelthat an ihrem Gemahle liegt ſchwer auf ihrer Seele. Kaum aber iſt Mortimer angelangt, kaum fällt nur ein einziger Strahl von Hoffnung in ihren Kerker, als ſchon ihre leicht bewegliche Fantaſie Rettung und Befreyung ſieht. Ein ſehr edler Zug iſt es, daß ſie deſſenungeachtet Mortimern nicht opfern will, daß ſie alles anwendet, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Nach dem Auftritte im Parke Fotheringhay ſehen wir Maria nicht eher wieder, als vor dem Augenblicke ihres Todes, und hier tritt ſie uns wie ein himmliſches Weſen entgegen. Leiden haben ihre Seele geläutert, die Zuverſicht eines ſeligen Todes, ihre hohe Religioſität, bey einem ſolchen Charakter, hat ſo wahr als natürlich, erhebt ſie über alles Irdiſche, und ſie, die ſo ſehr am Leben hing, geht jetzt als eine erhabene Heldinn dem ſchrecklichſten Tode entgegen.

Wenn der Dichter ihr eine reinere Religioſität gab, als ihr die Geſchichte zugeſteht, und uns dadurch für die Leidende gewinnt, ſo nimmt er ihr von der andern Seite wieder die Würde der Mutter, er ſtellt ſie kinderlos dar, und ſchwächt dadurch das Bild ihrer Leiden.

Schön hat der Dichter Eliſabeth contraſtirt. Maria iſt alles durch ihre Weiblichkeit, mit welcher das Schickſal zufällig eine Königskrone verbunden hat. Eliſabeth entbehrt jener anziehenden Weiblichkeit ganz — bloß ihr Herrſchertalent iſt es, das ihr Intereſſe gibt, immer gibt ſich die erſtere dem Augenblicke hin, die letztere ſieht ſcharf und geſpannt in die

Zukunft, und entscheidet mit unbefangenem, hellsehendem Blicke. Männerliebe war bey Maria Sache des Lebens, aus ihr entspringen alle ihre Verirrungen, selbst ihre Laster; bey Elisabeth ist jene Neigung ihren höheren Leidenschaften des Stolzes und der Herrschsucht dienstbar, sie ist nur Nebensache, nur Zerstreuung, ihre Günstlinge sind ihre Sclaven. Alle sanfteren, zarten, feinen Gefühle, die uns das Weib so reitzend machen, sind der stolzen und kalten Seele fremd, die auch darum nie um ihrer selbst Willen geliebt wird. Marien fehlen, um ein vortreffliches Geschöpf zu seyn, die männlicheren Eigenschaften der Geisteskraft und Willensstärke. Elisabeth besitzt diese Eigenschaften, aber alle anderen mangeln ihr, die den Menschen zum Menschen ziehen. So kommt es, daß wir bey Marien, ungeachtet ihrer Verbrechen, mit liebender Theilnahme weilen, während wir von Elisabeth den entehrten Blick mit Schauder wenden. Maria ist auch schön, und daß sie es ist, und mehr als Elisabeth, dieß kann ihr die letzte nicht vergeben. Diese läßt auch in der Maria Stuart gewisser Massen die Nebenbuhlerinn, also ein Weib das andere hinrichten. So hat uns der Dichter die Unterzeichnung des Todesurtheiles begreiflich gemacht, indeß die Geschichte den Entschluß der Elisabeth nicht zu erklären weiß, ja wohl sogar der Wahrscheinlichkeit entbehrt, wenn sie uns meldet, das Elisabeth daß Todesurtheil scherzend unterschrieben habe.

Von Mariens Reitzen gibt uns Mortimers Leidenschaft einen kräftigeren Beweis, als die mannigfaltigen Erzählungen und Wirkungen, die wir an an-

deren Stellen davon hören. Ein glühender Schwärmer iſt dieſer Mortimer, ein kräftiger, flammender Menſch; aber ſein Feuer hat ſich nicht dem Edleren zugewendet, immer iſt es die Sinnlichkeit in veränderter Geſtalt, die ihn an ſich reiſſet. So hat er ſich früher gezeigt, ſo auch jetzt, wo er gegen die Königinn in die höchſte, beynahe wüthende Leidenſchaftlichkeit aufbrauſet, die faſt bis zur Mißhandlung übergeht. Er intereſſirt, weil jede ungewöhnliche Kraftäußerung ihn anzieht, und die Gluth ſeiner Empfindung, die Stärke ſeines Willens durch Leiceſters ſchwankenden, heuchleriſchen, unſicheren Charakter noch mehr gehoben wird. Aber Stärke iſt noch nicht Edelmuth, iſt nicht Würde. Mortimer handelt immer muthig, keck, feurig, entſchloſſen; aber er handelt nie edel — immer iſt es die Sinnlichkeit, in deren Dienſte er opfert. Dieſer Leiceſter aber, iſt er nicht beynahe zu verächtlich gezeichnet, als daß ihm Eliſabeths ſo lange dauernde Gunſt zu Theil werden könnte. Allerdings zwar ſind es nicht ſelbſtſtändige, edle Menſchen, geſchloſſene ſtarke Charaktere, welche Regenten, wie Eliſabeth mit ihrer Gunſt beglücken, die gewohnt, in allem Andern nur Mittel zu ihrem Plane zu ſehen, gerade die gefügigen, was nicht ſelten damit zuſammen trifft, leereren und unbedeutenderen lieben; aber daß Eliſabeths ſcharfes Auge nicht länger ſchon den armen Schwächling durchſchauete, daß ſie ſich von ihm auf die nicht ausnehmend feine Art zur Zuſammenkunft mit Marien locken läßt — dieß würde ſehr ſchwer zu erklären ſeyn, wenn man nicht wüßte, das es Fälle mancher Art geben könne, in denen Geiſter viel höherer Art

den kleineren zinsbar werden. — — — — Leicester krönt seine Niederträchtigkeit dadurch, daß er Marien noch selbst das Todesurtheil verkündiget. Aber die Rachegöttinn ereilt ihn, der Zuseher sieht ihn noch mit seiner Verzweifelung kämpfen, mit dem knirschenden, nagenden Bewußtseyn seiner Niedrigkeit und elenden Verächtlichkeit, sieht den Elenden in sich die ewige Strafe seines Verrathes finden.

Burlaigh wird uns von dem Dichter als der leidenschaftliche Feind Mariens vorgestellt; die Gründe dieser Abneigung scheinen aber nicht gehörig motivirt zu seyn. Der Geschichte zu Folge fürchteten die Minister, daß Maria länger als Elisabeth leben werde, welche Meinung allerdings für die Zukunft besorgt machen konnte, da mit Mariens wieder erlangter Herrschaft auch neue Minister, und Gewalthaber zu vermuthen waren.

Eben so fragen wir: warum ist Davison so unthätig? Warum läßt er das ihm übergebene Papier tödtlich werden?

Im sechsten Auftritte des vierten Actes, sagen sich Burlaigh und Leicester in Gegenwart der Königinn Grobheiten, welche zwar den Charakteren beyder angemessen scheinen könnten, wenn wir ihnen nicht zumuthen wollen, daß sie in Gegenwart ihrer Königinn sich zu mäßigen für Pflicht halten. Ueberhaupt scheinen solche Reden der Würde der Tragödie zu widersprechen. Die Abendmahlsscene wird im Lesen nicht leicht jemanden irreligiös oder unpoetisch vorkommen; bey der Aufführung könnte sie aber leicht anstößig werden, da eines der allerheiligsten Geheimnisse der Religion von

dem Schauspieler als Spiel, wiewohl als ein tragisches und Kunstspiel, vorgestellet wird.

Wie eine schöne Natur von menschlichen Leidenschaften selbst bis zum Laster hinabgedrückt, doch durch ihr inneres besseres Selbst so viel mehr unserem Gemüthe zusage, als jener menschenfeindliche Egoismus, der rings um sich nur alles als Mittel achtend, seinen höchsten Zweck in sich suche, und durch kein Band, als jenes des Bedürfnisses mit der Menschheit, zusammen hängt, das hat Schiller in diesem Meisterwerke gezeigt. Es war nicht sein Zweck, diesen Satz durch ein Trauerspiel darzustellen, dieser bestand in jener Seelenerhebung, die uns immer zu Theil wird, wenn wir in einem Geniuswerke mit der Schönheit des Dargestellten zugleich die Schöpferstärke des Dichters im hohen Entzücken bewundern.

Verwandt mit dieser Angabe der Haupttendenz unserer Tragödie ist die Ansicht, nach welcher Maria Stuart bestimmt gewesen war, den Kampf des Glaubens und Unglaubens in Maria und Elisabeth als ihren Repräsentanten anschaulich zu machen, indem nähmlich sich in jedem Trauerspiel Schillers eine Hauptidee verkörpert.

Schön ist es, den Glauben in einem weiblichem Gemüthe darzustellen; aber den Unglauben? Das wußte Schiller; darum will auch Elisabeth sich immer als Mann behandelt wissen — denn nicht alle Frauenzimmer sind Weiber. — Mehrere Stellen deuten darauf hin:

„Ich meinte doch, regiert
„Zu haben, wie ein Mann,“
oder:

„Es gibt starke Seelen
„In dem Geschlecht“
„Was will das Weib mit Stärke“?

Liebe und Freundschaft (Mortimer und Hanna) umschweben, wie überall, die Gläubige; doch Mortimer liebt materiel: er fällt als Opfer seines materiellen Strebens.

Wankelmuth und Gefühllosigkeit (Leicester und Burlaigh) begleiten die Ungläubige. Sie vernichten sich selbst. Besonders merkwürdig ist das Erscheinen und Abgehen beyder Königinnen. Maria tritt mit dem Kreuze auf, und verschwindet wieder damit, geläutert von jedem Erdenschmerze. „Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden,“ sind ihre letzten Worte: durch diese steigert sie sich zur Heiligen, und vollendet ihre tragische Würde. Von allen beweint stirbt sie den Erdentod. Elisabeth tritt mit einem Treubruche an dem Geliebten auf, und bleibt, von allen verlassen, am Ende allein auf der Bühne.

Daß der Unglaube den Sieg davon trägt?

Aesthetisch ist dieß dadurch gerechtfertiget, daß im Trauerspiele das Große in der Erscheinung erliegen muß; aber auch davon abgesehen, ist Vernichtung stets „das Loos des Schönen auf der Erde.“

Die Jungfrau von Orleans.

Johanna trat in der äſthetiſchen Welt auf, wie einſt dort in der geſchichtlichen: eine höchſt überraſchende Erſcheinung, mit welcher man erſt vertrauter werden mußte, ehe man ſich ihr befreundeter, näher fühlen konnte. Ein romantiſches Trauerſpiel hatte Schiller ſein Werk genannt; aber der Begriff der Romantik war noch nicht genug entwickelt und wenig bekannt. Einige Aeſthetiker glaubten das Romantiſche in der Mitwirkung ſolcher überirdiſchen Mächte zu finden, welche die Fantaſie des Dichters ſich frey und ungebunden ſchafft, und deren Daſeyn ſich gleich ſelbſt als erdichtet ankündiget; Feen, Gnomen zum Beyſpiele. Die neueſte Aeſthetik aber ſetzt das Romantiſche dem Antiken ungefähr, wie Schiller das Sentimentale dem Naiven entgegen, und beſtimmt den Charakter des erſteren dahin, daß es ſich als eine unendliche Sehnſucht nach dem Abſoluten und Unendlichen offenbare, während die Kunſt in dem Antiken als das poſitive und realgebildete Unendliche erſcheine, wie etwa in den mythologiſchen Götterdichtungen der Griechen. Allein dieſe Eintheilung kann Schiller wohl ſchwerlich im Auge gehabt haben, weil alle neuere Kunſt jenen Charakter der Romantik haben muß, und folglich auch alle Schilleriſchen Trauerſpiele romantiſche Tragödien heißen könnten.

Mochte Schiller auch das Wort wie immer genommen haben, ſo war doch die Anwendung dieſes Verhältniſſes auf das Trauerſpiel ganz neu und ungewöhnlich. Die griechiſchen Stücke, in denen in

gend eine Gottheit einwirkt, können dieſer Gattung nicht zugezählt werden; die ſpaniſchen Tragödien dieſer Art hatte man lange als Muſter des Ungeſchmackes verworfen; die Tendenz der franzöſiſchen Bühne war weit entfernt, eine ſolche Freyheit zu geſtatten, und ſelbſt die wenigen Stücke Shakespeares, in welchen ähnliche Dinge vorkommen, z. B. der Sommernachtstraum, ſtanden in ſehr zweifelhafter Achtung. Von den Deutſchen hatte nun vollends keiner noch jenen Weg betreten.

Nach allem dieſem war es in der That nicht ſo leicht, den rechten Anſichtspunct für die Jungfrau zu finden. Man hatte ein hiſtoriſches Stück erwartet, hatte gehofft, Schiller würde, ohne übernatürliche Hülfe zu brauchen, den Charakter einer Jungfrau, die aus hohem Sinne und glühendem Patriotismus ihr Vaterland rettet, bloß aus den Tiefen der menſchlichen Seele entwickeln, die er in ſeinen früheren Werken ſo glücklich ergründet hatte, — und jetzt fand man eine Gottbegeiſterte, die nur als Werkzeug einer höheren Hand wirkte, die jede Freude des Lebens verliert, ſo bald ſie ihr menſchliches eigenes Wollen jenem mächtig herrſchenden Befehle entgegenſtellt. In wie fern dadurch vielleicht ein höherer Zweck der Dichtkunſt erreicht werde, wenn über ihr das myſtiſche Dunkel verborgener Mächte ruhe, kann hier nicht entſchieden, ja nicht einmahl unterſucht werden. Nur ſcheint es gewiß, daß der Dichter durch eine ſolche Behandlungsart an allgemeiner Wirkung verliere. Mag immer Schiller an dieſem Werke mit beſonderer Vorliebe gehangen haben, mag es die neue Schule auch

noch so emphatisch erheben, dennoch läßt es sich schlechterdings nicht läugnen, daß es in Hinsicht auf ergreifende Wirkung hinter Don Carlos und Maria Stuart weit zurück bleibt. Denn wenn es auch die edelste Stufe des Kunstgenusses wäre, das Dargestellte nur in seiner objectiven Form, abgesondert von allem unseren Persönlichen und Individuellen zu betrachten (eine sehr gefährliche Höhe, welche schon der unbestimmten regen Speculation den freyesten Spielraum läßt); so ist es doch dem bey weitem größten Theile der Menschen natürlicher, sich mit Wärme für das zu interessiren, was wir, wenn gleich in geringerem Grade oder in veränderter Richtung, in dem eigenen Busen fühlen. Und dieses ist es auch, was ewig bleiben muß, weil ewig die Menschennatur in ihren Anlagen und Richtungen unverändert bleibt.

Nun über einige anscheinende Sonderbarkeiten in der Anlage des Planes einige Worte.

Der Prolog, gewöhnlich nur bestimmt, das Historische, Locale und Temporelle darzustellen, indessen die Charaktere in dem Stücke selbst sich zeigen sollen, eröffnet hier die Handlung selbst. Es ist nicht bloß Exposition des Wo und Wann, es ist schon das Eintreten in die Bahn, wenn Johanna sich den Helm zueignet, und „nichts von Verträgen!“ ruft.

Es fällt auf, daß Johanna gleich Anfangs in dem zweifelhaften Lichte erscheint, ob ihre Eingebungen wirklich von der hohen Himmelskönigin herrühren, oder ob nicht doch vielleicht tückische und unterirdische Mächte daran Theil nehmen. Denn nicht jene heilige Kapelle ist es, wohin das Mädchen flüchtet, woher

ihr die Träume, die Eingebungen kommen, es iſt der geheimnißvolle Unglück drohende Druidenbaum, der ihr Verhalten und ihre Schritte beſtimmt. Aber mit weiſer Kunſt hat der Dichter ſchon zu Anfange jene entſcheidende Scene eingeleitet, wo Thibaut ſeine Tochter der Hexerey anklagt. Johanna ſelbſt iſt weit entfernt, dieſer Eiche und ihren Wunderkräften zu mißtrauen; ſie gedenkt ihrer mit Ehrfurcht vor dem Könige:

Und eine heilge Eiche ſteht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt,
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Herde weidend, denn mich zog das Herz.

Auch war es dieſer Baum, unter welchem die heilige Jungfrau Johannen erſchien. Daß ſie Anfangs ihrem Vater nicht widerſpricht, wie er ſo wohl ſeine Meinung von dem Baume, als über ihr übriges Verhalten vorrückt, läßt ſich nur dadurch erklären, daß Johannens tiefes, in ſich verſunkenes Gemüth auf alles außer ſich nicht achtet, und unverwandten Auges, auf ihre hohen Zwecke gerichtet, an den Irrthümern und Freveln der Sterblichen keinen Antheil nimmt.

Eine Gottbegeiſterte ſcheint in dieſer Eigenſchaft ein unanſchaulicher der poetiſchen Darſtellung nicht fähiger Charakter zu ſeyn; doch hat uns der Dichter dadurch, daß er Johannen des Dauphins geheimes Gebeth eröffnen und Talisburi's Tod verkündigen

läßt, die Heldinn als inspirirt dargestellt, wenn auch ihre Thaten durch Enthusiasmus möglich bleiben.

In so fern in einem Schauspiele das Uebernatürliche angewendet wird, geht es keineswegs in ein Mährchen über; denn im letzteren ist das Uebernatürliche die eigentliche Natur, und bleibt von dem Menschen abhängig, da hingegen im Schauspiele überhaupt und im vorliegenden besonders das Natürliche die Regel und das Uebernatürliche die Ausnahme bildet, der Mensch aber hier in seiner Abhängigkeit von den höheren Mächten erscheint.

Man hat die Scene vielfältig getadelt, wo Johanna zu Rheims auf alle Vorwürfe ihres Vaters nichts antwortet, dem zärtlichen Andringen ihrer Werber widersteht, und stumm und gebeugt das Schrecklichste über sich ergehen läßt, ungeachtet sie jede Betheuerung ihrer Unschuld retten mußte. Aber Johanna fühlt sich in diesem Augenblicke nicht unschuldig, nur daß ein anderes Verbrechen, als das ihr aufgebürdete, ihren belasteten Busen drückt. Sie hat ihren hohen Beruf entheiligt, hat der Männerliebe Raum gegeben, und trägt nun geduldig jene Strafe des Himmels dafür, durch die sie dem tödtenden, zerstörenden Bewußtseyn ihres Fehlers entrissen wird, und die hohe Gemüthsruhe wieder erhält. In der vierten Scene des fünften Acts findet man in Johanna's eigenen Worten die Auflösung dieser Schwierigkeit angedeutet.

Vorzüglich war es die Erscheinung des schwarzen Ritters, welche man allgemein überflüssig und sonderbar fand. Sollte sie wirklich gar nicht in die

Handlung eingreifen? Wie, wenn es nun gerade diese Erscheinung wäre, welche jene entscheidende Scene zwischen Johannen und Lyonel veranlaßte? — Wenn Johanna zuerst durch ein Blendwerk verwirrt, von ihrem hohen Standpuncte herabgezogen, an ihrem Glauben irre gemacht werden mußte, ehe sich ihre Brust irdischen Regungen öffnen konnte? — Der schwarze Ritter erscheint geheimnißvoll, seine Reden sind prophetisch und gebiethend, wie sie sonst aus Johanna's Mund gingen:

Mir
Ist nicht bestimmt von deiner Hand zu fallen.

Seine Warnungen sind so hämisch vermischt mit jenen frohen Bildern, die Johanna's Siege krönen sollen; sein grauenvolles Verschwinden, alles das muß den Muth der Jungfrau lähmen, und so geht sie nur mit halber Seelenkraft mehr dem neuen Kampfe entgegen. Ohne diese Erscheinung würde Lyonels Anblick nicht so gewirkt, wahrscheinlich würde sie auch ihn ihrer Bestimmung geopfert haben.

Klingemann hat in der eleganten Zeitung den schwarzen Ritter als Talbots Geist zu erklären gesucht, und in der That hat diese Hypothese etwas für sich. Erstens Johanna's bedeutende Worte:

Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.

Dann vorzüglich die Betrachtung, wie Talbots Charakter mit den übrigen so ganz von dem Daseyn höherer Wesen überzeugten Personen einen auffallenden Contrast bildet.

Man lese noch im dritten Acte, sechste Scene, Talbots letzte Worte. Daß der Geist eines Mannes, der an seiner Fortdauer zweifelte, erscheine, ist allerdings eine ergreifende Idee, und wohl geeignet das romantische Wesen des Ganzen zu erhöhen. Aber hätte der Dichter in diesem Sinne durch den schwarzen Ritter wirken wollen, so hätte er auch diese Idee anschaulich und bestimmt ausgedrückt, anstatt nur so etwas anzudeuten, was weniger in die Augen springt und wovon, selbst nach allerley Gründen und Schlußfolgen, nicht jedermann überzeugt wird.

Ueberhaupt hat Schiller auf die Charakterisirung in diesem Werke eine auch ihm nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet, und die Tiefe seines bildenden Genies glänzend gezeigt. Johanna ist voll einfacher, bescheidener Hoheit, voll schöner Anspruchslosigkeit und Demuth in allem, was bloß sie betrifft, wo bloß ihre Menschlichkeit ins Spiel tritt. Aber wie ganz anders, wenn sie in ihrem Berufe als die begeisterte Retterinn handelt. Die Scene, wo sie zuerst die Offenbarung ergreift, ist mit unendlicher Würde und Erhabenheit geschrieben; die Jungfrau spricht mit all' jenem Feuer, das dieser entflammten Seele zukommt. Eben so ist auch ihre Rede zum Herolde: dieß Feuer steigt beynahe zur heiligen Wuth in der Scene mit dem jungen Schottländer, die sehr sichtbar an eine ähnliche in der Iliade erinnert, wo ein frischer blü

bender Jüngling eben so vergeblich von dem rachgierigen Peliden sein Leben erfleht. Und als sie den Herzog von Burgund zur Wiedervereinigung mit Frankreich bewegt, wie kindlich einfach und doch überzeugend ist nicht ihre Rede! Nachdem sie aber ihr Gelübde verletzt hat, als sie sich nicht mehr schuldlos weiß, da sinkt sie auch zum Weibe herab, da wirft sie sich in Sorels Arme, da wünscht sie mit Sehnsuchtsthränen ihre Jugend und ihre friedliche Hütte zurück.

Schiller hat in allen reiferen Werken, seines hohen Genius würdig, schneidende Gegensätze verschmäht. Mild ist auch hier die edle, gutmüthige, hingebende Agnes mit der heroischen Jungfrau contrastirt. — Dieses liebende Gemüth, das so fest, so innig an ihrem Carl hängt, das jedes Glück, jede Wonne nur in ihrem Geliebten findet — wirklich es bedurfte eines Schiller, uns Johanna's verklärte und überirdische Größe so interessant zu machen, wenn sie neben Sorels menschlicher Liebenswürdigkeit nicht in Schatten zurücktreten sollte!

Auch der siebente Carl, der gutmüthige, leichtsinnige, schwache, aber doch edelherzige und zartfühlende Dauphin, vortrefflich ist er mit allen diesen Eigenschaften ins Leben gerufen. Ein sehr glücklicher Gedanke des Dichters war es, Johannen bei ihrem ersten Gespräche mit dem Könige des letzteren einsame Gebethe in den prophetischen Mund zu legen. Ein König, der Gott bittet, ihn für sein Volk zum Opfer zu erwählen, der sich nur drey Güter von dem Herrn des Lebens erbittet:

Die zufried'ne Brust,
Des Freundes Herz und seiner Agnes Liebe,

der verdient es allerdings, daß göttliche Mächte an seiner Errettung unmittelbaren Antheil nehmen. Auch Burgund, der schwankend Unentschlossene, die boßhafte Königinn, der kühne, wilde Hohn sprechende aber tapfere und hochherzige Talbot, der schöne Lyonel sogar, alle treten frisch und keck ins Leben hervor, und regsam greifen sie in die wohl gefügte Handlung. Johanna's Vater, der redliche, nur zu sorgsame Thibaut, ist charakteristisch mit wenigen Zügen entworfen. Und der edle Bastard, der tapfere und bescheidene Lahire — alle sind mit gleicher Individualität bekleidet, wie durch einen Zauberruf scheint sie des Dichters Genie aus dem Schlummer vergangener Jahrhunderte wieder ins Daseyn zurückgebannt zu haben.

Noch müssen wir einer Scene gedenken, welche nur durch eine andere als die dramatische Vollkommenheit, nähmlich durch die epische, gefallen kann. Es ist die Scene zwischen Johanna und Montgomery. Sie erinnert fast zu buchstäblich an Homer, ja sie scheint früher, ohne Bezug auf die Stelle, die sie hier einnimmt, geschrieben worden zu seyn. Denn ist es wohl Stätigkeit, wenn Johanna schon gesagt hat:

Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib.
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht freyn
Auf nd'sche Weise, schließ ich mich an kein Geschlecht

Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz —

Daß dann Montgomery erſt ſeinen Spruch recht anfängt mit den Worten:

O bey der Liebe heilig waltenden Geſetz,
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich dich.
Daheim gelaſſen hab' ich eine holde Braut,
Schön, wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reitz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft,
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt
Beglückt zu ſeyn durch Liebe! Trenne grauſam nicht
Zwey Herzen, die der Liebe heilig Bündniß knüpft.

Eben ſo epiſch, und wenn man will, Homeriſch, iſt im Prolog die Beſchreibung der Anſtalten zur Belagerung von Orleans, und die Aufzählung der Völker, welche mit dem Burgund vorbeygezogen kamen. Man ſehe den Prolog, dritte Scene.

In der nähmlichen Scene ſetzt ſich Johanna den Helm auf, während ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf Bertrands Worte horcht. Da dieſes Aufſetzen des Helms die kriegeriſchen Abſichten Johanna's ausdrückt, ſo wäre es ſchicklicher geweſen, wenn dieß erſt bey den Worten geſchähe:

Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe.

Es können ſich zu einem Schauſpiele mehrere

Künſte dynamiſch vereinigen, wie dieſes auch in der großen Oper am meiſten geſchieht, wo Inſtrumental- und Vocalmuſik, Tanz und Mahlerey ein dahinreiſſendes Ganzes bilden. In der Jungfrau von Orleans zeigt der vierte Act eine ſehr glückliche Benutzung der Muſik. Man höre den langen Monolog unter einer von dem Dichter angedeuteten und vorausgeſetzten Muſik declamiren, und man wird fühlen, daß hier Poeſie und Muſik eine die andere trage und hebe. Zwiſchen der fünften und ſechsten Scene des dritten Acts iſt zwar die Muſik auch an ihrem Platze, aber ſie iſt mit dem Schauſpiele nur mechaniſch vereinigt, und wirkt nur als Zwiſchenſymphonie.

Die Behandlung des Metrums in dieſer Tragödie verdient alle Aufmerkſamkeit. Wir finden hier erſtens Verſe, die der Proſa gleich ſind; z. B. wenn die Soldaten rufen!

Das Mädchen! mitten im Lager?
Nicht möglich, nimmer mehr! Wie kam ſie in das Lager?
Durch die Luft! der Teufel hilft ihr!
Flieht! flieht! wir ſind alle des Todes.

Zweytens finden wir Jamben, welche ſtellenweiſe in Reime übergehen. Drittens ganze, größere Partien, die in beſtimmten, gereimten Versmaſſen abgefaßt ſind. Dieſe drey Grade des Rhythmus geben eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und Angemeſſenheit der Sprache zum Gegenſtande, und erleichtern den Uebergang in der Schilderung der Seelenzuſtände. Siehe

z. B. den Prolog, dritte Scene. Das Ende, wo aus den reimlosen Jamben der Uebergang auf Johanna's herrliche Abschiedsstanzen durch die Worte Thibants und durch die erste Stanze selbst allmählich vor sich geht.

Bey Gelegenheit dieser Tragödie hat ein Kunstrichter eine Bemerkung über den Reim gemacht, nach welcher dieser nicht durch die Aehnlichkeit des Schalles, sondern durch einen leisen Parallelismus der Gedanken und Bilder gefällt. In den Beyspielen, die er anführt, findet sich nur die Parallele der Aehnlichkeit, mit welcher man aber zur Erklärung der guten Wirkung glücklich allein nicht auslangt, wenn man nicht auch eine Parallele des Gegensatzes annehmen will.

Die Jungfrau von Orleans ist so reich an trefflich gereimten Stellen, die allerdings zur Bestätigung dieser Theorie dienen, und deren Vortrefflichkeit durch letztere erst recht erkannt werden kann, daß wir eine kleine Nachweisung nicht unterlassen können.

Wir nehmen z. B. die zweyte Strophe von Johanna's Abschiedsrede:

Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden
Euch laß' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch ihr Lämmer auf der Heiden,
Ihr seyd jetzt eine hirtenlose Schar.
Denn eine and're Herde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles irdisches Verlangen,

Man leſe jetzt langſam bloß die Reime herab, als: Freuden, immerdar, Heiden, Schar, weiden, Gefahr, ergangen, Verlangen, und frage ſich, ob Heiden nicht auf die Freuden erinnere und ſie erkläre? Daß Weiden die Heide zurück rufe, iſt für ſich klar. Von Schar iſt die Beziehung auf immerdar ſehr unbeſtimmt, und alſo weniger gerathen. Hingegen bildet Gefahr mit der oben hirtenloſen Schar ein lebendiges Ganzes; Ergangen, als etwas Leidendes in Johanna hängt mit Verlangen durch den Contraſt zuſammen.

Oder betrachten wir die vierte Strophe:

In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt;
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt,
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Man mache wieder die nähmliche Probe, und man wird ſehen, wie hier ein Vers den andern durch den Reim anreget, und dadurch ſelbſt an poetiſcher Fülle gewinnt. Es wird dem Leſer leicht ſeyn, dieſe Reflexionen fortzuſetzen. Nun nur einige Proben mißlungener Reime aus dem Monolog des vierten Actes. In der letzten Strophe leſen wir:

Kümmert mich das Loos der Schlachten,

Mich

Mich der Zwiſt der Könige?
Schadlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh'!

Wem gefällt wohl hier der Reim. Könige, Höh'! Die Sylbe ge, als lang gebraucht, iſt hier für ſich unangenehm, und Höh', das in einer Sylbe ſeinen Stammlaut ſowohl als ſeine Beugung einſchließt, kann nur eine müßige Ausgangsſylbe dem Ohre anklingen machen. Die Länge und Betontheit der Beugungsſylben iſt es auch, was die Griechen und Römer in ihrer Sprache zu reimen abgehalten hat, und was die italiäniſchen Dichter veranlaßte, in den Reimen gewiſſe kürzere Formen der Participien vorzuziehen.

Den nähmlichen Vorwurf müſſen wir bey der erſten Strophe dieſer Elegie anbringen:

Wär'ſt du nimmer mir erſchienen
Hohe Himmelskönigінn!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm ſie hin.

In dem früher angeführten Abſchiedsliede (dritte Strophe) iſt unter den Reimen das Wort: Iſai's, der Genitiv eines eigenen Nahmens, mit dem man nie reimen kann, ohne einen leeren oder komiſchen Reim zu machen.

Doch mag wohl hier Iſai uns mehr als ein Gattungsnahme aller Väter erſcheinen; denn wie klingt es nicht, wenn wir im Wallenſtein leſen:

Ey, Potz Blitz!
Das iſt ja die Guſtl von Blaſowitz.
Eben ſo leer iſt der Reim:

Wohl taugt ihr mit dem Schwerte drein zu ſchlagen,
Der Franke nur weiß Zierliches zu ſagen.

Wir erinnern noch, daß, wenn das Wohlgefallen an dem Reime auf der Aehnlichkeit des Klanges beruhete, dieſes deſto gröſſer ſeyn müßte, je gröſſer dieſe Aehnlichkeit wäre, und am gröſten bey der Wiederholung des nähmlichen Wortes. Und doch kann man nur ein Wort mit ſich ſelbſt reimen, wenn die Bedeutung deſſelben ſich ändert, z. B. aus dem Hauptwort zum Zeitworte wird.

Dem Lobſpruche der Kritiker, daß Schillers Muſe, die nach und nach aus dem Leben zur Geſtalt übergieng, dieſe beyden Tendenzen in der Jungfrau von Orleans in das ſchönſte Gleichgewicht ſetze, fügen wir nur noch Schillers eigenes Urtheil darüber bey:

Doch, wie du ſelbſt aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferinn wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben.

Die Braut von Meſſina.

Schiller hat dieſer Tragödie eine Vorrede über den Gebrauch des Chors in der Tragödie vorausgeſchickt, die für die Philoſophie der Kunſt eine vielleicht noch größere Merkwürdigkeit iſt, als die Braut von Meſſina ſelbſt für die tragiſche Poeſie, und die hier um ſo weniger übergangen werden kann, weil die darin aufgeſtellte Theorie dem Kunſtwerke zur Erklärung und Begründung dient, in ihrem erſten Keime vielleicht dieſes Kunſtwerk ſelbſt hervorgebracht hat, und wohl nachher zur Rechtfertigung desſelben erſt völlig, wie wir ſie hier vor uns haben, entwickelt und ausgebildet worden iſt.

Der ſummariſche Inhalt dieſer Vorrede iſt dieſer: Um dem Chore ſein Recht zu thun, muß man ſich von der wirklichen Bühne auf eine mögliche verſetzen. Dieß verſteht ſich aber ohnehin von ſelbſt; denn der Dichter ſtrebt einem Ideale nach. Wahre Kunſt ſoll den höchſten Genuß verſchaffen; der höchſte Genuß aber iſt die Freyheit des Gemüthes in dem lebendigen Spiele aller ſeiner Kräfte. Es iſt ihr nicht um momentane Täuſchung und kurze Entfeſſelung von den Schranken der Wirklichkeit zu thun; ſie will den Menſchen in der That frey machen, indem ſie eine Kraft in ihm weckt, die Sinnenwelt, die ſonſt als blinde Macht auf ihn drückt, in eine objective Ferne zu rücken, und das Materielle durch Ideen zu beherrſchen. Sie ſtrebt alſo nicht nach Wahrſcheinlichkeit, die ſich an die gemeine Erfahrung hält, ſondern nach Wahrheit ſelbſt, die den Geiſt der Natur, welche

überhaupt nie sichtbar werden kann, zwar unter der Decke der Erscheinungen liegt, aber nicht selbst Erscheinung ist, ergreift, und das Innere der Menschheit zwar nicht den Sinnen, wohl aber der Einbildungskraft darlegt. Sie muß also in allen ihren Elementen selbst ideell seyn, und kann dazu überall nichts in der Wirklichkeit, wie sie es findet, brauchen. So die Kunst überhaupt, so insbesondere die tragische. Mit der Illusion, die man hier fordert, läuft es, auch wenn sie weit besser zu leisten wäre, doch auf nichts als auf Gaukelbetrug hinaus, da keine theatralische Vorstellung mehr als Symbol der Wirklichkeit ist. Durch die metrische Sprache ist der erste Schritt geschehen, die Tragödie poetisch zu machen, und dem Ziele des Idealen näher zu bringen. Der letzte und entscheidende wird noch von der Einführung des Chors in der Tragödie erwartet. Die griechischen Dichter fanden ihn; den von ihnen dargestellten Handlungen war er natürlich; der neuere Dichter muß ihn erst erschaffen, indem er mit seiner Fabel eine solche Veränderung vornimmt, wodurch er sie in die kindliche Vorzeit und auf die einfache Form des Lebens zurück führt. Ihm ist der Chor von noch größerem Nutzen, als dem alten, indem er die Tragödie von der gemeinen Wirklichkeit völlig absondert, und ihr ihren idealen Boden sichert, indem er ihm alles, was der Poesie widerstrebt, unbrauchbar macht, und ihn auf die ursprünglichsten, einfachsten, naivsten Motiven hinaustreibt. Wie der plastische Künstler die Gewänder wegwirft, um uns reine menschliche Formen zu zeigen, so soll uns der tragische Dichter

nur das Unmittelbare des Menschen, das Innere seines Gemüths und Charakters darstellen. Wie aber jener seine Formen mit faltigen Gewändern umgibt, um sie stätig zu verbinden, so umgibt dieser seine strenge abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Personen mit einem lyrischen Prachtgewebe, dem Chore, worin die letzten sich frey und edel mit hoher Ruhe und Würde bewegen. Ihm, dem Chor, als mächtig den Sinnen imponirender Masse, durch Musik und Tanz unterstützt, ist es vorbehalten, die Reflexion von der Handlung zu sondern, und die großen Lehren der Weisheit, die aus dieser hervorgehen, in lyrisch erhabener Sprache auszusprechen. Er rechtfertigt die poetische Sprache auch der handelnden Personen, die außerdem herabgestimmt werden, oder geschraubt erscheinen müßten, und nöthigt den Dichter, alle seine Personen auf den Cothurn zu stellen. Wie er aber Leben in die Sprache bringt, so bringt er Ruhe in die Handlung, Ruhe, deren das Gemüth des Beschauenden mitten unter allem Drange des Affects bedarf, deren selbst die handelnden Personen bedürfen, um sich zu sammeln, und mit Besonnenheit zu handeln, da sie nicht wirkliche Wesen, die der Gewalt des Moments gehorchen, und bloß Individuen darstellen, sondern Repräsentanten ihrer Gattung sind, welche das Tiefe der Menschheit aussprechen sollen. — Zuletzt noch die nicht unbekannte Bemerkung, daß der Chor der alten Tragödie, als eine ideale Person, nicht mit den hier und da vorkommenden Opern, Chören und Aufzügen in neuern Trauerspielen verwechselt werden dürfe.

Uns scheint es fürs Erste, als ob gegen manche von des Verfassers Prämissen noch verschiedene, nicht ganz geringe Bedenklichkeiten Statt fänden, dann aber noch weit mehr, daß man ihm von diesen Prämissen viele zugeben könne, ohne ihm in den meisten und wesentlichen seiner Resultate beizupflichten. Recht gut, daß sich der tragische Dichter, wie der Künstler überhaupt, von der wirklichen Bühne auf eine mögliche versetzt, d. h. daß er sich durch das, was auf die Bühne heraus wirklich zur Ausführung gebracht werden, nicht darum allein, als durch das einzig Ausführbare, in seinen Schöpfungen binden läßt. — — nur daß er, wenn das von ihm als (logisch) mögliche Gedachte zur Ausführung gebracht werden soll, zusehen hat, ob es auch realmöglich, d. h. ausführbar sey. — Recht gut und ganz unbezweifelt richtig, daß er sich das Höchste zum Ziele setze, und einem Ideale nachstrebe, aber er will und soll ja das Ideale realisiren, und das ist etwas weit Anderes, als sich bloß in Gedanken mit der Composition davon beschäftigen. Hier kann es alle das Gemüth ergötzende Genüsse zur Erreichung des höchsten gedenkbaren Effects in Verbindung setzen, und von dem, was diesen Effect eben vermöge einer solchen Verbindung selbst in der Wirklichkeit stört, abstrahiren: dort werden ihn die Bedingungen der Ausführbarkeit vielfältig beschränken, und zu manchen nicht abzuweisenden Rücksicht nöthigen.

Es ist sehr wahr, daß „die reine Kunst nur die ist, welche den höchsten Genuß verschafft," aber ganz falsch, was unmittelbar folgt: „der höchste

Grund ist die Harmonie des Gemüthes in dem lebendigen Spiele aller seiner Kräfte." Kürzer wird dieser Satz durch die Auslassung eines einzigen, aber höchst wichtigen Prädicats. Richtiger und vielleicht etwas verständlicher möchte er so lauten: der höchste Genuß besteht in dem freyen, (willkürlichen und selbstthätigen) lebendigen und harmonischen Spiele der Kräfte unseres Gemüthes. Gewiß nicht darauf, daß alle diese Kräfte in einem Kunstproducte durch jede Gattung specifisch wirkender Mittel ins Spiel gesetzt werden, beruhet der höchste Genuß und das ihm nachstrebende Streben in der Kunst. Es könnte wohl seyn, daß von allen in Bewegung gesetzten Kräften und dazu aufgebotenen Mitteln einige im Verhältnisse gegen andere geradezu negativ wirken, woraus dann statt des intendirten höchsten Genusses höchstes Mißbehagen resultiren dürfte. Schiller gibt zu (worin wir ihm nicht beystimmen können), daß, so lange dem Chore die sinnlich mächtige Begleitung der Musik und des Tanzes fehle, er in der Oekonomie des Trauerspieles als ein fremdartiges Element erscheinen müsse. Wie wird ihm diese Begleitung zu Theil werden? Wo bei den gesprochenen Partien des Chores Musik und Tanz zur Seite gehe? Schiller hat aber doch selbst seine Br. d. M. als Tragödie, die gesprochen werden soll, auf die Bühne gebracht. Vom Tanze in dieser Verbindung schweigen wir ganz. Der Chor der verlegenen Räthes müsse sich, damit verstanden, ganz ruhig annehmen. Oder sollen beyde, gesprochene Poesie des Chors, und Musik und Tanz, zugleich verbunden werden? Das möchte, wie

in unseren ehemahligen Melodramen, einen getheilten, unstäten Effect geben, und zu nichts, geschweige zum echten Idealen führen. Oder soll der Chor eigentlich singend in dieser Begleitung einher gehen? Dawider ist durchaus nichts zu erinnern, nur daß der Stätigkeit halber die Partieen der eigentlich handelnden Personen nicht füglich werden declamirt, sondern musikalisch recitirt, oder, nach Befinden, als mehr melodischer Gesang müssen behandelt werden, wozu sich unter andern der Monolog Beatricens in achtzeiligen Stanzen trefflich eignen müßte. Da würden wir denn vielleicht in naher Uebereinstimmung mit der griechischen Tragödie ein der Oper ähnliches, nur consequenteres und geistvolleres Kunstwerk erhalten, das in seiner Art den höchsten Forderungen des Schönen entsprechen könnte. Ob aber damit unserer bisherigen neuen Tragödie (wie sie sich in den besten englischen und deutschen Producten zeigt), worin uns die tragische Handlung mit ihrer Katastrophe und das Interesse daran Hauptsache ist, der Stab gebrochen, ob sie aus der Reihe der ästhetischen Möglichkeit, aus dem Gebiethe des Idealen verwiesen wäre, dürfte billig zu bezweifeln seyn.

Wenn übrigens präliminarisch selbst für die ästhetische Möglichkeit des Chors in der eigentlich gesprochenen Tragödie noch wenig gewonnen, oder eine μεταβασις εις αλλο γενος dadurch unvermeidlich seyn möchte; so scheint es mit der Nothwendigkeit desselben noch weniger im Reinen zu seyn. Es liegt gewiß wahrer und tiefer Sinn in dem Gedanken: „daß es der echten Kunst nicht genügen darf, uns in

einen kurzen Traum von Freyheit zu versetzen, daß es ihr Ernst damit ist, uns wirklich frey zu machen, d. h. eine Kraft in uns zu wecken, zu üben und auszubilden, vermöge der wir die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objective Ferne rücken, in ein freyes Werk unseres Geistes verwandeln, und das Materielle durch Ideen beherrschen."

So wohl der echt ästhetische Genuß als die schöpferische Erzeugung des Schönen bringt es mit sich, daß unser Gemüth in Freyheit gesetzt werde, daß der Sinneneindruck nicht uns beherrsche, sondern von uns beherrscht werde, daß uns die Sinnenwelt in eine objective Ferne gerückt, d. h. daß sie für uns Object der Beschauung (nicht bloß Stoff blinder Anschauung und Empfindung) werde, und daß wir uns — beydes sind Correlata — als selbstthätiges Subject von dem dargestellten Objecte im Bewußtseyn zwar nicht mit logischer Deutlichkeit, doch praktisch unterscheiden. Dieß ist der Fall schon bey Werken plastischer Schönheit im Raume, möge sie uns nun die Kunst oder Natur selbst darstellen; unsere Fantasie muß sie selbstthätig ergreifen, und ihre Elemente sich in solche Verhältnisse geordnet vorstellen, daß daraus das Gefühl und das Urtheil entstehe, hier sey den in unserm Gemüthe liegenden Gesetzen des Schönen entsprochen. Dieß ist noch einleuchtender bey pragmatischen Kunstwerken der Fall. Hier verfährt das Gemüth noch fühlbarer mit productiver oder willkürlich reproductiver Selbstthätigkeit, abstrahirt, wo nicht von der gegebenen Wirklichkeit selbst, doch von allen individuel-

len, ihm dermahlen hinderlichen Schranken derselben, hält sich bloß an die allgemeinen Bedingungen dieser Wirklichkeit, an die allgemeinen Gesetze des Raumes, der Zeit und der Causalität, und reihet sich die Begebenheiten, die übrigens ohne Ausnahme alle in der Wirklichkeit gegeben seyn können, so zusammen, wie sie sich zunächst auf einander beziehen, um ein Ganzes vor sich zu haben, das nach den Ideen des allgemein Wohlgefallenden, des Harmonischen und in sich Congruenten, der Zweckmäßigkeit ohne Zweck construirt ist, und in welchen genügende Cohärenz und Richtigkeit der Motive, vollkommene psychologische und moralische Nothwendigkeit (die letzte für befriedigende Relation auf die moralische Weltordnung genommen) herrscht. Dieß ist nicht nur die Praxis des Dichters, sondern eben so gewiß auch dessen, der sein Kunstwerk genießt, und dabey unläugbar an der Schöpfung desselben nach und unter den nähmlichen Ideen Theil nimmt, woraus dann eben, je besser es gelungen ist, und jenen Ideen entspricht, bey uns die Einbildung zu erklären ist, wir würden es auch so gemacht haben, — in uns das Bewußtseyn desto lebendiger wird, daß wir hier ein Object nicht der unwillkürlichen Anschauung, sondern der willkürlichen Beschauung vor uns haben, und allerdings die Sinnenwelt in ein freyes Werk unsers Geistes verwandelt, das Materielle von uns durch Ideen beherrscht wird. So gewiß dieser Gemüthszustand (der jedoch von Schiller mit den obigen Worten nicht bestimmt und specifisch genug bezeichnet seyn dürfte; denn durch

jede auch rein logische oder bloß moralische Geistesthätigkeit, durch Erkenntniß des Wahren und Uebung des Guten, wie durch Contemplation des Schönen wird uns diese Freyheit, diese Sonderung unsers Subjects von den Objecten, diese Beherrschung des Materiellen durch Ideen verschafft: aber die Gattung von Objecten, die Art der Ideen, von welcher die Rede ist, macht den specifischen Unterschied aus) — so gewiß also dieser Gemüthszustand die Folge jedes individuellen ästhetischen Genusses oder Schöpfungsactes ist, so gewiß wird durch öftere Wiederholung beyder dem Gemüthe eine Fertigkeit darin zu Theil, oder, welches dasselbe ist, erhält unsere Fantasie und unser Gefühl dadurch höheren Schwung, wird unser Schönheitssinn dadurch geschärft, berichtigt und veredelt, was denn mit gutem Fuge auch als Zweck der Kunst überhaupt, und, wie weit der Effect davon uns diesem Zwecke näher bringen hilft, als Maßstab von der Güte des einzelnen Kunstwerkes betrachtet werden kann. Von einem bestimmten hierauf gerichteten Zwecke des Künstlers, indem er sein Werk hervorbringt, kann übrigens nicht die Rede seyn, indem hierbey, außer der realisirten Idee dieses Werkes selbst an keinen fremden Zweck zu denken ist. — Eingeräumt, was sehr treffend von der doppelten Einseitigkeit des Künstlertalentes erinnert wird, deren einem bey treuem Auffassen zufälliger Naturerscheinungen, die schöpferische Dichtkraft, dem andern bey reger Fantasie Gemüth und Charakter versagt ist — zugestanden endlich, daß die Natur (in ästhetischer, so gut wie in physischer und moralischer

Hinsicht) nur Idee ist, die zwar unter der Hülle von Erscheinungen liegt, aber selbst als etwas Totales nie zur (individuellen) Erscheinung kommt, und daß die Kunst den Geist davon auffassen, und in einer körperlichen Form binden, zwar nicht vor die Sinne, aber doch vor die Einbildungskraft bringen soll; so ist doch nicht abzusehen, und mit nichts erwiesen, daß der Künstler das Wirkliche ganz verlassen muß, um mit der Natur übereinzustimmen; daß er von allen Elementen aus der Wirklichkeit auch nicht eines brauchen könne, wie er es finde; daß alle bisher in dramatischen Werken erforderte Illusion auf leeren Betrug hinausgehe. Dieß alles bedarf wenigstens große Einschränkung, um wahr zu seyn: so wie die Behauptung, daß das Werk des Künstlers in allen seinen Theilen ideel seyn müsse, um als ein Ganzes Realität zu haben, und mit der Natur übereinzustimmen, noch besonderer Erklärung braucht, wenn sie nicht auf arge Mißverständnisse führen soll. Ob der Künstler aus allen Elementen der Wirklichkeit keines brauchen könne, wie er es findet, läßt sich zuförderst, wenn man nicht diesen Worten einen sehr willkürlich beschränkten Sinn unterlegt, a priori gar nicht bestimmen. Eine bloß sclavische Copie der Natur, das versteht sich, wird kein Kunstwerk geben, ja nicht einmahl volle Copie seyn, so wie ein Bild, das nur mit mechanischer Genauigkeit die Züge des Abgebildeten in allen ihren Verhältnissen wiedergibt, nicht für vollkommen getroffen, geschweige für ein Kunstwerk gelten kann. So wie aber die plastische Natur uns zuweilen Werke von unüber-

treflicher Schönheit aufstellt, die nur lebendig aufgefaßt und mit nichts ändernder Treue dargestellt werden dürfen; so ist nicht abzusehen, warum dieß nicht auch mit der intelligenten, moralischen Natur, und der sie zunächst umgebenden, von ihr vielleicht unabtrennbaren Wirklichkeit der Fall seyn könne. Erlaubt, ja vielleicht der Consequenz halber nothwendig, wird es für den Dichter seyn, die Wirklichkeit größten Theils ganz zu verlassen, wenn seine Personen, wozu man ihm die Befugniß nicht abstreitet, aus dem Gebiethe der nicht wirklichen, sondern der Götter- Feen- Heroenwelt entlehnt sind. Stellt er uns aber Menschen, d. h. Personen aus der wirklichen Welt auf, (die zwar nicht bloße Individuen, sondern Repräsentanten ihrer Gattung seyn, aber doch außer dem Gepräge der Universalität auch das der individuellen Persönlichkeit an sich tragen müssen, wenn sie wirklich das Tiefe der Menschheit aussprechen, menschliche Theilnahme erwecken, und mehr als moralische Gliederpuppen seyn sollen) — stellt er uns Menschen in gewisse Handlungen und Begebenheiten verflochten dar; so müssen auch die Bedingungen ihrer Darstellbarkeit der Zeit, dem Orte und den Umständen nach beobachtet seyn, sonst zerstört die Darstellung sich selbst; so müssen auch die Umgebungen dieser Personen von der Art seyn, daß wir sie uns als solche Wesen, die eben diese Handlung zu Stande bringen, und daran Theil nehmen, denken können, und unsere Aufmerksamkeit darauf darf nicht durch widernatürliche Unterbrechungen, die uns das vielleicht zu denken unmöglich machen, vernichtet werden. Consequenz, äußere so-

wohl als innere Harmonie und Congruenz; iſt das erſte, wenigſtens negative Geſetz des idealen Kunſtwerkes, und die Beobachtung dieſer äußeren Congruenz, ohne die es auch um gebührende Haltung der inneren, der höheren, eigenthümlichen und univerſalen Wahrheit des Kunſtwerkes, um Beachtung aller wahrhaft motivirenden Motiven mißlich ausſehen möchte, ſie und nichts mehr iſt es, die ſich jeder liberalere Kunſtfreund unter Illuſion denkt, dem es ſehr gleich viel iſt, ob der Schauſpieler, der den Othello ſpielt, ſchwarze Augen, eine platte Naſe und aufgeworfene Lippen hat, aber zur Erklärung der Katastrophe nicht gleich viel, ob er ein Mohr iſt oder nicht, und der die Ueberzeugung nicht aufgeben kann, daß die Natur, eben weil ſie, ohne ſelbſt Erſcheinung zu ſeyn, doch unter der Hülle der Erſcheinungen liegt, auch nicht anders, als durch Erſcheinungen, die ſich nach allgemeinen Bedingungen der Wirklichkeit nicht ſelbſt unter einander zerſtören, in körperliche Form gebunden und zur Perception der Fantaſie gebracht werden kann. Sehr willkürlich und auf die Verwechſelung der Begriffe nicht ohne nachtheiligen Einfluß iſt der Gebrauch, den Schiller von den Worten Symbol und ſymboliſch macht, wo er die dramatiſche Darſtellung auf unſerer Bühne charakteriſirt. Symbol oder Sinnbild einer meiſtens gar nicht unter eine ſinnliche Totalvorſtellung zu bringenden Sache iſt etwas an ſich von dieſer Sache ganz Heterogenes, was aber durch gewiſſe Analogien die Erinnerung an jene Sache erweckt, und gewiſſe Eigenthümlichkeiten derſelben anſchaulich macht, wie z.

B. der Thron für das Symbol von der bürgerlichen Obergewalt und Erhabenheit des Fürsten gelten kann. Wer hat aber noch je das Bild einer Person ihr Symbol genannt? und Bild, successiv dargestelltes Bild einer als wirklich gedachten, oder wirklich geschehenen Handlung ist es, was uns die Bühne zeigt, der in Architektur wohl eine perspectivische, aber keine symbolische heißen kann. Was also in diesem Bilde dem Abgebildeten nicht entspricht, und uns eine in sich zusammenhängende Vorstellung davon zu machen hindert, muß billig von der Darstellung ausgeschlossen bleiben; eine Forderung, von der sich das Symbol hier und da wohl füglich dispensiren könnte. Daß übrigens Schiller die Illusion und die Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit nicht für so entbehrlich hält, als man nach seinen wegwerfenden Aeußerungen vermuthen sollte, gibt er damit zu erkennen, indem er gesteht, daß der Chor der Tragödie der Alten natürlich gewesen sey, und daß wir ihn, um ihn in die unsrige wieder einzuführen, natürlich machen, nähmlich die Fabeln unserer Tragödien in die kindliche Vorzeit und in die einfache Form des Lebens zurück versetzen müssen, indem er auch seinen Chor in der Braut von Messina sich an nicht wenigen Stellen selbst rhythmisch zu der dem Volke natürlichen Sprache herabstimmen läßt. Aber wie? liegt denn das echt Tragische, zu Ideales sich Eignende, nicht so wohl in der Handlung selbst, und den handelnden Personen als in ihren Umgebungen, die nie einfach und beschränkt, die immer nur von weitem prachtvollen Umfange seyn sollten? Kann es keinen andern wahrhaft tragischen Stoff

geben, als der uns nöthigte oder erlaubte, „die Pa-läste der Könige wieder aufzuthun, die Gerichte unter freyen Himmel heraus zu führen, die Götter wieder aufzustellen, und die Fabel vor dem Volke spielen zu lassen? Läßt sich das Unmittelbare des Menschen auch selbst in jener einfachen Form des Lebens nicht anders als in solcher Publicität zeigen? Ist aus unserer heutigen Welt das echt Humane so ganz gewichen, daß es uns in seiner schlichtesten Form, frey gehalten von beleidigenden modernen Umgebungen, nicht auch ansprechen, um so mehr, weil es uns näher liegt, ansprechen, und das Tiefe der Menschheit sich für uns darin aussprechen, — daß das Ideale davon ausgeschlossen seyn, und uns dadurch nicht der edelste, ästhetische Genuß sollte können gewährt werden? Das Ideale, ursprünglich Humane ist weder an irgend ein Zeitalter noch an Königs Palläste und Volksversammlungen, und an den Kothurn und die lyrische Sprache, die dort an ihrer Stelle sind, gebunden; das tragische Kunstwerk ist allen seinen Theilen nach ideell, in welchem alle diese Theile sich zu einem Ganzen, das als Ganzes vollendet ist, und durch sie vollendet wird, vereinigen, in welchem ein rein menschlicher, echt pathetischer Stoff aufgestellt, eine wahrhaft interessante Handlung in richtiger Fortschreitung, unter angemessenen Vorbereitungen und kündigen Motiven zum Ziele gebracht wird, in welchem die Personen, so wie es ihren rein menschlichen und menschlich interessanten Charakteren und den Verhältnissen des Ganzen und aller ihrer Umgebungen angemessen ist, damit der Effect sich nicht selbst zerstöre,

handeln

handeln und ſprechen, allen dem Geiſte des Ganzen entgegenſtrebenden äſthetiſchen Putz verſchmähend ſprechen. Nichts ſchließt dem zu Folge die Möglichkeit der innerhalb der Schranken des häuslichen Lebens ſpielenden Tragödie aus, wie eine Emilia Galotti u. a., in denen nicht nur der Chor undenkbar, ſondern, da insbeſondere unſere Proſa ſich ſo ſehr vervollkommnet hat, und ſo vieler die Sprache der verſchiedenſten Stände und Bildungsſtufen bezeichnenden Nüancen fähig geworden iſt, die rhythmiſche Sprache ſelbſt außer ihrer Stelle ſeyn möchte. Wohl aber dürfte die Theorie kein ungegründetes Vorurtheil gegen ſich haben, der eine ſolche Einſeitigkeit zur Laſt fällt, und vermöge deren uns Kunſtwerke, die uns bisher den erquickendſten Genuß gewährten, und die das Verdienſt hatten, mit einem weit einfacheren Apparat, und einer weit anſpruchloſeren, minder durchſcheinenden Maſchinerie den höchſten Effect zu erreichen, ins Reich der äſthetiſchen Undinge verwieſen werden.

Was nun die Rechtfertigung des Chors durch Vergleichung mit den faltigen, die Gruppen ſtätig verſchleyenden Gewändern plaſtiſcher Kunſtwerke anlangt: ſo iſt davon nicht viel zu ſprechen, weil dadurch für Beſtimmtheit der Begriffe wenig gewonnen wird, und um ſo weniger, indem bald von Gewändern des Bildhauers, bald von Farbenmiſchung des Mahlers geſprochen wird, weil die Aehnlichkeit, eben wo es einen Hauptpunct gilt, viel zu entfernt und unvollkommen iſt, indem plaſtiſche Kunſtwerke einen permanenten, dramatiſche einen durch Fortſchreitung

der Handlung hervorgebrachten Effect gewähren, und weil endlich diese Aehnlichkeit bey der zur Vergleichung gesuchten Sache auf nichts Nothwendigem beruhet, also oft völlig wegfällt, oder gegen den Verfasser zeugt; denn es gibt ja treffliche Werke der Bildhauerey und Malerey — ohne Gewänder.

Befremdend und lästig ist die auf einmahl eintretende Verwechselung der Begriffe, indem hier das Ideelle, das bisher dem Reellen, gemein Natürlichen, entgegengesetzt worden war, dem Sinnlichen gegen über gestellt, und für den Antheil der Reflexion an dem Stoffe der Darstellung genommen wird, als ob selbst nach den Forderungen des Verfassers das Simpliche und das die Sinnlichkeit in Anspruch Nehmende der dramatischen Darstellung nicht allen seinen Theilen nach ideell seyn sollte, als ob die Aeußerungen des über die Handlung sich in Reflexion verbreitenden Verstandes an und für sich, und wenn sie nicht durch den Künstler den gebührenden Schwung und die gehörige Form erhalten, ästhetisch ideell seyn müßten. Was aber nun diesen Antheil der Reflexion an dem ästhetischen Genusse anlangt, so ist er gewiß nicht abzuläugnen, nur wohl eben nicht (wenn der Indifferenzpunct des Ideellen und Sinnlichen, oder vielmehr des die Reflexion und die Sinnlichkeit in Anspruch Nehmenden, die Idee des Schönen ergeben soll) durch Sonderung der Reflexion von der Handlung, durch Schwankung der beyden Wagschalen, die nur ein widerwärtiges Hin- und Herzerren des Gemüthes zur Folge hat, zu bewirken, sondern durch die Beschaffenheit, den Gang, die Motiven und

die Entwickelung der Handlung, in der ſich die großen Reſultate des Lebens, ohne uns durch Threnodien vorgeſprochen zu werden, von ſelbſt ausſprechen, insbeſondere durch die der Tragödie weſentliche, die Kataſtrophe herbeyführende und die Theilnehmung ſchwebend erhaltende ἀμφιβολία zu erzeugen. — Ruhe ſoll nicht in die Handlung, ſondern in das Gemüth des Beſchauenden durch die Art ihrer Fortleitung, durch die darein weislich vertheilten Epiſoden, durch die ganze äſthetiſch gefällige, das Gräßliche vermeidende Darſtellungsweiſe gebracht werden, die das Gemüth nicht, wie etwa von einem Guelfo und Grimaldi geſchieht, im Sturme des Affects fortreißt, oder in Schwermuth auflöſt, ſondern der Freyheit der Beſchauung überläßt. Schon Ariſtoteles ſah auf dieſen Zweck hin, da er nicht Furcht und Mitleid zu erregen, ſondern zu reinigen, als Zweck der Tragödie angibt. Warum doch durch etwas Aeußeres einem Zwecke nachſtreben, dem die ganze innere Beſchaffenheit des Kunſtwerkes, wenn der Künſtler ſich das Ideale zum Ziele ſetzt, entſprechen muß? Gewiß bedürfen auch die handelnden Perſonen nicht gerade des Chors, um ſich zu einer ſolchen Handlungsweiſe, welche nicht die Grenzen des äſthetiſch humanen überſchreitet, zu ſammeln, ſondern können noch durch viele andere Motive in Schranken gehalten werden. — Sonderbar, daß der gräulichſte gedenkbare Effect der Leidenſchaft, der Mord u. dgl. uns unmittelbar gezeigt, dagegen aber das an ſich kaum noch ſo ſchreckliche Getriebe der Leidenſchaft, das dieſen Effect herbeygeführt, unſerer Anſchauung vorenthalten, oder zu

ſo einer Mäßigung herabgeſtimmt werden ſoll, wodurch jener Effect unmöglich werden müßte. — Wo übrigens einmahl durch die Beſchaffenheit der Handlung und ihrer Umgebungen der Kothurn gerechtfertiget iſt, da wird die Sprache auch ohne Chor nicht als geſchraubt erſcheinen; wir fürchten, daß ſie ſich in mancher neueren Tragödie mit- und ohne Chor nur allzu ſehr ſo darſtellt, und würden zur Rechtfertigung hiervon nicht auf Shakespeare provocirt haben, können auf keine Weiſe die Behauptung, weder daß ſeine Tragödie dadurch erſt ihre wahre Bedeutung erhalte, noch daß er den Stücken der Franzoſen ſo ganz fremd ſeyn ſollte, unterſchreiben.

Wo der Chor ſich ungezwungen an die Handlung anſchließt, ſie begleiten und fortführen hilft, und in ihren Umgebungen gegründet iſt, da mag er in ſolchen Repräſentanten, die dazu ein ſchickliches Organ abgeben können, die Perſon des Volkes darſtellen, die allgemeine Volksmeinung auch mit höherem Schwunge ausſprechen (vox populi, vox dei), nur dieß in der übrigens geſprochenen Tragödie, auch bloß ſprechend, ohne Muſik und Tanz thun. Sollen letztere ihm zur Begleitung dienen, ſo muß das Ganze, wenn es nicht beſonders eingeflochtene Aufzüge, von denen Schiller nichts wiſſen will, ſeyn ſollen, vielleicht mit gewiſſen Modificationen, muſikaliſch recitirt und begleitet, kurz eine Art Oper werden. Der Chor an ſich wird wenig vermögen, den Dichter auf die einfachſten, urſprünglichſten und naivſten Motive hinauf zu treiben: vielmehr iſt dieſem von dem größten und wichtigſten ſeiner Geſchäfte und Ver-

dienste, die Handlung durch angemessene Motive fort zu leiten, nicht das Mindeste damit erspart. Ob aber nicht mancher Dichter um der Dithyramben seines Chors willen sich die Aufmerksamkeit darauf ersparen dürfte, ist eine andere Frage. Auch ohne dieses Gerüst, geschweige denn ohne gewaltsame Hintansetzung des Wirklichen, kann es treffliche, echt ideelle Kunstwerke geben. Das Ideale besteht seinem Wesen nach in der Composition, in der Form des Ganzen und in der angemessenen Relation der Theile zu diesem Ganzen, das dadurch in seiner Art den höchsten möglichen Effect des Wohlgefallens hervorbringt, nicht in dem öffentlichen Schmucke dieser einzelnen Theile für sich, wenn dadurch ihre bezielte Angemessenheit zum Ganzen verfehlt werden sollte. Es kann Tragödien ohne Chor, selbst mit prosaischem Dialoge geben.

Die Anwendung, welche Schiller in seiner Tragödie, um nun auf diese zu kommen, von dem Chore gemacht hat, ist von der Praxis der alten Dichter in einigen Puncten verschieden. 1. Bey den Griechen war der Chor ein Bestandtheil der Tragödie, nicht weil diese aus jenem entsprang, sondern in so fern sie Darstellung von Nationalbegebenheiten war, an welchen das Volk verfassungsmäßig Antheil genommen hatte, dem daher auch in der Copie der Platz gebührte, den es im Urbilde einnahm; in so fern die Vorstellungen in eigentlichem Sinne Volksfeste waren, zugleich bestimmt, das Volk zu leiten und ihm zu schmeicheln, wobey es folglich auch als Dargestellt. tes concurriren mußte. Denn wahrscheinlich hat man der Intellect des souverainen Volks, welches durch den

Chor repräsentirt wurde, die Beybehaltung des Chores zum Theile zuzuschreiben. Das Alles fällt nicht nur größten Theils jetzt hinweg, sondern der Chor in der Br. v. M. ist nicht einmahl Repräsentant des Volks, wozu die Aeltesten zu wählen gewesen seyn würden, sondern es sind Parteyen und Diener der Hauptpersonen. Die Handlung ist keine Nationalbegebenheit, die vor Zeugen vorgehen mußte, sondern es bleibt eine Privathandlung, die nur den Anstrich einer öffentlichen hat, weil die Handelnden Fürsten sind; der Chor ist ihr anverwandt, aber nicht davon unzertrennlich. II. Bey den Griechen war der Chor der unparteyische, wahrheitliebende Berather. In seiner Denkweise herrscht Einheit; denn er war eine einzige stäte Person. Hier hingegen ist er getheilt, den streitenden Parteyen ergeben, und deßhalb von entgegengesetztem Interesse. Statt Vereinigung und Ruhe wirkt und befördert er Trennung und Kampf, nicht allein durch seinen Stand, sondern auch durch seine Gesinnung. Isabella warnt selbst ihre Söhne öfter vor ihm. Zuweilen zwar spricht er zur Sühne; aber eben dieser doppelte Charakter raubt ihm die Bestimmtheit, und wenn der Chor eine ideale Person seyn soll, so darf er nicht ein anderes Mahl (und dieß geschieht viel häufiger) als blinde Menge handeln, dafern er sich nicht selbst widersprechen will. Bey den Griechen ist er als handelnde Person und als Chor immer eine und derselbe. Es ist ferner an sich ganz richtig, wenn Schiller dem Chor ein doppeltes Amt, der Einwirkung auf die handelnden Personen und auf die Zuschauer zuschreibt. Nur finden wir nicht,

daß er in jenen „die erſten Ausbrüche der Leidenſchaften bändige," vielmehr reizt er ſie durch Streitfertigkeit und Partengeiſt, und läßt vor ſeinen Augen den Brudermord ungeſtört vollziehen. Und dem Zuſchauer — was kann er ihm ſagen, das die Handlung nicht ſelbſt ausſpräche! Die Veredelung, die Ruhe, welche der Dichter bezielt, wird, wie geſagt, wirkſamer und dauernder, als durch Sentenzen und Philoſopheme, in dem beſonnenen Zuhörer entſtehen, wenn er am Schluſſe ſein eigenes Reſultat aus dem Geſchehenen zieht. Das Ganze wird ihm den richtigen Geſichtspunct anweiſen, und Euripides hatte ganz Recht, das athenienſiſche Publicum, das ſich bey der Vorſtellung eines ſeiner Stücke in Maſſe drohend gegen einige Verſe erhob, zu bitten, ſie möchten nur das Ende erwarten. III. Der griechiſche Chor begleitete und verband durch ſeine ununterbrochene Gegenwart die ganze Handlung. Dieſer Vortheil wurde nicht ohne die Beſchwerde erreicht, die Fabel nach demſelben einzurichten. Hier aber hat der Dichter den Chor ſeinem Bedürfniſſe angepaßt; er läßt ihn kommen und gehen, und darüber geht die Continuität der Handlung und ſelbſt ein Theil des Charakters des Chors verloren. Denn nun kann er ſein Amt nicht verwalten, kann nicht beurtheilen und rathen, weil er nicht ſtets gegenwärtig iſt. War er z. B. beym Berichte Diego's von der Flucht Beatricens und der Erzählung der Mutter, in welches Kloſter jene verborgen worden, zugegen, ſo würde der erſte Chor, dem Manuel ſeine Entführung eröffnet hatte, in der geraubten Schwe-

ter leicht Manuels Geliebte erkannt haben, und so die Entdeckung früher und die Katastrophe anders erfolgt seyn. Auch durch andere Umstände geht die Continuität verloren. Die Pausen, bey der gewöhnlichen Aufführung dieses Stücks sind doch nichts anderes als Aufzüge, und auch ohne diese entsteht ja die Unterbrechung schon durch die mehrmahlige Veränderung der Scene. Zwar beruft sich Schiller dieser Freyheit, und des Abgehens und Kommens des Chors halber auf Aeschylus und Sophokles, indessen kommen diese Ausnahmen, wenn wir uns recht erinnern, nur in den Eumeniden und dem Ajax, und nur einmal, nur als Ausnahmen vor, und werden von ganz andern Umständen begleitet.

So viel mag für unsern Zweck hinreichen, um sich nicht von Lehre und Beyspiel eines grossen Mannes zu Irrthümern hinreissen zu lassen; Schiller selbst hat die Bahn des Chors wieder verlassen, also die Entbehrlichkeit desselben erkannt. Auch scheint es, als ob die neuere Bühne wegen ihrer veränderten Tendenz des aufrichtenden, erhebenden Chors nicht so bedürfe, als die Schicksals-Tragödie der Alten. Denn aufgehoben hat eine hellere Philosophie und Religion die Idee jener unwiderstehlich eisernen zermalmenden Macht, und nur die Umgebungen und Umstände können unser Schicksal bilden, in deren Wirkungskreis auch der freye Entschluß des Menschen greift. Schiller wollte aber eine neuere Begebenheit nach griechischer Art bearbeiten, und so mußte er nicht allein das antike Schicksal sondern auch den griechischen Chor annehmen. Er gewann dabey den Vortheil, daß er über seine dramatische Darstellung

auch das reiche Prachtgewebe seiner lyrischen Dichtung werfen konnte. Den Handelnden selbst hat der Dichter nur einen geringen Spielraum gegeben; sie alle drückt die zerstörende Macht des Verhängnisses zu Boden, die durch den Fluch des Großvaters über das unglückliche Geschlecht geleitet worden ist.

Niemand entfloh dem verhängten Geschick,

Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

So ists auch hier. Auf dem Messinischen Fürstenhause lastet der Fluch des Großvaters, dem der Sohn seine Braut entriß, die er, wie es scheint, gewaltsam zur Vermählung zwang. Die Wirkung des Fluches äußert sich in zwey Söhnen, die von Jugend an gegen einander hassend entglühen. Nun wird noch eine Tochter geboren: wunderbare drohende Träume, schreckliche Orakel veranlassen des Vaters Befehl, sie zu tödten. Hier wird man lebhaft an Oedip und Jon erinnert. Aber die Mutter, ebenfalls von Träumen und Orakeln getröstet, rettet das Leben ihres Kindes, das heimlich erzogen wird. Sie handelt gut, sie handelt weise, aber das tückische Geschick duldet keinen Widerstand; gerade die Rettungsversuche führen das gräßliche Ende herbey. Denn wo liegt der hochherzigen, weisen und doch so tieffühlenden Isabella Schuld? Ist es nicht selbst der verhängte, unabwendbare Fluch, der die Gemüther der Brüder so feindselig wendet, und die unschuldige Beatrice in des Hauses allgemeinen Untergang verflicht?

Durch den Gebrauch des Fatums werden freylich mancherley Fragen mit einem Mahl abgewiesen, die sonst eine Beantwortung erfordert hätten, besonders wie diese so gezeichneten Brüder in solchen Zorn gegen einander auflodern konnten, daß ihre Fehde alle Bande der Natur löfete, und beh der Schuld unabtragbar ungeheuer ward, und wiederum, da es einmal dahin gekommen war, wie es der Mutter, die so oft vergebens eine Vereinigung zu stiften gesucht, nun ohne sonderliche Schwierigkeit gelang, sie zu versöhnen und sie zu gegenseitigen Lobsprüchen und Liebkosungen zu führen; man müßte diese völlige Umwandlung aus ihrer so schnell und mächtig auflodernden Liebe erklären wollen. Die griechischen Dichter knüpften an das dunkele Motiv des Verhängnisses meistens menschliche Leidenschaften an, wie, um nur zwey und wegen des ähnlichen Stoffes passende Beyspiele anzuführen, die Fabeln der Pelopiden und der Söhne des Oedipus lehren.

Auch können uns manche Bedenklichkeiten aufstoßen, ob man die Handlung dieser Tragödie strenge abgemessen und die Umrisse der handelnden Personen fest gezeichnet nennen könne. Bey Isabella's Eröffnung, daß sie noch eine Tochter habe, und auf Cäsars Frage, warum sie diese, da der Vater schon drey Monath todt sey, so spät ans Licht ziehe, antwortet jene: ihres Streites und Hasses wegen, dem sie die Tochter, des Friedens theueres Pfand, nicht hätte bloß stellen können. Wenn aber nach dem Orakelspruche die Tochter die Söhne in Liebesgluth vereinigen soll-

te, so hatte die Fürstinn, so bald sie Beatricen ihre Tochter nennen durfte, nichts Dringenderes, als die Wahrheit des Orakels zu erproben. Sie gesteht dieß auch selbst, und Diego's Antwort hierauf ist eine Schmeicheley. — Auf Diego's Bericht, die Tochter sey geraubt, ermuntert Isabella ihre Söhne, sie zu suchen. Cäsar eilt fort, Manuel bleibt; der Nahme Beatrice flößt ihm geheime Ahndung ein. Diego berichtet, er habe Beatricen vergönnt, der Beerdigungsfeyer des Fürsten beyzuwohnen, zwar verhüllt in den Ernst der Trauertracht, doch könne eines Räubers Auge sie ausgespähet haben; „denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.“ „Glückseliges Wort, ruft Manuel aus, das gleicht ihr nicht, dieß Zeichen trifft nicht zu.“ Welches nicht? doch nicht ihre Schönheit? oder daß sie bey der Feyer nicht zugegen gewesen? aber sie hatte ihm ja den Wunsch darnach selbst gestanden. Manuel fragt nun nach ihrem vorigen Aufenthalte; aber die Fürstinn, ohne ihn hören zu wollen, treibt ihn mit Ungestüm fort, und erwiedert seine Frage: in welcher Gegend hieltst du sie verborgen? nur mit: verborgener nicht war sie im Schooß der Erde. So ungewiß wird er entlassen; Cäsar kommt zurück, um dieselbe Frage zu thun: wie find' ich ihre Spuren, eh' ich weiß, aus welchem Ort die Räuber sie gerissen? und ihn belehrt nun Isabella darüber. Eine gleiche Gefälligkeit gegen Manuel würde das Stück sogleich, und vermuthlich, zu keinem tragischen Ende gebracht haben.

Auf diesen Verdacht hatte Manuel nichts Dringenderes zu thun, als Beatricens Herkunft zu erforschen. Es liegt in der Natur der ungewissen Furcht, sich schnell in Gewißheit zu setzen. Statt dessen umgeht er vielmehr eine Erklärung, bis Cäsar ihn und Beatricen in einer Umarmung findet. Schnell ersticht nun Cäsar seinen Bruder, gibt seine That für ein gerechtes Strafurtheil des Himmels aus, und überläßt seine ohnmächtig gewordene Geliebte den Rittern, um seine geraubte Schwester aufzusuchen.

Dieser schnelle, überraschende Mord Don Manuels durch seinen Bruder, erscheint fast allein als eine freye Handlung. Aber auch hier, wie mächtig wird nicht sein empörtes, rasches Gemüth dazu hingerissen! Seine feurige Seele im Gegensatze seines mehr besonnenen Bruders wird schon früher geschildert, und die Wirkung der Attitude, in welcher er seine Geliebte findet, ist schon in jener fürchtenden Ahndung der Mutter angedeutet:

Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen,
Wenn in dem aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Hasses auch noch dieser Blitz,
Der Eifersucht feindsel'ge Flamme schlug —
Mir schaudert es zu denken — Ihr Gefühl
Das niemahls einig war, gerade
Zum ersten Mahl unselig sich begegnet.

Isabella ist ein hohes Ideal weiblicher Würde; die besonnene, verständige Herrscherinn ist mit der

höchſten, leidenſchaftlichſten Mutterliebe im ſchönſten Vereine geſchildert:

Ja es iſt etwas Groſſes, ich muß es verehren,
Um einer Herrſcherinn fürſtlichen Sinn,
Ueber der Menſchen Thun und Verkehren
Blickt ſie mit ruhiger Klarheit hin.
Und doch wie rührend klagt ſie nicht wieder:
Bis auf dieſen Tag mußt' ich gewaltſam
Des Herzens fröhliche Ergießung theilen,
Vergeſſen ganz mußt' ich den einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O meine Mutterliebe iſt nur Eine
Und meine Söhne waren ewig zwey!

Die ganze Scene, wo ſie die Verſöhnung der Brüder vorbereitet, iſt voll des kräftigſten Lebens, der ſchönſten, neueſten Bilder und Anſichten. Eben ſo ſchön iſt auch die Scene, wo ſich die Brüder wirklich verſöhnen, dann Beatricens Selbſtgeſpräch im Garten, wo ſie ihren Geliebten erwartet, und die letzten Scenen, wo Cäſar ſeinen Tod beſchließt.

Nur die vielen Träume und Orakel könnten etwas ſonderbar auffallen. Ein Traum und ein Orakel beſtimmt den Entſchluß des Vaters, ſeine Tochter zu ermorden, ein Traum und Orakel kommt der Mutterliebe zu Hülfe, Beatricen zu retten. Sollte Iſabella's Zärtlichkeit einer ſolchen Hülfe bedurft haben? Und der letzte Ausſpruch des Eremiten, welcher ſeine Hütte anzündend den neunzigjährigen Wohnſitz verläßt; wozu ſoll er dienen, da ſich auch ohne ihm das traurige Geheimniß enthüllen muß?

Der hervorragendste, auszeichnendste Theil dieses Schillerschen Meisterwerkes sind unstreitig die Chöre. Es gibt gewiß mehr als einen Leser, der über den Untergang der Fabel ziemlich gleichgültig bleiben, den Verlust der Chöre aber schwer ertragen würde. Welcher Unterschied auch zwischen dem Gusse einer Glocke und zwischen einer demüthigenden und unwillkürlichen Vollstreckung grausamer Orakel sey, so haben doch die Aussprüche dieser Chöre mit den Reflexionen jenes weisen Glockengießers das Gemeinschaftliche, daß sie von dem veranlassenden Gegenstande ziemlich weit abgehen, aber immer die ewigen und höchsten Angelegenheiten der Menschheit berühren. Man erinnere sich an die schönen Stellen vom Frieden, Krieg, von der Reue, von den Vergnügungen und Beschäftigungen der Jagd, der Schifffahrt, von der Würde der Mutter u. s. w.

Mit allen diesen so glänzenden Vorzügen, welche dieses Trauerspiel neben die vorzüglichsten alten Tragödien stellt, verlassen wir das Gedicht doch mit einem gedrückten, zerrissenen Gemüthe. Es verwundet uns tief, daß die edle, vorwurfsfreye Isabella so tief zerschmettert zur Verzweifelung gebracht wird; wir fühlen das zermalmende Schicksal, ohne wieder aufgerichtet zu werden. Zu weit ist unsere Cultur, unsere Philosophie vorgerückt, als daß es uns nicht empören sollte, wieder unter die Macht des blinden Fatums zu geben, was wir wenigstens zum Theil als freyes Eigenthum errungen haben.

Anmerkungen.

1. Dem Leſer, der mit den griechiſchen Tragikern nicht bekannt iſt, rathen wir wenigſtens, den Oedipus des Sophokles zu leſen, und ihn mit der Braut von Meſſina zu vergleichen. Er wird finden, daß die Fabel der letzteren nach dem Muſter des erſteren ausgeſonnen ſey, und daß die Aehnlichkeit beyder ſelbſt in einzelnen Stellen nicht zu überſehen iſt.

2. Die Erfahrung ſcheint zu lehren, daß der Chor, wenn die Perſonen zwar zugleich, aber doch mit ziemlich gleich richtiger Declamation ſprechen, allerdings einen ernſten und eigenen Effect hervor bringe. Sollte dieß nicht auf den Gedanken leiten, die Worte des Chores muſikaliſch aber ernſt und all' unisono zu ſetzen? — Man denke an die Wirkung des Chorals und an griechiſche Muſik.

Wilhelm Tell.

Mit geſpannter Erwartung ſahe das Publicum dieſem Meiſterwerke entgegen. Ein Theil desſelben gewiß auch darum, weil er in dieſer Erſcheinung eine Fortſetzung der mit der Braut von Meſſina begonnenen neueſten, oder vielmehr echt antiken Tragödie, zu finden hoffte. Wie ſehr mußte dieſe eine Partey nicht betroffen, eine andere ihr entgegengeſetzte nicht erfreuet ſeyn, zu ſehen, daß der Verfaſſer von dem in der Vorrede zur Braut von Meſſina aufgeſtellten Grundſatze: der Chor leiſte dem neueren Tragiker neu

weit wesentlichere Dienste, als dem alten Dichter, nicht nöthig gefunden hat, Gebrauch zu machen, und daß er recht gut diese vermeinten wesentlichen Dienste entbehren konnte.

Mögen immer einige, der Theorie zu Ehren, behaupten, daß die Menge der Nebenpersonen im Tell einen versteckten Chor bilde. Soll dieß so viel bedeuten, daß Nebenpersonen, die nicht selbst durch Leidenschaften bewegt sind, oft füglich Lehren der Weisheit in den Mund gelegt werden können; so ist dieß von den meisten Tragikern bey allen Nationen stets geschehen. Bey Shakespeares Nebenpersonen findet sich das nicht selten, und doch ist ihm noch nie die Ehre beygelegt worden, einen versteckten Chor auf die Bühne gebracht zu haben. Selbst Schiller sagt ja in jener Vorrede, daß der Chor Shakespeares Tragödien ohne Zweifel erst ihre wahre Bedeutung geben würde. Es muß aber ein großer Unterschied zwischen dem von dem Verfasser in der Braut von Messina gebrauchten Chor und dem so genannten versteckten, schon der Theorie nach, vorhanden seyn. In der Wirklichkeit ist es eben so. In der Braut von Messina hält der allgemeine Begriff, der Chor, lange Reden. Dieß thun keine Nebenpersonen im Tell. Hier sind sie mehr und minder in die Handlung verflochten. Haben gleich aus der Menge viele keine bestimmte Individualität, so ist dieses das gewöhnliche Schicksal der Nebenpersonen, von denen nur in den Werken einiger Dichter, nach der Natur ihres Geistes und des Stoffes, den sie bearbeiteten,

Aus-

Ausnahmen vorkommen, deren wir in der Folge gedenken wollen.

Tell gehört ganz entschieden zu der Gattung historischer Schauspiele, einer Gattung, die an sich nicht die vollkommenste ist, weil der menschliche Geist in einem dramatischen Kunstwerke hoher Art eine beschränkte Handlung umfassen will, das Leben und der Tod eines Mannes, oder eine ausgedehnte politische Begebenheit aber keine dramatische Einheit der Handlung gewährt. Dem ungeachtet kann das Genie eines großen tragischen Dichters so viele einzelne große Schönheiten in ein historisches Schauspiel legen, durch welche der Eindruck eines Kunstwerks von minder vollkommener Art selbst jenen eines guten Products besserer Gattung weit übersteigen kann. Es ist nicht immer das Fehlerfreye, was uns entzückt und dahin reißt. Die unbedeutende Wohlgestalt gefällt dem seelenvollen Beobachter nicht im gemeinen Leben, und in der dichterischen Welt, vorzüglich der höheren Regionen genügen uns so wenig, als in der politischen negative Vollkommenheiten. Genau genommen müßte das Schauspiel die Befreyung der Schweizer, nicht Wilhelm Tell heißen, wenn gleich Tell der hervorstechendste und der einzige recht hervorstechende Charakter ist.

Durchaus erscheint er stark, muthig, entschlossen, feurig zur That, karg in Worten, ja selbst bedächtig in seinen Entschlüssen. Nie spricht er lange; aber seine sparsamen Worte sind immer gewichtig und inhaltsvoll. So gleich in der ersten Scene, wo er Baumgarten rettet:

Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen,

Und dann ...

Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft,
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.

Welche Größe der Seele liegt nicht in den einfachen Worten:

Tröstet ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet,
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte.

Es ist einer der Charaktere, die in unbestimmter Sehnsucht nach Thaten, nach dem Ungewöhnlichen sich fortreiben, die nur im Streben, im Ringen Genuß finden. Für solche Seelen gilt durchaus kein gemeiner Maßstab des Lebens, den so oft die Gewöhnlichkeit an sie zu legen versucht; sie müssen ihre eigenen Wege wandern. Kommen sie jemahls dazu, glücklich zu werden (selten fällt ihnen dieß Loos), so müssen sie's auf die eigene Weise. Vergeblich ist jede fremde Mühe, sie in einen besseren Zustand zu versetzen; ihrem Selbstgefühle kann nur das Selbstgeschaffene werth seyn. Nicht der Zweck ist ihr Höchstes, sondern die kräftige Anstrengung, das Ringen nach etwas Unbekanntem, Unendlichem, das hier nirgends zu erreichen ist. Hat das Geschick einem Menschen dieser Art keinen großen Spielraum gegeben, so wirft er seine unüberwindliche Thätigkeit auf das Ge-

schäft oder Spiel, welches ihm am meisten zusagt, und das sein Kraftgefühl am höchsten steigert. In einer andern Lage würde Tell ein Held geworden seyn, in den friedlichen Schweizerthälern wird er ein leidenschaftlicher Jäger, der sich mit frohem Muthe in Gefahren stürzt. So schildert er sich auch selbst:

Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet,
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen,
Dann erst genieß ich meines Lebens Recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu erbeute.

Und dann:

Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.

Und so muß auch der Mann seyn, der den Apfel von dem Haupte seines geliebten Kindes zu schießen im Stande ist. Dieser Charakter ist trefflich mit der größten Einfachheit und derjenigen Würde, die diese Einfachheit verträgt, gezeichnet. Es ist ein edler, herrlicher Charakter; aber diese Einfachheit, die in dem Sujet und in der Art, wie es der Verfasser behandeln wollte, lag, hat eine Gattung von Simplicität, die mit einer gigantischen Größe oder leidenschaftlichen Stärke, welche wir von dem ersten Helden eines Trauerspieles fordern, nicht ganz vereinbarlich ist. Tells Sohn ist unübertrefflich gezeichnet,

und Tells Frau sehr gut. Beyde sind aber, der erste, wie es sich von selbst versteht, nicht häufig vorkommende Personen. Unter den vielen Landleuten, welche auftreten, war es nach dem einfachen Bilde von Hirtenvölkern, was sich der Verfasser nach Anleitung der Geschichte entlehnte, wohl nicht möglich, etwas besonders Hervorstehendes zu liefern. Der alte Stauffacher und der junge Melchthal sind die bedeutendsten Personen. Im Götz, in welchem im Allgemeinen die bewundernswürdigste Charakterisirung der Nebenpersonen herrscht, stehen den Rittern und Knappen die bambergischen Hofleute gegen über. Im Tell sind Geßler, der alte sterbende Attinghausen, der junge Ruden, diejenigen, durch welche der etwas einförmige Ton der Landleute unterbrochen wird; aber nach unserem Urtheile gehört keiner von diesen zu den vorzüglichsten Arbeiten des großen Dichters, wenn gleich ein jeder Alter, der so glücklich ist, mit Schillers Diction im Munde zu sterben, der Hervorbringung eines gewissen Effects versichert seyn kann. Wir haben schon gesagt, daß dieß Stück, die Befreyung der Schweizer, nicht Wilhelm Tell, heißen müßte, und es ist nicht des Nahmens wegen, an welchem uns sehr wenig liegt, daß wir darauf zurückkommen. Im vierten Acte wird Geßler erschossen; die Haupthandlung des Haupthelden ist also vollbracht. Diese zieht bey einer dramatischen Darstellung das größte Interesse der Handlung auf sich. Die Lösung einer verwickelten politischen Begebenheit kann uns, zumahl nach vollbrachter dramatischen Haupthandlung, gar nicht anziehen. Die erste Hälfte des fünften Ac-

tes gibt einen Beweis, wie abfallend uninteressant eine weitere Entwickelung einer politischen Begebenheit nach vollbrachter Haupthandlung ist. In der zweyten Hälfte erscheint Johann von Schwaben, der Mörder Kaisers Albrecht. Die Scene zwischen Tell und seiner Familie ist an sich meisterhaft; Tells Gesinnungen und Charakter, Johann's Angst, sind bewundernswürdig schön gezeichnet; allein so wie die Scene da steht, am Ende des Stückes, hat sie auf uns keine sehr große Wirkung hervorgebracht, und dieß aus zwey Gründen; einmahl, weil der menschliche Geist in einem dramatischen Kunstwerke ein immer an Interesse steigendes Ganzes verlangt. Mag immerhin das Stück die Befreyung der Schweizer darstellen sollen, die Haupthandlung bleibt Geßlers unmenschliches Verfahren gegen Tell und Tells Bestrafung dieses Verfahrens, mit welchem sich der vierte Act endiget, und ein noch so schönes hors d'oeuvre im fünften Aufzuge verliert den größten Theil seiner Wirkung; 2) ist es an sich schon bedenklich, eine Person, welche Interesse erregen soll, erst im fünften Act auftreten zu lassen. Es geht darin auf dem Theater, wie in der Welt zu; wir müssen mit den Menschen bekannt seyn, wenn wir uns für sie interessiren sollen. Die sehr späte Erscheinung einer wichtigen Person mag hingehen, wenn wir lange auf diese Erscheinung vorbereitet sind; allein wenn gleich Johanns Nahme und That genannt waren, so geschah das doch nur beyläufig. Seine persönliche Erscheinung war weder vorbereitet, noch nothwendig.

Schiller fühlte es indeß wahrscheinlich selbst, daß

Tells That an dem Landvogte, so natürlich sie auch in dieser Lage ist, so leicht sie auch entschuldiget werden kann, doch nicht in das Gebieth jenes Erhabenen gehöre, welches durch moralische Kraft die Leidenschaft, oder nach Schillers Ausdruck, durch Freyheit die Natur besiegt; er suchte also, wiewohl vergeblich, durch die Parallele von Johanns Morde die That des Schweizers zu einer gröſseren Höhe zu steigern. Wichtigere Motive zur Rache können diese leichter entschuldigen, aber nie zur freyen Edelthat aus Pflichtgefühl erheben.

Mit Unrecht, scheint uns, hat man Tells Selbstgespräche als zu lang und mit fremden Dingen überfüllt, getadelt. Gerade in seiner gespannten Stimmung ist es natürlich, daſs sich die Ideen drängen, welche mit tiefer Psychologie aus der ganzen Empfindungsart des gereitzten Vaters hervorquellen. Voll des Entschlusses kommt er den engen Paſs her —

Mach deine Rechnung mit dem Himmel Vogt,
Fort muſst du, deine Uhr ist abgelaufen.

In dem nähmlichen Augenblicke drängt sich ihm doch das dunkele Gefühl auf, eine solche Rache sey doch grausam, sey Unrecht, und er fängt an sich bey sich selbst zu entschuldigen.

Ich lebte still und harmlos — — —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.

Die Erinnerung an die ungeheuere That, zu der man ihn zwang, reizt seine Rache und seinen Schmerz noch mehr; er fühlt noch den Nachklang jener Qual, die bey dem Schusse seinen Busen durchwühlte. Nun kommt die schöne Anrede Tells an seinen Bogen:

Komm du hervor, du Bringer bitt'rer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch Dir soll es nicht widerstehn — Und Du
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst.
Nur jetzt noch halte fest du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entrännest jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich hätte keinen zweyten zu versenden.

Das Folgende, wo Tell sich auf die Bank zum Ausruhen setzt, und die vorüberziehenden Wanderer schildert, ist vielleicht mit Tells Hauptempfindung in zu geringer Beziehung, und die Betrachtungen darüber etwas kalt. Sehr natürlich ist aber der Uebergang zu der Absicht, die ihn sonst auf das Gebirge führte, im Contraste mit dem Mordanschlage, der jetzt düster in seiner Seele wüthet. Durch die Mißhandlung des armen Weibes aufs äußerste gespannt, schleudert Tell endlich den mordenden Pfeil in des Ungeheuers Brust.

Dadurch, daß im Tell kein Weib von erheblicher

Bedeutung vorkommt, hat ſelbſt der Verfaſſer den Kreis der Leſer, die ein recht lebhaftes Intereſſe an dem Stücke nehmen würden, nicht unbeträchtlich beſchränkt. Die im Hintergrunde gehaltene Liebesepiſode, zwiſchen Bertha und Rudenz, iſt gar nicht bedeutend; und weil ſie dieſes nicht iſt, ſo hätten wir ſie doch lieber weggewünſcht, da wir nicht umhin können, den Voltaireſchen Grundſatz anzunehmen, daß, wenn die Liebe (mit der ehelichen Zärtlichkeit iſt es etwas anderes) im Tragiſchen nicht von beträchtlicher Wirkung iſt, ſie dem Effecte eher ſchadet. In dem hiſtoriſchen Schauſpiele pflegt bekanntlich viel Leben und Bewegung zu herrſchen, was vorzüglich in der Expoſition ein großer Gewinn iſt, hernach aber auch wohl dem ernſten Gange, welcher der Tragödie angemeſſen bleibt, hinderlich ſeyn kann. Der erſte Act des Tells ſetzt uns gleich in ein lebhaftes Intereſſe. Dieſer und der dritte Act, unter allen Scenen, die des Apfels, ſind, nach unſerm Urtheile, die ſchönſten. So ſehr die metriſche Sprache dazu geeignet iſt, dem Trauerſpiele den feyerlichen, ihm gebührenden Ton zu geben; ſo hat doch in einem hiſtoriſchen Schauſpiele die Anwendung dieſer Sprache durch das ganze Stück einige erhebliche Nachtheile. Es kommen nähmlich gewöhnlich in den Schauſpielen der letzten Art ſo viele Perſonen vor, die nur wenige Worte ſagen, und es bleibt immer ein Gewinn, in dieſe wenigen Worte, wo möglich, den Charakter von Individualität oder von Gattungen zu legen. Die metriſche Sprache bey allen Abwechſelungen, die ihr der erſte Meiſter in der Kunſt geben

kann, und wer iſt in dieſer Kunſt gröſſer als Schiller? behält doch etwas Einförmiges, dem zu entgehen wäre, wenn man die Nebenperſonen aus dem Volke, wie es Shakespeare oft that, in Proſa reden lieſſe. Daß die meiſterhaften Volksſcenen im Egmont, und einige im Götz, ſo viel Bedeutung erhielten, dazu iſt die Proſa wohl mit behülflich geweſen. Die zwey Söldner von Geisler gehören zu den gut charakteriſirten Nebenperſonen, und zeigen ſchon allein, wie Schiller die Schwierigkeiten der metriſchen Sprache in ſolchen Rollen überwinden kann. Ueberhaupt kann der Behandlung der Sprache und der Verſification des Tell kein zu groſſes Lob ertheilet werden. Von dieſer Seite iſt das Stück im Ganzen das vollkommenſte, was der erſte Gewalthaber der Sprache in dieſer Gattung je lieferte. Auch die bewundernswürdige Enthaltſamkeit des Dichters, dem man ſonſt wohl eine Vorliebe für das Sententiöſe vorwarf, darf nicht ungerühmt bleiben. Es ſind äuſſerſt wenige Denkſprüche im Tell. Alle ſtehen am rechten Orte, nirgends iſt Ueberladung. Faſt ein Gleiches kann über Declamationen geſagt werden. Ein minder groſſer Dichter würde in der Scene in Rutli, die für uns nicht zu den anziehendſten gehört, wahrſcheinlich groſſe Declamationen über Freyheit angebracht haben. Nur die Tirade Melchthals über das Licht, wie er die Nachricht von der Blendung ſeines Vaters erhält, möchte etwas zu geſucht dichteriſch ſeyn, und die poetiſche Beſchreibung des zweyten Sturms, die an Lear erinnert, in dem Munde des Fiſchers, vielleicht zu einigen Einwendungen Anlaß

ceten. An Charakteren, die ein lebhaftes Interesse erregen, ist Tell der einzige, der im Stücke vorkommt. Das Interesse der Handlung ist nicht fortschreitend, sondern nimmt mit dem Schlusse des vierten Actes ab. An einzelnen, ganz ausgezeichnet schönen leidenschaftlichen Tiraden ist das Stück nicht reich. Der Monolog Tells im vierten Acte verdient eine höchst ehrenvolle Erwähnung; aber im Ganzen bleibt es wahr, der schönen leidenschaftlichen Tiraden kommen äußerst wenige vor. Mag es seyn, daß der ungemein einfache Charakter der Personen, größten Theils Landleute, die Anbringung dieser Tiraden verhinderte. Sicher ist es, daß Schönheiten dieser Art, an der rechten Stelle, im Lesen den tiefsten Eindruck machen, und dem Dichter den dauernden Beyfall sichern. Ein reicher Gang der Handlung kann den ruhigen Leser in Erwartung, in eine gewisse Spannung versetzen; aber den höchsten Grad des tragischen Effects bringen nur glühende Empfindungen, glühend ausgedrückt, hervor. Eine künftige Poetik, oder ein künftiges Exempelbuch, möchte also aus dem Tell an einzelnen Beweisstellen wenig aufzunehmen haben.

So viel von dem Eindrucke dieses Stückes beym Lesen; nun etwas von dem muthmaßlichen Effecte, den es auf dem Theater hervorbringt. Wenn wir uns nicht sehr irren, so hat der Verfasser vorzüglich auf die Vorstellung auf dem Berliner Theater Rücksicht genommen. Nicht allein hat er ein sehr großes Theater vorausgesetzt, deren es doch in Deutschland nur wenige gibt, sondern ein Theater äußerst reich an mannigfaltigen und schönen Decorationen, die man

zu der Vollkommenheit, wie sie sich der Verfasser dachte, wohl nur in Wien oder Berlin antrifft. Er hat sich sehr bemühet, bey manchen Scenen die Decorationen recht ausführlich anzugeben, also viel Gewicht darauf gelegt. Wo die Maschinerie nicht in großer Vollkommenheit vorhanden ist, da wird öfter der Zweck des Dichters durch deren Gebrauch gestöret werden; aber wir und das Wichtigste scheint, selbst bey der größten Vollkommenheit der Decorationen und dem Gebrauche derselben läuft der tragische Eindruck Gefahr vernichtet zu werden, wenn nicht der Dichter mit weiser Sparsamkeit Anwendung von Decorationen und Theaterpomp macht. Man scheint, dieses in neueren Zeiten nicht gehörig beachtet, und in einer Ausdehnung Sachen mit einander haben verbinden zu wollen, die so unvereinbar sind, mit einem Worte, das Trauerspiel mit der Oper zu vermischen. Man beachte einmahl die Zuschauer bey einem Spectakelstücke. Die Unruhen, ob sie die Decorationen, die Aufzüge recht sehen, die Bewegungen, die sie deßhalb anstellen, ziehen das Gemüth vom Auffassen einer recht tragischen Stimmung ab. Auf das Theater, als einen Guckkasten, wird die Aufmerksamkeit gerichtet. Wir geben gern zu, daß nach der sinnlichen Natur des Menschen ein aus dem Zweck fließender, wohl angebrachter Pomp, den feyerlichen Eindruck erhöhen könne. Von einer öfteren Veränderung der Decorationen erwarten wir hingegen gar keinen Vortheil, sondern befürchten große Nachtheile, befürchten, daß der Eindruck des Trauerspieles zu dem einer englischen Pantomime her-

dünken dürfte. Mit allen feineren und gröberen Sinnen zugleich kann der Mensch nicht genießen. Wird dieses dennoch versucht, so geschieht es sicher bald auf Unkosten der feineren. Wir haben schon oben angemerkt, daß keine einzige weibliche Rolle von Bedeutung sich im Tell findet. Hierdurch entsteht dem Stücke bey der Aufführung ein Großes. Es ist nicht allein eine ziemlich allgemein anerkannte wahre Bemerkung, daß, eine sehr geringe Zahl großer Schauspieler abgerechnet, das weibliche Geschlecht im Durchschnitte mehrere gute Schauspielerinnen, als das männliche Schauspieler geliefert hat. Der größte Theil der Zuschauer von beyden Geschlechtern wird eben deßwegen kein Favoritstück aus einem Trauerspiele machen, in welchem sich keine Actrice bedeutend zeigen kann, und dieß aus verschiedenen Gründen. Wir glauben, daß der Verfasser entweder die Bertha mehr in die Haupthandlung hätte verflechten, oder auf irgend einem anderen Wege durch Einführung von Baumgartens Frau, oder sonst unbeschadet dem Charakter des Ganzen, für die Wünsche der Zuschauer Sorge zu tragen vermocht hätte. Mit der Geschichte, an die sich der Verfasser nach Johann Müller sehr anschließt, kann ja der Dichter, bis auf einen gewissen Punct, machen, was er will. Wir müssen um so mehr den Mangel einer bedeutenden wirklichen Rolle bedauern, da nähmlich die vom Tell wohl die einzige seyn möchte, in welcher ein großer Schauspieler sich recht zeigen kann, und die Menge der Nebenpersonen, die schlechten Schauspielern zufallen, der Hervorbringung des tra-

gischen Effects in der Aufführung nicht günstig sind. — Bey allem, was wir erinnerten, trifft dennoch der von Ausländern unsern Tragikern so häufig gemachte Vorwurf, daß ihre Arbeiten nicht für die Bühne geschrieben wären, den Tell nicht. Der Verfasser hat sicher auf die Aufführung bey der Ausarbeitung calculirt, und die Länge des Stückes ist auch auf die Vorstellung passend berechnet.

Tell war Schillers letztes Werk. Langsam und stille entwickelt sich die Handlung aus dem blühenden Idyllengrunde reiner unverdorbener Natur, bis zum hohen tragischen Ende, wo das ganze Land in übereinstimmender Richtung sich von den unerträglichen Landvögten befreyet.

Schiller schloß seiner würdig mit classischer Meisterhand, mit schönem besonnenen Kunstgenie eine Laufbahn, die er glänzend und feurig, aber unregelmäßig und mit unsicherem Geschmacke begonnen hatte.

Ueber Schillers kleinere Dramen und Uebersetzungen.

Der Menschenfeind. Ein Fragment, dessen Vollendung und Aufführung unterblieben ist. Wir dürfen dieses bedauern, da uns der Dichter hier einen eigenen Knoten schürzt, den er auch sonst nirgends auflöste. Der Graf von Hutten, welch ein eigener Menschenfeind voll Liebe zur Natur und voll Achtung für die Bestimmung des Menschen. In der

„kunstreichen Stille der Pflanzenwelt vernimmt er das Wandeln der Gottheit, ihre verdienstlose Trefflichkeit trägt seinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande. — Wo der Mensch wandelt, verschwindet ihm der Schöpfer.“ — Er sieht das ganze Menschengeschlecht für seinen Mörder an. — Wir erfahren zwar noch nicht die Schicksale dieses Menschenfeindes, aber die Gestalt seines Geistes und Herzens wird uns von dem Dichter anschaulich gemacht.

Rosenberg, die Gegenmaschine des von Hutten, tritt mit Zuversicht in die Schranken, und findet den Menschenhaß verächtlich; doch sehen wir noch nichts seine moralische Kraft und auch seine Liebenswürdigkeit nur wenig. Der Gärtner, die Tante, Abel, und dann die mit Glorie umgebene Angelica, welch ein Reichthum interessanter Charaktere, die bey den ersten zweyen noch durch Andeutung nicht gemeiner Schicksale erhöhet werden.

Sollten wir je eine Fortsetzung dieses Fragments von einer andern Hand erwarten dürfen? Es gehört dazu gewiß mehr Muth und Genie als zur Fortsetzung des Geistersehers.

Die Huldigung der Künste. Nie ist wohl bey ähnlichen Gelegenheiten eine humanere, würdigere Huldigung vor sich gegangen. Ein Gelegenheitsgedicht, das alles ergreift, was die Gelegenheit und die Umstände darbiethen, aber es an das Ewige und Bleibende anschließen, ist gewiß das Muster dieser Gattung. Wie passend und zart sind die Beziehungen auf die russischen Regenten, auf den Hof von Weimar! Wie treffend die Selbstcharakterisirung der Kün-

ste! Eine edle, dem Gegenstande angemessene Sprache herrscht durchaus. Nur dürfte das Wort Ansiedeln von den Musen doch zu gemein, so wie die Verse:

Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Belt in seinem Meerpallaste

zu unverständlich seyn.

Die Beziehung des südlichen Orangenbaums auf die nördliche Prinzessinn scheint nicht ganz natürlich zu seyn.

Genius.

Warum pflanzt ihr diesen Baum?

Jüngling.

Ach! sie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Fesseln möchten wir sie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimisch werde
In dem neuen Vaterland. —

Wen befriedigt diese Auskunft? —

Semele. Ohne es als einen Vorzug anzurechnen, darf man bemerken, daß dieses Product, des-

sen Gegenstand doch so sehr zum Sentimentalisiren einlodet, doch eines der objectivesten ist, die aus Schillers Feder kamen. Ja dieß mag die Ursache seyn, warum es sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt. Diese Juno und dieser Zeus haben auch nur die Naturwahrheit gemeiner Wesen. Was ist Ceres unter Schillers Hand geworden, und was diese Juno? — Die Götter führen auch hier eben keine Götterſprache. Wenn Juno singt:

Götterbrot und Nektartrunk
Ueberflügeln meinen Wunsch —

oder:

Umrauscht mein Haupt die olympische Krone?

Wer erkennt hier den Verfasser der Klage der Ceres?

Die Stelle, wo Semele ihren Geliebten, den vermeinten Boten beschreibt, mag die gelungenste seyn. Siehe erste Scene.

O Bote! er kam
Ein schöner Jüngling, reizender, als keiner,
Aurora's Schooß entflossen; u. s. w.

Die Uebersetzungen und Nachbildungen, mit denen sich Schiller befaßt, sind neben seinen Originalwerken zu unwichtig, als daß wir ihre Verdienste hier

weit-

weitläuftiger aus einander setzen sollten. Hierzu kommt die Sorge, uns für die Beurtheilung seiner prosaischen Aufsätze noch einigen Raum zu sparen, so daß wir uns darauf beschränken, nur die Bearbeitung des Macbeth näher zu beleuchten, bey welcher wir uns zugleich von Schillers Uebersetzungs- und Umarbeitungsgabe einen Begriff machen können.

Nur ersuchen wir noch die Leser, sich bey der Lectüre der aus dem Französischen entlehnten Lustspiele an Shakespeares Schatten zu erinnern, und zu bemerken, ob der dort geäußerte Tadel nicht zum Theil diese Sujets treffe.

Macbeth.

Es ist allen Dankes werth, daß Schiller eins der genialischsten Werke so rein als möglich übergetragen, in schöne Jamben eingekleidet, zum Studium desselben neue Gelegenheit gegeben, und der theatralischen Vorstellung empfohlen hat; denn hoffentlich wird nun künftig keine Bühne eine andere Nachbildung, als diese, dazu wählen. Gleich in der ersten Scene stoßen wir auf eine Abänderung. Im Originale zeigen sich die Hexen nur, wie um anzuzeigen, sie und das Schicksal würden durch übernatürliche Mittel über die folgenden Begebenheiten walten. Macbeths Nahme wird nur genannt, und sie verschwinden. Was sie nicht sagen, spricht der Donner und Blitz, die Heide, wo sie erscheinen, aus. Schiller hat eine Exposition

hineingelegt, die uns unnöthig scheint, weil sie sich im Folgenden durch Handlung selbst macht. Wenn ferner hier die erste Hexe sagt:

Aber die Meisterinn wird uns schelten,
Wenn wir mit trieglichem Schicksalswort
Ins Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.

und:

Er ist tapfer, gerecht und gut,
Warum versuchen wir sein Blut?

so liegt diese moralische Empfindung nicht im Charakter einer Hexe, und zu diesem Mißgriffe, daß sie Macbeths Partey gegen die übrigen nimmt, verleitete Schiller die von ihm eingeschaltete und wie gesagt unnöthige Exposition. Auch kündigt die Hexe, durch obige Worte, ihre Meisterinn nicht richtig an; denn, Hekate zürnt, wie sichs in der Folge im dritten Acte des fünften Auftritts des Originals zeigt, darüber, daß man ihr keinen Antheil an der Unthat vergönnt hat, wie sich das auch für eine Hexenmeisterinn ziemt. — In der zweyten Hexenscene läßt Schiller diese erste Hexe ihren Schwestern erzählen, wie sie erzürnt über die Zufriedenheit eines Fischers ihm einen Schatz finden lassen, und ihn dadurch ins Verderben gestürzt habe. Eine schöne, lehrreiche Erzählung, aber viel zu moralisch für eine Hexe, welche den Werth der Zufriedenheit schwerlich begreifen, und daher nicht leicht einen Zufriedenen verfolgen wird. Weniger glänzend, aber wahr äußert sich die Shakespearesche Hexe, die, um

sich an einem Weibe wegen verweigerter Kastanien und Schimpfreden zu rächen, als Ratze deren Mann verfolgen will. — Auch wäre dieß Benehmen nicht im Geiste des Weibes, das vorher gegen die Verführung Macbeths Einwendungen machte. — So wie das Innere der Hexen, so ist auch ihr Aeußeres verändert. Banquo nennt sie riesenhaft statt verdorrt, withered und spricht von ihrem männischen Ansehen, da sie doch nur, um ihre Häßlichkeit zu vermehren, Bärte haben sollen. — Bürgers Hexen sind freylich über die Gebühr ekelhaft; aber auch die Schillerschen weichen in das andere Extrem vom Urbilde ab, worin sie nur Dienerinnen, Werkzeuge des Schicksals, dabey freylich gemeine, schadenfrohe Seelen sind. — Da, wo Lady Macbeth ihrem Gemahl zum Königsmorde bestimmt, hat Schiller die Frage, welche der Zuschauer aufwerfen könnte, in Macbeths Mund gelegt:

Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
Steht dieser Cumberland nicht zwischen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Duncans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

und läßt ihr die Lady so begegnen:

Ich kenne diese Thans! Nie wird ihr Stolz
Sich einem schwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet sich;
Dann trittst du auf, der Tapferste, der Beste,
Der Nächste an dem königlichen Stamm,
Zu Rechte deiner Würde zu behaupten ꝛc.

Indeſſen unterwerfen ſich dieſe Barone dennoch in der Folge dem Malcolm, und es geſchieht nichts, was den hier angegebenen Grund der Lady aufhöbe. — Die Auftritte des Pförtners im zweyten Acte, welche von den engliſchen Kunſtrichtern (z. B. der Miß Montagu und dem dramatic. Cenſor, Th. I. pag. 90) verworfen, und auf dem engliſchen Theater nicht aufgeführt werden, ſind hier in ein ſchönes, beziehungvolles Lied und einen kurzen Dialog verwandelt worden. Gewiß iſt es, daß die originalen Auftritte zum Tone des Ganzen nicht paſſen, — und Stevens ſelbſt wußte nur durch die Bemerkung, daß Shakſpeares Zuhörer auch in den ernſthafteſten Stücken etwas Komiſches verlangt hätten, zu entſchuldigen. Macbeth ſagt zu den beyden Mördern:

Vielleicht ſtößt noch der dritte Mann zu euch,

wodurch Schiller die nachherige Erſcheinung dieſes dritten erklären will. Aber im Originale ſagt Macbeth davon nichts, und mit Recht; denn er ſendet ihn vermuthlich, um jene beobachten zu laſſen, oder aus Furcht, zwey möchten nicht hinreichen. Dort legitimirt ſich dieſer dritte auch ohne Zeichen hinlänglich durch das Wort Macbeth. Ohne Urſache ſind die Reden der Mörder verwechſelt. Der dritte, wie es ſcheint, der zuverläſſigſte, darf die gleichgültigen Worte:

Gut, laßt uns gehn und melden, was gethan iſt,

nicht ſagen. — Zu Anfange des vierten Acts ſind einige Abänderungen geſchehen. Was im Originale

Roſſe ſagt, iſt hier dem Lenox gegeben. Aber jeder hat ſein Eigenthümliches, und dieſe Verwechſelung kann nur darum vorgenommen worden ſeyn, um das Perſonal abzukürzen, weil in der Folge Cathneß und Mentech wegbleiben. Auch die beyden Zauberſcenen, die fünfte des dritten und die erſte des vierten Acts ſind in eine gezogen. — Ausgelaſſen iſt die zweyte Scene des vierten Acts mit Lady Macduff und ihrem Sohne; vielleicht, um Macduff nicht herabzuſetzen, den ſeine Gemahlinn über ſeine Verlaſſung bitter tadelt. Indeſſen führte ſie Shakespeare uns wohl darum vor Augen, um uns Macduffs nachherige Leiden und Thaten deſto tiefer fühlen zu laſſen.

Ohne dieſe Scene iſt auch ein zu merklicher Sprung; denn auf Macbeths Entſchluß, Macduffs Schloß zu überfallen, folgt nun unmittelbar die Nachricht, daß es geſchehen ſey. Es iſt wahr, auch mit dieſer Scene folgt die That ſchnell auf den Vorſatz; aber ein einziger eingeſchalteter Auftritt iſt oft hinreichend, die Täuſchung zu bewirken, als ſey einige Zeit verſtrichen. — Mit Recht iſt der Arzt in der dritten Scene des vierten Acts weggelaſſen. Im letzten Aufzuge iſt die Ordnung der Auftritte ſehr verändert, auch ſind einige Perſonen weggeblieben. Freylich geſchieht bey Shakespeare alles mehr ſucceſſiv, indeſſen mag die Unbequemlichkeit, das Theater zu oft zu verändern, wodurch ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer geſtört wird, dieſe Verſchiebung rechtfertigen. Die Vereinigung verſchiedener Barone mit Malcolm geſchieht hier auf dem Theater. Der Schluß folgt der Urſchrift, nur daß ſtatt Macbeths Haupt

deſſen Rüſtung (kürzer und beſſer vielleicht ſein Schwert) und Krone dem Prinzen von Macduff überbracht wird. Der Ueberſetzung liegt faſt durchgehends die Eſchenburgiſche (oder Wielandiſche, die wir nicht haben nachſehen können) zum Grunde, ſo daß dieſe zum Theil (wie im Hexengeſange) ganz beybehalten und in Jamben abgeſetzt iſt. In folgenden Stellen ſcheint der Sinn mehr oder weniger verfehlt zu ſeyn.

Die Handlung ſelbſt iſt minder grauſenvoll,
Als der Gedanke der geſchreckten Seele.

Dieſe Stelle dünkt uns undeutlich. Der Sinn iſt: das Schrecken über eine gegenwärtige Sache iſt ſchwächer, als fürchterliche Einbildungen.

Dieß Bild — regt meine inn're Welt ſo heftig auf,
Daß jede and're Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da iſt, als das Weſenloſe.

And nothing is, but what is not. Beſſer nach Johnſon, was noch nicht iſt; das Künftige, alſo vermuthlich der Beſitz der Krone.

Mein verſtörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.

With things forgotten; vergeſſene Dinge, nähmlich die Verheiſſungen, womit er ſich eben beſchäftiget hatte.

Der Rab, ist heiser,
Der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus an-
krächzen soll.

Nicht: ankrächzen soll, sondern croaks, ankrächzt, nähmlich der krächzende Bothe, der Duncans Ankunft meldet.

Macbeth. Das wag' ich alles, was dem Manne
ziemt,
Wer mehr wagt, der ist keiner!

Lady. Wars denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrie-
ben?
Als du das thatest — da warst du ein
Mann!

Dich dazu getrieben. Wozu? Hier fehlt: zur Mittheilung dieses Gedankens: break this enterprise to me. Als du das thatest (zu thun wagtest, nähmlich den Gedanken zu fassen), da warst du ein Mann.

Mein gut Gewissen und mein Herz

tautologisch; besser Treue, Pflicht, allegiance. Ferner fehlen im Monolog die sehr schicklichen Worte:

Words to the heat of deedo too cold breath
gives.

Der vortreffliche Zug.

had he not resembled
my Father as he slept, I had done't.

ist durch:

Hätt' es mich nicht.
Wenn er so schlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt ꝛc.

nicht kräftig genug wieder gegeben. Ferner sagt Macbeth:

Es war, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuld'gen —
Den Schlaf, der den verworrnen Knauf der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt, und wieder weckt zum neuen
Morgen.

Die letztern Worte stehen im Originale nicht. Wie gehört auch in dieses Lob des Schlafs, daß er die Lust begräbt, daß er den Schmerz wieder weckt? Und wie kann der Schlaf wecken? —

Der Schuldbrief, der auf mir lastend mich so
bleicht.

lastend steht mit Recht nicht im Originale.

Einnicken aller freudigen Geschöpfe —

für good things. Macbeth sagt zum Geiste:

Du kannst nicht sagen, ich war's.

deutlicher: daß ich's that. I did it.

Wie? was sieht's mich an,

besser: Nun — was gehts mich an. Macbeth sagt, als ihn die erste Erscheinung vor Macduff warnt:

— Hab Dank für diese Warnung.
Du zeigst meiner ungewissen Furcht
Das Ziel:

Das Ziel könnte leicht für Ende genommen werden; das kann es aber nicht heißen, weil Macbeth mehr zu wissen verlangt. Thou hast harp'd my fear aright, du hast meine Furcht richtig getroffen, du hast bekräftigt, daß meine Furcht gegründet war. — In die Antwort der ersten Erscheinung hat Schiller die Ursache gelegt, warum sie als gewaffnetes Haupt erscheint.

Fürchte Macduffs krieg'risch Haupt.

Symbolisch sind alle drey Erscheinungen; Steevens meint mit Upton, die erste deute auf Macbeths eigenes von Macduff abzuhauendes Haupt. —

— schlafen in des Sturmes Rachen

in eipte of thunder, ist etwas stark ausgedrückt; dagegen zu schwach thow his eyes and grieve his heart durch

Erscheint und macht sein Herz nicht froh.

Nachdem Macbeth Banquo's Nachkommen erblickt und gezählt hat, sagt er:

Was seh' ich? Wie? die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln sich, die Zepter werden dreyfach!

Das klingt, als ob sie sich eben vor Macbeths Augen verdoppelten; allein, indem die Könige vorüber ziehen, sieht er sie erst genauer an, und bemerkt die doppelten Kronen. — Und warum grinzt Banquo? Er lächelt, schielt, was ihm besser ziemt. — Die Rede des Arztes, als er der Königinn zuhört:

Ich will mir alles merken, was sie sagt,
Damit ich nichts vergesse,

klingt etwas sonderbar; set down, besser niederschreiben. — Macbeths Worte zum Arzte auf dessen Entschuldigung, daß er keine Seelenkrankheit heilen könne:

So fluch' ich deiner Kunst, mir frommt sie nicht;

ist in dieser Lage weniger passend, als:

Throw physik to the dogs I'll none of it.

Dann: Ich fürchte einen Doppelsinn des Teufels, der Lügen sagt wie Wahrheit;

ist selbst doppelsinnig; es könnte heissen: der beydes, Lügen und Wahrheit sagt, und soll bedeuten: der so lügt, als ob es Wahrheit wäre, that lies like truth.

Gedichte, zwey Theile.

Ehe wir die merkwürdigsten Stücke dieser Sammlung einzeln durchgehen, mag der Leser mit uns sich zuerst einen allgemeinen Ueberblick auf sie verschaffen.

Der von Schiller gemachte Unterschied zwischen naiver und sentimentaler Poesie ist hinlänglich und oft erörtert worden. Schiller kann also fürs Erste dadurch charakterisirt werden, daß man ihn unter die sentimentalen Dichter zählt. Die Werke dieser stehen unter sich in einer gewissen Verbindung und erfordern, um gefühlt und verstanden zu werden, außer dem Kunstsinne eine positive Kenntniß von der Individualität des Dichters. Die Gedichte, welche überschrieben sind: Der Tanz, das Glück,

der Genius, die Worte des Glaubens, der Spaziergang, die Geschlechter, die Antike an den Wanderer, die Sänger der Vorwelt, das Reich der Formen oder das Ideal und das Leben, Shakespeares Schatten, der Kampf, die Resignation, die Worte des Wahns, Votiv-Tafeln, diese Gedichte reichen den Schlüssel dar zu allen übrigen Werken des Dichters.

Was Schillern von andern sentimentalen Dichtern unterscheidet, ist, daß bey diesen die Ideen, welche sie darstellen, Eingebungen augenblicklicher Begeisterung sind, bey ihm aber Resultate tiefsinniger Nachforschungen. Die Erscheinungen, die der tiefsinnige Philosoph sieht, wenn in Stunden der Begeisterung seine Ideen sich in Bilder verwandeln, sind der Inhalt der angeführten Poesien. Diese wunderbare Vereinigung der Speculation mit dem Talente der Darstellung gibt Schillers Gedichten folgende Eigenthümlichkeiten.

Die erste besteht darin, daß ihnen etwas Geheimnißvolles und Mystisches beywohnet. Die ästhetischen Ideen haben das Unterscheidende, daß sie zwar angeschauet aber nicht begriffen werden, die Ideen der Vernunft, daß sie zwar begriffen aber nicht angeschauet werden. Der naive Dichter, indem er die Natur, das in den Sinnen Gegenwärtige, zum Objecte seiner Einbildungskraft macht, erhöht durch die Darstellung den Gegenstand. Der sentimentale Dichter hingegen, wenn er die Natur nicht nur auf

Ideen bezieht, sondern, wie Schiller oft thut, die Ideen selbst darstellt, muß seinen Gegenstand gewisser Maßen vernichten. Denn durch die Darstellung raubt er den Ideen der Vernunft ihre Begreiflichkeit und macht, daß sie für den Verstand an Deutlichkeit verlieren, was sie für die Empfindung an Fülle gewinnen. Durch den Inhalt erweckt er die Reflexion, durch die Form erschwert er sie. Daher jenes Mystische und Geheimnißvolle. Dieß ist zum Beyspiel der Fall bey der Elegie: das Glück, von dem wir unten reden werden.

Allerdings gibt es unter Schillers Gedichten mehrere, welche das Bedürfniß zu forschen in demselben Augenblicke befriedigen, in welchem sie dasselbe erwecken; dahin gehört folgende Stelle aus Shakespeares Schatten:

„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
„Eine Dramaturgie ihnen vergebens herauf.“
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Was bedeutet hier Natur? In demselben Augenblicke, wo man diese Frage aufwirft, beantwortet man sie sich. Der Schatten spricht von der wahren, der Fremdling aus der Oberwelt von der wirklichen Natur. Vorzüglich empfehlen wir in dieser Rücksicht unsern Lesern das Studium des Spazierganges, eines Werkes, welches wegen des

tiefſinnigen Inhalts und der lieblichen Klarheit der Form Schillers Genie in ſeiner ganzen philoſophiſchen Würde und dichteriſchen Anmuth zeigt. Viel weniger befriedigend von Seiten der Klarheit iſt das Reich der Formen. Wer nicht den Verfaſſer der Briefe über die äſthetiſche Erziehung Schritt für Schritt begleitet hat, in dem vielfach ſich windenden Gange der Speculationen, die ihn auf das Reſultat führen, das Weſen des Schönen ſey lebendige Geſtalt, wird Mühe haben, das Gedicht überhaupt und inſonderheit folgende Strophe zu verſtehen:

Nur den Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielinn ſeliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Im Allgemeinen aber glaube man ja nicht, daß Schillers Muſe von ihren Verehrern Kenntniß eines beſtimmten philoſophiſchen Syſtems, Anhänglichkeit an die Lehren einer gewiſſen Schule verlange. Sie verſchließet ihr Heiligthum niemanden, der einen zur Philoſophie und Poeſie gebildeten Geiſt hat, verdanke er dieſe Bildung dem Homer und Pla-

to, oder Kant und Göthen. Unter Philoſophie wird hier verſtanden eine Geſinnung, herrſchende Liebe zur Wahrheit, die den Geiſt immer wach erhält, und unabläſſig warnet, nicht eher etwas für gewiß zu halten, als bis das Gewiſſen Zeugniß gibt, daß man hinreichende Gründe dazu habe, ernſtes Streben über die großen Fragen, was der Menſch wiſſen könne, was er thun ſolle, was er hoffen dürfe, durch methodiſch angeſtellte Unterſuchungen mit ſich ſelbſt einig zu werden, ſtets reger Eifer, nach vollendeter Speculation die einzelnen Erſcheinungen aus den gefundenen Principien zu erklären, oder nach denſelben zu beurtheilen, eben das, was unſer Dichter darunter verſteht, wenn er ſagt:

Welche wohl bleibt von allen den Philoſophieen?
Ich weiß nicht.
Aber die Philoſophie, hoff' ich, ſoll ewig beſtehn.

Außer dem Myſtiſchen unterſcheidet Schillers Dichtungen die in denſelben durchgängig herrſchende Erhabenheit. Erhaben nennt man die Werke der Kunſt, welche das Gefühl von der Würde, die uns als vernünftigen, ſelbſtthätigen und freyen Weſen zukommt, entweder darſtellen, oder durch die Darſtellung erwecken. Daß ungeachtet der furchtbaren Gewalt, welche Natur und Schickſal über uns ausüben, wir Kräfte beſitzen, die über beyde uns unendlich erheben, die Kraft zu denken und zu wollen, daß wir einer Weltordnung angehören, in welcher die unterſte Stufe einzunehmen, unendlich ehrenvoller iſt, als in der ſinnlichen die höchſte — dieſe Ideen

liegen tief in des Dichters Seele. In jedem Augenblicke der Begeiſterung werden ſie in ihm lebendig, und heiligen die Darſtellung jedes von ihnen noch ſo entfernt ſcheinenden Gegenſtandes. Reich an höchſt erhabenen Schilderungen iſt die ſchon erwähnte Elegie: der Spaziergang. Eine von ihnen iſt folgende: der Wanderer ſteht auf einer Brücke, und ſagt:

Endlos unter mir ſeh ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwiſchen der ewigen Höh', und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steg ſicher den Wanderer dahin.

Das wunderbare Verhängniß, nach welchem der Menſch, hingeworfen in das Univerſum, eingeengt zwiſchen den engen Grenzen der Geburt und des Todes, unwiſſend woher er kommt, und wohin er geht, hinter ſich, vor ſich, um ſich das Unendliche, ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, rings umgeben von übermächtigen Naturkräften, trotzend auf die eigene Stärke, mit der ſtolzen Zuverſicht eines Gottes durch das Leben wallet, wie erhaben iſt es dargeſtellt! Und die Würde der Wiſſenſchaft ſtellt daſſelbe Gedicht ſo dar:

Aber im ſtillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel

Sinnend der Weiſe, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.

Der Forſcher erſcheint hier als ein Gott, der die unendliche Kraft der Natur unter die noch mächtigere Gewalt ſeines Geiſtes beuget. Selbſt wenn er ſcherzt, iſt der Dichter erhaben. Dieſe Eigenheit lernt man am beſten kennen aus dem Gedichte: Shakespeares Schatten. Durch den ſchnellen Wechſel auf einander folgender Vorſtellungen, von denen die eine immer die Richtigkeit der andern anſchaulich macht, erhält dieſes Gedicht ſeine komiſche Kraft, und erregt Lachen; durch das Gemählde von der Würde der wahren tragiſchen Kunſt, welches die eine, und durch das Gemälde von der Unwürdigkeit der wirklichen tragiſchen Kunſt, welches die andere Reihe von Bildern aufſtellt, erhält es ſeine ſatyriſche Kraft, und macht ernſt. Als erhabenes Spottgedicht kündigt ſich dieſe Poeſie durch die erſten Diſtichen an:

Auch erblickt' ich allda die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten, er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

Rings-

Ringsum schrie wie Vogelgeschrey das Geschrey der Tragöden

Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihr.
Schauerlich stand das Ungethüm da, gespannt war der Bogen,

Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Eine dritte aus den bisher gemachten Bemerkungen leicht zu erklärende Eigenthümlichkeit in Schillers Gedichten besteht, wie uns scheint, darin, daß die Stimmung, worin sie versetzen, fast nie rein künstlerisch ist. Zwey Triebe regen sich unablässig in des Menschen Brust, der eine strebt nach Stoffe, nach Erweiterung des Daseyns, der andere nach Form und Gesetzmäßigkeit. Wird einer dieser Triebe auf Kosten des andern befriedigt, so befinden wir uns in einer zwangvollen und peinlichen Verfassung. Gäbe es einen Zustand, worin beyde Triebe zu gleicher Zeit ihre höchste Befriedigung fänden; so könnte man von diesem sagen, daß er dem Menschen den Genuß des höchsten Gutes gewähre. Ein solcher Zustand ist der ästhetische, hervorgebracht durch die Betrachtung des reinen Schönen, die Ideenfülle, macht, daß die Sinnlichkeit unumschränkt herrscht; das andere, die Zweckmäßigkeit, macht, daß die Sinnlichkeit unumschränkt beherrscht wird, folglich gewährt uns die Betrachtung desselben eine gesetzmäßige Erweiterung des Daseyns, und das Eigenthümliche der rein künstlerischen Stimmung ist das Gefühl der befriedigten Sehnsucht nach dem höchsten Gute

Durch das Mystische erregen Schillers Gedichte ein Interesse der practischen Vernunft. Wo ein Interesse ist, da ist ein Bedürfniß, das Bedürfniß macht unruhig, die Unruhe stört den Genuß.

Was wir hier als etwas Unterscheidendes von Schillers Werken anführen, behauptet er selbst in der angeführten Abhandlung von allen sentimentalen Dichtungen. „Anders als die durch naive Stimmung, sagt er, ist die, welche der sentimentale Dichter hervorbringt. Er erregt in dem Hörer einen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdrucke zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen, da es dort ruhig aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.“ Dieser Bemerkung stimmen wir bey in Beziehung auf diejenigen sentimentalen Dichter, welche Ideen darstellen: in Beziehung auf die aber, welche die Natur auf Ideen nur beziehen, wagen wir, anderer Meinung zu seyn, und berufen uns deßwegen auf den Eindruck, den Göthens Zueignung in dem Hörer zurück läßt. Unter dem Schleyer der Allegorie stellt diese Poesie die Reihe von Zuständen dar, welche die Seele des gebornen und geweiheten Dichters durchirrt, von dem Augenblicke an, wo sie sich ahndet und suchet, bis zu dem Augenblicke, wo sie sich findet und versteht, und wo vor dem entzückten Auge das Allerheiligste der Kunst sich öffnet. Ohne Zweifel ist dieses Gedicht

sentimental: und doch, welche Stimmung bringt es hervor! himmlische Ruhe und seligen Frieden. — Eben so würde man irren, wenn man glaubte, daß das Erhabene die Seele nothwendig beunruhigen müsse. Bey Schillern thut es diese Wirkung freylich sehr oft, weil es in dem Grade, als es die Würde des Menschen fühlbar macht, uns den Unwerth der Menschen inne werden läßt. Um sich zu überzeugen, daß es erhabene Poesien gebe, welche der Seele zu dieser Reflexion nicht Zeit lassen, vergleiche man Mahomets Gesang von Göthe. Die Ursachen dieser Verschiedenheit anzugeben, ist hier der Ort nicht, weil es eine vollständigere Theorie des Erhabenen voraussetzt, als wir bis jetzt haben.

Alles bisher Gesagte wird nur angeführt, um zu zeigen, daß Schillers Gedichte zwar einen vielfachen, höchst edeln, in seiner Art einzigen Genuß gewähren, aber nicht einen rein künstlerischen, und daß die Ursache hiervon nicht in der Gattung liegt, worin er arbeitete, sondern in seinem Genie, darin, daß seine Einbildungskraft fast nie ganz frey wirket, sondern selbst, in ihren kühnsten Schwüngen unter der Herrschaft, nicht des Verstandes (denn dieß muß sie bey jedem Dichter immer und überall), sondern der Vernunft bleibt. Allerdings gibt es in vorliegender Sammlung mehrere Poesien, in denen des Dichters Einbildungskraft, dieser Fesseln entledigt, sich ganz frey bewegt. Dürfen wir aber freymüthig bekennen, was wir denken, so gestehen wir, daß Schiller uns hier nicht in seiner Sphäre zu seyn scheint. An die wahrhaft genialischen Dichtungen der Alten und eini-

der Neuern, von denen man, so paradox es auch klingt, mit Wahrheit sagen kann, daß sie, je inhaltloser desto schöner sind, reichen diejenigen von Schillers Gedichten nicht, welche das Interesse der Vernunft beraubt, durch die bloße Form gefallen sollen. Ob gleich sie durch die Vortrefflichkeit der Diction und andere Vorzüge des Hörers Gemüth einnehmen; so erfüllen sie doch dasselbe nicht, und von ihnen möchte gelten, was der Dichter mit großer Ungerechtigkeit gegen sich, von der ganzen vorliegenden Sammlung sagt, wenn er spricht:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Schiller als lyrischer Dichter.

Seine lyrischen Gedichte sind selten reine Schöpfung der Fantasie; der Verstand ist immer zugleich in Bewegung; es scheint, es könne ihn keine Empfindung berühren, ohne daß sie zugleich die harmonische Idee anschlüge. Aber eben weil dieser Verstand so tief, so umfassend ist, wird auch jedes Gefühl dadurch geläutert, veredelt, verfeinert, und nicht selten zu einer innigen Zartheit, ja manches Mall weichen Lieblichkeit hinaufgehoben. Schillers lyrische Ge-

dichte ſchimmern, wie zarte, weiße Roſen in des Dichters ernſten Eichenkranz verflochten. Dieſe Vorzüge ſind beſonders ſichtbar in dem Gedichte:

Die Blumen. Wie anmuthig iſt die Begrüßung dieſer Kinder der verjüngten Sonne! Wie rührend die Klage, daß ſie ohne Gefühl ſind; daß ſie zur Liebe einladend und von Liebe umſungen, umgaukelt, doch ſelbſt der Liebe entbehren. Wie fein und doch gewiſſer Maßen dithyrambiſch iſt die Wendung der letzten Strophe.

Das Geheimniß. Nur die erſte Strophe iſt reine Empfindung des Liebenden. In der zweyten verliert er ſich ſchon wieder in die Ideen des Glücks und Schickſals, die aber hier nur in der beſtimmten Beziehung auf die Liebenden berührt werden. Obſchon die vier letzten Verſe mehr das Intereſſe des Liebenden als des Denkenden ausdrücken, ſo ſind wir doch durch die Betrachtungen ſchon dahin gekommen, zu vergeſſen, daß dieß alles geſagt wird, an einem Orte, wo der Sänger ſeine Geliebte erwartet.

Das Zauberiſche, das dieſes Gedicht vom Anfange bis zu Ende begleitet, liegt vielleicht in einem gewiſſen Pianissimo, das ſich in allen Bildern ausprägt.

Die Klage der Ceres. Die Anlage dieſer ſchönen Elegie iſt folgende: Der Frühling erwacht, Ceres durchſtreicht die aufblühende Erde. Bange Ahndung zeigt der Göttinn den Aufenthalt der geliebten verlornen Tochter. Pluto hat ſie mit ſich zur Unterwelt entführt. Aber wie ſoll Ceres von dort Kunde von der Tochter erhalten, wohin das Geſchick einer Göttinn jeden Zutritt auf immer verſagt? Sie beneidet das Schickſal Sterblicher, welchen der Tod

die Thore jener düsteren Gegenden aufschließt. Vergebens sind ihre Wünsche. Das eiserne Geschick wird von keinem Flehen gebeugt; also ganz und auf ewig soll das Liebe dürstende Mutterherz von der Tochter getrennt seyn? Nein! eine Sprache, ein Band ist ihr geblieben. Durch Blumen und Pflanzen verbindet sich die Oberwelt mit den unterirdischen Wohnungen, denen die bedeckten Wurzeln zusinken: Blumen und Pflanzen mögen also auch hier der Liebe Zeichen seyn. (Eine Idee, eben so genialisch und groß gedacht, als sie milde und lieblich ausgeführt ist.) Die Mutter trägt nun ihre Liebe auf jene zarten Alphabete über.

Das große poetische Verdienst dieses Gedichtes ist über jeden Tadel erhaben. Sinnlich, lebendig, anschaulich, gestaltreich, mit den schönsten Erscheinungen der schönsten Jahreszeit, mit dem Anklagen des Schicksals, des fest verschlossenen Todenreiches, mit der Würde der Göttinn, dem Herzen der Mutter, der treuen Tochterliebe geschmückt, entfaltet es vor unsern Augen an einem Bande beynahe Alles, was unser Gemüth rühren und unseren Geist erheben kann. Der Wohllaut und die Pracht dieser Verse zeugen, daß die deutsche Sprache in der Götter und des Genie's Munde auch göttlich wird.

Die Erwartung ist mit allem Glanze einer frischen Farbengebung und des anziehendsten Colorits ausgestattet; die schönsten und neuesten Bilder folgen in der weisesten Stufenreihe an einander; mit der ganzen Gewalt seines philosophisch-dichterischen Genies entwickelt er die steigende Sehnsucht eines liebenden, von Erwartung trunkenen Gemüthes. Jedes Geräusch scheint dem Harrenden die Ankunft sei-

ner Geliebten zu verkündigen, und jedes Mahl, wenn er sich getäuscht findet, ergießt sich sein volles Herz gegen die ihn umgebende Natur. Im Grunde ist das Geheimniß auch eine Erwartung. Aber dort vertreibt sich der Liebende die Zeit mit Raisonnements. Hier ist von Anfang bis zu Ende nur Empfindung. Bloß in den Jamben der zweyten Strophe, die auch die mattesten sind, droht Schiller in die Ideenwelt umzuschlagen.

Weise hat der Dichter für die unruhige, absprin-gende Ungeduld die kurzen Daktylen gewählt, die wie ein kleiner Wasserfall hüpfen. Aber wenn das Gefühl nun an einem Gegenstande abströmt, so ergießt es sich voll, tief und breit, wie der Fluß von Wasserfällen gebildet, fortrauscht, in der Jamben gemäßigteren Fülle. Die dritte und vierte Strophe gehören zu dem Gelungensten, was die deutsche Dichtkunst im Fache der beschreibenden Poesie aufzuweisen hat. Der Ausgang ist eines so herrlichen Ganzen vollkommen würdig; die Vergleichung, womit geschlossen wird, eben so neu als überraschend, treffend und glänzend.

Dithyrambe. Kein tobender, zügelloser Freudengesang zu Ehren des Bacchus. Der Dichter kommt in seinem — wenn man so sagen darf — angeheiterten Räuschchen mit dem ganzen Olymp in Verkehr. Mit gewohnter Art knüpft er an das Irdische das Ueberirdische an. Des Bacchus Gabe gibt ihm Muth, Nektar zu verlangen. Er erhält ihn, vergißt den Tod, und dünkt sich ein Unsterblicher. Liebliches, erhöhetes Lebensgefühl ist die Grundlage des ganzen so sinnbaren Gedichtes.

Kassandra. Als Gemählde einer uns durch Mythologie bekannten Situation vortreffliches Gedicht. Daß es uns aber so tief ergreift und erschüttert, scheint nicht so wohl in der Wahrheit der Darstellung dieser besonderen Lage, als vielmehr in der Berührung einer Saite des Herzens zu liegen, welche in unseren Zeiten nicht selten von dem Schicksale schmerzlich bewegt wird. Jeder, der zwischen den Freuden und Wünschen der Jugend und jenen des männlichen Alters in der Mitte steht, — jeder, der durch Speculation oder Erfahrung um den jugendlichen Glauben gekommen ist, — jeder, den sein Schicksal von dem Glücke der ehelichen und häuslichen Verbindung ausschließt, — jedes vergrämte und doch einem klaren Verstande beygesellte Herz wird leicht Kassandra's Monolog wie aus sich selbst nachsprechen, und ihre Gefühle theilen. Uebrigens ist der Schluß besonders erhaben, pathetisch und voll ernster Spannung. Ein schwarzer, magischer Nebel überschattet schnell eine blühende Landschaft, und läßt, wenn er wieder vorüberziehen wird, eine schaudervolle Verwandelung in öde Trümmer und drohende Felsenmassen fürchten. Von diesem ernsten, erhabenen Stücke, welcher Abstand zu dem kleinen, rührend einfachen Epigramme:

Homeros Kopf als Siegel.

Treuer, alter Homer! dir vertrau' ich das zarte Geheimniß,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

An die Freude. Wer kennt diese herrliche Ode nicht, welche alles mit dem ganzen Zauber der

Dichtkunst ausspricht, was die Brust des edelsten Menschen in seinen glücklichsten Momenten fühlt? Die hohe Hinweisung auf den Schöpfer, womit der Chor immer einfällt, welchen Schwung gibt sie nicht dem Ganzen, wie veredelt sie nicht die Fröhlichen, indem sie den ewigen Schöpfer selbst mit kühner Begeisterung in ihren Kreis ruft! Daß dieses Meisterstück gedichtet werden konnte, daß alle feineren und besseren Menschen mit gleicher Stärke davon ergriffen, gehoben und begeistert werden, dieß beweiset die höheren Anlagen der menschlichen Natur und den Beruf zu einem anderen, freyen, geistigeren Wirken. Es ist die schönste Blüthe der Humanität, wenn selbst die Freude sich mit geistiger Verklärung umgibt, und den frohen Blick ins andere Leben richtet. So wie der Dichter in der zweyten Strophe die ganze Menschheit in den Kreis der Freude ruft, so schließt er auch in die ehedem vorletzte Strophe den ganzen Umfang menschlicher Pflichten ein. Wenn auch Schiller die letzte Strophe späterhin, vielleicht auch aus guten Gründen, wegließ, so wird sie doch gewiß von allen älteren Lesern Schillers wieder hergestellt. Der letzte Chor scheint nun schon gar nicht entbehrlich; denn mit ihm erst wird jede Dissonanz aufgelöst, erst durch ihn kommt das Gemüth in die stille, süßwehmüthige Stimmung, welche in edeln Seelen gewöhnlich auf rauschendere Bewegungen folgt.

Abschied an die Leser. Mit welcher Bescheidenheit tritt der Dichter hier zurück, aber auch mit welchem edeln Selbstgefühle. Welch ein Wohllaut der Worte, welche Anmuth der Bilder! Man vergleiche damit das Herdersche:

Wir ſchwimmen in den Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort u. ſ. w.

welches eine ähnliche Idee, aber mit mehr Miene von Reſignation und Melancholie ausdrückt.

Hero und Leander. Die neueren deutſchen Dichter haben gewöhnlich die Romanze und Ballade nicht genau von der poetiſchen Erzählung geſchieden, und doch finden ſich auffallende Verſchiedenheiten zwiſchen dieſen Dichtarten. In der Romanze werden die Begebenheiten nicht objectiv als Handlung, d. i. als eine Reihe ſich aus einander entwickelnder Gemüthszuſtände, ſondern nur in dem Bilde betrachtet, welches ſich der theilnehmende oder hingeriſſene Zuhörer davon entwirft. Deßwegen iſt die eigentliche Ballade, unter welche beſonders die meiſten altſchottiſchen, einige ruſſiſche und andere gehören, gewöhnlich mit hoher Leidenſchaftlichkeit entworfen, und die Begebenheiten werden hier nicht ordentlich erzählt und entwickelt, ſondern nur in kurzen aber ſcharfen und ergreifenden Umriſſen geſchildert. Denn die Leidenſchaft beſchreibt und ſchildert nicht, ſie hat viele einzelne Ausrufe, ſpringt ſchnell von einem Zuge zum andern, und regt mehr die innerſte Tiefe des Gefühls auf, als ſie die ruhige Fantaſie beſchäftigt. Der Balladenſänger iſt lyriſcher, der poetiſche, jedoch beſonnenere Erzähler iſt epiſcher Dichter. Daher iſt es auch die eigentliche Ballade, welche die Muſik gleichſam zu ihrer Begleitung auffordert, weil dieſe Tiefe des Gemüths, welche hier aufgeregt wird, nur durch der Töne unbeſtimmte und eben deßwegen un-

endliche Kraft besänftiget werden kann. Schillers Balladen und besonders Hero und Leander, sind mehr ordentlich angelegte und ausgelegte Erzählungen. Sein hoher, poetischer Sinn, die Kraft seiner schöpferischen Fantasie, Gestalten zu formen, und mit Leben und Eigenthümlichkeit begabt vor unser geistiges Auge zu führen, der helle Blick in das menschliche Herz, Bemerkungen, wie sie nur die tiefste Philosophie einzugeben im Stande ist, nahe und kühne Bilder und jeder Glanz der Darstellung ist auch in Schillers Erzählungen zu finden.

Der Eingang bey Hero und Leander, der in einer Anrede an die Hörer besteht, ist allerdings kühn, lyrisch und voll schönen Lebens. Aber gleich darauf beginnt die eigentliche Erzählung, wie Leanders Liebe entstand und eine zwar schöne, aber ziemlich ruhige Betrachtung der Liebe. Nun berichtet der Dichter ordentlich weiter, wie Leander den Wogen des Meeres trotzend, schwimmend seine Theure besuchte, und täglich wieder zu seinem Eilande zurückkehrte. In zwey Strophen wird jetzt beschrieben, wie der Sommer verschwindet, und der rauhere Herbst heranna-het. So schön auch diese Schilderung den Uebergang zu den folgenden macht, so wenig scheint sie sich doch mit dem tief bewegten, stürmischen Gange der eigentlichen Romanze zu vertragen. Sehr rührend und äußerst zart ist Heros Anrede an das Meer, worin sie das Element personificirt, wenn gleich in sentimentaler Manier. — Nun folgt die schöne, aber ausgeführte Beschreibung eines Sturmes und darauf ein langes Selbstgespräch der Unglücklichen, durch die Mee-

roſtille ſo ſchrecklich getäuſchten Hero. Immer gröſſer wird die Laſt und die Angſt; ſie gelobt den Göttern Opfer, da beſänftigt ſich endlich die See, und ſchwemmt den Leichnam des Geliebten an den Strand. Sie erkennt ihn; ſchön und beredt drückt ſie ihren Schmerz noch aus und ſtürzt ſich ins Meer. Erhaben und groß iſt der Ausgang des Gedichts; er weiſet nach griechiſcher Vorſtellungsart auf die Macht der Götter, die nach Willkür dem Menſchen Glück oder Verderben ſenden.

Der Taucher iſt der eigentlichen Ballade näher. Er beginnt mit der Anrede des Königs, der nur durch dieſen Titel bezeichnet, ſchon von der mehr individuellen Erzählung abweicht. Gleich in der zweyten Strophe hören wir kurz und gedrängt die Hauptſache, um welche es ſich hier handelt. Die Ritter verſtummen, nur ein Edelknecht tritt hervor, der das kühne Wagſtück zu unternehmen bereit iſt. Auch er wird nicht näher bezeichnet. Die folgende Beſchreibung iſt vortrefflich, aber auch für die Ballade zu lange geführt. Alle folgenden Schilderungen, wie der Strudel den edelherzigen Jüngling verſchlingt, wie er ſich wieder empor arbeitet, ſind meiſterhaft, und die Art, wie die Tochter des Königs, von der vorhin gar nicht geſprochen wurde, nun in das Spiel tritt, kurz und vortrefflich, ganz im Geiſte der echten Ballade. Sehr glücklich läßt der Dichter bloß durch die Rede der Fürſtinn die Wirkung der Wagethat auf ihr Herz verrathen. Die Fantaſie behält ganz freyen Spielraum; ſie wird das Ausmahlen der Empfindungen, welche den Buſen der Jungfrau

während der vorigen Scene durchglüheten, gern übernehmen, und das Bild der Zartfühlenden mit leisen Umrissen entwerfen. — Eben so kräftig ist in der folgenden Strophe die aufflammende Härte des grausamen Herrschers geschildert, der alles an seinen Willen setzt, selbst die Hand seiner einzigen Tochter, deren schnelles Mitgefühl seinen Stolz empörte.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt.
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er sieht erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin,
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Durch die zwey vortrefflichen Verse: Und er sieht erröthen ꝛc., ist das Bild der theilnehmenden Edeln in einer beweglichen Fantasie vollkommen ausgemahlt. Auch der Ausgang ohne weiteren Aufschluß über den König und das Loos der Prinzessinn ist echt romantisch, und hinterläßt einen tiefen, schauerlichen Eindruck:

Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling aber bringt keines wieder.

Die Kraniche des Ibykus sind auch reich an hohen Schönheiten. Die bekannte Anecdote, daß die Mörder des Ibykus sich selbst bey den korinthischen Spielen durch einen unwillkürlichen Ausruf ver-

riethen, hat ley dieſer Erzählung vorzüglich durch den feinen Zug gewonnen, daß gerade in dem Theater die Rachegöttinnen erſcheinen, wodurch das Volk auf die Idee rächender Vergeltung geleitet und ſo die Entdeckung der Verbrechen erleichtert wird. Die Art und Weiſe, wie der Chor der Alten auf die Zuſchauer winken mußte, findet man wohl nirgends mit dieſer Kraft geſchildert. Auch der Geſang, ſelbſt der Eumeniden iſt höchſt ausgezeichnet und wirklich erſchütternd. — Als den Mördern der Aufruf ſchon entflohen war, war nichts natürlicher, als daß der Zuſchauer die Idee der rächenden Vergeltung, von dem Schauerchor ſo tief in die Seele gedrückt, jetzt gleich dem gegenwärtigen Vorfalle anpaßte.

Die Bürgſchaft hat Schiller auf eine ganz eigene Art behandelt. Er läßt nämlich den Rückkehrenden noch durch viele und große Hinderniſſe aufhalten, durch Regengüſſe die Waldſtröme anſchwellen, mit Lebensgefahr durchſetzen.

Ob aber die Ballade durch dieſe Anhäufung ſo vieler Nebenumſtände gewonnen habe, ob nicht durch dieſe verſchiedenen Kraftäußerungen der edeln Hauptandlung zu vieles Licht entzogen werde, ob nicht eine einfachere Behandlung dem Ganzen mehr ſtille Würde und Erhabenheit gegeben hätte, das mag hier unerörtert bleiben.

Der Kampf mit dem Drachen iſt zwar durchaus ſehr ſchön erzählt, vorzüglich aber zeichnen ſich einige äußerſt gelungene Gemählde aus. So das Drachenbild, welches der Ritter verfertigen läßt, ſein Roß und ſeine Hunde mit dem Anblicke deſſelben vertraut zu machen.

Dieſe Schilderung kann ſich wohl mit jener gitiſchen der Schlangen meſſen, welche Laokoon und und ſeine Söhne tödten. Wir ſetzen dieſe Stelle in der Schilleriſchen Ueberſetzung her:

Da kam — — — — — —
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Daher geſchwommen auf den ſtillen Wogen.
Die Brüſte ſteigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Waſſern ſteigt der Kämme blut'ge Gluth,
Und nachgeſchleift im ungeheuern Rade,
Ringt ſich der lange Rücken in der Flut,
Lautrauſchend ſchäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Im Rachen wetzen ziſchend ſich die Zungen,
So kommen ſie ans Land geſprungen.

Eben ſo vortrefflich iſt die ganze Beſchreibung des Kampfes; man könnte die gelungenſte ähnliche Stelle Arioſt's ohne Schillers Nachtheil damit vergleichen.

Nach ſolchen Proben kann man wohl auch Schillers hohes Genie zum epiſchen Dichter nicht bezweifeln, und wahr bleibt der Ausſpruch eines berühmten Kunſtrichters: Schiller würde, hätte er dieſe Gattung bearbeitet, ein Heldengedicht aufgeſtellt haben, mit welchem ſich keine Epopöe der älteren oder neueren Zeiten meſſen könnte. Aber das war eben das Unmögliche, daß irgend eine auch noch ſo große und lange Handlung Schillern als etwas Unendliches begeiſtern und unabläſſig beſchäftigen ſollte. Er konn

te eine Weile beym Plaſtiſchen verweilen, bald aber muſte er, ſeiner Natur getreu, die Tiefen der Vernunft berühren, und ſich vom Sichtbaren in das Ueberſinnliche flüchten.

Schiller als Lehrdichter.

Schillers Lehrgedichte haben nicht Belehrung zum Endzwecke; andere Mittel würden dazu der Dichtkunſt freylich weit vorzuziehen ſeyn. Ein innerer Drang machte ihn zum Dichter; zahlreich muſten ſich dem tief dringenden Geiſte des Denkers jene Gegenſtände anbiethen, die wohl ewig die Aufmerkſamkeit aller edleren Geiſter feſſeln werden; das Schickſal, die Beſtimmung der Menſchheit, das Verhältniß der Mittel zu dieſem Zwecke, die Stufe, auf welcher die Menſchheit ſtünde und ſtehen könnte, dieſe wichtigen Angelegenheiten faßte er mit vollem innigem Gemüthe in ſeinem feurigen Dichterbuſen, beleuchtete er mit dem ſchärfſten Verſtande. Und die Reſultate ſeines Nachdenkens verwandelten ſich in ſinnvolle, ewig bedeutende Bilder; er formte ſie zur höchſten Schönheit, und ſtellte ſie auf in dem ewigen Tempel der Zeiten, für Welt und Nachwelt. Hier werden ſie ſtehen und verehret werden, ſo lange noch ein edlerer Funke in eines Menſchen Bruſt lodern wird.

Aber allerdings iſt es nicht Jedermanns Sache, die Schillerſchen Lehrgedichte zu würdigen. Sie drehen ſich gewöhnlich um Gegenſtände, welche ſchon eine hohe Ausbildung fordern, um das Verhältniß

nähm-

nähmlich, in welchem die geiſtigen Forderungen des Menſchen zu ihrer Befriedigung ſtehen. So beſtimmt das Glück das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Würdigen und Verdienten; in den Idealen wird das Verſchwinden der erſten ſchönen Jugendträume auf eine unnachahmliche Art geſchildert: der Spaziergang entwickelt mit dem höchſten Glanze der dichteriſchen Darſtellung die Entſtehung, Fortbildung und Auflöſung der bürgerlichen Geſellſchaft, während in dem Gedichte an Göthe eine ganze dramatiſche Kunſt der Neueren enthalten iſt.

Die Künſtler. Dieß Lehrgedicht vom Jahre 1789 eröffnet eine Periode, die bis auf die Erſcheinung des Liedes von der Glocke im Jahre 1799 reicht. Von jetzt an fanden die Ahndungen ſeiner Jugend Befriedigung und Auslegung durch das Studium der Philoſophie, welches ſeinen Ideen Beſtimmtheit und Umriß gab. Was er vorher über den Sternen geſucht hatte, das fand er nun in der eigenen Bruſt, in deren Geheimniſſe er ſich immer tiefer zu verſenken ſchien. Mehrere Darſtellungen aus dieſer Periode verrathen durch einen gewiſſen Ton der Anſtrengung, daß der Dichter ſeines Stoffes nicht immer ganz Meiſter ward, und gewähren daher einen Genuß, der ſich nicht ſo wohl anbiethet, als erarbeitet ſeyn will. Doch haben ſie, je näher ſie dem Ende dieſer Periode ſtehen, deſto mehr von dem, was er ſelber als das Höchſte in der Kunſt kenntlich machte, wenn er die Beſtimmung derſelben mit dem Worte Spiel bezeichnete. In den letzten Jahren ſeines Lebens ruhete er von den philoſophiſchen Forſchungen

aus; als Resultate derselben lagen wenig große Ideen in seiner Seele, die, seit sie sich in Anschauungen verwandelt hatten, keinem seiner Gedichte mehr den Inhalt gaben, allen aber Form und Ton.

Um auf unsere Künstler wieder zurück zu kommen, so ist der Inhalt dieses Gedichtes: was die Menschheit den Künsten danke. Der Plan ist verwickelt, und manche kühne Sprünge können vjele Stellen desselben auch sonst geübten Lesern unverständlich machen. Daher hier eine kurze Auseinandersetzung derselben.

Die Einleitung beginnt mit einem freudig-stolzen Blicke auf den hohen, sittlichen, intellectuellen und ästhetischen Zustand des jetzigen Menschengeschlechts. Aber auf dieser Stufe sollte der Mensch doch nicht vergessen, daß es die Kunst war, die ihn hinauf führte; diese hohe Göttinn soll er jetzt nicht geringeren Dienerinnen nachsetzen. In dem Schönen liegt ohnehin schon das Wahre, das Gute angeschlossen, der einfache, kindliche, reine Sinn leitet den Menschen früher seiner Würde und Bestimmung gemäß, als die speculirende Vernunft die Regeln für sein Rechtverhalten bestimmt.

Für die Erde ist Schönheit bestimmt, erst in andern Welten wird sich diese für uns in Wahrheit verwandeln, Urania, sagt der Dichter, legt ihre herrliche Feuerkrone hier ab.

Nun erzählt Schiller die Entstehung der Künste. Als die Himmlischen den Menschen von sich verbannten, da blieb die Schönheit allein bey ihm; von ihr beschützt, floß das erste Zeitalter rein und unschuldig

dahin. Vorzüglich waren es die Künstler, welche die Natur liebte, in deren bewahrende Hände sie ihr Edelstes niederlegte. Sie sinds, welche zuerst den Menschen aus seinem thierischen Zustande zur freyen Geisterwürde emporhoben. Das Bild, welches in den Wogen sich spiegelte, gab Anlaß zur Erfindung der Mahlerey. Bald entstanden auch andere Künste.

Kaum entstanden, schritt die Kunst auch schnell einer größeren Vollkommenheit entgegen. Nicht mehr die Schönheit des Einzelnen, sondern der Zusammenklang des Ganzen kann den Preis erringen.

Nun treten Sänger auf, und begeistern den Menschen. Er windet sich los von den Fesseln der Sinnlichkeit, edlere, zartere Gefühle entwickeln sich unabhängig von den thierischen Trieben.

Da entstand die geistige Liebe. Jetzt stellten die Künstler alles das in einem Gegenstande idealisch auf, was die Natur nur einzeln unter ihre Lieblinge vertheilt. So bildete die Fantasie ihre Götter. Sie schuf die Bühne; hier rückte sie die Folge mit der That zusammen, welche die Wirklichkeit oft weit entfernt; hier zeigt der Verbrecher sein Inneres, das er in der Welt sorgfältig verbirgt. Die Rachegöttinnen verfolgen hier sichtbar den Lasterhaften, und

Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mond auch nie entdecket
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Nicht allein das Leben verschönerte die Kunst, die Fantasie schwang sich selbst über das Grab, um

jene hohen Räume mit ihren Lichtgestalten zu bevölkern.

Und immer weiter dringt die Kunst, und die bloße Nachahmung der Natur sinkt, und der Künstler arbeitet nach der Idee, welche ihm sein Genius vorhält.

Als sich mit dem Schönheitssinne auch alle anderen geistigen Kräfte des Menschen übten, beginnt das herrliche Zeitalter der Griechen.

Hier fängt nun ein herrlicher Lobgesang auf die unerreichten griechischen Dichter an. Er ist mit einem Feuer, mit einer Erhabenheit und einem Schwunge behandelt, die Bilder sind durchgängig so edel, neu und prächtig, daß ihm wohl Weniges an die Seite gesetzt werden kann.

Als die Menschheit durch die Verheerungen barbarischer Völker, durch den pressenden Druck von Universalmonarchien, durch Bürgerkriege, durch Unwissenheit und Aberglauben in stumpfe, dumpfe Rohheit zurückgesunken war, da waren es immer wieder die neu aufgefundenen Dichterwerke der Griechen und Römer, welche nach und nach Sinn für das Wahre, Gute und Große dem Menschen zurückbrachten. Der Orient, das griechische Kaiserthum, war durch die rohen Osmanen gefallen, da flüchteten die Gelehrten nach Italien, von diesem Lande aus strömte die Wissenschaft vorzüglich durch die Dichter in das übrige Europa.

Heute, sagt Schiller, schwingt sich der kühne Geist des Denkers im freyen Fluge seinem Ziele zu, und die Künste, seine edeln Führer, glaubt er mit

geringem Söldnerlohne entlaſſen zu dürfen. Verzeiht ihnen, ruft er den edeln Sängern zu.

Und arbeitet nicht jede Wiſſenſchaft für die Kunſt? Wie, ſie ſollte Dienerinn ſeyn, welche jede Erfindung, jedes Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes nur als Material benützt, das erſt von dem Genius beſeelt, ſich zur herrlichen Geſtalt verwandelt?

Mit dem Schönheitsſinne entwickeln ſich auch zugleich die andern Geiſteskräfte des Menſchen, ſeine Liebe, ſein Verſtand, ſein Edelmuth. Wenn er dann das Schöne am tiefſten, innigſten empfunden hat, wenn ſeine Seele empfänglich für alles Schöne geübet, jedes mit ſüſſem Entzücken ergreift, dann wird er unmerklich zur Wahrheit geführt ſeyn, und in die Arme der ernſteren Göttinn gleiten. Dann wird die Schönheit ſelbſt ſich in Wahrheit verwandeln.

Schiller ſchlieſſt mit einer Ermahnung an die Dichter, ihrem hohen Beruf zu erfüllen, ihr Genie nur zu hohen Zwecken anzuwenden!

Wen die Natur durch hohe Dichtergabe zu ihrem Prieſter weihete, der ehre ihren Wink, er ringe nach Vollkommenheit im Gebiethe des Schönen.

Am Ziele flieſſt Wahrheit und Schönheit in einander. Mit dieſem Gedanken, in einem prächtigen Gleichniſſe ausgedrückt, ſchlieſſt dieſes Gedicht, von deſſen Schönheiten hier nur ein kleiner Theil entwickelt werden konnte.

Das Glück. Daß in dieſem Gedicht kein bloſſes Spiel mit mythologiſchen Bildern getrieben werde, könnte für's Erſte folgende Bemerkung des Philoſophen Hemſterhuys ahnden laſſen. Erwägen wir,

sagt dieser, welch ein Ton den Handlungen des Sesostris, des Themistokles, selbst des Macedoniers herrschet, und vergleichen wir ihn mit dem Tone in den Handlungen des Sokrates, Epaminondas und Timoleon, so finden wir bey jenem in der That Größe, aber zugleich Anstrengung, Mühseligkeit und Arbeit, während bey diesen alles Große Natur und Einfalt ist. Ein sicherer Beweis von der steten Eintracht ihres Inneren. Die Glückseligkeit, die bey andern als Wirkung der Umstände, der Schicksale und der Tugend des Tages erscheinet, zeigt sich bey diesen Heroen als ein Ausfluß ihres Wesens. Was die Menschen Uebel nennen, hört auf, bey ihnen es zu seyn, und nimmt die Gestalt des Guten an. Der Rückzug bey Delium hat denselben Ton, den die Siege des Thebaners haben. —

Zu diesen Bemerkungen kann man noch hinzusetzen, daß nicht nur beym Handeln, sondern auch im Gebiethe der Kunst und Wissenschaft sich an gewissen Individuen Kräfte offenbaren, ganz verschieden von denen, die wir kennen, verschieden von den Kräften, die das Reich der Natur, verschieden von den Kräften, die das Reich der Freyheit constituiren, — daß überall das Vollendete sich als etwas Uebermenschliches ankündiget, als eine unmittelbare Einwirkung göttlicher Gnade, — daß wir daher solche Individuen ehren müssen als Dämonen, als Mittelwesen zwischen uns und der Gottheit. Nun die Ideenreihe dieses Gedichtes. Es beginnt mit der Seligpreisung derer, denen schon bey ihrer Geburt ein glückliches Loos fiel. Ein solcher braucht

ſich nicht alles durch Anſtrengungen zu erkaufen. Würde, d. i. des Glückes werth zu ſeyn, hängt von dem Menſchen ab; das Glück ſelbſt aber kommt von der Gunſt der Götter. Zürnet dem Glücklichen nicht, ehret ihn, weil ihn die Götter erkoren. Aber jedes Glück gründet auch eine Vollkommenheit, wodurch nicht allein der Beſitzer, ſondern auch Andere gewinnen, „weil er der Glückliche iſt, kannſt du der Selige ſeyn.“ Wo es ſich um Mühe und Anſtrengung handelt, in dem gewöhnlichen Leben kann die Belohnung abgemeſſen werden. Nicht ſo bey den Gaben des Genies. Keine Belohnung bringt ſie hervor, und ſie bezwecken auch keine, in edelſten Selbſtgenuſſe finden ſie ihr Ziel. Langſam und mit Mühe entbindet und entwickelt ſich das Irdiſche; ſchnell, der Wirkungsart ſich ſelbſt unbewußt, erſchafft das Genie.

Es iſt nicht zu läugnen, daß hier durchaus die griechiſche Anſicht des Schickſals zum Grunde liegt, die freylich der gröſſeren Würde und Tröſtlichkeit der chriſtlichen Lehre von der Vorſehung weichen muß. Aber man wird es auch dem Dichter erlauben, jene Seite zu ſeiner Darſtellung zu wählen, welche ihm zu ſeiner poetiſchen Behandlung am meiſten geeignet ſey. Es darf noch bemerkt werden, daß ſelbſt in dieſen Bildern die neuere Idee durchſchimmert, z. B. in den Verſen:

Weil er der Glückliche iſt, kannſt du der Selige ſeyn.
Und gern erwählen ſie ſich der Einfalt kindliche Seele,

In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.

Wie verwandt sind diese Aussprüche nicht mit den Lehren: wenn ihr nicht werdet wie die Kleinen, so könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich, und: selig sind die Armen im Geiste u. s. f. Von der Pracht der Darstellung, von dem Leben und der Bewegung aller der Bilder, aus denen dieß Gedicht zusammengesetzt ist, zu reden, würde uns zu weit führen. Niemand, der Sinn für Poesie und Kenntniß der Mythologie besitzt, wird die Vorzüge dieser Dichtung übersehen.

An Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. Der große Dichter, an welchen diese Stanzen gerichtet sind, war schon längst in seinem Götz von Berlichingen so keck und frey gegen die Forderungen der älteren und besonders der französischen Aesthetik angestoßen. Er hatte sich vielleicht von dem Zwange jener Regeln zu weit entfernt, aber in seiner Iphigenie, in seinem Thasso Meisterstücke geliefert, denen die Franzosen nichts Aehnliches entgegenstellen konnten. Und doch brachte jetzt Göthe selbst eine Uebersetzung von Voltaires Mahomet auf die Bühne. Schiller erinnert ihn nun also an die Fehler der französischen Tragödie, an die deutschen, an seine eigenen Meisterstücke, und lenkt dann nach einigen herrlich ausgedrückten Vorschriften für Theaterdichter zu dem einzigen Gebrauche, wozu uns jene Werke der Franzosen nützen können. Nicht uns zurück zu führen, kann

der Zweck französischer Muster seyn. Wahrheit der Darstellung ist es, was der reingebildete Geschmack verlangen muß, aber nicht Darstellung des Wahren. Entfernt bleibe jeder fest gebundene, wissenschaftliche Zweck aus dem freyen Gebiethe der Kunst. Man sehe die herrlichen Stanzen:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen —
und
Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene —

Die französische Bühne hatte aber doch einige große Vorzüge, sie werden von dem Dichter nicht übersehen. Die festen Regeln der Kunst und des Anstandes erlaubten es der gewöhnlichen gemeinen oder wohl gar unedlen Natur nie, die tragische Bühne zu betreten, die französischen Muster mögen also die frechen Anmaßungen der Fantasie bezähmen, welche eine Zeit lang aller Regeln spottend, die Kunst ganz vom Theater zu verdrängen drohete, und gerade in ungezügelter Regellosigkeit das Geheimniß gefunden zu haben glaubte, ohne Genie genialisch zu schreiben.

Der Spaziergang. Man könnte hinzusetzen des Weisen oder des Dichters; denn nur ein Denker wird in den Erscheinungen der Gegenwart die Vergangenheit zu lesen, und nur ein Dichter sie so sinnlich anzuschauen im Stande seyn. — Freundliche Dörfer lächeln ihn an, und vor seinem geistigen Auge steht des Landmanns einfaches natürliches Glück.

Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker
zusammen u. s. w.

Die Ansicht verändert sich, eine Stadt breitet sich prächtig in der Ebene aus. — Hier bildeten sich die Stände, hier bauete man hohen Göttern Tempel, und dankbar segneten sie die Menschen durch wohlthätige Erfindungen. Hier erst entwickelte sich die heilige Vaterlandsliebe: hier ward Recht gesprochen. — Hier ist der Heldentod von drey hundert Spartanern an seinem Platze. Nun erfindet man mechanische Künste, durch jenen engeren Menschenverein entsteht der Handel, er gibt Glück und Ueberfluß, es entwickeln sich die Künste und Wissenschaften. Schon sind sie dichterisch durch einzelne Zeichen oder Wirkungen versinnlicht. Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen u. s. w.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel
des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem werdenden
Licht.

Aber auch dieses Licht kann mißbraucht werden, wenn die Sucht nach wilder, gesetzloser Freyheit erwacht, und der Mensch nicht mehr die Stimme der heiligen Natur vernimmt. Dann gebiert die verdorbene Gesellschaft die schrecklichsten Laster. Falschheit, Betrug, Verrath, Tücke, Sinnlichkeit und Ungerechtigkeit wüthen so lange, bis die Zeit am Ende das morsche Gebäude zerbricht.

Jetzt auf einmahl windet ſich der Weg; die Stadt verſchwindet aus den Augen des Dichters, von ſeinen tiefen Betrachtungen über die Menſchheit und ihr Schickſal kehrt er zu ſeinem Spaziergange zurück. Freudig ergreift ihn die Ruhe, die ſtete, ſchöne Gleichförmigkeit der ihn umgebenden phyſiſchen Natur im Gegenſatze jener Zerſtörung, die ihm ſein geiſtiges Auge, als durch moraliſche Freyheit verurſacht, voraus ſahe; und immer lebhafter wird das Gefühl dieſes Contraſtes, und immer wärmer des Dichters Entzücken über die Gleichmäßigkeit der ihn umgebenden Erſcheinungen, die nie ihre Regel verletzen, und alle Menſchenalter durch die nähmlichen Freuden und Genüſſe in ſchöner Einförmigkeit entzücken:

Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

Die Ideale. Ein Gedicht, deſſen Ideenreihe eben ſo klar, als deſſen dichteriſche Ausführung höchſt anmuthig und kräftig iſt. Man kann es in jedem Sinne zu ſeinen vollendetſten Gedichten zählen. Die letzten zwey Strophen ſind für goldene Sprüche der Weisheit zu halten: Möchte jeder, dem die Jugendideale zerrannen, in die Arme der Thätigkeit und Freundſchaft flüchten.

Das eleuſiſche Feſt. Der Dichter beſingt die Gaben der Ceres, wie ſie die Menſchen geſellig verſammelt, und ſie aus Wilden Göttern ähnlich gebildet hatte. Eigentlich eine Geſchichte der erſten Cultur mit Hinſicht auf die Beſtimmung des Menſchen. Aber wie echt poetiſch! Ceres, wie ſie ihre geliebte

Tochter Proſerpina vergeblich ſucht, und auf dieſer Wanderung den Sterblichen das erſte Getreide gibt, iſt eine in der Mythologie ſchon vorhandene Geſtalt. Schiller hat hier eine Art von Paramythie gemacht, wodurch die hohe Würde jener Geſellſchaft lehrenden Göttinn noch mehr erhöhet wird. Auch die Würde des Menſchen wird überall angeregt, z. B. in der Strophe:

Find ich ſo den Menſchen wieder —
Und
Freyheit liebt das Thier der Wüſte.

Die anmuthigſte Anſchaulichkeit iſt vielleicht in der zehnten Strophe:

Und ſie nimmt die Wucht des Speeres u. ſ. w.

Poeſie des Lebens. Die Lehre dieſes Gedichts iſt; der ſchönſte Reitz des Lebens, alle Anmuth, aller Zauber desſelben liegt nur in einem gewiſſen Scheine. Ganz entfernt hiervon hält ſich jener Wahrheit liebende Realiſt, welchen der Dichter zuerſt redend einführt. Der Dichter hat ihn hier nicht widerlegt, ſondern nur durch eine Art von Conſequenzmacherey, die aber, wenn auch aus keiner Schluß-, doch aus einer Blumenkette beſteht, zum Schweigen gebracht. Ueber das Verhältniß der äſthetiſchen Anſicht des Lebens zur Sittlichkeit, welche nach dem hier zuerſt redenden Charakter durch die nackte Wahrheit mehr befördert wird, geben uns die Briefe über die äſthetiſche Erziehung und der Aufſatz, über die Gefahr äſthetiſcher Sitten hinlängliche Aufſchlüſſe.

Das Ideal und das Leben, oder wie es vorher hieß: das Schattenreich. Um dieſes Gedicht zu verſtehen, und ihm einen Geſchmack abzugewinnen, muß man mit der Kantiſchen Moral und Aeſthetik, oder auch mit Schillers philoſophiſchen Schriften vertraut und von den Lehrſätzen derſelben überzeugt ſeyn. Wer in dieſem Falle nicht iſt, kann durch eine kurze Erklärung auch nicht darein kommen, und da zu einer langen hier der Raum nicht ſeyn kann, ſo begnügen wir uns, den Leſer auf den eigentlichen Gegenſtand dieſes an vielen Stellen äuſſerſt lebhaft und glänzend ausgeführten Gedichts aufmerkſam zu machen. Dieſer iſt die Ausſöhnung der Natur und der Freyheit in der Geſtalt oder Form durch Schönheit. Daß in dieſem Schattenreiche für einen großen Theil ſonſt gebildeter Leſer nicht ſo wohl ein behagliches Helldunkel, als vielmehr gänzliche Finſterniß herrſcht, kann ſeinen Werth eben nicht vermehren.

Das Lied von der Glocke. Die Form dieſes Gedichts kann am Füglichſten mit der Homilie verglichen werden. Wie der geiſtliche Redner einen Abſchnitt der Schrift von Vers zu Vers verfolgt, und auf mancherley mehr oder weniger verwandte Lehrſätze übergehet, eben ſo nimmt Schiller hier von den mechaniſchen Verrichtungen des Glockengusſes Anlaß, die Schickſale des menſchlichen Lebens ſehr dichteriſch und ſchön abzuſchildern. So wie die Glocke nach und nach vollendet wird, ſo durchläuft der Dichter auch den Kreis menſchlicher Verhältniſſe, indem er den Menſchen von der Wiege an in der Zeit

der ersten Liebe, der häuslichen Verbindung, der Unglücksfälle (hier durch eine Feuersbrunst repräsentirt), des Aufruhrs, der Anarchie und der bürgerlichen Ordnung begleitet. Wenn dieses Gedicht auch selbst an Gedankenfülle, erhabenen Ansichten und Berührung der feinsten Saiten des Herzens sich auszeichnet, so unterscheidet es sich über dieß noch von den besten Schöpfungen dieser Art durch die Vollkommenheit einiger Beschreibungen, wie z. B. die der Feuersbrunst und des Abends in dem geschäftigen Städtchen.

Shakespeares Schatten soll das Kleinliche des neuen Theaters im Gegensatze der antiken Meisterstücke zeigen. Schiller versieht hier mit bittern Sarkasmen die nicht theatrische Natürlichkeit, die Gegenstände und die poetische Gerechtigkeit der neueren Dichter. Möge der Ton dieses Gedichtes den Leser nicht zu einer unbedingten Anerkennung dieser Vorwürfe dahinreissen. Denn ist es gerade der Stand der Person und der Umfang ihres politischen Wirkens, was einzig ihr Interesse und ihre Fähigkeit zur künstlerischen Darstellung bestimmt? Wenn Antigone ihr Leben wagt, dem Schatten ihres irrenden Bruders durch ein ehrenvolles Begräbniß Ruhe zu verschaffen; wenn Elektra im Orest die Flamme der Rache bis zum Muttermorde aufbläst, so ist dieß wohl auch keine größere Spannung der moralischen und geistigen Kräfte, als wenn die sanfte, zarte Leonora das Schwert umgürtet, und sich in die tödtenden Gefahren des Aufruhrs wagt, das Leben ihres Fiesko mit dem eigenen zu schützen.

Pegasus im Joche. Diese satyrische Erzäh-

lung lehrt uns das Ungeschick des Genies zu den Geschäften des Gewöhnlichen und Nützlichen, und sein immerwährendes Zusammenstoßen mit den engen Forderungen der Beschränktheit, bis es in seine eigenthümliche Sphäre gelangt. In dem Pächter sehen wir gleich Anfangs das gewöhnliche Urtheil der Sachmänner über die Gaben des Genies. Der Pegasus als Vorspann, die mitreissende Kraft, der sich auf das Gewöhnliche, doch nicht ohne einen Grad von Tollheit bequemt. Das Aushungern des Musenpferdes darf eben nicht allegorisch genommen werden. Die Gesellschaft des Ochsen, die Peitsche des Unbarmherzigen findet nur zu oft ihren Sinn. Wohlthätig wirkt im Lesen die Erscheinung jenes anmuthigen, lustigen Gesellen. Der Dichter verläßt den satyrischen Ton, und schließt mit rein erhabener Darstellung von dem Aufflug des göttlichen Hyppogryphen. —

Die berühmte Frau. In dieser Epistel schildert der Dichter die gewöhnlichen Schwächen gelehrter Weiber mit vielen treffenden Zügen. Auch hier nimmt der Dichter kurz vor dem Ende einen ernsten, ja rührenden Ton an, und zeigt uns, daß seine Satyre nicht die leichte, bloß scherzende, sondern die ernste und strafende ist.

Schillers Sinngedichte. Wenn man von ihnen spricht, so umfaßt dieses Wort jedes kleinere Gedicht, worin irgend ein kräftiger, feiner, neuer oder zärtlicher Gedanke dichterisch eingekleidet ist. Auch scheint sich die neuere deutsche Dichtkunst, besonders aber Herder, Schiller und Göthe, in dieser Rücksicht den Alten, besonders den Griechen, anzuschließen,

und das neuere Epigramm, aus Erwartung und Aufschluß bestehend, größten Theils unseren witzigen westlichen Nachbarn zu überlassen. Aeußerst treffend sind folgende Sinngedichte, welche alle Ideen ausdrücken.

Zweyerley Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streu'st Keime des Göttlichen aus.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Die Worte des Glaubens schienen den zahlreichen Anhängern der zur Zeit der Erscheinung derselben herrschenden Philosophenschule zu verbürgen, daß Schiller, einer der ihrigen sey, und diese durch

durch jene Sprüche hinreichend beurkunde, in denen er als ein Symbol die Hauptlehren ihres Meisters auch den Ungeweiheten habe an das Herz legen wollen. Nur vermißte mancher mit Unmuth ein viertes Wort, welches den Ideen von der Freyheit, Gottheit und Tugend die Idee der Unsterblichkeit beygesellen möchte. Aber man vergaß, daß der Verewigte jenen Glauben durch die Schulweisheit nicht errungen, sondern trotz derselben bewahret habe. Ueber das für ihn Unbefriedigende in jener hatte er sich schon früher in einem Sinngedichte vom Jahre 1796 erklärt, das so lautet:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?
Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Was er hier nur andeutet, daß die Erkenntniß der Wahrheit etwas Unendliches sey, das sich nicht in ein Gefüge von Satzungen einzwingen lasse, daß dergleichen Lehrsysteme nur als Versuche Werth hätten, und den philosophischen Charakter verläugneten, so bald sie auf Allgemeingültigkeit Anspruch machten, daß die echte Philosophie eine Gesinnung sey, die sich durch nichts mehr nähre und stärke, als durch die Ueberzeugung, das Ziel ihrer Bestrebungen liege in einer unermeßlichen Ferne, der sich der Mensch nähern, die er aber nie erreichen könne, weil die ihm einwohnende Denkkraft, wodurch er der Wissenschaft fähig wird, der bildenden und wollenden, die ihn der Kunst und Tugend fähig macht, immer nachbleibt — dieß alles

drückt er viel stärker und bestimmter auch in dem Gedichte vom Jahre 1803, welches überschrieben ist: Der Pilgrim, und in den Worten des Wahnes vom Jahre 1799, deren vierte Strophe also lautet:

— So lang er glaubt, daß dem irdischen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen.
Ihren Schleyer hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kehrst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

So sehen wir, daß Schiller erfuhr, was vor je her den edelsten Forschern begegnet ist.

„Die Wissenschaften, sagt Pascal," haben zwey sich berührende Grenzen. Die eine ist die natürliche Unwissenheit, worin sich alle Menschen bey der Geburt befinden; die andere ist die, wohin die grosen Seelen gelangen, welche alles vom Menschen Wissbare durchforschend, endlich finden, daß sie nichts wissen, und sich auf derselben Unwissenheit betreffen, von wo sie ausgegangen waren. Dieß ist eine gelehrte sich selbst kennende Unwissenheit. Die, welche die natürliche verlassen haben, ohne zur andern gelangen zu können, haben einen Anstrich eingebildeter Weisheit, und spielen die Klugen. Diese verwirren die Welt, und urtheilen schlechter als die Uebrigen. „Schiller empfahl daher auch in der Elegie vom Jahre 1795, welche überschrieben ist: Der Genius, das Stu-

dium der Schulweisheit, als einzigen Ersatz für den Verlust der ursprünglichen Natur und Unschuld. In einer andern, vielleicht nur um einige Monathe späteren Elegie desselben Jahres, an einen jungen Freund, als er sich der Weltweisheit widmete, wird er von den hiermit verbundenen Gefahren für die Ruhe des Lebens und den Frieden des Herzens gewarnt, in diesen Worten:

Fühlst du Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzweyn,
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst muthig entgegen zu gehn
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld,
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht.
Fliehe, bis du des Führers im eignen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt;
Manche gingen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur,
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Das verſchleyerte Bild iſt mit dem vorigen gleichzeitig. Mancher von denen, welche über Unverſtändlichkeit desſelben klagen, hat wohl nicht bedacht, daß die Schlußworte:

„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmer mehr erfreulich ſeyn.“

auf die uralte, heilige Sage hindeuten, von dem Baume der Erkenntniß, deſſen unzeitig genoſſene Frucht die Welt in Sünde und Elend ſtürzte. Und der wiederholte Spruch des Orakels:

„Kein Sterblicher
Rückt dieſen Schleyer, bis ich ſelbſt ihn hebe.“

Was kann er meinen, wenn er nicht warnen will vor dem Uebermuthe, der das Höchſte in der Wiſſenſchaft, das nur aus einem lange fortgeſetzten Leben der Ordnung und Zucht, des ſtillen, treuen Fleißes in Erforſchung des Einzelnen von ſelbſt hervorgehen ſoll, in einem Augenblicke ertrotzen möchte, vor der Thorheit Werth zu legen auf eine von außen angelernte Erkenntniß, die nicht auf dem Boden, der ſie nähren ſoll, erwachſen iſt, vor dem Vorwitze, in das Licht ſehen zu wollen, ohne vorher das Auge für den Glanz desſelben geſtärkt zu haben.

Die Erkenntniß der Wahrheit, ſo weit ſie den Menſchen heilſam iſt, ſoll alſo der Sorge für die Reinigkeit des Herzens nachſtehen. Die Wahrheit ſoll ſich auf Tugend gründen, und unter den höchſten An-

gelegenheiten des Menſchen nicht das Allerhöchſte ſeyn. Bey jenem, dem es um Tugend Ernſt iſt, wird auch das Streben nach Wahrheit nie zum Peiniger des Herzens werden. Diejenige von ſittlichem Intereſſe entblößte Wahrheit, die der einſeitig Wißbegierige zu ſehen bekommt, iſt Strafe, und nicht Lohn ſeines Beſtrebens. Der Jüngling konnte nur ſehen, was ſichtbar iſt, und ſpottend gellte ihm das Echo ſein Schauen nach. Denn das Ganze der Wahrheit liegt eben ſo wenig im Umfange des Auges als des Verſtandes.

Pascal ergänzte für die Ruhe ſeiner Seele das Unzulängliche der Wiſſenſchaft durch den Glauben an Wunder und Weiſſagungen; Schiller ſchien dieß durch den Vernunftglauben zu thun. Dieſer aber verbürgte ihn nur, daß die Idee des an ſich Wahren, Guten und Schönen etwas im Menſchen Urſprüngliches ſey. Auf eine vom menſchlichen Geiſte unabhängige und noch anderswo ſelbſtſtändige Weſenhaftigkeit derſelben ſcheint folgende Stelle in den Worten des Wahnes nicht zu zielen:

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmliſchen Glauben bewahre.
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſah'n,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre.
Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor,
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.

Wenn er aber meinte, daß dieſer Glaube ihn befriedigte, ſo ſchien er ſich zu täuſchen. Als Dich

ter hatte er sich die Idee eines durch Wahrheit, Güte und Schönheit bestehenden Seelenreichs gebildet, wogegen alles, was menschliche Kunst, Wissenschaft und Tugend hervorzubringen vermögen, als eitles Traumbild verschwinden müßte. Das Verlangen, als dereinstiger Genosse jenes Reichs zum Anschauen einer solchen überirdischen Ordnung zu gelangen, und die Töne solcher himmlischen Harmonien zu vernehmen, hat ihm das unvergleichliche Gedicht eingegeben, welches überschrieben ist:

Die Sehnsucht, vom Jahre 1801. — Da nun diese Sehnsucht ein bey ihm herrschendes Gefühl ward, und zugleich mit der Innigkeit derselben die Zweifel an der Möglichkeit ihrer Befriedigung zunahmen; was konnten seine Lippen, so oft sie sich zum Singen öffneten, anderes hören lassen, als Klagetöne?

Wie trübe es nicht selten in seinem Innern aussahe, und daß es Augenblicke gab, in welchen ihm alles menschliche Thun und Lassen, Freuden und Leiden von einem Nichts auszugehn, und in ein Nichts sich aufzulösen schien, erkennt gewiß jeder nicht ohne tiefe Wehmuth in den letzten Strophen des Siegesfestes vom Jahre 1803. — Daher bey ihm über die Untreue der Weisheit dieser Welt, die von den beyden anlockenden Verheißungen, durch Enttäuschung zu veredeln, und durch Wahrheit zu beglücken, nur die eine erfüllend, das Leben verödet, jener an Verzweifelung grenzende Unmuth, der sich in so vielen Gedichten ausspricht, in keinem aber rührender als in dem Liede der Cassandra

vom Jahre 1802. Ausrufe in denselben, wie folgende:

Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm' die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein,
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu seyn.

Meine Blindheit gib mir wieder,
Und den fröhlich dunkeln Sinn,
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben.
Nimm dein falsch Geschenk zurück.

Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

Solche Ausrufe drücken gewiß das Innerste seiner eigenen Empfindung aus, und zeigen, daß in ihm der Kampf zwischen den Ideen und Gefühlen zu einer Heftigkeit gestiegen war, die eine baldige Entscheidung desselben herbeyführen mußte, hätte nicht der Tod ihn gewaltsam plötzlich geendet, so daß es für immer zweifelhaft bleibt, wie er sich würde aufgelöset

haben. Ueber dieſes Wie werden verſchiedene Geſinnte verſchieden muthmaßen. Weichherzige Fromme werden vielleicht urtheilen, daß Gott, der ſich nach ſeinem unerforſchlichen Rathe dem einen enthüllt, und dem andern verbirgt, nicht länger würde geſäumt haben, das treue Streben des nach Ueberzeugung Ringenden zu belohnen, und ſich ihm in der Fülle ſeiner Gnade zu offenbaren, ja daß er ſich ihm ſchon verkündigt habe durch jene wie aus einer andern Welt herüber hallende Geiſterſtimme der Thekla, vom Jahre 1802, die ihm tröſtend zurief:

— Wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
Wer 's glaubt, dem iſt das Heil gezogen.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel.

Die ſtarken Geiſter dagegen, die kein Bedürfniß empfinden, ſich das urſprünglich Wirkende als etwas mit Bewußtſeyn und Freyheit Begabtes zu denken, die den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode als etwas Irreligiöſes verwerfen, dieſe meinen vielleicht, ihn am günſtigſten zu beurtheilen, wenn ſie vorausſetzen, die Vernunft würde mit der Zeit die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht haben, ſo daß er endlich Ruhe gefunden hätte, nicht durch Befriedigung ſeiner Sehnſucht, ſondern durch Erſtickung derſelben.

Wir an unſerm Theile, ohne in dieſes Geheimniß dringen, und durch vorwitziges Beſprechen die Ruhe ſeines heiligen Grabes ſtören zu wollen, begnügen uns, anzumerken, wie beförderlich ein ernſtes Studium dieſes Dichters der Wirkung und Nahrung echter Philoſophie ſeyn könne.

Was Pascal jener zwiſchen der natürlichen und gelehrten Unwiſſenheit in der Mitte ſtehenden Scheinweisheit vorwirft, daß ſie die Kluge ſpiele, und die Welt verwirre, trifft wohl keinen mehr, als jene vorlauten Katheder-Sophiſten, welche dem Geiſt der Lehrlinge in die Feſſeln ihres Syſtems zwängen, und die dürftigen Satzungen desſelben als allgemeingültig aufdringen wollen.

Sollten denn nun edle und der Philoſophie wahrhaft würdige Jünglinge durch das Beyſpiel eines ſo tiefen Denkers, wie der Verewigte war, der es mit ſich und der Wahrheit ſo redlich meinte, gewarnt, nicht ein heilſames Mißtrauen faſſen gegen die Anmaßung jener hochmüthigen Tagesphiloſophen, und zu der Ueberzeugung gelangen, es verhalte ſich mit der Wiſſenſchaft des an ſich Wahren, Guten und Schönen, wie mit der Religion und Tugend, denen man am fernſten iſt, wenn man ſie zu beſitzen glaubt, aber deſto näher zu kommen hoffen darf, ein je tieferes Bewußtſeyn man in ſich von ihrer Unerreichbarkeit trägt.

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung. Erſten Theils erſter und zweyter Band.

Ein Werk, welches gleich bey ſeiner erſten Erſcheinung im Jahre 1788 durch die geſchickte und unterhaltende Darſtellung der Begebenheiten, durch die lebhafte Charakteriſtik der handelnden Perſonen, durch die Kraft und Fülle des Ausdruckes, dem ungetheilteſten Beyfall der Leſewelt erhielt, und ſelbſt den mit größerer Kälte urtheilenden Kenner auf ſeine Vollendung begierig machte; ein ſolches Werk verdiente mehr, als jedes andere, die Aufmerkſamkeit der Kritik, und eine beſcheidene Prüfung ſeines Verfaſſers um den bearbeiteten Gegenſtand. Vielleicht kommt dieſe Prüfung bey der neuen Auflage dieſes Schillerſchen Werkes nicht zu ſpät; vielleicht führt ſie wenigſtens einem oder den andern unbefangenen Leſer auf die ſtille Erörterung der Frage: ob ſich die Wahrheit von der kritiſchen oder von der äſthetiſchen Behandlung hiſtoriſcher Gegenſtände einen größern Gewinn zu verſprechen habe? — Der erſte Band enthält, außer der Einleitung, die drey erſten Bücher der Geſchichte; das vierte Buch und einige Beylagen machen den Inhalt des zweyten Bandes aus. In der Einleitung ſucht der Verfaſſer den Geſichtspunct zu beſtimmen, aus welchem die zu erzählenden Begebenheiten betrachtet werden müſſen, um ein allgemeines Intereſſe zu erwecken. Ganz richtig geht er von der unläugbaren Wahrheit aus, daß eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit

um ihre edelſten Rechte ringt, ungleich mehr Anſpruch auf unſere Bewunderung verdiene, als die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und verderblicher Herrſchbegierde. Wenn er aber hinzuſetzt, daß die niederländiſche Revolution nur durch den Mangel an heroiſcher Größe ausgezeichnet und unterrichtend werde, daß die Bewohner von Holland und Weſtfriesland, und der benachbarten Provinzen, das friedfertigſte Fiſcher- und Hirtenvolk in Europa geweſen, und nur durch den Drang der Umſtände zu Helden gemacht worden ſeyen; ſo läßt ſich dieſe Behauptung unmöglich vertheidigen. Jene Beharrlichkeit in außerordentlichen Anſtrengungen eigenthümlicher Kräfte, die das Weſen der heroiſchen Größe ausmacht, ſie mag nun übrigens das Erzeugniß eines frey emporſtrebenden Geiſtes oder äußerlicher Umſtände ſeyn, kann den vereinigten Niederländern ſchlechterdings nicht abgeſprochen werden: was die von ihnen gerühmte Friedfertigkeit betrifft, ſo beweiſen die langwierigen Händel der Frieſen mit den Grafen von Holland, die häufigen Empörungen der Utrechter und der Gröninger, oder Onnenländer, wider die Biſchöfe von Utrecht, die man in dem Magno Chronico Belgico, bey Joh. de Beka u. a., weitläufig erzählt findet, gerade das Gegentheil von der Vorausſetzung des Verfaſſers. Der Geiſt der Widerſpenſtigkeit war alſo unter dem Volke, welches in den niederländiſchen Unruhen die Hauptrolle ſpielte, ſchon lange einheimiſch, und aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, verliert der Gang der ganzen Revolution ſehr viel von dem Außerordentlichen, welches ihn bey dem erſten Anblicke auszuzeichnen ſcheint. —

So wenig wir übrigens in Rücksicht dieser Grundideen mit dem Verfasser übereinstimmend denken können, so gern lassen wir der kraftvollen und wahren Darstellung der allgemeinen Gründe der Ueberlegenheit der vereinigten Provinzen in dem langwierigen Freyheitskampfe und der damit zusammenhängenden Entkräftung Spaniens (S. 00. u. f.) vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Das auf die Einleitung folgende erste Buch zerfällt in sieben Abschnitte. 1. Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhunderte. Von den drey Hauptvölkerschaften, die in den Zeiten des Cäsar und des Tacitus die nachmahls so genannten Niederlande bewohnten, waren nur die Friesen und die Bataver, Deutsche, die Belgen, die der Verfasser gleichfalls den germanischen Völkern beyzählt, waren Gallier, und nur einzelne deutsche Stämme, z. B. die Ubier, hatten sich in ihren Grenzen festgesetzt. Bey der Anzeige des Umfangs der Monarchie Carls des Großen sind die spanischen, pannonischen und illyrischen Provinzen, auch das mittlere Italien und das wichtige Herzogthum Benevent, vergessen worden. Wenn von dem Vater Philipps des Schönen, Maximilian von Oesterreich, behauptet wird (S. 53), daß er nach dem Tode seiner Gemahlinn, Maria von Burgund, die Vormundschaft seines Sohnes eigenmächtig übernommen habe; so ist dieß nicht ganz richtig. Die Stände von Brabant hatten ihm dieselbe zuerst und freywillig übertragen. Bey der wohl gerathenen Schilderung des frühen Ursprungs der Betriebsamkeit in Fabriken und Handel in den Nie-

derlanden vermiſst man die nicht unwichtige Erwähnung der ſchon zu Carls des Großen Zeiten in Friesland blühenden Wollenweberey, deren Producte nach England ausgeführt wurden. Wenn es heißt, Antwerpen habe in ſeiner blühendſten Handelsgröße hundert tauſend Einwohner gehabt; ſo iſt dieſe Angabe zu geringe. Gegen das Ende des funfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts zählte dieſe Stadt 200,000 Einwohner, und noch jetzt, nachdem ſie ſeit der Plünderung im Jahre 1576 ihrer reichſten Bürger, und in der Folge, ſo wohl bey Gelegenheit einer Empörung im Jahre 1639, als durch eine anſteckende Krankheit im Jahre 1678, allein über 20,000 Einwohner verloren hatte, beträgt ihre Volksmenge nicht weniger als 56,000 Seelen. — Die Behauptung, nach welcher die Buchdruckerkunſt um das Jahr 1428 zu Harlem erfunden worden ſeyn ſoll, iſt unerweislich. Nach Schöpflins kritiſchen Unterſuchungen gebührt dieſe Ehre der Stadt Maynz und den deutſchen Künſtlern, Guttenberg und Schaffer. Der Harlemer Künſtler, Lorenz Janſſen, genannt Küſter, bediente ſich um das Jahr 1428 (nicht 1488, welches wahrſcheinlich ein Druckfehler iſt) in hölzernen Tafeln geſchnittener Schriftzüge, nach Art der chineſiſchen Druckerey, und kannte noch nicht den Gebrauch beweglicher Typen. —

11. Die Niederlande unter Carl V. Zur genauen Beurtheilung und Würdigung der Eingriffe in die Verfaſſung der Niederlande, deren der Verfaſſer den Kaiſer Carl V. ganz ohne Grund beſchuldigt, hätte hier billig eine allgemeine Ueberſicht der niederländi-

ſchen Freyheiten vorangeſchickt werden ſollen. Beſonders hätten die allen Provinzen gemeinen Freyheiten, nach welchen 1) keine Abgaben ohne Einwilligung der Stände aufgelegt, 2) niemand von einem andern als ſeinem competenten Richter gerichtet, und noch weniger 3) außer Landes vor Gericht geladen werden durfte, und die den Herzogthümern Brabant und Limburg, ſeit dem 4. November 1815 eigenthümlichen, in der berühmten Joyeuse Entrée und deren Zuſätzen von 1451, 1457 und 1515 enthaltenen Privilegien, auch die bekannte brabantiſche goldene Bulle eine beſtimmte und zuſammenhängende Erwähnung verdient.

III. Philipp der zweyte, Beherrſcher der Niederlande. Eine im Ganzen treffende Schilderung des Regentencharakters Philipps II. und der allgemeinen Triebfedern ſeiner Staatshandlungen. Nur in der Parallele, die der Verf. (S. 110) zwiſchen dem Kaiſer Carl V. und ſeinem Thronfolger zieht, können wir nicht ganz ſeiner Meinung ſeyn. Philipp II. ſoll ein ſchwacher und beſchränkter Kopf, aber gerechter als ſein Vater geweſen ſeyn. Der unbiegſame Deſpotengeiſt Philipps II., der in einer langen Regierung ſich immer gleich blieb, und durch mannigfaltig gewechſelte Formen ſich den Umſtänden anzuſchmiegen wußte, war doch wohl ohne einen gewiſſen Grad von Geiſtesſtärke und politiſcher Feinheit nicht denkbar, und ließ ſich zwar die Affectation der Gerechtigkeit zum Werkzeuge dienen, aber durch keine Beherzigung des Rechts und Unrechts einſchränken.

IV. Das Inquiſitionsgericht. Am beſten iſt hier die Auseinanderſetzung des Unterſchiedes

zwischen der spanischen und niederländischen Inquisition gerathen. V. Andere Eingriffe in die Constitution der Niederlande. Der Verfasser schränkt sich hauptsächlich auf die Beschwerden der Niederländer, über die Einführung spanischer Truppen ein, ohne der willkürlichen Finanzverwaltung zu erwähnen. VI. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont. Es möchte nicht leicht seyn, die Genealogie des Hauses Nassau, wie der Verf. behaupten will, bis in die Zeiten Pipins von Heristall hinauf zu führen, und aus dem Umstande, daß Adolph von Nassau einige Jahre römischer König (nicht Kaiser) gewesen, einen Wettstreit zwischen den Häusern Habsburg und Nassau zu beweisen. VII. Margaretha von Parma, Oberstatthalterinn der Niederlande. Eine durchaus treffende Zeichnung der Schwächen dieser Prinzessinn. — In dem zweyten Buche wird die Geschichte der niederländischen Unruhen unter folgenden Rubriken bis auf das Jahr 1564 fortgesetzt. I. Cardinal Granvella. Unter dieser Aufschrift liefert der Verfasser eine wohl gerathene und historisch-richtige Darstellung des Genies, des Charakters und der niederländischen Staatsverwaltung dieses berühmten Ministers, die das vorzüglichste Stück in dem ganzen Werke ist. Besonders verdient die Geschichte der Stiftung der neuen Bisthümer in den Niederlanden wegen der fruchtbaren und dabey lichtvollen Kürze, durch welche sie sich auszeichnet, den ganzen Beyfall des Kenners. II. Der Staatsrath. Mit treffenden Zügen werden hier die der wahren Volksfreyheit gefährlichen

Folgen der nach dem Abgange des Cardinals Granvella aus den Niederlanden erweiterten Macht des Adels geschildert. Nur hätten bey der Schilderung des berühmten Viglius von Zwichem, den der Verf. übrigens ganz richtig aus dem Gesichtspuncte seiner gelehrten Schwachheiten betrachtet, die Verdienste, die sich dieser merkwürdige Mann durch die Bekanntmachung der Paraphrase des Theophilus um die Auslegung des römischen Rechts erworben, erwähnt, und bey der Charakteristik des Grafen von Barlaimont, der den gewandten Höfling bezeichnende, unter der Maske der Amtspflicht und der Festigkeit verkappte Despotismus nicht vergessen werden sollen. Der Graf von Mannsfeld, den der Verf. einen gebornen Niederländer nennt, war ein geborner Deutscher. III. Graf Egmont in Spanien. IV. Geschärfte Religionsedicte. Allgemeine Widersetzung der Nation. Lesenswerth, wenn auch nicht ganz befriedigend, ist die Rechtfertigung des Prinzen von Oranien gegen den bey Gelegenheit der von Zwichem widersprochenen, von dem Prinzen aber durchgesetzten Bekanntmachung der neuen Religionsedicte ihm gemachten Vorwurf eines zweyseitigen Betragens. — Das dritte Buch enthält in drey Abschnitten die Fortsetzung der Geschichte bis zum Ausbruche der Bilderstürmerey in den Niederlanden. I. Verschwörung des Adels. Mit echt historischem Geiste ist die Charakteristik der beyden ersten Beförderer und Häupter des bekannten Compromisses der mißvergnügten niederländischen Edelleute, des Grafen Ludwig von Nassau und Heinrichs

richs von Brederode, aus den zusammengestellten Zeugnissen, katholischer und protestantischer Schriftsteller entwickelt. Nur vermißt man ungern eine aus der frühern Geschichte der Niederlande zu entlehnende Darstellung der verfassungsmäßigen Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer solchen allgemeinen Zusammenkunft und Verbindung der Stände, wie diejenige war, die Philipp II. bey seiner Abreise aus den Niederlanden ausdrücklich untersagt hatte, und die jetzt zur Losung des achtzigjährigen Freyheitskriegs wurde. II. Die Geusen. Dieser Abschnitt würde aus van der Vynkts Troubles des Pays bas, wovon in der Ursprache nur sechs Exemplare abgedruckt, zu Zürich aber (1793) eine deutsche Uebersetzung in drey Octavbänden veranstaltet worden, wichtige Zusätze und Berichtigungen haben erhalten können, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, diesen durchaus quellmäßigen Geschichtschreiber hier so wohl als bey verschiedenen andern Kapiteln seines neu aufgelegten Werkes zu benutzen. III. Oeffentliche Predigten. Vorzüglich wohl gelungen ist dem Verfasser die Darstellung der aus der Verschiedenheit des Glaubens der Bundesglieder entwickelten Gründe der allmählichen Auflösung des Geusenbundes. In dem vierten Buch II. Band wird die Geschichte bis zur Abreise der Herzoginn von Parma aus den Niederlanden fortgesetzt. I. Der Bildersturm. Sehr richtig verwirft hier der Verfasser die Meinung derjenigen Geschichtschreiber, die sich ein mühsames Geschäft daraus machen, die Triebfedern dieser gewaltthätigen Auftritte so weit wie möglich herzuholen. II. Bürgerlicher Krieg.

III. Abdankung Wilhelms von Oranien. Charakteristisch ist in dieser Erzählung die letzte Erklärung des Prinzen an die Häupter der niederländischen Calvinisten, und es ist sich zu wundern, daß der Verfasser die erzählte Thatsache nicht benutzt hat, um mehr Licht über den ganzen Handlungsplan des großen Wilhelms zu verbreiten. IV. Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes. V. Alba's Rüstung und Zug nach den Niederlanden. VI. Alba's erste Anordnungen und Abzug der Herzoginn von Parma. Bey der Errichtung des berüchtigten Blutraths hätte erwähnt werden sollen, daß Alba sich, obwohl vergebens, bemühet, einige der größten Rechtsgelehrten seines Jahrhunderts, z. B. den berühmten Franz Baldwin, in denselben zu ziehen. — Den Beschluß machen zwey Beylagen. I. Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne, (S. 229—247) und II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.

Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, erster und zweyter Band.

Ein Werk, das Deutschland mit dem allgemeinsten Enthusiasmus empfing. Wieland urtheilte von dieser Arbeit: Sie hat so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfange unserer Sprache Personen

gibt, die auf einigen Grad von Cultur des Geiſtes Anſpruch zu machen haben. Von einem Schriftſteller verfaßt, deſſen frühere Werke in der dramatiſchen Dichtkunſt ſo wohl als derjenigen, die ſich mehr dem eigentlichen Gebiethe der hiſtoriſchen Muſe nähert, große Erwartungen von dem, was ſein Geiſt in dem Zeitpuncte ſeiner völligen Reife leiſten könnte, erweckt hatten, übertraf ſie ſelbſt diejenigen, zu welchen man ſich durch ſeinen erſten Verſuch im hiſtoriſchen Fache berechtiget hielt, einen Verſuch, der bereits alles, was unſere Litteratur in dieſer Art aufzuweiſen hatte, hinter ſich zurückließ, und natürlicherweiſe in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig iſt, den Wunſch erregen mußte, daß ein Schriftſteller, der bey ſeinen erſten Schritten in dieſer neuen Laufbahn ein ſo entſchiedenes Talent ſich zu einem Platze neben Hume, Robertſon und Gibbon emper zu arbeiten gezeigt hatte, ſich wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich der Geſchichte unſeres Vaterlandes widmen möchte.

In der That finden wir hier mit edler Einfalt, Eleganz und Reichthum die handelnden Charaktere gezeichnet, die Handlungen ſelbſt dargeſtellt, und die tragenden und motivirenden Umſtände herausgehoben. Man erinnere ſich zum Beyſpiele an die Schilderung des Guſtav Adolph.

Später beym Angedenken Johann Friedrichs von Sachſen erhebt ſich der Verfaſſer jenſeits des der hiſtoriſchen Schreibart ſonſt geſtatteten Schwunges. (Cogit enim excedere propositi formam operis erumpens animo ac pectore indignatio. Der aus Gemüth und

Brust hervorbrechende Unwille zwingt die Art des beabsichtigten Werkes zu überschreiten. Velleius.) Wer dergleichen Gefühl nicht hat, wird solch einer Unregelmäßigkeit sich nie schuldig, aber auch nie, weder so ein Buch machen, noch den Ruf desselben erwerben.

So ist auch die Darstellung dessen, was von Gustavs erstem Siege bis an seinen Tod geschahe, mit dichterischem Feuer entworfen, und voll scharfsinniger, politischer und psychologischer Bemerkungen. Einige, nach manchem Lesers Gefühle, etwas zu poetische Bilder würden die großen Alten vielleicht in eine der Reden, womit sie ihre Geschichtbücher belebten, in den historischen Styl selbst aber vielleicht nicht aufgenommen haben. Dafür bedarf aber Schiller keiner erdichteten Reden, da er uns die ganze Masse der dreyßigjährigen Bestrebungen warm, begreiflich, geordnet, wie eine Reihe historischer Gemählde und großer Auftritte, auf den der Fantasie immer frisch erhaltenen Schauplatz jenes Jahrhunderts vorüberführt.

Das Zusammenstellen dieser Frucht der historischen Muse mit jener ähnlichen der dramatischen Dichtung, nähmlich dem Wallenstein, dringt sich jedem Leser von selbst auf. Ein Werk beleuchtet das andere, und es ist auffallend, daß der Wallenstein des Dichters in den Augen seines neuesten Biographen (Siehe den österreichischen Plutarch) vor jenem des Historikers an Wahrheit der Darstellung und Beurtheilung zu gewinnen scheint.

Kleinere prosaische Schriften,

in vier Bänden.

Erster Band.

Der Verfasser selbst deutet in dem Vorberichte auf das hin, wodurch für uns diese Aufsätze noch jetzt anziehend seyn können. Es ist das jugendliche Gepräge ihrer ersten zufälligen Entstehung, es ist die Individualität ihres Urhebers, die sich in charakteristischen Zügen offenbart, und die oft gerade den vollendetesten Werken eines Autors fehlet. Dieses Wiederbesuchen und Wiederfinden eines alten Bekannten muß hier besonders für jene rührend seyn, welche bey der ersten Erscheinung dieser Aufsätze mit dem Verfasser im gleichen Bedürfnisse der Jugend und mit gleicher Wärme philosophirten, dann aber durch die drey philosophischen Schulen, die Kantsche, Fichtesche und Schellingsche, abgekühlt oder geläutert bey dem Anblicke der früheren Ahndungen und Aussprüche des Genies diesen ihre Verehrung und Anerkennung seiner Göttlichkeit nicht versagen können. Doch dürfte dieses vorzüglich bey dem ersten Bande der Fall seyn, und so wie dieser nicht leer an bleibendem Gehalte ist, so nehmen die folgenden Bände an allgemeinem Charakter und wichtigem Inhalte auffallend zu.

1. Die Sendung Moses enthält, wie der Verfasser selbst am Schlusse in der Anmerkung gesteht, keinesweges Originalideen. Richtig und anziehend sind die Darstellung der Würde des hebräischen

Volkes als Bewahrer des Monotheismus, und die Hindeutung auf manche wichtige politische Grundsätze. In so fern aber durch diese Abhandlung die mosaische Geschichte erklärt und berichtigt werden sollte, kann man nicht aburtheilen, ohne vorher sehr wichtige und in der gelehrten Welt oft zur Sprache gekommene Grundsätze der Exegetik festzusetzen, wozu hier weder Zeit noch Raum zu finden ist.

II. Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Diese Abhandlung entwickelt eigentlich das Interesse, welches die Weltgeschichte für den Menschen überhaupt hat, ohne hierbey auf die speciellen Absichten des Diplomatikers, Geschäftsmannes, Juristen u. s. w. zu achten. Sie charakterisirt die Weltgeschichte als eine echt-humane Wissenschaft, leitet besonders auf das Pragmatische hin, und ist ganz gemacht, ein jugendliches Gemüth für ihr Studium zu begeistern.

III. Philosophische Briefe. Das Gemählde eines Jünglings, der zu denken anfängt, aber sich des Gefühls und der Fantasie nicht zu entschlagen vermag. Es ist eine Philosophie des Herzens, dem der Verstand nur dient. Diese Briefe werden nur durch die Wahrheit und Wärme ihrer Darstellung, als Abglanz einer dem forschenden Menschen so natürlichen Entwickelungsstufe auch den interessiren, der schon höher sieht als Julius, welches nicht schwer seyn kann.

IV. Briefe über den Don Carlos. Nach dem, was hier schon über den Gegenstand dieser Briefe vorgekommen ist, haben wir nur nöthig, darauf zu

verweiſen, und bitten, dieſe Briefe damit zu vergleichen.

V. Spiel des Schickſals. Ein Bruchſtück einer wahren Geſchichte. Allerdings ſehr anziehend durch den Stoff und die Darſtellung. Da wir dieſe Geſchichte für wahr halten ſollen, ſo ſind wir gegen die Lücken derſelben gern nachſichtig, und begnügen uns um ſo mehr mit der lebendigen Erzählung.

VI. Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geſchichte. Hier iſt es die Einleitung, die uns durch Originalität und Tiefe ergreift. Was könnte uns auch ſicherer vor moraliſchen Abwegen bewahren, als die klare und kalte Einſicht in den Ideengang, wodurch der Menſch böſe wird? — Nichts als die Vorſicht, mit ſolchen Anatomien des Laſters auch ähnliche der Tugend zu verbinden, damit wir kennen lernen, was den guten Trieb in uns ſtärkt und hebt, und es dann zu ergreifen vermögen.

VII. Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.

Uebergang des Menſchen zur Freyheit und Humanität. Hier kommt Schiller mit Kants Ideen oft in Einklang. Wenn der Philoſoph die erſte entſchiedene Selbſthandlung des Menſchen für kein Unglück, ja faſt für eine nothwendige Uebergangsperiode der ſich entwickelnden Menſchheit hält, ſo darf er ſich darauf zum Theil ſtützen, daß die Geſänge der alten und heutigen katholiſchen Kirche

die Sünde gleichsam glücklich preisen, weil sie einen so großen Erlöser zu bekommen verdiente.

In den folgenden Erklärungen empfiehlt sich durch Faßlichkeit besonders die Erklärung des Unterschieds zwischen den Kindern Elohims und der Menschen. Ueber den ersten König dürfte man ein Kapitel aus Wielands Danischmende mit Nutzen nachlesen.

Vielleicht wären alle diese Deductionen noch besser gerathen, wenn Schiller sich nicht an den Leitfaden der mosaischen Urkunde, sondern an jenen der Reisebeschreiber gehalten hätte, die uns den Zustand der bewegten Wilden, Halbwilden und poliginen Völker schildern.

VIII. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Hier ist das Beste enthalten, was der pragmatische Historiker über diese Gegenstände sagen kann. Wenn zu den Betrachtungen über diese Stoffe auch noch solche über die Reformation und die französische Revolution hinzugekommen wären, so würde man die Hauptmomente der Raisonnements über die mittlere und neue Geschichte beysammen haben. Aber auch so bleiben diese Ideen äußerst merkwürdig, und man wird nicht weit suchen dürfen, um sie glücklich angewendet zu finden.

Zweyter Band.

1. Ueber naive und ſentimentale Dichtung aus den Horen, wo dieſe Abhandlung bekanntlich in zwey Abtheilungen: über das Naive und die ſentimentalen Dichter, zuerſt erſchien. Man würde den Zweck des Verf. verkennen, wenn man die Charakteriſtik der verſchiedenen Arten poetiſcher Empfindung für eine Claſſification der verſchiedenen Dichtarten anſehen wollte; denn die letztere kann nicht von der Empfindung ausgehen, welche den Inhalt des Gedichts ausmacht, ſondern muß von der Art der Darſtellung, in welcher die Form des Gedichtes beſteht, hergenommen werden. Es wird vielmehr hier abgeleitet, wie der Menſch zu den verſchiedenen Arten der poetiſchen Empfindung komme, und wie die zwey urſprünglichen Arten derſelben, weil ſie in der Natur des Menſchen und ſeines Fortſchreitens durch Freyheit zum Ziele der Vernunft gegründet ſind, das ganze Gebieth der Poeſie erſchöpfen, und wenn man das Poetiſche von ihnen abſondert, den ganzen Charakter des Menſchen beſtimmen. „Das Intereſſe des Menſchen an der Natur, als dem bloßen Beſtehen durch ſich ſelbſt, wird nicht durch die Betrachtung der Gegenſtände der Natur und durch ihre Schönheit erzeugt, ſondern durch eine in ihnen dargeſtellte Idee vermittelt. Sie ſind, was wir waren, ehe uns die Cultur von der Natur entfernte, und ein Bild deſſen, was wir durch Cultur endlich werden ſollen; ſie verſchaffen uns den jüngſten Genuß unſerer Menſchheit als Idee, ob ſie uns

gleich in Rückſicht auf jeden beſtimmten Zuſtand unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen. Beſonders ſtark äußert ſich dieſe Empfindſamkeit für Natur bey Betrachtung der Kinder, deren Unſchuld uns eine Vergegenwärtigung, zwar nicht des erfüllten, aber des aufgegebenen Ideals iſt. Dieſe Unſchuld erſcheint vornehmlich dann, wenn ihre Aeußerung mit den Beſtimmungen der Convenienz und ihren Zwecken in einen Widerſtreit geräth, bey welchem jedoch die Natur über die Kunſt in der moraliſchen Schätzung den Sieg davon trägt. Aus dieſem Widerſpruche zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und dem des Verſtandes geht alsdann die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt, und in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen. Es entſteht zugleich bey einer ſolchen Anſicht der Natur eine doppelte Sehnſucht nach ihr, eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, und eine Sehnſucht nach ihrer Vollkommenheit; den Verluſt der erſteren beklagt nur der ſinnliche Menſch, über den Verluſt der andern kann nur der moraliſche trauern. So lange der Menſch noch reine Natur war, wirkte er als ungetheilte, ſinnliche Einheit, und als ein ungetheiltes, harmonirendes Ganzes. Iſt er in den Stand der Cultur getreten, und hat die Kunſt ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene ſinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moraliſche Einheit, d. h. nach Einſicht ſtrebend, ſich äußern. Die Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Empfinden und Denken, die in dem erſten Zuſtande

wirklich Statt fand, exiſtirt jetzt bloß idealiſch, ſie iſt nicht mehr in ihm, ſondern außer ihm, nicht mehr Thatſache ſeines Lebens, ſondern ein Gedanke, der erſt realiſirt werden ſoll. Wendet man nun den Begriff der Poeſie, der kein anderer iſt, als der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, auf jene beyden Zuſtände an; ſo ergibt ſich, daß in dem Zuſtande natürlicher Einfalt die möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen, im Zuſtande der Cultur hingegen die Darſtellung des Ideals den Dichter machen muß. Der Dichter wird entweder Natur ſeyn, oder er wird die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwey ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebieth der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird, und alle Dichter, die es wirklich ſind, werden entweder zu den naiven oder zu den ſentimentalen gehören. „Es ſey vergönnt, zu dieſem, ſo viel als möglich, mit den Worten des Verf. ausgezogenem Inhalte der Einleitung zu der eigentlichen Abhandlung einige Bemerkungen zu machen, welche durch Vergegenwärtigung des ganzen Ganges, welchen der Verf. nahm, und durch Zuſammenhaltung der in ſeinen übrigen poetiſchen und proſaiſchen Schriften enthaltenen Anſichten entſtanden ſind. Alle Erklärungen, welche von Kunſt, und folglich auch von Poeſie, in ſo fern ſie Kunſt iſt, gegeben werden können, kommen in ihrem Weſentlichen darauf hinaus, daß Kunſt in einem Darſtellen des Unendlichen für die ſinnliche Anſchauung beſtehe. (Denn um es im Vorbeygehen zu erinnern, ein Darſtellen des Unendlichen im Endlichen, kann auch für den

Verſtand und für die Vernunft Statt haben, und iſt im erſten Falle Wiſſenſchaft, das Dargeſtellte Wahrheit, im zweyten Sittlichkeit, das Dargeſtellte Tugend.) Da aber alle Anſchauung des Unendlichen, wenn man von der Zeit abſtrahirt, bloß Anſchauung einer Harmonie, (d. i. Gefühl der Identität in und durch die Duplicität) iſt; ſo iſt die Kunſt nur durch einen ſynthetiſchen Act möglich, durch welchen die Einheit in der Idee hergeſtellt werden ſoll. Jede Syntheſis iſt aber nur unter Bedingung einer vorhergehenden Antheſis, folglich auch Kunſt, in ſo fern ſie Kunſt iſt, nur möglich in einem dem Idealen ganz entgegengeſetzten Zuſtande, nähmlich in dem Zuſtande der durch Cultur aufgehobenen Einheit oder Theſis der Natur. So lange dieſe Einheit noch nicht aufgehoben iſt, und ſo bald ſie — den unmöglichen Fall indeſſen als möglich zu ſetzen — durch Syntheſis vollkommen wieder hergeſtellt iſt, läßt ſich die Kunſt gar nicht denken. Wenn alſo der Dichter in einem kindlichen Alter der Menſchheit die Wirklichkeit treu und vollſtändig darſtelle, ſo handelt er nicht als Dichter, ſondern nur als Bewahrer der Tradition. Erſt ſpäter, wenn die Cultur die Einheit der Natur aufgehoben hat, wird ſein Werk zum Gedichte, aber nicht deßwegen, weil er die Wirklichkeit nachahmte, ſondern weil er die Einheit, welche im Stande vor der Cultur geſucht wird, darſtellte. Es iſt gleichgültig für das reine äſthetiſche Gefühl, ob dieſe Einheit wirklich war, und ob ſie der Dichter aus ſeiner Wirklichkeit herausnahm, oder durch ſeine Fantaſie ſchuf; im Gegentheil möchte wohl keine exiſtirende

Wirklichkeit so reiner Natur seyn, daß ihre treue Nachahmung den Zweck der Kunst befriedigte. Das naive Gedicht ist auch überhaupt nicht deßwegen schön, weil es eine Natur aufstellt, sondern weil diese Natur rein, d. i. ursprünglich ideal erscheint, also ist das Wohlgefallen an dieser Dichtart allezeit durch das Sentimentale in der Empfindung des Zeitalters bedingt, und jeder Dichter, in so fern er Dichter ist, geht nur mehr oder weniger mit Bewußtseyn vom Sentimentalen aus und an das Gedicht. Die Idylle, deren ausführlichere Theorie der Verf. für eine andere Zeit ankündigt, ist die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit. Sie ist zwar hier unter die sentimentale Dichtart gezählt, dennoch aber unterscheidet der Verf. eine naive und eine sentimentale Idylle, und es läßt sich auch wohl nicht läugnen, daß die Idylle ihrem wahren Wesen nach, bloß naive Dichtung seyn solle. Es gibt nicht allein im Zustande vor der Cultur, welcher die Hirtenidylle darstellt, sondern auch im wirklichen Leben unter dem Fortgange der Cultur, Situationen, welche entweder ihrem Wesen nach von dem verderblichen Einflusse der Cultur freygeblieben sind, oder in welchen glückliche Verhältnisse, und ein gleicher Grad moralischer und ästhetischer Cultur der zusammentreffenden Personen dieselbe Ruhe und Harmonie, wie im Ideale der Unschuld, und was das Vorzüglichste ist, mit derselben Realität, welche die Natur hat, hervorbringen. Der Dichter, welcher eine solche Situation in ihrer vollkommenen Wahrheit, abgesondert von aller Wechselwirkung mit dem Drucke der Convenien-

und doch als vollendetes Ganzes, in aller ſeiner Begrenztheit auffaſſen und poetiſch darſtellen könnte, würde hierin den Forderungen einer Theorie der naiven Idylle völlig Genüge geleiſtet haben; denn alles, was zeither die Theorie der Idylle mehr durch glückliche Ahndung der Theoretiker geleitet, als auf richtige Expoſition der Natur der Idylle geſtützt, forderte, wird unter jenen Bedingungen ſelbſt nothwendig herbeygeführt. Ob es aber möglich ſey, die Aufgabe einer ſentimentalen Idylle, „welche die Unſchuld auch in Subjecten der Cultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten, feurigſten Lebens, des aufgeklärteſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführe, welche mit einem Worte den Menſchen, der nun einmahl nicht nach Arkadien zurückkam, bis nach Elyſium führen," — zu realiſiren, möchten wir wohl, dafern der Verf. nicht mit dieſen Worten vielleicht die Darſtellung einer Situation von der angegebenen Art in höchſter Potenz bezeichnen wollte, in Zweifel ziehen; wenigſtens würde eine ſolche Idylle entweder nicht der Aufgabe nach, ſentimental ſeyn können, oder ſie würde ſich mehr der epiſchen als idylliſchen Dichtung nähern. Denn daß ein Gemählde reiner Humanität in dem Gemüthe, welches ſich zu dieſer Reinheit noch nicht erhoben hat, eine ſentimentale oder doch wehmüthige Empfindung zurücklaſſen würde, ändert den Charakter der naiven Dichtungsart, welcher in der vollkommenen Begrenztheit und dem darauf beruhenden Scheine der Realität beſteht, nicht, und iſt, wie oben erinnert worden, der Fall bey allem, was naive Dichtung genannt werden kann.

Betrachtet man hingegen die von dem Verf. problematiſch aufgeſtellte Idylle als naives Gedicht, ſo iſt deſſen ungeachtet das Hervorbringen der Bewegung mit keiner gröſsern Schwierigkeit verbunden (wie der Verfaſſer zu vermuthen ſcheint), als bey jedem andern Gedichte in der naiven Gattung. Denn die Ruhe iſt ſich allzeit gleich, ſie werde durch die aufhebende Entgegenſetzung der geringſten oder der höchſten Kräfte hergeſtellt, und im Gegentheile dürfte wohl die gröſsere Vielſeitigkeit des Stoffes in der idealen Idylle die Arbeit erleichtern, wenn nicht zugleich die Aufgabe, den reinen Zuſtand in ſeiner vollkommenſten Begrenztheit aufzuſtellen, eine Schwierigkeit enthielte, deren Ueberwindung wohl nur einem rein cultivirten, und dabey höchſt genialen Geiſte gelingen möchte. Das Ideal der Humanität nähmlich, welches die ideale Dichtung überhaupt als ein Werdendes aufſtellt, erſcheint hier in dieſer Art der Idylle als fixirt, ungefähr auf dieſelbe Art, wie das beſtimmte Naturproduct als Hemmungspunct in der Reihe der Evolution angeſehen werden muſs, deſswegen iſt aber die Realität in der Idylle ſo wenig das Ideal ſelbſt, als das erſcheinende Product das abſolute Product iſt. Dieſes, ſo wie jenes, iſt bloſs im Werden, wie eine philoſophiſche Anſicht der Zeit zur vollen Evidenz erhebt. Voſs hat die Aufgabe einer Idylle im Zuſtande der Cultur in ſo weit gelöſet, daſs er Situationen für ſeine Louiſe wählte, welche von dem verderblichen Einfluſſe der Cultur gewöhnlich verſchont bleiben, wenn auch der Charakter der dabey intereſſirten Perſonen nicht von der höchſten, ſondern nur von einer für die Reinheit der

Situation hinlänglichen Cultur zeigt; ihre Handlungsweise wird daher meiſten Theils durch die Situation, nicht dieſe durch die Handlungsweiſe der Perſonen beſtimmt, wie es bey der zweyten Art einer idealen Idylle geſchehen würde, wo die Gleichheit des höchſten Grades der Cultur unter den handelnden Perſonen die idylliſche Ruhe herbeyführen ſoll. In dieſer Art hat bis jetzt noch niemand einen Verſuch gemacht, und überhaupt möchten wir außer der Louiſe noch keine Idylle in dieſer ganzen Gattung beſitzen. Göthe's Hermann und Dorothea hat wohl nie ſelbſt Anſpruch auf dem Nahmen einer Idylle gemacht, und gab vielleicht nur durch manche zufällige Eigenſchaften Veranlaſſung zu einer Vergleichung mit Voßens Luiſe; das überaus zarte Gedicht: die Schweſtern von Lesbos hat offenbar, in Plan und Ausführung, zu viel Elegiſches, um Idylle genannt werden zu können, und die andern neuern Gedichte, welche man ihrer äußern Form wegen wohl zuweilen Idyllen nennen hört, ſind gerade in den Stellen, welche poetiſch in ihnen ſind, am wenigſten idylliſch. —

II. Ueber Anmuth und Würde. Dieſe ausgezeichnet ſchöne Abhandlung aus der Thalia 1793 iſt zu allgemein bekannt, als daß ſie einer ausführlichen Anzeige bedürfte. Das Symbol eines Gürtels der Anmuth, welchen die griechiſche Fabel der Göttinn der Schönheit beylegt, gibt dem Verf. Gelegenheit, den Begriff der Anmuth aus dieſer Fabel zu entwickeln, und ſodann auf dem Wege der philoſophiſchen Unterſuchung zu zeigen, „daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen zu rühmen habe, die der

Sinn

Sinn nicht schon dunkel geahndet und die Poesie nicht geoffenbaret hätte. Die Schönheit an sich selbst (architectonische Schönheit) ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen; sie entspringt bloß in der Sinnenwelt, und wendet sich auch bloß an das sinnliche Erkenntnißvermögen. Gleichwohl gefällt das Schöne der Vernunft; es muß also der sinnliche Gegenstand, welchem die Schönheit zukommt, fähig seyn, Object der Vernunft zu werden, und Ideen auszudrücken. Es ist nähmlich nicht nothwendig, daß die Vernunft die Ideen aus den Erscheinungen herausziehe, wie dieses bey der Vollkommenheit geschieht; sie kann sie auch in denselben hineinlegen, und dieses ist der Fall bey dem Schönen, welches objectiv der Sinnenwelt, subjectiv aber, wegen dieses Verhältnisses zur Vernunft, der intelligibeln Welt angehört. „Durch welche objective Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig werde, einer Idee zum Symbole zu dienen," verspricht der Verfasser in einer künftigen Analytik des Schönen aus einander zu setzen. Allein es möchte wohl, wie er selbst in den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen bekennt, weder der Vernunft noch der Erfahrung möglich seyn, uns zu belehren, wie Schönheit seyn könne. Denn wenn sie wirklich eine Darstellung des Unendlichen für sinnliche Anschauung, also nicht für Begriffe ist, so kann sich das Mittel ihrer wirklichen Darstellung selbst nur in der Anschauung und nie im Begriffe deutlich machen lassen, und die Frage: wie ist Schönheit möglich? nie anders als durch wirkliche Darstellung und An-

schauung des Schönen beantwortet werden können. In dieser Abhandlung erklärt der Verfasser die Rigidität der Kantischen Darstellung von Pflicht aus der Larität der populären Moralphilosophien, welche den Verfasser der Kritik in die Nothwendigkeit setzten, nicht allein die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Bekanntlich stimmte Kant in seiner Schrift, die Rel. innerh. d. G. d. V. dieser Ansicht nicht bey, und bestand auf seinem Rigorismus.

III. Ueber die nothwendigen Grenzen beym Gebrauche schöner Formen, aus den Horen. Man kann diese Abhandlung nicht nur ihrer Stelle in dieser Sammlung, sondern auch ihres Inhaltes wegen, als einen Anhang zu der vorhergehenden betrachten, indem sie den Mißverständnissen vorbeugt, welche vielleicht durch die der Anmuth wegen geforderte Uebereinstimmung zwischen Pflicht und Neigung veranlaßt werden könnten.

Dritter Band.

I. Ueber das Erhabene, eine noch ungedruckte Abhandlung. Sie ist ihrem Zwecke und ihrer Behandlungsart nach von der ehemahls unter ähnlichem Titel in der Thalia erschienenen verschieden, und steht zu den folgenden Briefen über ästh. E. d. M. ungefähr in demselben Verhältnisse, wie der letzte Aufsatz des zweyten Bandes zu dem vorletzten. „Das Erhabene, sagt der Verfasser, muß

zu dem Schönen hinzukommen, um die äſthetiſche Beziehung zu einem vollſtändigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menſchlichen Herzens, nach dem ganzen Umfange unſerer Beſtimmung, und alſo auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.“ Es iſt gewiß, daß ohne das Erhabene das Menſchengeſchlecht nie zur Menſchheit würde erzogen werden können; allein hieraus folgt nicht, daß es, um das Ideal zu vollenden, zu dem Schönen hinzukommen müſſe, es könnte vielleicht dem Schönen untergeordnet ſeyn, und den Menſchen zum Gefühle des wahren Schönen nur vorbereiten. Auf eine ſolche Anſicht deutet der Verfaſſer in mehreren Stellen ſeiner äſthetiſchen Schriften, und unterſcheidet ſich dadurch von der gewöhnlichen Anſicht der Aeſthetiker, welche aus einer ſehr natürlichen Täuſchung das Erhabene in der äſthetiſchen Würdigung über das Schöne ſetzen, ſo wie ſie das Angenehme dem Schönen unterordnen. Aber nur in Bezug auf äſthetiſche Erziehung kann dem Erhabenen vor dem Schönen der Vorzug zugeſprochen werden, nicht in Beziehung auf das Ideal. Denn zum reinen Ideale wird Harmonie, als das Weſen deſſelben, erfordert, das Erhabene aber iſt nur durch eine Entzweyung des Menſchen möglich, und hebt alſo dieſe Harmonie auf, welche nur in der Schönheit beſtehen kann. Hat ſich der Menſch zur ſchönen Kunſt erhoben, ſo vergißt er den Schritt, durch welchen er dazu gelangte, und genießt in ſeinem Handeln und Empfinden die reinſte Ruhe, wiewohl er durch den Weg, welchen er dazu einſchlagen mußte, ſicher iſt, daß er nicht durch Gunſt der Na-

tur, sondern durch Freyheit seinen Platz behauptet. Er wird erhaben seyn können, so bald es nöthig ist, aber das Erhabene wird ihm nicht selbst Zweck werden, es ihm nur als Gegengewicht dienen, wenn die Harmonie, deren Darstellung sein einziger Zweck ist, gestört werden sollte. In der That scheint auch alle Kunst in ihren früheren Perioden erst erhaben gewesen zu seyn, ehe sie sich zur schönen Kunst erhob, nur daß das Erhabene in dem roheren Zeitalter sich nur in dem Kolossalen, Ungeheuern, Gräßlichen zeigte, aber wie das Spiel und die Neigung zum Putze, nach des Verfassers unübertrefflich schöner Auseinandersetzung den Weg zu dem Schönen (durch das Angenehme nähmlich) bezeichnet, so bezeichnet jenes Wohlgefallen am Ausserordentlichen den Weg zu demselben Ziele durch das Erhabene. Es ist hieraus leicht begreiflich, wie die Meinung entstanden sey, daß die erhabene Kunst besonders eine moralische Tendenz, und deßwegen so wohl, als überhaupt wegen der Herrschaft des Uebersinnlichen in ihr, einen höhern Werth als die schöne Kunst habe. Allein in der ästhetischen Beurtheilung erhebt sie diese Eigenschaft nicht über die schöne Kunst, welche die Moralität voraussetzt, auf welche die erhabene erst abzweckt; als Erziehungsmittel hingegen ist die erhabene Kunst allerdings wirksamer, weil die reine Schönheit nicht für den Zögling, sondern nur für den gebildeten Menschen ist. Aus diesem Gesichtspuncte wird die

II. Abhandlung in Briefform: über ästhetische Erziehung des Menschen, aus den Horen, zu betrachten seyn, und wenn wir den Sinn

des Verfaſſers nicht verfehlt haben, ſo möchten wohl die eben abgeleiteten Sätze wiederum als Reſultate dieſer Abhandlung hervorgehen. „Der Menſch beſitzt die Fähigkeit, die Schritte, welche die Natur mit ihm anticipirte, durch Vernunft zu wiederholen, und ſo die phyſiſche Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben. Der Naturſtaat, welcher ſeine Einrichtung nur Naturgeſetzen verdankt, ſoll alſo aufgehoben, und an ſeiner Stelle ein moraliſcher, auf Vernunftgeſetzen beruhender Staat errichtet werden. Allein jener Nothſtaat kann, ohne die Exiſtenz der Geſellſchaft aufzuheben, nicht vernichtet werden, bis die Bedingungen geſichert ſind, unter welchen ein Vernunftſtaat möglich iſt. Während der Exiſtenz des phyſiſchen Staates muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft eine Stütze geſucht werden, welche ſie von dem aufzuhebenden Naturſtaate im Voraus unabhängig macht. Dieſe Stütze kann ſich ſo wenig in dem ſittlichen als in dem phyſiſchen Charakter des Menſchen finden, ſondern ſetzt die Erzeugung eines dritten Charakters voraus, welcher mit jenen beyden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwickelung zu hindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfande der unſichtbaren Sittlichkeit diente. Das Werkzeug hierzu iſt die ſchöne Kunſt. Um dieſe gegen den auf angebliche Erfahrungen gegründeten Vorwurf zu ſchützen, daß die äſthetiſche Cultur nur auf Koſten der Selbſtſtändigkeit einer Nation bisher erlangt worden ſey, leitet der Verfaſſer aus einer an-

dern Quelle, als der Erfahrung, dem reinen Vernunftbegriffe der Schönheit ab, welcher nur auf dem Wege der Abstraction gesucht werden muß, und schon aus der Möglichkeit der sinnlich vernünftigen Natur gefolgert werden kann. Das Höchste, wozu die Abstraction gelangt, ist dieses, daß sie in dem Menschen die Person (das Beharrende) und den Zustand (das Wechselnde) unterscheidet, und auf diesen Unterschied gründen sich die zwey Fundamentalgesetze der sinnlich vernünftigen Natur. Das eine dringt auf absolute Realität, das andere auf absolute Formalität, und beyde Aufgaben in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zum Begriffe der Gottheit zurück. Wir weisen aber zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, welche man, so bald sie uns antreiben, ihr Object zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennen kann. Nun stellt der Verfasser auf, a) den Stofftrieb, b) den Formtrieb. Ueber die Sphären dieser beyden Triebe zu wachen, und einem jeden seine Grenze zu sichern, ist die Aufgabe der Cultur, die vollkommene Wechselwirkung zwischen ihnen im eigentlichsten Sinne die Idee der Menschheit. Nun kommt der Verfasser auf den Spieltrieb, in welchem jene beyden a und b verbunden wirken. Der Gegenstand des Stofftriebes heißt Leben; jener des Formtriebes Gestalt; der Gegenstand des Spieltriebes wird also lebende Gestalt heißen können, ein Begriff, welcher dem zur Bezeichnung dient, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt. Das Gleichgewicht der Realität und Form in der

Schönheit bleibt aber immer nur Idee, welche in der Wirklichkeit nie erreicht werden kann. Daher ist jede Schönheit entweder eine energiſche oder eine ſchmelzende. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Form iſt die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmackes hingegen die energiſche. Die ſchmelzende Schönheit befreyet von der Anſpannung, welche entweder vom Zwange der Empfindung oder vom Zwange der Begriffe herrührt; im erſten Falle beſänftiget ſie als ruhige Form das wilde Leben, und [illegible] Uebergang von Empfindung zu Begriffen; im zweyten rüſtet ſie die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft aus, und führt den Begriff zur Anſchauung, das Geſetz zum Gefühle zurück. Wie die Schönheit dieſe doppelte Wirkung hervorzubringen im Stande ſey, ſetzt der Verfaſſer im achtzehnten und den folgenden Briefen bis zum zwey und zwanzigſten aus einander; es muß nähmlich, um dieſes möglich zu machen, ein Zuſtand der Beſtimmbarkeit wieder hergeſtellet werden, welcher ſich vom urſprünglichen, beſtimmungsloſen Zuſtande dadurch unterſcheidet, daß ſeine Indifferenz in Anſehung der Beſtimmtheit nicht durch Mangel, ſondern durch Gleichgewicht entſtanden iſt. Eine ſolche mittlere Stimmung, durch welche das Gemüth von der Empfindung zum Gedanken übergehet, und worin es weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt und doch auf beyde Arten thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freye Stimmung zu heißen, und zwiſchen der phyſiſchen und logiſchen oder moraliſchen als äſthetiſchen

in der Mitte zu ſtehen. Die Wahrheit dieſer Auseinanderſetzung iſt nicht zu verkennen; allein es ſcheint dem Verfaſſer etwas begegnet zu ſeyn, was in dieſer Region des Denkens einem ideenreichen und dabey ſyſtematiſchen Geiſte, eben wegen ſeines Strebens nach Totalität der Erkenntniß ſehr leicht begegnen kann, daß er nähmlich mehr bewieſen hat, als in ſeinem Plane lag, und daß hierdurch, wenn auch ſein Zweck nicht ganz verfehlt, doch die Organiſation, welche man in ſeinen übrigen Schriften bewundert, etwas geſtört wird. In der That hat Schiller um ſein Zeitalter das ſeltene, gewöhnlich mit Undank belohnte Verdienſt, jenes auf den Standpunkt erhoben zu haben, von welchem aus es ihn ſelbſt zu beurtheilen fähig iſt.

Wenn der Verfaſſer bey der Erklärung des äſthetiſchen Zuſtandes dieſem den logiſchen und moraliſchen, als Zuſtände der Beſtimmung, entgegenſetzt, und den äſthetiſchen, ſeiner geforderten Beſtimmungsloſigkeit ungeachtet, immer auf Schönheit beſchränkt, und bloß der Schönheit wegen ableitet; ſo macht er ſich einer Inconſequenz ſchuldig, deren Gefühl er einige Mahl ſelbſt gehabt, aber nicht zum vollen Bewußtſeyn erhoben zu haben ſcheint.

Der Zuſtand des Menſchen iſt beſtimmt, entweder von außen, durch Natur mit dem Bewußtſeyn zugleich, oder von innen, durch freye Selbſtthätigkeit. Die letzte kann ſich aber in der Beſtimmung des Zuſtandes nicht wirkſamer zeigen, wenn nicht vorher die äußere Beſtimmtheit durch ein inneres Gegengewicht aufgehoben, und alſo ein Zuſtand der In-

differenz entſtanden iſt. Dieſes Gegengewicht iſt nun nichts anderes, als die vernünftige Natur, Freyheit, Formtrieb. Hierdurch entſteht nun Indifferenz, aber eben wegen dieſer Indifferenz, ſo wenig etwas auf Schönheit als auf Wahrheit ſich Beziehendes, und hier liegt der Irrthum des Verfaſſers. Durch die Schönheit nähmlich iſt die geforderte Indifferenz ſchon aufgehoben; denn die Selbſtthätigkeit, welche wegen der hergeſtellten Indifferenz frey wirken konnte, und als Thätigkeit eines endlichen Weſens auf beſtimmte Art wirken mußte, [illegible] auf beſtimmte Art geäußert, ſo äußerte ſie ſich in dem, was wir Wahrheit nennen, als Verſtand, alſo ebenfalls auf beſtimmte Art, äußert. Indem nun der Verfaſſer ſeinen äſthetiſchen Zuſtand auf Schönheit bezieht, ſo will er ihn als einen beſtimmungsloſen und doch zugleich beſtimmten Zuſtand zugleich ins Gleichgewicht und mit einer Störung des Gleichgewichtes geſetzet haben, je nachdem er ihn während ſeiner Deduction als Zuſtand überhaupt, oder zum Behufe derſelben als äſthetiſchen Zuſtand, aber in einem andern Sinne, als er ſelbſt behauptet, anſieht, — und hierin liegt die erwähnte Inconſequenz. Jener beſtimmungsloſe Zuſtand würde vielleicht richtiger der vernünftige oder freye Zuſtand genannt werden können. Er exiſtirt aber nie in ſeiner Abſolutheit, ſondern iſt nur, der Natur des Abſoluten gemäß, das Wahre an ſich jedes beſtimmten Zuſtandes, welcher die Erſcheinung jenes an ſich iſt. Weil nähmlich die Freyheit ihrer Form nach zwar endlich, aber ihrem Weſen nach

unendlich iſt, ſo ruhet ſie nicht, wenn ſie mit der dem Weſen nach endlichen, der Form nach aber unendlichen, phyſiſchen Kraft in ein Gleichgewicht getreten iſt, ſondern ſie wirkt fort über das Gleichgewicht hinaus, und dieſes iſt es, was der Verfaſſer Freyheit genannt haben will, und zuweilen auch Willen nennt, weil nähmlich das, was über dieſes Gleichgewicht hinaus geſchieht, nicht mehr durch Nöthigung erfolgt, und die phyſiſche Kraft nur dient, um das Wirken der Freyheit dem endlichen Erkenntnißvermögen durch Beſtimmen vernehmbar zu machen. Deßwegen verhält ſich im Reiche der Freyheit alles umgekehrt als im Reiche der Nothwendigkeit; was in dieſem das Beſtimmende iſt (der vernünftige Trieb), wird in jenem das Beſtimmbare: in dieſem wirkt die Natur, und die Freyheit ertheilt die Form; in jenem wirkt die Freyheit, und die Natur nimmt ſie auf in ihre Geſtalten; darum iſt der bildende Künſtler an die Normalformen der Erſcheinungen und der Dichter an die Richtigkeit der Begriffe gebunden. Nur durch dieſe gegenſeitige Austauſchung ihrer Functionen können die unvereinbar ſcheinenden Grundkräfte in einander verſchmelzen, und es wird im Gebiethe des Geiſtes eine Organiſation möglich, in welcher, wie im Organismus der Natur, die reinſte Wechſelwirkung des Stoffes und der Form in dem Schönen, Wahren und Guten ſich zeigt. Wird nähmlich jene Abſolutheit von der Freyheit nach dem Geſetze der Erſcheinungen beſtimmt; ſo zeigt ſie ſich als Schönheit: daher nennt auch der Verfaſſer in einer andern Abhandlung die Schönheit ein bloßes Werk

der Natur, welches der Vernunft als Symbol für eine Idee dient. Man ſieht alſo, daß der äſthetiſche Zuſtand, weil er allezeit auf Schönheit bezogen werden muß, ſo wenig der vom Verfaſſer poſtulirte beſtimmungsloſe Zuſtand iſt, als der logiſche und moraliſche ausſchließlich beſtimmte Zuſtände ſind. Der Grund des Irrthums liegt aber darin, daß der Verfaſſer ſich bloß bey Betrachtung des äſthetiſchen Zuſtandes durch ſeine vortreffliche Darſtellung deſſelben auf dem wahren Standpuncte der Anſchauung befand, welcher ihn dieſen Zuſtand ganzlich in aller Continuität eines wahren Zuſtandes erblicken ließ, auf den logiſchen und moraliſchen Zuſtand hingegen ſah er bloß vom Standpuncte der Reflexion, wo ihm nicht der Zuſtand, ſondern die einzelnen Handlungen, alſo die Wahrheit und Tugend nicht als im Zuſtande gegründet, d. h. nicht frey, ſondern als durch Geſetze gefordert, d. h. mit Nöthigung erſchienen. Man übereile ſich aber hierdurch nicht zu dem Urtheile, als ob der Hauptzweck dieſer Briefe verfehlt wäre. Es iſt von einer andern Seite gewiß, daß Schönheit das ſicherſte Mittel iſt, den Menſchen von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem vernünftigen zu erziehen Denn um nur dem phyſiſchen Triebe das volle Gegengewicht ſetzen zu können, muß ein Erweckungsmittel für dieſes Gegengewicht gefunden werden, damit es bis zum Gleichgewichte ſteige, und dieſes iſt allerdings die Schönheit, wiewohl, aus leicht zu begreifenden und oben ſchon bemerkten Gründen, nicht in ihrer reinen Geſtalt, ſondern in den entgegengeſetzten Richtungen ihrer ei-

genen aufgehobenen Indifferenz, als Erhabenes und Angenehmes. Das erstere bringt den Barbaren, das letztere den Wilden auf die erste Stufe der Humanität. Das Wahre und Gute hat zwar ebenfalls, so wie das Schöne, seine zwey Pole, von welchen es der Mittelpunct ist, und welche sich vor dem Zustande jener activen Bestimmungslosigkeit in den entgegengesetzten Systemen der Metaphysik und Sittenlehre sehr deutlich offenbaren; allein da Idee und Begriff die Anschauung voraussetzen, so wird die Erziehung des Menschen, so wie sein Bewußtseyn, allezeit mit Bildung der letztern anzufangen haben.

Ueber das Pathetische aus der Thalia. Die tragische Kunst soll das Leiden, nicht des Leidens wegen, darstellen, sondern nur, damit sich die höhere Natur durch den moralischen Widerstand gegen das Leiden, welches bloß die sinnliche Natur afficiren soll und darf, offenbaren könne.' Wie der Ausdruck dieses moralischen Widerstandes von dem Künstler in seiner Darstellung zu bewirken sey, ist der Inhalt dieser vorzüglichen Abhandlung, welche zu reichhaltig in jeder Rücksicht ist, um einen Auszug zu gestatten.

Vierter Band.

Diese Blätter, an reicher, tiefer Bedeutung gleich den sybillinischen, doch durch Klarheit der Gedanken und Schönheit des Ausdrucks verständlich, als wären sie ein Theil des großen Buches der Natur, zeigen uns in den ersten vier Aufsätzen: — Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet (abge-

druckt aus der rheinischen Thalia.) — Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände (aus der neuen Thalia) — Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (aus eben derselben.) — Ueber die tragische Kunst (a. e. d.) — den trefflichen Verfasser als scharfsinnigen Philosophen und Kritiker im ästhetischen Gebiethe. Der hohe reine Begriff der Kunst, der frühe ihm vorschwebte, und immer mehr die Seele seiner eigenen Dichterwerke geworden ist, wird hier fest begründet, deutlich bestimmt und vielfach beleuchtet. [redacted] durchgeführte Satz: daß die Kunst keinen moralischen Zweck habe, jedoch den ihr eigenen (ohne Bestechung der Sinnlichkeit zu vergnügen) nur unter moralischen Bedingungen und durch moralische Mittel erreichen könne, ist der Faden, an welchen sich die Perlen wichtiger Schlüsse und anziehender Betrachtungen reihen. In No. 4 erschöpft der Verfasser seine Materie mit einem Tiefsinne, der um so bewundernswürdiger ist, als er nur selten mit den glänzenden Eigenschaften, die Schillern, dem Dichter zukommen, sich gattet. Die Ideen, die Axiome, die er hier aufstellt, sind seit der Zeit, da diese Aufsätze zuerst erschienen, so allgemein in Umlauf gekommen, und als so vollgültig anerkannt worden, daß eine weitläuftige Erklärung und eine ausführliche Würdigung derselben hier am unrechten Orte stehen würde. Das „Schreiben an den Herausgeber der Propyläen" enthält die Bemerkungen und Gefühle des Verfassers bey Gelegenheit der über die Sujets: „Hectors Abschied von Andromacha," und „der Raub der Pferde des Rhesus," verfertigten und an Göthe

eingesandten Gemählde. Die aus der allg. Lit. Zeit. aufgenommene „Recension von Bürgers Gedichten" begreift die auf letztern angewendeten Ideen des Verfassers von der lyrischen Dichtkunst. Sie hat zu ihrer Zeit so viel Aufsehen gemacht, und zu so vielen Debatten für und wider Anlaß gegeben, daß nichts überflüssiger wäre, als wenn man jetzt noch zu diesen sein Schärflein nachliefern wollte. Die preisende „Anzeige des Tübingischen Gartenkalenders auf das Jahr 1795" beschäftiget sich mit der Würdigung der Gartenkunst und dem Tadel der Abwege, die bisher so häufig in diesem Gebiethe betreten worden sind. Die „politischen Egmonte" ist einer der wenigen Actenstücke aus dem Archive der Gerechtigkeit, die ein großer Mann dem andern widerfahren läßt. Göthens unvergleichliche Anschauungs- und Darstellungsgabe wird erhoben, wie sie es verdient, und nur gegen Egmonts Charakterschilderung, wie gegen die schließende Vision, Manches erinnert. Die gleich den oben angezeigten aus der allg. Lit. Zeit. hier eingerückte „Recension der Matthisonschen Gedichte" ist zugleich eine vortreffliche Abhandlung über poetische Landschaftsmahlerey. „Die Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst (hier zum ersten Mahle gedruckt)" sind so, wie man sie von einem Dichter erwarten muß, der die anhaltendste Tendenz nach dem Ideal in allen seinen Werken, und in jedem neuern immer kräftiger, bewiesen hat, dessen Seele keines gemeinen Gedankens, dessen Sprache keines gemeinen Ausdrucks fähig ist, unter dessen Händen, wie Knigge irgendwo von ihm sagt, was er nur immer angreift, hold wird.

Von dem Fragmente: der Menſchenfeind, das vielmehr ein Torſo heiſſen könnte, war ſchon früher die Rede.

Der Geiſterſeher.

Aus den Memoiren des Grafen von O***.

Erſter Theil.

Man ſieht hier die Anlage zu einem Werke, welches, vollendet, wahrſcheinlich die Vorzüge des Räuberchens und des [illegible] Romans in ſich vereinigen könnte. Wie ſehr trifft dieß nicht ſchon in dem erſten Buche des erſten Theils ein.

Der Charakter des Prinzen iſt unter allen vorkommenden von dem Verfaſſer am wenigſten verhüllt. Auch ſeine deutſchen Begleiter ſind offen dargelegt; der Armenier aber, die Griechen und Italiäner, die in ſein Schickſal eingreifen, erſcheinen uns in einem romantiſchen Dunkel. Die Geſchichte der erſten Bekanntſchaft des Prinzen mit der geheimnißvollen Schönen iſt ganz in dem Geiſte der ſpaniſchen Novellen. Doch zu was ein Fragment ſo genau betrachten, das von der Hälfte des vorhandenen erſten Theils an immer mehr die Spuren einer eilenden Hand trägt. Wenn das erſte Buch nur ſtetige Vorfälle und eine ausführliche Darſtellung enthält, ſo werden ſpäter die Begebenheiten immer mit wenigeren Strichen ſkizzirt, ſo daß man vermuthen darf, Schiller habe bey der Beendigung des erſten Theiles keine entſchiedene Luſt zur Fortſetzung mehr gehabt.

Indem wir hier in dem Muſeum des unſterblichen Bildners gerade zuletzt einen Torſo betrachten, können wir uns nicht des Gedankens erwehren, daß Schillers ſämmtliche Werke, als ein Ganzes betrachtet, eine Art von Fortſetzung zulaſſen, die er auch gewiß bey nun bald zu erringender vollſtändigen inneren Harmonie am beſten ausgeführt haben würde, und die nun leider ein frommer Wunſch bleibt, wenn es uns nicht geziemt, zur vollkommenen Befriedigung unſeres dichteriſchen Geſchmackes Göthens Werke jenen Schillers beyzugeſellen, und ſo durch den Wechſel von Kampf und Ruhe unſer Weſen wohlthätig und ſtärkend zu berühren.

Bayerische Staatsbibliothek München